Mancherlei

für Jung und Alt.

Ein Buch für Schule und Haus.

Eine Sammlung von Lesestücken

aus deutschen Dichtern und Schriftstellern der neueren und neuesten Zeit

mit besonderer Berücksichtigung

der reiferen Jugend höherer Bildung.

Von Maria Holland, geb. von Schmid-Rossheim.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1884.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Vorwort.

Obgleich Jung und Alt diese Sammlung aus deutschen Dichtern und Schriftstellern der neueren und neuesten Zeit mit Interesse und Befriedigung lesen werden, so soll sie doch insbesondere der reiferen Jugend höherer Bildung gewidmet sein. Nur was nach Form und Inhalt mustergiltig ist, wurde bei der Auswahl des Lesestoffes aufgenommen. Hauptsächlich sah man darauf, nur Neues zu bringen und alles auszuscheiden, was in unsern Lesebüchern für höhere Lehranstalten schon enthalten ist. Diese ausgewählten Stücke sollen zugleich als Proben für die Litteraturgeschichte dienen und die Schriftsteller in ihren Vorzügen und Eigentümlichkeiten zeigen. Der Hauptzweck des Buches aber soll sein, Geist und Herz der Jugend zu bilden und zu veredeln; es ist so viel Mühe, Fleiß und Sorgfalt auf diese Sammlung verwendet worden, daß sie auch in klösterlichen Lehr- und Bildungsanstalten gewiß willkommen sein wird. Nötige Kürzungen und kleine Abänderungen haben nur in vereinzelten Fällen stattgefunden. Die Orthographie ist durchweg nach einem einheitlichen Plane geregelt und entspricht den Forderungen der Neuzeit.

Möchte nun dieses, so reichen, anregenden Stoff enthaltende Buch den lieben Lesern und Leserinnen manche angenehme Stunde bereiten, ihnen lieb werden und von Nutzen sein für Zeit und Ewigkeit.

München, den 15. Oktober 1884.

Verzeichnis des Inhaltes.

Prosa.

I. Erzählungen, Märchen, Humoristisches.

II. Geschichtliche Ereignisse.

III. Biographisches.

IV. Landschaftliches. Länder- und Völkerkunde. Reisebeschreibungen.

V. Kulturgeschichtliches.

VI. Kunst.

VII. Naturgeschichtliches.

VIII. Briefe.

IX. Legenden. Parabeln.

X. Religiöse und moralische Abhandlungen. Didaktisches.

XI. Kirchliches Leben.

Poesie.

I. Lyrisches und Verwandtes.

II. Episches.

Erzählungen, Balladen, Sagen, Beschreibendes, Humoristisches.

III. Didactisches. Sprüche. Rätsel.

Verzeichnis der Dichter und Schriftsteller.

(Die hinter jeder biographischen Notiz angegebene Zahl bezeichnet die Seite.)

Brehm, Alfred, Eduard, geb. 2. Febr. 1829 zu Reuthendorf bei Neustadt an der Orla; Direktor des zoologischen Gartens in Hamburg. 36. 231.

Brentano, Klemens, geb. 8. Sept. 1788 zu Thal Ehrenbreitstein; gest. 28. Juli 1842 zu Aschaffenburg. 187. 374.

Brunner, Sebastian, geb. 10. Dez. 1814 zu Wien; lebt in Wien. 450.

Des Bordes, Ludovika Freifrau v., Schwester des Klemens Brentano; geb. 10. Jan. 1787 zu Frankfurt a. M.; gest. 19. Nov. 1854 auf ihrem Schlosse Wasserlos bei Würzburg. 22. 363.

Diel, P. Joh. Bapt., geb. 16. Nov. 1843 zu Bonn; Jesuit zu Münster und in Maria-Laach; gest. 1. Aug. 1876 zu Toulouse. 8. 89.

Diepenbrock, Melchior, geb. 10. Jan. 1798 zu Bocholt in Westfalen; Kardinal und Fürstbischof von Breslau; gest. 20. Jan. 1853 auf seinem Schlosse zu Johannisberg in Österreich. Schlesien. 93.

Doerr, Adolf, geb. 13. Juli 1817 zu Darmstadt; gest. 25. Jan. 1868 in Heppenheim bei Frankfurt. 25. 93. 475.

Dräxler-Manfred, geb. 17. Juni 1806 zu Lemberg in Galizien; gest. 31. Dez. 1879 in Darmstadt. 45.

Dreves, Lebrecht, geb. 12. Sept. 1816 zu Hamburg; gest. 19. Dez. 1870 zu Feldkirch in Vorarlberg. 209.

Droste-Hülshoff, Annette Freie v., geb. 12. Jan. 1798 auf dem väterlichen Gute Hülshoff bei Münster; gest. 24. Mai 1848 auf dem Schlosse Meersburg am Bodensee. 83. 487.

1811 ? geb. Duncker, Max, geb. 1812 zu Berlin; Historiker. 198. † 21 Juli 1886 in Ansbach

Ebeling, Adolf, geb. 24. Okt. 1822 zu Hamburg; lebt in Düsseldorf. 246.

Ebers, Georg, geb. 1. März 1837 zu Berlin; Professor in Leipzig. 63. 130. 390.

Ebert, Karl, Egon, Ritter v., geb. 5. Juni 1801 zu Prag; gest. daselbst 24. Okt. 1882. 35. 294. 485.

Ehrhart, Vincenz v., geb. 13. Sept. 1824 zu Innsbruck; gest. 9. Mai 1873 zu Wien. 461.

Eichendorff, Joh. Freih. v., geb. 10. März 1788 auf Schloß Lubowitz bei Ratibor in Oberschlesien; gest. 26. Nov. 1857 zu Neisse in Schlesien. 63.

Felder, Franz, Michael, geb. 13. Mai 1839 zu Schoppernau im Bregenzer Wald; gest. 26. April 1869 daselbst. 506.

Feuchtersleben, Ernst Freih. v., geb. 29. April 1806 zu Wien; gest. daselbst 3. Sept. 1849. 441.

Fischer, Joh. Georg, geb. 25. Okt. 1816 zu Groß-Süssen in Württemberg; Professor in Stuttgart. 449.

Fleischmann, Franz Borgias, geb. 1. Jan. 1822 zu Bogen; gest. 28. Mai 1868 zu Aschaffenburg. 321.

Förster, Ernst, geb. 8. April 1800 zu Münchengosserstadt bei Altenburg; lebt in München. 159. † 29 April 1885.

Friedreich, Joh. Bapt., geb. 19. April 1796 zu Würzburg; gest. daselbst 29. Jan. 1862. 123. 324.

Führich, Joseph v., geb. 9. Febr. 1800 zu Kratzau in Böhmen; Maler; gest. 13. März 1876 in Wien. 14.

Geibel, Emanuel, geb. 18. Okt. 1815 zu Lübeck; gest. daselbst 6. April 1884. 86. 368. 478. 512.

Geissel, Joh. v., geb. 5. Febr. 1796 zu Gimmeldingen an der Haardt in

Fang an mit Gott! — das ist ein schützend Wort.

Fang an mit Gott! das ist ein schützend Wort,
Und wandre ruhig deine Pfade fort,

Und zittre nicht vor unheildroh'nden Wegen.
Mit Gott! — das ist ein Wort voll reichem Segen.

Da wankt in deiner Hand kein Wanderstab,
Du schreitest sicher dann bergauf, bergab,

Und findest leicht, voll Kraft und voller Gnade,
Durch Sturm und Kampf allzeit die rechten Pfade.

Mit Gott! da wird vor keiner Nacht dir bang,
Das ist dein Licht auf jedes Abgrunds Hang.

Es ist in Eis und Schnee wie sonn'ge Matten,
Im Sonnenbrand wie kühler Waldesschatten,

Es hält des Heils und auch des Segens viel,
Fang an mit Gott! du kommst ans rechte Ziel!

Franz Xaver Seidl.

Von einem Groschen, der mehr als drei Kreuzer wert war.

In meiner lechrainischen Heimat, besonders in unserem Dorfe, hatte ich oft, wenn von verdächtigen, gefährlichen Leuten, von Diebs- und Gaunervolk die Rede ging, den Kohlhofer Martin nennen hören als einen Gesellen, dem man weit lieber alle schlechten Streiche zutraute, als ihm jemals gegen die grundloseste Beschuldigung das Wort redete. Bei jedem Diebstahl in der Gegend war man gewiß, daß der Martl, wenn er auch nicht selber zugelangt hatte, doch sicherlich davon wußte; alte Strolche und Landfahrer galten als seine Vettern und guten Freunde, der Steuertreiber hatte ihn für ewige Zeiten in der Ausstandsliste vorgemerkt, der Förster erkannte ihn als seinen schlauesten Holzdieb und Wilderer, und der Schulmeister für den schlechtesten Christen. Zudem wohnte der Mann abseits von allen Straßen und aller nachbarlichen Überwachung, mitten im Ilgener Wald, in einer einöden Spelunke, seinem Eigentum.

Sein Weib — „die konnte etwas“ — das heißt, sie galt als eine Hexe, seine Buben rauften am verwegensten in allen Wirtshäusern, seine kleinen Kinder bettelten, ein oder das andere aus der Familie saß beinahe immer in der Fronfeste zu Schongau wegen allerlei Inzichten oder Polizeisünden. — Als ich nun auch den Wohnort des Berüchtigten selbst zu sehen bekam, die halbverfallene Hütte, schwarzgeräuchert von den Dämpfen der Kohlenmeiler, die der Martin, versteht sich aus gestohlenem Holze, zeitweise nebenan baute, zunächst umgeben von einem Ackerstück, das seinen Besitzer jedenfalls zu einem steinreichen Mann machte und füglich des Zaunes entbehren konnte, den der Kohlhofer mit einer unerklärlichen Sorgfalt erhielt, Haus und Feld dicht überschattet von den düstern Tannen des Waldes, in dessen Finsternis es sich verbarg: da war ich vollkommen einverstanden mit den Ansichten meiner Landsleute über den Kohlhofer Martin und seine Wirtschaft, und wenn von der Zeit an es sich in Gesprächen, Geschichtenbüchern oder dergleichen von einer Räuberherberge, von unheimlichem Verkehr, von Diebshehlern und Mördergruben handelte, so war meine Phantasie schnell bei der Hand, das alles aufzuputzen mit den Schauerlichkeiten der Kohlhofer Einöde und den Gestalten ihrer Insassen, deren Bekanntschaft ich übrigens niemals persönlich machte. Ich habe bisher von meinen Bubenzeiten gesprochen; später, ich war schon ein gestudierter Mensch, kam auch wieder einmal beim Vespertrunk im Herrenstübl das Gespräch auf den Kohlhofer Martin, und unser voriger Herr Pfarrer selig sagte da: „Ja, mit dem Martl ist mir auch eine seltsame Geschichte begegnet.“ Darauf that der Herr Pfarrer einen Stoßseufzer und erzählte die seltsame Geschichte. — Ich muß aber, ehe ich sie ihm nacherzähle, zu Nutz und Frommen meiner lieben Leser etwelche Berichtigungen vorausgehen lassen, die der hochwürdige Herr im Verlaufe unseres Gesprächs über besagten Martin und sein Thun und Treiben uns mitgeteilt hatte. Er war darüber gewiß besser unterrichtet, als die müßigen Schwätzer, welche an den Kunkelabenden von dem verdächtigen Kohlenbrenner heimgarteten; denn früher war er als Pfarrer in der Wildsteige desselben nächster Nachbar gewesen und hatte, so schien mir's aus seinen Reden hervorzugehen, einen Verkehr mit dem übel verzeichneten Gesellen von viel vertraulicherer Art, als man vermuten sollte.

Es hatte ihm der Martin völlig seine ganze Lebensgeschichte anvertraut, halb lachend und halb weinend, wie es eben kam — zuerst gewöhnlich im übelsten Humor sein Kapitel beginnend, wenn er im Wildsteiger Pfarrhofe als Gast eingesprochen hatte; später mit leichtfertiger Laune über seine Geschicke scherzend, weil sein knurrender Magen beruhigt worden mit dem Abhub von des Hochwürdigen Tische. Der Kohlhofer war eines Kleinhäuslers Sohn aus dem Steingadischen, von vielen

hungrigen Geschwistern das hungrigste, im Winter in der notdürftigen Schule ein schläfriger, böser Bube, im Sommer ein faulenzender Schweinehirt, der das eingebläute Christentum vom Winter her allzeit wieder vergaß und mit seinen Tieren aufwuchs, mitten unter ihnen nicht einmal an die Parabel vom verlorenen Sohne sich erinnernd, mit welchem er doch oftmals den Wunsch gemein hatte, an der Tiere Futter sich sättigen zu können. — Später hatte man ihn unter die Soldaten gesteckt, und als ihm der linke Arm lahm gehauen worden, und er nicht mehr recht schön gerade schultern und präsentieren konnte, wurde er in Gnaden entlassen und ging heim, als ein Knecht sein Unterkommen zu suchen. Es wollte ihn aber kein Bauer annehmen, weil er ein Krüppel war und auch sonst sich nicht viel verstand auf die Bauerschaft. Er hatte viel Not gelitten, ehe ihn die Klosterherren von Steingaden um Gottes willen zum Bettelvogt machten. Sein Amt trug ihm gerade so viel, daß er selber hätte betteln müssen, wenn er nicht Hungers sterben wollte. Das that er nun nicht, vielmehr setzte er sich in ein gutes Einvernehmen mit dem Volk, dessen geschworener Feind er von Amtswegen hätte sein sollen. Die Gauner und Vagierer traktierten ihn als ihren wohlgünstigen Herrn und Freund, sie lösten sich mit einer Ehrengabe aus seinem Bann und verkehrten zuletzt mit ihrem Verfolger wie mit ihresgleichen. Bei solchem vertraulichen Umgang ersah leider der Bettelvogt, daß die Leute, so den Gesetzen Hohn sprechen und sie übertreten, oftmals besser daran waren, als jene, die sie halten oder doch aufrecht erhalten sollten. Die Ungestraftheit mancher Übelthat leuchtete ihm als um so möglicher ein, da er selbst oftmals das Verbrechen aller Folgen entledigte; er bot neben seinem Schutz allmählich seine Hilfe an, erhielt sein redlich Teil und ward somit aus einem gesetzlich bestellten Gegner der Diebe ohne großes Bedenken ihr verpflichteter Zunftgenosse. Irgend ein größeres Unternehmen der Bande mißlang bald darauf, Martin ward mit auf der That ertappt und wanderte auf mehrere Jahre ins Zuchthaus. Hatte er als entlassener Soldat schon keinen ehrlichen Dienst mehr finden können, so mißlang es ihm um so mehr als entlassener Sträfling. Zwar brachte er das beste Sittenzeugnis mit aus der Strafanstalt, hatte dort allerlei erlernt und sich sogar ein ziemliches Stück Geld erarbeitet; darauf aber gab man wenig, meinte, er sei eben doch ein Lump und für nichts zu brauchen. Da ließ sich der Martin einen Paß geben und ging in die Fremde, ins Tirol. Etwa nach zwei Jahren brachte man ihn auf dem Schub zurück, und nicht allein, sondern mit seinem Weibe und einem kleinen Kinde, die er sich derweil erworben hatte. Das Weib hatte ein paar hundert Gulden ererbt gehabt, lebte als ledig bei Verwandten und machte unseres Martins Bekanntschaft, da er als wandernder Anstreicher

und Maler ihres Vetters Thüren und Kästen mit Rosen und Heiligen bemalte. Die beiden begehrten sich zu heiraten; weil jedoch weder Sippschaft noch Obrigkeit die Erlaubnis hierzu erteilen wollte, liefen sie, wie es in jenen Orten im Vintschgau noch heute üblich ist, nach Rom, ließen sich dort einsegnen und alsdann gelassen von der Polizei nach Hause befördern, vorerst in der Braut Geburtsort, wo man für gut fand, das Ehepaar in die Heimat des Mannes zu verschicken.

Abermals ward der Martin für etliche Monate ins Spinnhaus gesetzt und nach Verlauf derselben mit einem Besserungszeugnis entlassen. Mit dem Erbteil seines Weibes erwarb er nun jene Heimat, die seiner Person gerade noch fehlte, um sie vollends zu einer verrufenen zu machen. Der Kohlhof war das Eigentum eines armseligen Kohlenbrenners gewesen, und Martin beabsichtigte bei dem Kaufe nichts anderes, als mit dem Handwerke seines halberblindeten Vorgängers einen ehrlichen Broterwerb zu gewinnen. Kaum aber hatte er sich eingenistet in die bisher unbeachtete Rauchhöhle, so galt sie und ringsumher das Revier nicht mehr für geheuer, und weil er selbst sein Gesicht berußte, nahmen die Leute keinen Anstand, desgleichen mit dem letzten weißen Flecklein seines guten Namens zu verfahren. Mit einem Weibe, das ihm lieber war, als man sich's bei einem Menschen seiner Art zu denken gewohnt ist, mit Kindern, für die ja selbst das Tier des Waldes sorgt, mochte der Martin allen Ernstes daran gedacht haben, so rechtschaffen wie andere Leute sich durchs Leben zu schlagen; aber es scheint, diese anderen rechtschaffenen Mitmenschen haben es ihm schwerer gemacht, als er es sich vorstellte, bis er allmählich von dem guten Vorsatze wieder abkam; wie weit, das wollen wir nicht entscheiden. Man hat ihn wenigstens nie mehr eines größern Vergehens überweisen können. War er wirklich unschuldig an dem vielen, das man ihm und den Seinen zur Last legte, oder hatte er gelernt, wie man sich sicherstellen müsse gegen die Gerechtigkeit, welche mit dem Aburteilen mindestens bedächtiger zu Werke ging, als seine Nachbarn mit dem Beschuldigen: so viel bleibt gewiß, daß bald nach seiner Übersiedelung in die Einöde der Mangel, die bitterste Not sich einstellten bei dem angehenden ehrlichen Mann, und da er wenig oder keine Abhilfe seines Elends am geraden Wege fand, er sich dieselbe nahm, wo es nicht ohne Übergriff in fremde Rechte geschehen konnte. Er sollte Steuern zahlen und konnte kein Holz aufbringen zu einem neuen Meiler; nebenan in der Amperhalde verfaulten die schönsten Stämme. Ob er sich etliche fällte, das spürten die reichen Bauern nicht; seine Kinder hungerten, und hart vor seiner Thür spazierten feiste Rehe vorüber. Ob er eins fing, das schadete dem König nichts. So hatte der Kohlhofer Martin über Mein und Dein zu rechnen sich angewöhnt,

weil er seinen Katechismus vergessen und ihm die andern Menschen auch nicht allzu deutlich bewiesen, daß sie denselben ihrerseits besser im Gedächtnisse behalten hätten.

Solchergestalt war es beiläufig mit dem Manne bestellt, als dem Herrn Pfarrer von der Wildsteige folgende Geschichte passierte.

Eines Nachmittags kehrte der Hochwürdige von Schongau oder Peiting — ich weiß es nicht mehr genau — nach seinem einsam gelegenen Amtssitz zurück, und zwar über den Ilgenberg und den im Bergwald verborgenen Wallfahrts-Weiler ‚Auf der Wies‘ — auf einem Wege, der stets von der Straße und belebtern Orten fern bleibt und sich durch Busch und Heide, einsame Wiesengründe und dichten Waldstrich, wie sich dies alles in jenen vorgebirgischen Landschaften hart aneinander findet, bald aufwärts, bald abwärts in eigener Heimlichkeit hinschleicht. Unser frommer Wanderer hatte eben die merkliche Höhe des Igelbüchels erklommen und hielt erst aufatmend an, als ihn ein Stückchen freien Himmels das karge Stück Erde deutlicher sehen ließ, auf welchem die Kohlhofer Hütte stand. Sie war dem Herrn Pfarrer eben kein neuer, überraschender Gegenstand; dennoch verweilte er ein paar Minuten über dem Anblicke, dachte etwa daran, wie sein Pfarrhof dennoch viel lieblicher und lustiger auf dem grünen Büchel neben Sanct Sebastiani Kirche oben stehe und ihn bald mit der einladend blauen Rauchsäule aus dem blanken Schlote begrüßen werde, sah auch nach der Uhr, wie lange er noch dieses tröstlichen Augenblickes warten müsse, und warf noch einmal einen vergleichenden Blick auf des Kohlenbrenners jammersames Gehöfte. Jetzt ersah er auch den Eigner desselben in nicht minder baufälliger Gestalt, zerrissen und geräuchert wie jenes, und bemerkte, daß er von demselben schon früher beobachtet sein mochte, weil der Martin hart am Gitter seines Zaunes stand, die Augen nach dem Kommenden gerichtet, gleichsam bereit, ihn an seinem Gebiete mit besonderer Aufmerksamkeit zu empfangen.

Dazumal war der Kohlhofer schon längst eingenistet in der Ödenei, wie in dem bösen Leumunde, die beiden einzigen Besitztümer, die ihm niemand streitig machte. Als denn der Hochwürdige den armen Sünder mit seinem grauen Bart, wie auch die ganze Umgebung, die kümmerlichen Kartoffelstauden im Steinfeld, das spärliche Sonnenlicht in der Waldgrube, die Hütte nebst Zubehör abermals sich zu Gemüte zog, griff er unwillkürlich in die Tasche, erwischte einen Groschen und ging dann rüstigen Schrittes auf den Kohlenhof und seinen Besitzer zu. Der sprach kein Wort, hob auch keine seiner Hände, die er über der Brust gekreuzt hielt, selbst als der Pfarrer hart am Gitter stand, so daß ihm dieser den Groschen gleichsam in die Brusttasche schieben und zuerst sein „Grüß Gott, Martin!“ zurufen mußte. Jetzt wohl langte der wunderliche Thür-

hüter mit der Linken nach dem Geldstück, stieß auch das Gitter auf, murmelte etwas wie ein „Gelt's Gott treulich und fleißig!“ und beugte dann rasch um nach der Hütte. Erst als der Pfarrer schon daheim saß, kam ihm plötzlich, da er von seiner Begegnung erzählte, das heutige Thun und Wesen des Kohlhofer Martls, mit welchem er übrigens schon öfters auf den Waldwegen der Umgegend, wie auch an dieser Stelle zusammengetroffen war, seltsam und ungewöhnlich vor. Derselbe hatte ihn früher niemals mit so wunderlicher Artigkeit an der Zaunpforte erwartet; auch war es ihm nun, als habe der Martin irgend etwas unter seiner Juppe verborgen; kurzum, er fürchtete sich jetzt nachträglich vor dem alten, verrufenen Kohlenbrenner. Weil er aber doch schon einmal wohlbehalten hinter dem Tische beim Abendbraten saß, ging solche Furcht bald vorüber und scheint bei unserem hochwürdigen Freunde selbst sich nicht mehr eingestellt zu haben, als später sogar der Verdächtige gastlich bei ihm einsprach, und der öftere Besuch bis zu Martins Todestag dauerte, welcher auf ein paar Jahre früher fallen mochte, als das Gespräch im Herrenstübl, dem wir diese Geschichte entnehmen.

Von dem Sterbetage des Kohlhofers datierte sich aber der Schluß bemeldeter Erzählung unseres Herrn Pfarrers, und wir lassen ihn denselben am besten selber vortragen. „Wohl etliche Jahre nach selbiger verwunderlicher Begegnis,“ so hob der Hochwürdige an, „kömmt einmal just nach der Vesper an einem Sonntage in der Fasten ein Mädl zu mir in den Wildsteiger Pfarrhof gelaufen; die sagt: ‚Hochwürden Herr Pfarrer, Ihr solltet so gut sein und weidlich zum Vater kommen, er will sterben.‘ Ich kannte dies Geschöpf nicht und fragte: ‚Wer ist denn dein Vater?‘ Sagt sie: ‚Der Kohlhofer Martin, und er hat gesagt, er hätte Euch was zu sagen, — Ihr möchtet Euch nur schleunen, weil er meint, er werd's nimmer lang machen.‘ Ich nehm' also flink Hut und Stock und mach' mich auf nach der Räuberhöhle, wohin mir das Mädl voranläuft. In einer Erbärmlichkeit, die ich nicht beschreiben kann, liegt dort der Martin auf einem Strohsacke, und ich hab' wohl ebenfalls gemerkt, daß es bei ihm Matthäi am letzten heiße. Er winkt der Stube voll Kinder, — sein Weib war schon eine gute Weile früher gestorben, — und schickt sie hinaus, als ob er beichten wolle. Darum rück' ich mir einen Stuhl an sein — sozusagen — Bett, setz' mich zu ihm und sag': ‚Nun Martin, da wär' ich in Gottes Namen, rückt nur heraus mit der Sprach', — was habt Ihr mir anzuvertrauen? Wir werden schon zurechtkommen miteinander, und Ihr noch leichter mit dem lieben Herrgott, der da nicht will den Tod des Sünders‘ u. s. w. Kurz, ich rede so, wie's der Brauch ist. Der Martin hört eine Weile ganz fleißig zu; endlich spricht er: ‚Hochwürden, ich dank' schön für die Zusprache, ich hab'

aber schon heute Vormittag unserm Herrn Kaplan gebeichtet; Ihnen hab' ich nur was anderes sagen wollen, was mir auch noch am Herzen liegt.' Darauf sammelte er sich Atem in der ausgemergelten Brust und hebt wieder an, wobei er mich mit einem Blick fest und unverwandt anschaute, solang er sprach. — ‚Sie denken wohl nimmermehr an den Tag, — wissen Sie, es ist schon wohl etliche Jahr' — im Herbst so um Michaeli mag's gewesen sein, — als Sie einmal am Gitter dort außen mir einen Groschen schenkten?' Ich besinne mich wirklich nicht sogleich, sag' aber doch: ‚Nun ja, — wegen eines Groschens — laßt's nur gut sein! 's ist ja des Redens nicht wert.'

„Der Martin aber fällt mir ins Wort und spricht: ‚Ja wohl nicht, der Groschen ist für mich viel wert gewesen und noch wert, viel hundert und tausend Gulden; ohne denselben wär' wohl allerlei geschehen, was besser nicht geschah, und wir würden nicht mehr miteinander davon schwätzen können, — wir wären beide, weiß Gott, wo — Sie im Himmel — und ich unterm Galgen verfault, — oder noch an einem schlimmern Ort! Zu selben Malen, müssen Sie wissen, ging's mir gerad so elend und schlecht, wie all mein Lebetag nie, gerad alles kam auf ein Häufl zusammen. Mein Weib lag sterbenskrank da, mein älterer Bub im Loch, weil er den Amtsknecht geschlagen, der uns pfänden wollte; übermorgen sollte ich dennoch gepfändet werden, es war kein Pfennig im Haus, kein Stäubl Mehl in der Truhe, kein Stückl Brot in der Schublade. Ich wußte mir nicht mehr zu raten und zu helfen, ich war erpicht auf Gott und die Welt und wär' um einen roten Heller zu gleichen Füßen in den feurigen Höllenrachen gesprungen. Ich hab' zu mir gesagt: 's ist keine Barmherzigkeit bei Gott und noch weniger unter den Leuten, und es kam mir der Gedanke, ich wollte nur nochmal eine Probe anstellen, alsdann aber thun, was mir der Teufel eingiebt, — morden und rauben.'

„So sagt der Martin und fährt fort, derweil mir die Haut schaudert: ‚Ich nehm' also eine Axt und verstecke sie im Kittel, stell' mich ans Gitter hinaus und sag' bei mir: Der erste, der jetzt des Weges kommt, der muß mir, ohne daß ich ihn anbettle, freiwillig ein Almosen schenken, sei's auch ein Pfennig; thut er's nicht, so schlag' ich ihn tot. Ich hätt's gethan bei meiner armen Seele! Aber da sind Sie daher gekommen, Hochwürden Herr Pfarrer, und haben mir selbigen Groschen geschenkt — 's ist alles noch gut gangen. Herr Gott, 's wär doch erschrecklich gewesen — wenn ich Sie hätt' mit meiner Axt totgeschlagen!'

„Man kann sich leicht vorstellen, wie mir geworden ist, als der Kohlhofer Martin solche Reden führte. Hat sich danach noch vielmal bedankt wegen des Groschens und ist in der Nacht ganz christlich verschieden."

So lautete des Herrn Pfarrers Geschichte. Sein armes Gröschlein hat einen Mord verhütet; zu rechter Zeit hörte er auf die Stimme des Mitleids. — Wie meint Ihr, wenn des Kohlhofers Nachbarn und Nebenmenschen früher schon auf diese Stimme gehört hätten, ob es jemals dieses Groschens bedurft haben würde, um ihn vor der Gefahr zu retten, als ein Verzweifelter am Rabenstein zu enden?

Jos. Friedr. Lentner.

Christoph Kolumbus.

Zu Valladolid im Tode
Ringt der große Admirante,
Liegt Don Christoval Colombo,
Der entdeckt die neuen Lande.

Und er spricht: „Bringt mir die Ketten,
Freudig hab' ich sie getragen,
Und sie halfen mir besiegen
Meines Herzens stolzes Schlagen.“

Und er nimmt das Kreuzeszeichen,
Blickt es an mit lieben Blicken;
Küsse auf die heil'gen Wunden
Seine heißen Lippen drücken.

„Dir geweihet war mein Leben,
Deinem Ruhm und deiner Ehre;
Deinen Namen auszubreiten,
Zog ich durch die fernen Meere.

„Wenn an Ehrgeiz ich gesündigt,
Leg' ich's ruhig dir zu Füßen,
Spott und Hohn, den ich erduldet,
Helfen meine Sünden büßen.“

Seufzer aus der Brust sich ringen,
Und schon naht die Todesstunde,
Draußen singen Nachtigallen,
Bringen von dem Frühling Kunde.

Plötzlich strahlt des Kranken Auge
Wie in überird'schem Glanze,
Um sein Haupt die Morgenstrahlen
Winden sich zum goldnen Kranze.

„Wie so süße Düfte strömen!
Hört ihr nicht die Palmen wehen?
Seht ihr nicht die weißen Engel
Durch die neuen Welten gehen?

„Dome steigen aus Platanen,
Städte sich am Meer erheben,
Frohe Morgenglockenklänge
Ueber all die Inseln schweben.

„Nun laß mich in Frieden fahren,
Deinem Schutz ich mich befehle;

Zu der ewig stillen Heimat
Führe aufwärts meine Seele."

Und das heil'ge Kreuzeszeichen
Küßt er noch zum letztenmale,
Seine Augen brechend sinken
Mit dem ersten Morgenstrahle.

Zu Valladolid verschieden
Ist der große Admirante —
Trauernd all die Palmen rauschen
In dem neuentdeckten Lande.

Joh. Bapt. Diel.

Königskrönung.

Die Königskrönung läßt sich passend mit der bischöflichen Ordination vergleichen. Durch diesen kirchlichen Akt, bestehend in Segnungen und Gebeten, in der Salbung mit Öl, als dem Symbole der Gnade und der alle Gebrechen und Wunden heilenden Kraft Gottes, und in der Überreichung verschiedener auf die königliche Würde bezüglichen Symbole, wird diese und mit ihr das ganze Reich in der eigentlichsten Bedeutung des Wortes christianisiert und geheiligt; daher bezeichnet man im weitern Sinne die Königskrönung sogar mit dem Ausdrucke Sakrament, ohne jedoch, wie dies im Oriente geschah, sie wirklich als ein achtes Sakrament zu betrachten. Durch diese Handlung wird es deutlich kundgegeben, daß die königliche Gewalt von Gott und nicht vom Volke kommt; sie ist nicht so sehr die Anerkennung eines entstehenden, als vielmehr die Heiligung eines selbst in den Wahlreichen schon bestehenden Rechtes. Sie zeigt dem Könige die Erhabenheit seiner Würde, aber auch die Größe seiner Pflichten; sie zeigt jedoch nicht minder dem Volke, wie es den von Gott Erwählten durch Gehorsam zu ehren, und was es von dem zu erwarten habe, der die ersten Augenblicke seiner Thronbesteigung dazu verwendet, um laut und öffentlich vor aller Welt sich als den Diener Gottes und den Sohn der Kirche zu bekennen, und dazu benützt, um mit feierlichem Gelübde zu versprechen, in Gerechtigkeit sein Reich zu regieren.

Sind zwar die Ritualien, die man bei der Krönung anwendete, nach Verschiedenheit der Länder und Zeiten verschieden, so stimmen sie doch der Hauptsache nach überein. Es findet sich daher auch alles Wesentliche, ja selbst die uralten, hierbei gebräuchlich gewordenen Gebete, in dem noch jetzt üblichen Pontificale Romanum wieder. „Erhaben ist diese Spendung," sagt der heilige Petrus Damiani, „weil sie eine erhabene Gewalt bewirkt. Denn wenn ein Geblüt von solchem Adel, sei es durch Geburt oder Wahl für den Thron bestimmt, zum König erwählt wird, dann wird der geistliche und weltliche Adel, des ganzen Reiches Kraft,

zusammengerufen. Hier steht die ruhmvolle Genossenschaft der Primaten, Metropoliten und Bischöfe, dort der achtbare Adel der Herzoge, Grafen und Kastellane. Inmitten schreitet einher der Mensch, der über Menschen herrschen soll, umringt von ansehnlicher Schar. Dann wird er zum Altare des höchsten Fürsten geführt, um des Reiches Beginn von Dem zu empfangen, durch welchen die Könige herrschen.“ Hier am Altare des Herrn redet der die Krönung vollziehende Primas oder Erzbischof den in seinem ritterlichen Schmucke hinzutretenden Fürsten an, und macht ihn auf die schweren Pflichten aufmerksam, die er zu übernehmen im Begriffe steht. Öfters geschah dies frageweise, indem der zu Krönende dabei zugleich einstweilen ohne Eid die Erfüllung bestimmter Obliegenheiten gegen Kirche und Volk versprach. Nachdem dieses geschehen, wird der Krönungseid abgelegt, worauf nicht selten, besonders in den Wahlreichen, aber auch in andern, der versammelte geistliche und weltliche Adel nebst dem Klerus und dem Volke durch die Frage: ob man diesen Fürsten zum Könige haben und ihm gehorchen wolle? zur Acclamation aufgefordert wurde. Die Leistung des Eides geschieht knieend, wobei die Schwörfinger auf das Evangelienbuch gelegt werden. Eine sehr alte, sowohl in England als in Frankreich gebräuchliche Formel läßt den Fürsten dreierlei in folgenden Worten versprechen: „erstens, daß die Kirche Gottes und das ganze christliche Volk unter meiner Regierung wahren Frieden genießen sollen; zweitens, daß ich jede Art von Raub und Ungerechtigkeit jedermann, ohne Unterschied des Standes, verbieten will; drittens, daß ich befehlen will, in allen Urteilen Unparteilichkeit mit Barmherzigkeit zu verbinden, damit der allgütige und allgnädige Gott durch seine ewige Barmherzigkeit uns allen vergebe. Amen.“ Der Eid im Pontificale Romanum hingegen lautet, in Übereinstimmung mit andern Krönungsformularen, folgendermaßen: „Ich, mit Gottes Zustimmung künftiger König, bekenne und verspreche vor Gott und seinen Engeln, fortan der Kirche Gottes und dem mir untergebenen Volke Gesetz, Gerechtigkeit und Frieden nach meinem Können und Kennen (pro posse et nosse) zu wirken und zu bewahren, mit gebührender Rücksicht auf Gottes Barmherzigkeit, wie ich nach dem Rate meiner Getreuen am besten dazu im stande sein werde; den Bischöfen der Kirchen Gottes die gebührende kanonische Ehre zu erweisen und unverletzt zu bewahren, was von Kaisern und Königen den Kirchen verliehen und wiedergegeben ist; den Äbten, Grafen und meinen Vasallen die entsprechende Ehre nach dem Rate meiner Getreuen zu bezeigen. So helfe mir Gott und diese heiligen Evangelien.“ Außerdem war es in einigen Reichen, z. B. in England, Sitte, daß der Eid des Königs noch schriftlich auf dem Altare niedergelegt wurde. Auf den Schwur folgen mehrere Benediktionen des Königs, die teils während,

teils nach der Litanei zu allen Heiligen gesprochen werden, dann die Salbung. Diese geschieht mit dem auch bei der Priesterweihe gebräuchlichen Oleum Catechumenorum, und zwar an verschiedenen Stellen des Armes unter einer Reihenfolge darauf bezüglicher Gebete. Hiervon gab es jedoch einige mit den Kanones nicht übereinstimmende Ausnahmen, indem die Könige von Frankreich auch mit Chrisam, und gleich ihnen die Könige von England auf dem Haupte, der Brust und dem Arme gesalbt wurden, womit nach der Erklärung des heiligen Thomas Becket der Ruhm, die Heiligkeit und die Kraft des Königtums ausgedrückt werden soll. Nach vollzogener Salbung, und nachdem der zu Krönende die königlichen Gewänder angethan, beginnt die Messe und wird bis zum Graduale fortgesetzt, dann aber die Übergabe der Symbole der königlichen Gewalt vorgenommen. Zuerst überreicht der Konsekrator das auf dem Altare liegende Schwert mit den Worten: „Empfange aus den zwar unwürdigen, aber doch an Stelle und durch die Auktorität der Apostel geweihten Händen der Bischöfe das dir verliehene königliche Schwert, und sei dessen eingedenk, was der Prophet prophezeite, indem er sprach: ‚Gürte dein Schwert um deine Lende, Allmächtigster!‘ damit du durch dasselbe die Macht der Billigkeit ausübest, den Druck der Schlechtigkeit kräftig zerstöreſt, und die heilige Kirche Gottes und die Gläubigen verteidigest und beschützest, nicht minder die im Glauben Falschen als wie Feinde des christlichen Namen verabscheuest und vernichtest; Witwen und Waisen mit Milde hilfst und sie verteidigst, das Verlassene wieder aufrichtest, das Aufgerichtete bewahrest, das Unrecht rächest und das Wohlgeordnete bekräftigest, auf daß du also handelnd durch den Triumph der Tugenden ruhmvoll und durch den Dienst der Gerechtigkeit erhaben, dereinst ohne Ende mit dem Erlöser der Welt, dessen Vorbild in deinem Namen liegt, zu herrschen würdig werden mögest. Der mit dem Vater und dem Heiligen Geiste Gott lebet und regieret in Ewigkeit. Amen!“ Mit dem Schwerte umgürtet, entblößt der König dasselbe und schwingt es kraftvoll über dem Haupte, worauf ihm dann der Ring, als das Zeichen des Bundes mit dem christlichen Glauben, an den Finger gesteckt wird. Hierauf folgt die eigentliche Krönung mit den Worten: „Empfange die Krone des Reiches, welche von den zwar unwürdigen Händen der Bischöfe auf dein Haupt gesetzt wird; wolle sie dahin verstehen, daß sie den Ruhm der Heiligkeit und Kraft ausdrücklich bezeichne, und wisse, daß du durch sie auch an unserm Dienste teilhaftig wirst, so daß, wie wir als die Hirten und Leiter der Seelen in dem Innern anzusehen sind, so auch du im Äußern der wahre Diener Gottes, der kräftige Verteidiger der Kirche Christi gegen alle Widerwärtigkeiten, und der tüchtige Vollführer und gedeihliche Lenker des Reiches sein mögest, welches dir von Gott ver-

liehen, und durch die von uns an Stelle der Apostel vollzogene Spendung der Benediktion und unter der Fürbitte aller Heiligen deiner Leitung übergeben ist; auf daß du unter den ruhmvollen Streitern, mit den Edelsteinen der Tugend geschmückt und mit dem Preise der ewigen Glückseligkeit gekrönt, mit dem Erlöser und Heilande, unserm Herrn Jesus Christus, dessen Namen du trägst und dessen Stelle du vertrittst, ohne Ende der Glorie genießest. Der da lebet und regieret Gott mit Gott dem Vater in Einigkeit des Heiligen Geistes in alle Ewigkeit. Amen." Alsdann wird dem Könige das Scepter in die rechte, der königliche Stab in die linke Hand gegeben. In Frankreich war es Sitte, ihm auch eine elfenbeinerne Hand, als Symbol der Gerechtigkeit, zu überreichen; schon Hugo Capet wird auf manchen Siegeln mit derselben abgebildet. Ein anderes, ebenfalls häufiges Symbol der umfassenden Herrschaft war der Reichsapfel, dessen jedoch das Pontificale Romanum nicht gedenkt. Nach Empfang dieser Symbole wird der König in Prozession nach seinem königlichen Sitze hin begleitet, wo er nunmehr von dem Erzbischof feierlich inthronisiert wird. Dieser erhebt dann seine Stimme und ruft durch die Hallen des Domes: „Vivat Rex in aeternum", und der Chor stimmt, um Gott für die Wohlthat zu danken, daß dem Volke wieder eine natürliche, schützende und wohlthätige, Gottes Gesetz unterworfene, und zur Handhabung von Recht und Gerechtigkeit eingeweihte Macht gegeben sei, das Te Deum laudamus an. Danach wird die Messe fortgesetzt; die Lektion wird schon in den ältesten Krönungsordnungen aus den im Levitikus enthaltenen Segensworten über die, welche Gottes Willen thun, genommen, das Evangelium, während dessen Verlesung der König die Krone vom Haupte nimmt, nach älterem Gebrauche, aus Matthäus von Christi Antwort: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist"; in späterer Zeit hat man das Evangelium aber von der Anbetung der heiligen drei Könige dazu gewählt. Während des Offertoriums schreitet der König zum Altare hin und bringt seine Opfergabe dar. Unter der Messe empfängt er dann mit entblößtem Haupte die heilige Kommunion, nach mehreren Krönungsformularen unter beiderlei, nach dem Pontificale Romanum nur unter einer Gestalt, worauf dann von dem Erzbischof die allgemeine Benediktion erteilt wird.

Georg Phillips.

Die Sonne nach ihrer Verfinsterung an die Erdbewohner.

Nun ist's vorbei, ich bin des Schattens bar!
Was das da drunten für ein Treiben war,
Mit langen Röhren, angerußten Scheiben,
Mit Zirkeln meine Flecken zu beschreiben!

Der Jubel war im ganzen Lande los,
Denn ach, der Schatten war erbärmlich groß.
Zwar schauten schon seit tausend Jahren
Auf meine Schwäche hunderttausend Narren,
Und wo sie nur an mir ein Pünktlein sah'n,
Da stimmten sie sogleich Te Deums an.
Und mocht' ich mich mit Wolken dicht umschleiern,
Das hieß nur ihre Wut befeuern,
Ihr Forschen kannte weder Rast noch Ruh',
Und ihrer Brillen Kraft nahm immer zu.
Gezählt, gemessen, abgemalt, o Schrecken!
Sind längstens meiner Ehre kleinste Flecken.
Und, was beinahe mir das Herz will spalten,
Ich mußte die Laterne dazu halten,
Denn ohne mein verschwenderisches Licht
Erblickten sie auch meine Flecken nicht.
Doch waren jene Krittler nur Gelehrte,
Um deren Kram kein Mensch sich weiter scherte.
Verborgen blieb mein schwarzes Mißgeschick
Des Volkes schwachem, waffenlosem Blick.
Doch heute — nein, es war nicht zu ertragen,
Wußt' alle Welt von meiner Schmach zu sagen.
Da saß am Spiegelquell ein schönes Kind
Und schaut' sich fast an meinem Schatten blind.
Da guckt ein Fant — ach, wollt' er in sich gehen,
Da könnt' er Finsternis zur G'nüge sehen.
Am Pfluge hält der Ochs und Landmann still,
Dieweil auch er das Wunder sehen will.
Der Meißel ruht und Sang und Geigen schweigen,
Und plötzlich stockt der Schnitter munt'rer Reigen.
Dort spricht ein Greis mit freuderhellten Blicken
Dem unerfahrnen Volke zum Entzücken,
Wie oft er meinen Glanz schon trübe sah.
Mit offnem Munde steh'n die Laffen da.
Warum so froh, wenn dem erhab'nen Licht
Von seinem Glanz ein kleiner Teil gebricht?
Wie kommt es, daß, wenn edle Menschen fallen,
Sogleich die tausend Glocken Famas schallen?
Daß ihr die nachtumhüllte Majestät
Weit lieber als die eignen Flecken seht?
Und wie nun, wollt' ich im gerechten Grimme
Erheben meine laute Flammenstimme,
Und, was ich drunten auf der Erde seh',
Wenn ich den stillen Gang des Wohlthuns geh',
Verkünden; wollt' ich eure schwarzen Thaten,
Wie ihr die meinen, vor der Welt verraten,
Wo nähm' ich Worte her? Drum laßt mich nun
Mit meinem Glanz und meinen Flecken ruh'n.
Sie sind auch Flecken bloß in euern Blicken,
Denn meinen Glanz wird nie ein Mond umstricken;
Und nochmal — wollt ihr echtes Dunkel seh'n,
So mögt ihr füglich in euch selber geh'n.

P. Gall Morel.

Joseph von Führichs erste Jugendjahre.

(Selbstschilderung.)

Ich bin zu Kratzau, einem kleinen Städtchen an der Grenze der Ober-Lausitz, Bunzlauer Kreises in Böhmen, am 9. Februar 1800 geboren. Außer meinen lieben Eltern und ihrem einfachen Treiben gehören zu meinen frühesten Erinnerungen meine beiderseitigen Großeltern, — schlichte, redliche und fromme Leute. Mein Vater trieb die Kunst, wie sie von ihm unter engen Verhältnissen geübt werden konnte, d. h. er war ein Landmaler, und für die äußerst dürftigen Mittel, die das Leben seiner Entwicklung geboten, ein für alles Künstlerische praktischer, umsichtiger, überhaupt für alles Schöne und Gute höchst empfänglicher Mann, der in allem, was er that und dachte, nach Kräften das Rechte und Beste suchte; — meine Mutter aber eine stille, sanfte, immer thätige Frau. Wir lebten in einem von meinem Vater neuerbauten hölzernen Häuschen, von dem unermüdlichen Fleiße des Vaters und dem Ertrage einiger kleinen Grundstücke.

Bei der Betrachtung der Wichtigkeit der oft so ganz unbedeutend erscheinenden Umstände meiner Jugendentwicklung muß ich mich der Versuchung erwehren, zu sehr ins einzelne zu gehen. Ein eigentliches Erlernen, ein Studium der Kunst trat bei mir erst an der Akademie zu Prag ein, nachdem ich sie schon lange getrieben und mit unbewußter Kühnheit an dem Schwierigsten geübt hatte. Mein Vater malte, stach in Kupfer, fertigte Anstreicher-Arbeiten, alles wie es kam, unermüdet und für kärglichen Lohn, wobei ich ihm nach meinen Kräften zur Hand war, und so, wenn auch noch nicht die Kunst, doch manches, was in sie einschlägt, früher übte, als eigentlich erlernte, oder vielmehr durch Übung erlernte. Einige im Besitze meines Vaters gewesene Kupferstiche, unter denen das Beste ein paar Blätter nach Rubens, eine Bilderbibel und noch einiges der Art waren, gaben meiner Phantasie die erste Nahrung.

Außer den kirchlichen Festen des Jahres, die mich seit frühester Jugend, noch ehe ich etwas Wesentliches von ihrer Bedeutung verstand, immer mit einer eigenen Begeisterung erfüllten, waren meine größten Feste: ein Gang über Land mit meinem Vater nach diesem oder jenem Orte hin. Der gewöhnlichste und mir liebste Ausflug dieser Art war der nach Reichenberg, später auch nach Friedland und dem nicht weit davon gelegenen Wallfahrtsorte Heyndorf. Wenn mir als Knabe schon die ärmliche Kirche meines Geburtsortes mit ihren wenigen Bildern und Schnitzwerken an Altären und Kanzel imponierte, so fand ich an den genannten Orten für mich unversiegbare Quellen des Staunens und der Bewunderung. An diese Gänge knüpfen sich mir teuere Erinnerungen.

Der vornehmen Kunstansicht unserer schönen Geister und Kunstenthusiasten möchte der Anblick einer künstlerischen Erziehung, wie die meinige war, ein mitleidiges Achselzucken abnötigen; ich aber weiß mit Dank gegen Gott und meinen guten Vater, was sie mir genützt und wovor sie mich bewahrt hat. Wenn ich dem Vater bei einem Schreiner im Orte oder einem Bauer auf einem nahen Dorfe ein Brautgerät, Laden, Bettstellen, Schränke und dgl. anstreichen und mit bunten Blumen und Landschaften schmücken half, auf eine Wiege oder einen Kindersarg Engelsköpfe, oder auf Särge für Erwachsene und alte Leute Kruzifixe malen mußte: so hatte ich das frohe Gefühl, ein brauchbares Glied der Familie zu sein und dem Vater bei seinem Erwerbe geholfen zu haben. Dabei schwebte mir immer ein gewisses Kunstideal vor, das sich in die Form des zuletzt gesehenen Besten, sei es ein Bild oder Kupferstich, kleidete; — sah ich gut gemalte Blumen oder Früchte, etwa in einem gemalten Zimmer, so versuchte ich, etwas dem Ähnliches hervorzubringen. So waren Tiere durch lange Zeit mein Lieblingsgegenstand, wozu mich die Anschauung der Natur und der Anblick einiger Kupfer und Radierungen nach Berghem und einigen andern gebracht hatten. Der eigentliche Hintergrund dieser Liebhaberei aber war die Schönheit und Poesie des Hirtenlebens, für das ich schwärmte. Mein Vater unterstützte diese Schwärmerei mit der Erlaubnis, durch zwei Spätsommer die Kühe hüten zu dürfen, da es eben nichts Besonderes zu thun gab. Wer war glücklicher, als ich? Überhaupt war es nie bloß das sogenannte Malerische allein, das mich anregte. Wenn ich bei meiner kleinen Herde, an einem Feldraine hingelagert, die weite schöne Gegend überschaute, über welche die flatternden Wolkengebilde rätselhaft hinzogen und große wandelnde Schatten über Gebirge und Thäler breiteten; wenn ich den Stimmen der Luft und Wälder lauschte, unterbrochen von dem fernen Gesange der Hirten, dem Brüllen und Blöken der Herden, dem Holzschlag aus dem Walde und dem Glucken und Murmeln der Bäche: da bevölkerte ich die Gegend mit meinen Phantasieen, genommen aus meiner kindlichen und kindischen Lebensanschauung. Es zogen wunderbare Bilder an mir vorüber, aus mir heraus und in mich hinein. Die Einsamkeit sprach mit beredter Zunge zu mir. Damals verstand ich wenig davon, erst heute verstehe ich meine Jugend.

Die Gegend meiner Heimat hat nicht die Großartigkeit der Alpenwelt, aber immer noch Reiz genug, um jedem Empfänglichen für schön zu gelten. Lange, mit allerhand Holz, besonders aber mit ernsten, duftigen Tannen- und Fichtenwäldern bedeckte Bergzüge, mit weiten offenen Thälern, die oft kleinere von überraschend schöner und romantischer Lage mit Felsen und Wald einschließen; klare Bäche und ein großer, von den

Bergen niedergehender Quellenreichtum; herrliche Wiesen, lieblich begrünte Hügel, wo Gruppen säuselnder Birken stehen; eine weite Aussicht von der Höhe, mit einer alten Buche oder zerstürmten Fichte gekrönt, die man weit sieht; von solchen Stellen sich hinabziehende Gründe, Fichten und Tannen, deren einförmiges, geheimnisvolles Rauschen im Thale etwa von dem Geklapper einer Mühle unterbrochen wird; liebliche Dörfchen mit großen Linden vor den Bauerngehöften, und von den Dörfern aufwärts Äcker und Saatfelder bis zum Saume der Wälder, die sich teilweise wieder herabziehen, und mit duftenden Kräutern bedeckte Bergwiesen heimlich und traulich einschließen: — das war die Natur, die mich umgab, in jeder Tag- und Jahreszeit mir immer neu und lieb. Aber der Geist, der überall, wo die Kirche herrscht, seinen sanften Lebenshauch verbreitet, verleiht auch der Natur eine höhere Weihe, indem er den Wanderer an schönen und bedeutenden Punkten der Landschaft durch Kapellen, Kreuze oder sonst ein einfaches Bild an seine höhere Heimat und an die Geheimnisse unserer Erlösung erinnert. So kunstlos und ärmlich auch diese Monumente der Frömmigkeit oft sind, so führen sie doch eine tief eindringliche Sprache. Diese lernte ich früh, und ich erinnere mich lebhaft, welchen Eindruck es mir machte, wenn ich mit meinem Vater über Land ging in den frischen, schönen Morgen hinein, wenn das Kleid der Schöpfung mit Perlen übersäet prangte und an jedem Grashalm ein Tau-Juwel glänzte, der muntere Wachtelschlag aus den Saaten, der Lerche Jubellied aus den blauen Höhen niedertönte. Wenn nun die Anhöhe erstiegen war, und der Vater, bevor wir uns umsahen, beim Kreuze den Hut abnahm und halblaut das Gebet sprach: „Wir beten dich an, Herr Jesu Christ, denn durch dein heiliges Kreuz hast du die Welt erlöst"; — wenn er im Anblicke der reichen Segensfülle der Natur das Wunder der höchsten Liebe und der höchsten Schmerzen anbetend verehrte, und mir dann von der schuldigen Dankbarkeit gegen Gott sprach; — oder wenn er im rauschenden Walde, an der Muttergottes-Kapelle vorbeischreitend, nachdem er ein Ave gebetet und ihre Fürbitte erfleht, Maria unsere Mutter nannte, und der Milden und Gütigen sich und uns alle empfahl: so war ich mir zwar damals der tiefen Eindrücke nicht bewußt; aber in späteren Lebenstagen, wo Umgang und Lektüre mich zum Teil innerlich zu verflachen drohten, tauchten sie als schöne Erinnerungen mit der leisen Stimme der Warnung und des Vorwurfs wieder in mir auf und brachten mir, wenn auch nur auf Augenblicke, jene Stimmungen wieder; und unwillkürlich kam mir dann oft, wenn ich in lauter, lustiger Gesellschaft von einem Spaziergange, dessen Ziel etwa dieser oder jener Wirtshausgarten gewesen, selbst lustig und jugendlich übermütig nach Hause kehrte, die Erinnerung an so manche Heimkehr mit meinem Vater, wenn der

Abend in die Thäler sank, und ich inniger seinen belehrenden Gesprächen horchte und sie erwiderte; — wenn wir in der duftenden Stille durch die Dörfer wandelten, und der Vater die etwa vor der Thüre sitzenden Landleute mit dem schönen Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus!" grüßte, oder denselben Gruß eines Vorübergehenden mit den Worten: „In Ewigkeit!" erwiderte, oder wenn er beim Klang der Abendglocke das Angelus Domini sprach, und nun der Kirchturm unseres stillen Örtchens aus der Dämmerung hervortrat und hie und da ein freundlich Licht; wenn uns die Mutter freundlich entgegenkam, und ich bei einem Gerichte Kartoffeln die kleinen Abenteuer des Tages erzählte: — das und so vieles andere kam mir später oft wieder zu Sinnen unter veränderten inneren und äußeren Verhältnissen. Religion, Kunst und Natur flossen in meinem Gemüte in unbestimmten poetischen Schwingungen in ein Ganzes zusammen. Wie alles, was ich damals mit meinen schwachen Kräften in der Kunst hervorbrachte, in Beziehung zur Religion stand, so bekam auch alles, was mich umgab, von ihr seine Färbung. Was ich in Bezug auf die kirchlichen Feste schon erwähnte, kommt hier wieder in Betracht. Der Winter mischte seine Bilder mit Advents- und Weihnachtsbildern und Klängen, besonders war die Weihnachtszeit für mich eine Zeit der höchsten Freude. Ostern und Frühling waren eins und dasselbe, wie Sommer Pfingst- und Fronleichnamsfest; dem Herbste gaben dann die Feste Allerheiligen und Allerseelen tieferes Gepräge und Physiognomie. Wie eine Krippe zu Weihnachten mir von frühester Kindheit ein unentbehrliches Bedürfnis war, so waren auch Krippenfiguren, die ziemlich das erste gewesen sein mögen, worin ich mich versuchte, um diese Zeit meine liebste Arbeit.

Ich besuchte die Schule meines Ortes und lernte, außer den gewöhnlichen Gegenständen, meinem Wunsche nach etwas Musik, für deren Eindrücke ich sehr empfänglich war. Ein altes Kirchenlied, von meiner Großmutter gesungen, blieb besonders in den betreffenden Festzeiten oft wochenlang meine geistige Begleitung; ein Pastorale, in der Weihnachtszeit gehört, rührte mich bis zu Thränen.

Die Erziehung von seiten meines Vaters war sehr streng im bessern Sinne des Wortes zu nennen. Alles, was den Charakter der Bosheit trug, besonders Ungehorsam, wurde mit nachdrücklicher körperlicher Züchtigung geahndet; in allen anderen Dingen war mein Vater nachsichtig und ging, außer wenn ich ihm Gelegenheit zur Unzufriedenheit gab, wie ein Freund mit mir um. Ich verkehrte nur mit wenigen Knaben meines Alters, wozu besonders die beiden Söhne unseres Arztes, eines Jugendfreundes meines Vaters, gehörten, die jedoch, für mich zu bald, ihrer Studien wegen Kratzau verließen und nach Prag gingen. Es sind dies

die beiden Professoren Stephan und Karl Damian Schroff, mit welchen die Vorsehung mich in Wien wieder zusammenführte und die mir ihre alte Liebe bewahrt haben. Außer ihnen pflog ich noch Umgang mit dem Sohne eines Tischlers, einem findigen, anstelligen, sich immer mit allerlei Plänen tragenden Knaben.

Mein Vater wurde vielfältig angegangen, meine künstlerische Ausbildung durch akademische Studien vollenden zu lassen; da ihm aber die Mittel fehlten, mußte es, beim besten Willen von seiner Seite, unterbleiben. Herr Oberamtmann Schlosser in Grafenstein riet meinem Vater, diesfalls sich an die bekannte Großmut und den Kunstsinn unseres Grundherrn, des Grafen Christian Christoph von Clam-Gallas, zu wenden. Mein Vater, der nie etwas versäumte, was zu meinem Besten gereichen konnte, machte sich bereit, dem guten Rate Folge zu leisten, und als die Herrschaft aufs Land kam, machten wir uns in unseren Sonntagskleidern, mit einem Bittgesuche und einigen Proben meiner bereits erworbenen Kunstfertigkeit versehen, auf den Weg nach Grafenstein. Mir bangte, vor einen so vornehmen Herrn zu treten, und ich zitterte zugleich vor dem günstigen Erfolge unseres Versuches, der mich aus meinen mir lieb gewordenen Verhältnissen reißen, von meinen Eltern trennen und nach Prag versetzen sollte.

Der Graf empfing uns gütig, aber kurz, nahm meinem Vater das Gesuch ab und übersah flüchtig meine mitgebrachten Versuche, aus denen, wie er sagte, wenig zu schließen sei. Beruhigt, daß nun geschehen, was an uns war, und in Erwartung des Bescheides, gingen wir nach Hause. Nach kurzer Zeit erhielt mein Vater sein Gesuch mit der Bemerkung zurück, daß ich für akademische Studien noch zu jung sei, aber seinerzeit berücksichtigt werden solle. Obwohl dies ein kleiner Schlag für meine Eitelkeit war, so fiel mir doch ein Stein vom Herzen. Mit stiller Freude betrachtete ich meine Eltern und die gewohnte kleine enge Häuslichkeit, wo mir jedes Fleckchen im Hause und Garten bekannt und vertraut war; ich begrüßte meine heimatlichen Berge, weil eine Zukunft, in welcher ich sie verlassen sollte, wieder in unbestimmte Ferne gerückt war. Um diese Zeit versuchte ich mich schon in allem, malte sogar Altarblätter, welche die Leute befriedigten und an denen ich weder Fleiß noch Mühe sparte. Ich malte mehrere Bilder ohne Bestellung und Bestimmung. Solche Übungen unterstützte mein Vater aus allen Kräften. Unter den Gegenständen, die ich nach eigener Wahl behandelte — denn ich malte nur meine eigenen Erfindungen —, war es vor allen die Geburt Christi, zu welcher meine Begeisterung immer wieder zurückkehrte und die ich am häufigsten darstellte. Jedes, auch das unscheinbarste Bildchen dieses Inhalts konnte mich auf das tiefste anregen. Ähnliche Anregung fand

ich übrigens mehr oder weniger bei jedem Kunstwerke, und wenn ich auch nie eigentlich kopierte, so konnte mich ein gesehenes Bild oder ein Kupferstich oft lange wachend und im Traume beschäftigen; — Bilder, die auf mich großen Eindruck machten, war ich im stande aus der Erinnerung so zu zeichnen, daß ich kaum in der Bewegung einer Hand oder eines Fingers irrte.

Der Vater, welcher meinen Gesichtskreis erweitern wollte, reiste mit mir, als ich sechzehn Jahre alt war, nach Prag. Welchen Eindruck die Hauptstadt des Landes und eine der schönsten Städte Deutschlands mir — dem Reichenberg und Friedland imponirt hatten — machte, brauche ich nicht zu beschreiben. Das Gesamte einer großen Stadt war etwas so ganz Neues für mich, daß ich, die Empfindungen des Staunens abgerechnet, mir des eigentlichen Eindruckes nicht mehr recht bewußt bin.

Wir besuchten den Direktor der dortigen Kunstschule, Joseph Bergler. Schüchtern stieg ich die breiten Treppen des ehemaligen Jesuiten-Kollegiums hinauf, aber die liebreiche Aufnahme Berglers benahm mir alle ängstliche Scheu, und es blieb nur das Gefühl von Ehrerbietung zurück, die seine Zimmer voll Gemälden, sein Bücherschrank und vor allem seine Persönlichkeit hervorrief. Klein und mager von Gestalt, in Jahren vorgerückt, wurde die den echten Künstler so schön kleidende Schlichtheit, die der graue Schlafrock und das schwarze Käppchen noch erhöhte, verklärt durch einen edlen, ausdrucksvollen Kopf, in dem ein geistvolles, tiefliegendes Augenpaar brannte. Ein leichter satirischer Zug um die feinen Lippen milderte den Ernst mit dem Ausdrucke gutmütiger Laune.

Da ich ihm nichts zu zeigen hatte, bat ihn mein Vater, mir eine Aufgabe zu einer Komposition zu geben, welche ich in einigen Tagen lösen und zur Beurteilung vorlegen würde. Lächelnd nahm Bergler die Bibel zur Hand und las aus dem Buche Tobias die Stellen, wie Raphael den jungen Tobias ermutigt, ohne Furcht den Fisch aus dem Wasser zu ziehen, und dann die Vermählung des jungen Tobias.

In wenigen Tagen brachte ich ihm die fertigen Kompositionen. Er schien überrascht, würdigte das, was an den Versuchen zu würdigen war, machte mich auf das Manierirte in meinen Zeichnungen aufmerksam, und empfahl mir das Studium großer alter Meister, welche mir auf dem Lande freilich nicht einmal in Kupferstichen zu Gebote standen. Er beschenkte mich mit mehreren von seiner Hand radierten Blättern, und als wir ihm unsern Abschiedsbesuch machten, lud er mich ein, etwas für die Kunstausstellung zu malen, wozu mich mein Vetter und Landsmann, der Maler Joseph Quaisser, der im Palaste des Grafen Clam-Gallas wohnte und eine Pension von ihm genoß, und den wir während unseres Aufenthaltes in Prag oft besuchten, noch mehr ermunterte.

Wieder auf dem Lande angekommen, dachte ich nun ernstlich daran, dieser Aufforderung zu genügen. Der Tod Ottos von Wittelsbach, wozu Professor Babos Trauerspiel mich bestimmte, war der eine Gegenstand, — der andere, wie der böhmische Herzog Borziwog auf der Jagd den heiligen Einsiedler Iwan findet. Auf dem letztern hätte ich gern den Reiz des Naturlebens im Walde geschildert, wie er mich oft auf Spaziergängen so unwiderstehlich anzog. Ich benützte jede freie Stunde, um etwas davon der Natur abzulauschen, und hatte nicht weit zu gehen, um zu finden, was ich suchte, — den rauschenden Waldbach, schöne reichbewachsene, bemooste Felsenwände im Tannenschatten. Ich nahm eine junge Fichte aus dem Walde mit nach Hause und stellte sie neben die Staffelei; allein bald ermüdete mich diese Art der Naturnachahmung, ich hatte weder Geschick noch Selbstverleugnung dafür, um so weniger, als das Streben, an einer Gestalt oder einem Kopfe einen gewissen bestimmten Ausdruck zu erreichen, mir als eine dankbarere Mühe sich darstellte. Damals verwechselte ich die Poesie der Natur, der ich unbewußt nachstrebte, mit ihrer materiellen äußern Erscheinung; — die große Aufgabe der historischen Kunst, die Form auf ihren innern Ausdruck zurückzuführen und diesem sie dienstbar zu machen, war mir noch fremd.

Meine Bilder wurden fertig und gegen Weihnachten nach Prag abgesandt; die ersten Tage des Jänners 1817 reiste ich mit meinem Vater ihnen nach. Es waren einige beschwerliche Tage in der harten Winterszeit. Wir reisten mit einem Fuhrmann in einem mit etwas Stroh gefüllten, mit einem Leinwanddach überzogenen Leiterwagen, in den Kälte, Wind und Schneegestöber hineinschlugen. Schlecht mit Kleidern verwahrt, erholten wir uns nur wenig abends in den schlechten Wirtshäusern auf der Streu.

Wir kamen an, als eben die Kunstausstellung eröffnet wurde; auch meine Bilder erschienen bei derselben und — machten Aufsehen. Hätte ich weniger eifrig die Kunst geliebt, weniger tief meine Schwäche im Vergleich zu meinen Idealen empfunden, die günstige Aufnahme hätte in mir eine verderbliche, hemmende Eitelkeit erzeugen können. Ich weiß, daß es mir wohl that, wenn die geputzten Städter mit Brillen und Lorgnetten vor meinen Bildern standen und, wie ich aus der Ferne beobachtete, ihren Beifall in verschiedener Weise kundgaben, wenn der eine oder die andern mich ihren Nachbarn in der Menge zeigten, und diese mich, den aufgeschossenen, ärmlich gekleideten Bauernjungen, mit ihren Blicken aufsuchten, vielleicht um den Grad der Verwandtschaft zwischen den Bildern und ihrem Autor zu ermessen. Ein großer Teil des Beifalls mochte dem Umstande, daß ich eben vom Lande sei, und meiner persönlichen, unscheinbaren Erscheinung zuzuschreiben sein. Indes alle meine kühnsten

Erwartungen von der Wirkung meiner Bilder waren glänzend übertroffen; ich hatte mit meinen Jugendversuchen höchstens auf Duldung im Kreise der Werke gereifter Meister rechnen zu dürfen gehofft, auch auf etwas Spott, den ich bei meiner Gemütsrichtung von den roheren jungen Leuten auf dem Lande einzuernten gewohnt war, hatte ich mich gefaßt gemacht; — es war alles anders.

Die für die Reise bestimmte, meinem Vater und mir kärglich zugemessene Zeit und die noch geringeren Geldmittel gingen zu Ende; wir setzten unsere Abreise fest und gingen noch einmal auf die Ausstellung. Dort trat ein unbekannter Herr (es war der Maler Tegczek) mit den Worten auf uns zu: „Der Graf Thun hat Ihre Gemälde gekauft, und ich habe den Auftrag, Ihnen die verlangte Summe auszuzahlen.“ Wir hatten nämlich für den Fall, daß jemand die Bilder kaufen wollte, den Preis angeben müssen, der natürlich sehr mäßig war. Der Vater hatte schon Anstalt getroffen, daß die Bilder nach der Ausstellung wieder eingepackt und uns zugeschickt werden sollten, und nun waren sie an so gute Hände verkauft, nachdem sie mir den Beifall des Publikums erworben hatten! Solche Resultate unserer Reise waren über alle Erwartungen, aber es sollte ihnen noch viel Größeres und Wichtigeres folgen. Am Abend vor unserer Abreise waren wir bei Quaisser, um Abschied zu nehmen; dort suchte uns ein Herr im Auftrage des Grafen Clam, unseres Grundherrn, und da er hörte, wir wollten schon morgen Prag verlassen, sprach er: „Sie dürfen nicht abreisen, der Graf wünscht Sie bei sich zu sehen.“ Als wir am andern Tage uns dem Grafen vorstellten, sagte er: „Geben Sie Ihren Sohn nach Prag, daß er die Akademie besuchen kann, ich werde ihn unterstützen.“ Mein Vater war so überrascht, daß er kaum sprechen konnte; wir stammelten einige Dankesworte. Der Graf meinte, ich könne gleich hier bleiben und der Vater allein abreisen; jedoch bat sich der Vater die Erlaubnis aus, mich diesmal noch mit nach Hause nehmen zu dürfen, um ihm bei einigen Arbeiten zu helfen und die Mutter durch die plötzliche, unvorhergesehene Trennung nicht zu erschrecken; nächsten Sommer würde ich dann nach Prag kommen, um unter seinem Schutze meine akademischen Studien zu beginnen. Die Erlaubnis wurde gern ertheilt, und der Graf entließ uns sehr gütig. Nun reisten wir ab, und obschon mein guter Vater die eintretende wichtige Veränderung in unserem gewohnten einförmigen häuslichen Leben nicht ohne Sorgen überschaute, so dankte er doch Gott unterwegs hundertmal für seine so wunderbaren Fügungen und den gesegneten Ausgang unserer Reise.

Joseph von Führich.

Weihnacht — Karfreitag.

Wenn ich recht freudig bin,
Bist du gewiß bei mir,
Denn alle wahre Freud'
Sie kommt ja nur von dir.

Das liebe Jesuskind
Kommt nie mit leeren Händen;
Gott steigt zu uns herab,
Wenn er will Freude spenden.

Wenn ich recht traurig bin,
Schau' ich zu dir hinauf;
Du hebst uns allen Trost
An deinem Kreuze auf.

In Schmerz und Herzeleid
Wo sollt' ich hin mich wenden?
Gott ziehet uns hinan,
Wenn er will Leiden senden.

Drum sei es, wie du willst,
Wie du für gut es findest:
Ob du nur Freuden schickst,
Ob du in Schmerzen bindest.

Nur dein und immer dein
In Freuden und in Leiden!
Halt mich mit Vaterhand,
Laß nichts von dir mich scheiden!

Ludovika Freifrau von Des Bordes.

Der Holzschlag im Böhmerwalde.

Wenn man gegen das Oberplaner Thal hingeht und sein Angesicht gegen Westen wendet, so sieht man in dem fernen Blau der Wälder, die man da vor sich hat, allerlei seltsame Streifen hinziehen, die meistens rötlich matt leuchtend und dämmerig sind. Sie sind Holzschläge, und die großen Wälder, von denen man den obern Wald rechts hat, die Seewand gerade vor sich und die Alm links, enthalten viele derselben. Eigene Menschen werden das ganze Jahr hindurch beschäftigt, und das Geschäft eines Holzhauers ist nicht freudenlos, und nicht entblößt von dichterischen Reizen, und wenn ein Mann ein reicheres und weicheres Herz hat, so hängt er mit einer gewissen Schwermut an seinem Thun und an den Schauplätzen desselben. Wenn man von Pichlern durch die Felder westwärts geht und das Dorf Pernek hinter sich hat, so beginnen schon die Wälder. Es steht hinter Pernek der Hausberg, der mit all den folgenden Wäldern zusammenhängt. Aber auf ihm stehen

zarte Birken und andere gesellige Gruppen von Bäumen auf Rasenplätzen, die man nicht gereutet hat, damit die Rinder dort weiden können. Weiter aufwärts sind die Wälder schon dichter, und in dem Innern ihrer großen Ausbreitungen hegen sie die Holzschläge. Wenn man den Rand eines solchen Streifens betritt, wie wir sie oben genannt haben, so ist er in der Nähe größer und ausgedehnter, als man sich in der Ferne gedacht hätte, und die Menschen sind auf ihm beschäftigt. Es liegen wie Halmen gemähten Getreides die unzähligen Tannenstämme verwirrt herum, und man ist beschäftigt, sie teils mit der Säge, die langsam hin und her geht, in Blöcke zu trennen, teils von den Ästen, die noch an ihnen sind, zu reinigen. Diese Äste, welche sonst so schön und immer grün sind, haben ihre Farbe verloren und das brennende Ansehen eines Fuchsfelles gewonnen, daher sie in der Holzsprache auch Füchse heißen. Diese Füchse werden gewöhnlich auf Haufen geworfen und die Haufen angezündet, daher sieht man in dem Holzschlage hie und da zwischen den Stämmen brennende Feuer. An anderen Stellen werden Keile auf die abgeschnittenen Blöcke gestellt, auf die Keile fällt der Schlegel und die Blöcke werden so getrennt und zerfallen in Scheite. Wieder an andern Stellen ist eine Gruppe beschäftigt, das Wirrsal der Scheite in Stöße zu schichten, die nach einem Ausmaße aufgestellt sind und in denen das Holz trocknet. Diese Stöße stehen oft in langen Reihen und Ordnungen dahin, daß sie von ferne aussehen wie Bänke von rötlich und weiß blinkenden Felsen, die durch die Waldhöhen hinziehen. An einer Stelle des Holzschlages ist die Hütte der Arbeiter, das ist, ein von der Erde aufsteigendes Dach, das vorne mit Stämmen gestützt und seitwärts mit Zweigen und Reisig gepolstert ist. Sein Raum enthält das Heulager der Arbeiter, die Truhen mit ihren Kleidungsstücken, manche Geräte und Geschirre und allerlei anderes, was ihnen in diesem Waldleben nötig oder nützlich ist. Vor der Hütte brennt das Feuer, an dem man sich das Mittag- oder Abendmahl bereitet. Es ist nicht viel Sorge auf Genauigkeit und Holzersparung verwendet, indem um die kochenden Töpfe gleich ganze Stämme herumliegen, die da verkohlen. Von solchen verkohlenden Stämmen rührt der schöne blaue Rauch her, den man oft tagelang aus den fernen Wäldern aufsteigen sieht. Von den Füchsen, die man in den Holzschlägen verbrennt, kömmt wenig oder gar kein Rauch; denn anfangs brennen sie mit einem glänzenden rauchlosen Feuer, dann, wenn die Nadeln und das Reisig verprasselt haben, und sich die dickeren Äste in der Glut krümmen, erscheint wohl etwas Rauch, aber er ist zu machtlos, kräuselt sich dünne durch die Zweige der noch stehenden Bäume und verliert sich am Himmel. So sieht ein Holzschlag aus, auf ihm ist Leben, Regung und scheinbare Verwirrung; an seinem Rande,

wo er aufhört, ist es stille und dort steht wieder der feste, dichte, unerschöpfliche, ergiebige Wald.

Wenn eine Fläche des Waldes abgeschlagen ist, wenn die Scheite geordnet, getrocknet, weggeführt sind, wenn die Reisige verbrannt wurden, wenn man keine Hütte der Holzhauer mehr sieht und die Arbeiter fortgegangen sind, dann ist der erste Teil des Lebens eines Holzschlages aus, und es beginnt nun ein ganz anderer, stillerer, einfacherer, aber innigerer. Wenn die Heide leer dasteht, wenn sie nur noch manchen schlechten, stehen gelassenen Baum wie eine Rute gekrümmt trägt, wenn die bloßgelegten Kräuter und Gesträuche des Waldes zerrüttet und welkend herumhängen, wenn mancher nicht ganz verbrannte Reisighaufen im Verwittern begriffen und ein anderer in den Boden getreten und verkohlt ist: dann steht die einsame verlassene Bevölkerung von Strünken dahin, und es schaut der blaue Himmel und schauen die Wolken auf das offene Erdreich herein, das sie so viele Jahre nicht zu sehen bekommen haben. — Das erste, was nach langen Zeiten herbeikömmt, um die umgewandelte Stätte zu besetzen, ist die kleine Erdbeere mit den kurzen zurückgeschobenen Blättern. Sie sproßt zuerst auf der schwarzen Erde einzeln hervor, siedelt sich dann um Steine und liegengebliebene Blöcke an, überrankt fleißig den Boden, bis nichts mehr zu sehen ist, und erfreut sich so sehr der Verlassenheit und der Hitze um die alten, sich abschälenden Stöcke herum, daß es oft nicht anders ist, als wäre über ganze Flecke ein brennendes scharlachrotes Tuch ausgebreitet worden. Wenn es so ist, dann sammelt sich allgemach unter ihren Blättern die Nässe, und es erscheint auch schon die langstielige Erdbeere mit den gestreckten Blättern und den schlanken Früchten. Es beeilt sich die Himbeere, die Einbeere kömmt, manche seltsame fremdäugige Blume, Gräser, Gestrüppe und breite Blätter von Kräutern; dann die Eidechse, die Käfer, Falter und summende Fliegen; mancher Schaft schießt empor mit den jungen feuchtgrünen Blättern; es wird ein neuer, rauher, hochrutiger Anflug, der unter sich einen nassen, sumpfigen Boden hat, und endlich nach Jahren ist wieder die Pracht des Waldes.

Dies ist der zweite Teil des Lebens eines Holzschlages.

Wenn es nicht so schön ist, wenn kein Wald mehr entstehen soll, dann werden die Waldgäste mit Absicht hintan gehalten, es wird gereutet, und lieber statt all des Anfluges der Geselle des Menschen, das Wiesengras, herangelockt, daß Mäheplätze entstehen oder Weideplätze für das Vieh werden, wie man es mit dem Hausberge hinter Pernek gethan hat, der auch einmal eine schöne Wildnis war und es jetzt nicht mehr ist.

Wenn der Holzhauer auch schon die Stätte seines Wirkens verlassen hat, so liebt er sie doch noch immer, und wenn er nach langen Jahren

durch den neuen Anwuchs geht, durch die Himbeergesträuche, durch die Gezweige, die Axt auf der Schulter oder die breite Säge über den Rücken gebunden, so wandelt er in seinem Reiche, er gedenkt der Tage, wo er hier gewirkt hat, und wenn er auch nun in andern frischen Wäldern beschäftigt ist, so gehört doch auch ein Teil seines Herzens der Stelle, auf der einst seine Hütte gestanden war. Adalbert Stifter.

Der Markusdom.

Es steigt empor in feenhaftem Schimmer,
Im Marmor- und im Porphyrsäulenkranz,
Mit seiner Kuppeln silberbleichem Flimmer
Sankt Markus in jahrtausendaltem Glanz.
Noch steht er blendend vor der Enkel Blicken
Mit seines Giebels Sternenfirmament,
Im Gold und Purpur seine Mosaiken,
Der Meersstadt Dom, im Schmuck des Orient! —

Venedigs Kapitol und Kathedrale,
Du Tempel, Mausoleum seines Ruhms!
Der Löwe wacht noch über dem Portale,
Der goldne Hüter deines Heiligtums.
Er wacht noch über den vier Siegesrossen,
Er hält das goldne Buch in seinen Klau'n,
Noch ist zu seiten ihm, weit aufgeschlossen,
Sein einstig Reich, das blaue Meer, zu schau'n.

Ihr Nischen, ihr Portale, Säulengänge,
Jetzt nur erfüllt von frommen Litanei'n,
Welch andrer Prozessionen Festgepränge
Zog hier in frühern Zeiten aus und ein!
Des Papsts Tiare und die Kaiserkrone
Gesellten sich der Dogenmütz' im Zug,
Indes als Sklavin stumm des Ostens Zone
Gekniet mit ihrer Schätze Myrrhenkrug.

Hier war das Schicksal manchen Reichs entschieden,
Besiegelt vor San Marcos Hochaltar,
Mit einem Papst schloß hier ein Kaiser Frieden [1],
Des Sohn der Republik Gefangner war.
Es wurden die Verträge hier beschworen,
Mit Königen geschlossen; hier erschien
Der Doge, Fürst der Republik erkoren,
Der Patriarche schmückt' und salbet' ihn.

Von hier aus schwang der Löwe sein Gefieder,
Getaucht erst in des heil'gen Beckens Flut;
Hier legt' er seinen Siegeslorbeer nieder
Und seine Beute war des Tempels Gut.
Hier sind Venedigs Helden ausgezogen,
Vorm Hochaltare ward geweiht ihr Schwert,
Es wölbte das Portal den Siegesbogen,
Durch welchen ihr Triumphzug heimgekehrt.

---

[1] Friedrich Barbarossa und Papst Alexander III.

Venedigs Kathedrale! Wiederhallend
Von Weltgeschick und deiner Bürger Los,
Von Siegeshymnen, Hochzeitsliedern schallend,
Bei Grabgesängen öffnend deinen Schoß:
Du sahst die Braut im myrtumkränzten Schleier,
Der eine Fürstenkrone oft verbarg,
Du schmücktest dich zu deiner Heldenfeier,
Empfingst am Baptisterium sie — im Sarg! —

Nun ruht Venedigs Ruhm in dir bestattet:
Zum prächt'gen Mausoleum dient ihm nun
Das einst'ge Kapitol, um kühn beschattet
Bei seinen Dogen hier im Grab zu ruh'n.
Venedigs Schatten kniet am Hochaltare,
Wo seines Namens ew'ge Kerze flammt,
Begehend an der tausendjähr'gen Bahre
Ein immerwährend stilles Totenamt.

Adolf Doerr.

Die Verbreitung des Bücherdrucks.

„Auf keine Erfindung oder Geistesfrucht," rühmt Jakob Wimpheling, „können wir Deutsche so stolz sein als auf die des Bücherdrucks, die uns zu neuen geistigen Trägern der Lehren des Christentums, aller göttlichen und irdischen Wissenschaft und dadurch zu Wohlthätern der ganzen Menschheit erhoben hat. Welch ein anderes Leben regt sich jetzt in allen Klassen des Volkes, und wer wollte nicht dankbar der ersten Begründer und Förderer dieser Kunst gedenken, auch wenn er sie nicht, wie dies bei uns und unsern Lehrern der Fall, persönlich gekannt und mit ihnen verkehrt hat."

„Die in Mainz erfundene Buchdruckerkunst," schrieb der Kartäusermönch Werner Rolewinck in seinem Abriß der Weltgeschichte, „ist die Kunst der Künste, die Wissenschaft der Wissenschaften, durch deren rasche Ausbreitung die Welt mit einem herrlichen, bisher verborgenen Schatze von Wissen und Weisheit bereichert und erleuchtet worden ist. Eine unendliche Zahl von Büchern, welche ehemals in Athen oder Paris oder an andern Universitäten und in Bibliotheken nur ganz wenigen Studierenden bekannt waren, werden durch diese Kunst jetzt bei allen Stämmen, Völkern und Nationen und in jeder Sprache verbreitet."

Schon Wimpheling hebt im Jahre 1507 die Thatsache hervor, daß man von der Regsamkeit und Vielseitigkeit des deutschen Geisteslebens jener Zeit im allgemeinen durch nichts eine bessere Vorstellung gewinnen könne, als durch die Betrachtung der raschen Ausbreitung der Buchdruckerkunst, die nicht bloß Deutschland in allen größern und in vielen kleinern Städten mit geistigen Werkstätten bedeckt, sondern auch in Italien, Frankreich, Spanien, selbst im hohen Norden binnen wenigen Jahrzehnten durch Deutsche eine sichere Zufluchtsstätte gefunden habe.

Nachdem „das wunderbare Geheimnis“, wie die neue Kunst in einem Kontrakte Gutenbergs mit der Stadt Straßburg genannt wurde, seit der Eroberung von Mainz im Jahre 1462 in alle Lande ausgegangen, erfolgte eine so überraschende Verbreitung, daß sich noch jetzt bis zum Jahre 1500 die Namen von mehr als tausend Buchdruckern, größtenteils deutschen Ursprungs, nachweisen lassen. In Mainz selbst wurden noch im Zeitalter der Wiegendrucke nicht weniger als fünf, in Ulm sechs, in Basel sechzehn, in Augsburg zwanzig, in Köln einundzwanzig Buchdruckereien errichtet. In Nürnberg wurden bis zum Jahre 1500 fünfundzwanzig Buchdrucker als Bürger aufgenommen. Der bedeutendste unter den dortigen Druckern war seit dem Jahre 1470 Anthoni Koburger, der mehr als hundert Gesellen beschäftigte, mit vierundzwanzig Pressen arbeitete und auch noch auswärts, vornehmlich in Basel, Straßburg und Lyon drucken ließ. Eine fast ebensogroße Thätigkeit, wie Koburger, entfalteten zum Beispiel Hans Schönsperger in Augsburg, die Baseler Meister Johann Amorbach, Wolfgang Lachner, Johann Froben; letzterer gehört zu den wissenschaftlichsten Buchdruckern, die es je gegeben hat. Eine große Reihe der tüchtigsten Männer verwandten ihre Kräfte auf die Vervollkommnung der neuen Kunst. Bereits im Jahre 1471 fing der berühmte Buchdrucker Konrad Schweynheim an, Landkarten in Metallplatten zu drucken; Erhard Ratdolt machte im Jahre 1482 den ersten Versuch, mathematische und architektonische Figuren durch die Presse zu vervielfältigen, und Erhard Öglin erfand die Kunst des Notendrucks mit beweglichen Lettern.

Während so in Deutschland ein fröhliches Schaffen sich Bahn brach, verbreiteten deutsche Drucker die neue Kunst nach Subiaco und Rom, nach Siena, Venedig, Foligno, Perusia, Modena, Ascoli, Urbino, Neapel, Messina und Palermo. Bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts traf man in Italien über hundert deutsche Buchdruckereien an. Einem deutschen Meister verdankt Italien die erste, mit den Erläuterungen Cristoforo Landinos im Jahre 1481 erschienene Ausgabe von Dantes Göttlicher Komödie, deren mit reichen Miniaturen und Randarabesken geschmücktes Dedikationsexemplar noch heute eine Zierde der Magliabecchischen Bibliothek in Florenz bildet.

Eine fast ebenso rasche Verbreitung wie in Italien fand die Buchdruckerkunst durch deutsche Meister in Frankreich und Spanien. In Spanien belief sich die Zahl der deutschen Druckereibesitzer bis etwa zum Jahre 1500 auf mehr als dreißig, die in Valencia, Saragossa, Sevilla, Barcelona, Tolosa, Salamanca, Burgos und in andern Städten nach dem Zeugnis Lope de Vegas als „Waffenschmiede der Bildung“ thätig waren. Der Nürnberger Arzt Hieronymus Münzer, der im Jahre 1494—1495 die pyrenäische Halbinsel bereiste und über seinen dortigen Verkehr mit vielen

Landsleuten aus Augsburg, Danzig, Eßlingen, Frankfurt, Stettin, Mergentheim, Waiblingen berichtet, fand selbst in dem erst zwei Jahre vorher von der arabischen Herrschaft befreiten und noch von Arabern bewohnten Granada drei Buchdrucker aus Straßburg, Speier und Gerleshofen.

Zwei andere Buchdrucker aus Nördlingen und Straßburg ließen sich auf der ungesunden afrikanischen Insel St. Thomas nieder. Unter den vielen deutschen Buchdruckern in Portugal wurde Valentin Ferdinand im Jahre 1503 zum Schildträger der Königin Leonore ernannt; alle Drucker erhielten dort durch Dekret des Königs Johann II. die Rechte der Edelleute des königlichen Hauses.

Nach Stockholm wurde „die deutsche Kunst“ im Jahre 1483, nach Oxford im Jahre 1485, nach Kopenhagen im Jahre 1490 verpflanzt; ziemlich gleichzeitig siedelten sich deutsche Meister in Krakau, in Ofen und anderwärts an.

„Wie ehemals die Sendboten des Christentums hinauszogen,“ sagt Wimpheling, „so ziehen jetzt die Jünger der heiligen Kunst aus Deutschland in alle Lande aus, und ihre gedruckten Bücher werden gleichsam Herolde des Evangeliums, Prediger der Wahrheit und Wissenschaft.“

Alle edleren Geister der Zeit wollten nämlich die neue Kunst nicht etwa bloß als ein Geschäft zur Erzielung materiellen Gewinnes betrachtet wissen, sondern als ein neues Mittel christlicher Missionsthätigkeit, die vor allem dem Glauben, der Kirche und damit zugleich auch aller Wissenschaft und Bildung zugute komme. Darum nannten die „Brüder vom gemeinsamen Leben“ in Rostock in einem ihrer ersten Drucke vom Jahre 1476 die Buchdruckerkunst „die Lehrerin aller Künste zum Besten der Kirche“; sich selbst bezeichneten sie wegen ihrer Thätigkeit im Drucken als „Priester, die nicht durch das Wort predigen, sondern durch die Schrift“.

Überhaupt fand, gemäß dieser Auffassung des Bücherdrucks einerseits und gemäß der Aufgabe des Klerus andererseits, die neue Kunst gerade unter diesem die rührigsten und kenntnisreichsten Unterstützer.

So waren, um nur einige Beispiele anzuführen, die thätigsten Helfer des Johann Amorbach in Basel dessen gelehrte Freunde aus dem Minoriten- und Kartäuserorden; der große deutsche Scholastiker Johann Heynlin von Stein brachte im Jahre 1470 die ersten Buchdrucker, die sogenannten Alamannischen Brüder, nach Paris und stand ihnen eifrigst in ihrem Berufe zur Seite; ein anderer Professor der Theologie, Andreas Frisner von Wunsiedel, war der erste, der in Leipzig die Buchdruckerkunst ausübte. Man wird kaum in einer größern deutschen Stadt eine Druckerei antreffen, an der nicht Geistliche in irgend einer Weise sich thätig erwiesen. Ein Gleiches ist in den andern Ländern der Fall. Es ist bekannt, daß beispielsweise die deutschen Drucker Schweynheim und Pannartz zuerst in

dem Benediktinerkloster zu Subiaco eine Zufluchtsstätte fanden, dann sich in Rom einer großartigen Unterstützung des Papstes Sixtus IV. erfreuten und ihre Werke unter der Leitung des Bischofs Giovan Andrea von Aleria herausgaben. Der berühmte Dominikaner Kardinal Turrecremata berief im Jahre 1466 den Typographen Ulrich Hahn von Ingolstadt, der Kardinal Caraffa im Jahre 1469 den Georg Lauer von Würzburg nach Rom, und deren Förderer waren die berühmten päpstlichen Biographen Campano und Platina. Im Jahre 1475 zählte Rom schon zwanzig Offizinen, und bis zum Schluß des Jahrhunderts erschienen dort 925 Druckwerke, die man vorzugsweise den Bemühungen der Geistlichkeit verdankte.

Der Klerus beteiligte sich aber nicht bloß durch eigene Mitwirkung an der neuen Kunst, sondern verschaffte ihr auch die notwendige Unterstützung durch reichlichen Ankauf ihrer Erzeugnisse. Fast die gesamte Bücherproduktion des fünfzehnten Jahrhunderts hatte in Deutschland die Befriedigung der literarischen Bedürfnisse der Geistlichkeit zum Zwecke, und nur durch deren rege Beteiligung wurde eine allseitige und gleichzeitige Einwirkung des Buchhandels auf das gesamte Publikum ermöglicht.

Johannes Janssen.

Der Frühlingsgarten.

Du mußt dein Herz zum Frühlingsgarten weih'n!
Pflanz liebe Blumen edler Art hinein:
Geduld und Hoffnung, Lieb' und Heiterkeit,
Und auch das Blümelein Zufriedenheit!

Dann magst du deinen Garten Gott vertrau'n,
Auf seine Lieb' und seine Güte bau'n;
Doch mußt du auch das Deine freudig thun:
Gott gab das Leben nicht, um auszuruh'n.

Und wenn dir dann die Blumen lieblich blüh'n,
Wirst du vergessen alle Sorg' und Müh'n,
Und wie sie lächeln dir, so lächelst du
Der ganzen Gotteswelt auch freundlich zu.

O pfleg den Garten! halt ihn immer rein!
Laß nie des Unmuts Unkraut drin gedeih'n!
Dann wird, wenn sich auch stellt der Winter ein,
Dein Herz auch noch ein Frühlingsgarten sein.

Aug. Heinr. Hoffmann von Fallersleben.

Die Glasmalerei in Bayern unter König Ludwig I.

Ungemeine Liebe und Sorgfalt wandte der bayerische Monarch der Wiederaufnahme der Glasmalerei zu. Dieser Kunstzweig hat schon ur-

sprünglich Altbayern zu seiner Wiege; immerhin ist das Dankschreiben des Abtes Gozbert von Tegernsee (982—1001) an den Grafen Arnold für derlei übersandte Fenster die älteste Urkunde, welche desselben gedenkt. Es entwickelte sich eine ordentliche Kunstschule, und die „Glashütte" bei Kreut sah aus ihrem Glühofen die bewunderten Bilder in vollster Farbenpracht hervorgehen. Unter Abt Beringer († 1012) nahm die Anstalt einen solchen Aufschwung, daß der Bischof von Freising, eine Äbtissin und Klöster und Kirchen des Umlandes Bestellungen in Hülle und Fülle machten. Fünf Münsterfenster nach den Kompositionen des Bruders Wernher bildeten den Stolz der Abtei; noch haben Glasgebilde aus dieser Werkstätte sich im Dom zu Augsburg erhalten.

Wir staunen über die Schöpfungen des Mittelalters, wie das Himmelslicht im Glasgewirke zauberhaft gebunden die heiligen Gestalten zur hellsten Verklärung bringt, und die Strahlenbündel der Sonne einen bunten Teppich über den Tempelestrich breiten; wir staunen aber nicht minder, daß trotz der wunderbarsten Entwicklung dieses Kunstfaches ein schließlicher Verfall bis zur Vergessenheit eintreten konnte. Während Glasmalereien dürftig noch in England gefertigt wurden, verkam dies Fach auf dem Kontinente, weil man ihren Charakter verkannte und die Ölmalerei nachahmen wollte. Die technischen Fertigkeiten gingen bei der üblichen Geheimthuerei zugleich mit dem guten Geschmacke verloren, so die Bereitung des schönen grünen Glasflusses; die Herstellung des Schwarzlothes blieb noch einzelnen bekannt. Zum Glück rettete die in letzter Zeit schwunghaft betriebene Porzellanmalerei einen Teil der Glasmalertechnik: die Vorliebe für diese war in der Zopfzeit erloschen, die Aufklärung wollte von der mittelalterlichen Verfinsterung durch farbige Fenster nichts mehr wissen. Man zerschlug sie oder überließ sie dem Glaser und zahlte ihm noch die Rechnung für farbloses Fensterglas.

Bei einem solchen Glasermeister in Nürnberg kaufte zu Anfang dieses Jahrhunderts zufällig ein Engländer alte und defekte Glasbilder für namhaften Preis, wobei der Verkäufer äußerte: der könnte ein reicher und berühmter Mann werden, wer die Kunst, Glas zu malen, wieder erfände! Dies hörte Siegmund Frank mit an, eines Viktualienhändlers Sohn, der sich mit Zeichnen, Dosenmalen und einer kleinen Porzellanmanufaktur befaßte: da ging ihm der Stern seines Berufes auf.

Nach vier Jahren war sein weniges Vermögen auf der Neige, und noch brachte er es mit fortgesetzten Versuchen erst zu unvollkommenen Arbeiten: endlich lief Bestellung auf eine Reihe Wappen für das Schloß Greifenstein, dann auf 150 Glasbilder für eine englische Kunsthandlung ein, und 1807 malte Frank aus freien Stücken das bayerische Wappen, wofür ihn König Max I. nicht nur königlich honorierte, sondern ihm auch

eine Werkstätte in Nürnberg anwies und zwei größere Werke, die Geburt Christi nach Bolswert und die Beschneidung nach Goltzius, bestellte. Nun folgten Aufträge für den königlichen Hof von Würtemberg, für Großherzog Ferdinand von Würzburg, den Fürst-Primas Dalberg, und von 1814—1818 weilte Frank im Dienste des Fürsten zu Wallerstein.

Mit dem Abendmahle Christi nach Dürer eroberte sich der Meister seine Stellung als Glasmaler an der Porzellanmanufaktur zu München. Er war zur Manier der Alten zurückgekehrt, einiger Vorschriften kundig und entdeckte bei seinem Forschen nach dem Verlornen vieles Neue, namentlich einen prächtigen Goldpurpur. In München bestellte der Hof noch einmal obigen Bolswert und Goltzius als Geschenke für den russischen Hof; desgleichen malte und brannte Frank Gemälde nach Lukas von Leyden, Holbein, Raphael und Rubens — als der kunstliebendste aller Fürsten die fast vergessene Glasmalerei wieder zur Verherrlichung der Kirche bestimmte und der Welt zum Geschenke machte. In Benediktbeuern brachte Frank 1824 die Methode, Ölgemälde in Glas zu schmelzen, besser in Aufnahme und 1826 wurden zuerst die berühmten Schmelzwerke für farbige Hüttengläser errichtet. Da erteilte Ludwig 1827, entschlossen, mit Hilfe seiner Kabinetskasse diesen Kunstzweig zu seiner frühern Bedeutung zu erheben, dem damals in Rom weilenden Maler Heinrich Heß den Auftrag, entsprechende Kartons für den Dom in Regensburg herzustellen, die dann zur einen Hälfte in München, zur andern in Nürnberg auf Glas ausgeführt wurden. Die ersten Versuche genügten nicht und wurden später verworfen, als in der Porzellanmanufaktur zu München ein junger Architekt und Schüler Gärtners, Max Ainmüller, die chemische Behandlung und Zusammensetzung der alten Glasgemälde genauerem Studium unterzog und die Leitung der Arbeiten anvertraut erhielt, die nun befriedigend ausfielen. Die Porzellanmalerei rief Ludwig schon als Kronprinz 1816 ins Leben durch den Auftrag eines großen Service mit Abbildung von Galeriegemälden. Es war E. Neureuther, welcher sie so weit fortbildete, daß der Vertrieb dieser eingebrannten Kunstwerke von München aus nach allen Weltstädten in Schwung kam und die Anstalt den großen Aufträgen König Ludwigs kaum genügen konnte.

Früher hatte man nur weißes Glas überfangen. Ainmüller kam auf den glücklichen Gedanken, alle Arten farbigen Glases mit Farben zu übergehen, so daß man nun über hundert oder hundertzwanzig Glastafeln in allen Abstufungen verfügt. Zugleich vollbrachte er neben der technischen die ästhetische, besonders ornamentale Regeneration, und begann „der seit langer Zeit verstummten Glasmalerei die goldene Zunge zu lösen, welche so oft zum christlichen Gemüte geredet und die Wirkung der Chorgesänge so mächtig unterstützt hatte“. Die ersten Leistungen sind die beiden Fenster

an der Westseite des Regensburger Doms, die drei Könige und Johannes den Täufer darstellend. Sie riefen allseitig die höchste Bewunderung hervor.

Diese ersten paar Fenster kamen 1828 in der königlichen Residenz selbst zur Ausstellung, drei andere von 20 Fuß Höhe wurden 1829 vollendet von Frank, Ainmüller u. a. nach Kartons von Ruben und Schorn. Zwei weitere nach Ruben sind 1830 eingesetzt, und von den drei letzten 1833 das mittlere, 32 Fuß hohe und 21 Fuß breite Hauptfenster nach Schorn, beide andern nach Ruben gemalt. So ist der Regensburger Dom mit seinem Glasbilderschmuck eigentlich die Lehrschule für die nun wiedererstandene Kunst, und König Ludwigs Genius überwachte die Wiedergeburt und ließ den Goldregen niedertauen, damit die künstlerische Saat herrlich gedieh.

Ein günstiges Geschick hat es gefügt, daß die wunderherrliche Gemäldesammlung Boisserée nach München gelangte, denn nirgend anderswo wäre den Bildern von van Eyck, Memling, Lukas von Leyden u. a. die Ehre widerfahren, daß sie nicht bloß in unübertrefflichen Lithographieen, sondern wie verklärt in Krystall zur weitern Ausführung kamen. M. Boisserée erklärte es für eine fromme Schuld, „die altflandrischen Meister, die ihr Lebenlang nach Farbenpracht und Lichtglanz strebten, durch die Mittel der Glasmalerei gleichsam verjüngt und verklärt wieder aufstehen zu lassen" — und nun leuchten ihre Bilder, Andachtsglut erweckend, im Museum zu Köln. Kopieen der besten Meister wurden auf Einer Tafel bei 2 Fuß Quadrat mit einem so wunderbaren Glasflusse und Farbenspiel hergestellt, als sei hier die höchste Stufe erklommen, was vielleicht auch der Fall ist.

Mit der höhergestellten Aufgabe wuchs den Künstlern die Kraft, als Ludwig zu der von Ohlmüller erbauten Mariahilfkirche in der Au die ganze Reihe der Hochfenster, 19 an der Zahl, mit einer Höhe von 52 und einer Breite von 13 Fuß, auf seine Kosten mit Glasgemälden zu schmücken beschloß. Sie sollten ursprünglich von Frank zur Ausführung gebracht werden, der aber nicht genug Maler war, weshalb Ainmüller 1836 in der Glashütte zu Benediktbeuern zunächst die Fertigung der Farbengläser aus dem richtigen Material nach alter Vorschrift überwachte und die sämtliche Architektur dazu entwarf. Fischer, Schraudolph, Ruben und W. Röckel machten sich an die Komposition der Bilder.

Joseph Anton Fischer, ein geborener Allgäuer, war als helläugiges Hirtenbüblein herangewachsen, bis er sich der Zeichnungsschule des alten Schraudolph in Oberdorf zuwandte, und dann bei Professor Schlotthauer in München sich zum Maler ersten Ranges heranbildete. „Die Künstler-

gesellschaft zu den drei Schilden", welcher Schwanthaler, Ohlmüller, Schlotthauer, Graf Pocci, Baron Bernhard, Hoffstadt, von Hofstetter (der spätere Bischof), Ballenberger, Klemens Brentano, Guido Görres, als Gastfreund auch Graf Montalembert und andere gute Namen angehörten, alle begeistert für deutsche Kunst und Dichtung, nahm auch ihn als Mitglied auf, und der kunstsinnige, glaubensinnige Jüngling trat bald als Meister in den Kreis der bedeutendsten Künstler. Schon das Jahr 1832 führte ihn nach Italien, um die dortigen Malerwerke zu kopieren. In der Schule des edlen H. v. Heß übernahm er für die Auer Kirche im Verein mit Schraudolph die Kartons der Kreuztragung und Grablegung: von ihm allein sind die Begegnung der Eltern Mariä unter der goldenen Pforte, Mariä Geburt, die Vermählung, der englische Gruß, die Adoration der Weisen, die Aufopferung im Tempel, Flucht nach Ägypten, der Knabe Jesus unter den Schriftgelehrten und der Abschied Christi von seiner Mutter, komponiert, während Ruben für sich die Himmelfahrt Christi, Schraudolph den Tempelgang entworfen hat. Sie kamen in wunderbarer Farbenglut aus dem Ofen. Scheint es doch, als seien diese Fenster, in welchen der goldene Lichtquell sich verfängt und beim Vordringen ins Innere zum heiligen Helldunkel sich bricht, der Zweck des Baues, so daß die Wände nur den Rahmen zu den Prachtgemälden abgeben. Seit vielen Jahrhunderten ist nicht ähnliche Meisterschaft erreicht worden, sie stehen einzig da; aber München ist durch die großartigen Kunstleistungen unter König Ludwig so verwöhnt, daß man sie betrachtet, als ob sich derlei von selbst verstünde.

Die Räume der Porzellanmanufaktur in der Kaufinger Straße erwiesen sich bei dieser Ausführung als zu eng und düster, daher Voit den königlichen Auftrag zum Bau eines neuen Glasmalereigebäudes erhielt und bis 1845 erledigte. Die ersten Werke, welche aus dieser Anstalt hervorgingen, sind die 1844 in Angriff genommenen, bei der sechsten Säkularfeier 1848 übergebenen, wunderbar schönen Glasgemälde, welche Bayerns König dem Kölner Dom zum Geschenke machte. Fischer entwarf und kolorierte die Kartons zu den drei Hauptfenstern und hat darin sich selbst übertroffen; jene zu den beiden Halbfenstern rühren von Hellweger aus Hall in Tirol her. Dr. Weiden in Köln schrieb über dieses königliche Weihgeschenk ein eigenes Büchlein. Der Inhalt ist: Zacharias' Vision, die Geburt und die Predigt des Täufers, im Sockel Helena und Konstantin, Karl der Große und Barbarossa. Dann die Anbetung der Hirten und der drei Könige an der Krippe mit dem Sündenfall und der Schlangentreterin, im Sockel die vier großen Propheten. Im dritten Fenster die Kreuzabnahme oder Pietà, mit dem

Abendmahl, noli me tangere [1] und der Überzeugung des Thomas, und den Evangelisten im Sockel. Im vierten Fenster die Ausgießung des Geistes und Petri Schlüsselamt, mit den vier Kirchenvätern im Sockel. Im fünften Fenster der Protomartyr [2] in der Steinigung mit seiner Predigt und Verantwortung, im Sockel heilige Bischöfe und Lehrer. Indes erweckte die helle Pracht und triumphatorische Schönheit dieser neuen Dombilder fast die Eifersucht der Architekten, die durch deren Behandlung als Staffeleibilder bei der beunruhigenden Farbenglut den steinernen Bau hintangesetzt glauben, da dieselben sich nicht unterordnen und jedermann beim Eintritt unwillkürlich durch sie nach dem Seitenschiffe zur Rechten abgezogen wird. Galten bis da die reichen Glasmalereien gegenüber aus Dürers Zeit für unübertroffen, so werden die Münchener Fenster im Wettstreit damit dennoch sicher den Preis gewinnen. Dagegen erwachte über solche königliche Munificenz der Wetteifer in dem hochsinnigen Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, so daß er ähnliche Gemälde durch Cornelius für den Dom Karls des Großen in Aachen entwerfen ließ, die in Berlin ausgeführt wurden.

Ludwig fuhr fort, in verschiedenen Kirchen teils neue Glasgemälde zu stiften, teils schadhaft gewordene alte ausbessern zu lassen. Vor andern wurde die Liebfrauenkirche in Nürnberg mit trefflichen Bildern freigebig beschenkt. Inzwischen waren die Glasmalereien für den ganzen Chor des Doms in Agram zu stande gekommen.

Auch nachdem Ainmüller 1851 den Betrieb auf eigene Rechnung übernommen, blieb der König seiner Anstalt mit gleicher Liebe zugethan, leistete unaufgefordert seinen Beitrag zum Görresfenster im Kölner Dom, ja hätte noch fort und fort bestellt, wäre das Institut nicht durch Bestellungen für das Ausland vollauf in Anspruch genommen gewesen.

Gleichzeitig haben die drei Brüder Scherer ihr eigenes Institut gegründet und ihre Kunstwerke nach allen Weltgegenden entsendet.

Ähnliche Institute (in Bayern) versorgten die Kirchen weit und breit mit derlei kostbaren Glasgemälden, je mehr der Kunstsinn im Volke lebendig wurde.

Betrachtet man diese Hervorbringungen der Kunst auch nur vom merkantilen Gesichtspunkte, so sehen wir Millionen neuer Werte geschaffen, den Fleiß gespornt und die Thätigkeit eines reichbegabten Volkes für ideale, aber gleichwohl finanziell sich lohnende Zwecke in Anspruch genommen. Der König fand in der Fortentwicklung dieses Kunstzweiges eine große Genugthuung und schied nie von München, ohne einen letzten Gang auch in die weltberühmt gewordene Anstalt, seine Schöpfung, zu

[1] Berühre mich nicht. [2] Der erste Märtyrer St. Stephan.

machen. Nach diesem Vorbilde entstanden die ähnlichen Fabriken in Wien, Berlin, Köln, von all den kleineren nicht zu reden, die durch die Jünger dieser Kunst aus München gegründet wurden.

Joh. Nep. Sepp.

Keim und Kind.

Wenn ich den kleinen Keim betrachte,
Aus dem einst frisch die Pflanze dringt,
Aus dem, wenn Lebensglut erwachte,
Die bunte Blume sich entschwingt,
Aus dem ein Heilkraut sich entfaltet,
Aus dem ein Fruchtbaum sich erhebt,
Aus dem die Eiche sich gestaltet,
Die riesig auf gen Himmel strebt:
Dann tief im innersten Gemüte
Bestaun' ich still die hohe Kraft,
Die Frucht erweckt aus Keim und Blüte,
Im Kleinsten wirkt und Größtes schafft;
Und allen Keimen wünsch' ich Segen,
Und guten Grund in Feld und Au',
Und Sonnenschein und milden Regen,
Und warme Nächt' und kühlen Tau.

Doch wenn ein holdes Kind ich sehe,
Gewiegt von treuer Mutterhand,
Halb ist's noch in des Himmels Nähe,
Noch Gast und Fremdling unserm Land,
Ein tief Geheimnis dieser Erden,
Das erst die Zukunft einst erklärt,
Ein Rätsel, eine Welt im Werden,
Die im Gestaltungskampfe gährt —
Wenn ich es seh', ein solches Wesen,
Da faßt ein Sturm mich von Gefühl,
In seinen Zügen möcht' ich lesen,
Was einst sein Los im Weltgewühl:
Wird's glücklich sein, wird's Glück gewähren?
Das Aug', das jetzt so selig wacht,
Wird's nicht, erfüllt von bittern Zähren,
Durchwachen manche lange Nacht?
Das Kind, wenn Mann einst, wird es wirken
Fürs Heil der Menschheit ernst und kühn,
Wird's, wenn es Weib, in den Bezirken
Des engern Hauses freudig blüh'n?
Wird's nicht vielleicht die Welt erschüttern,
Vielleicht vergessen untergeh'n?
Wird man es lieben, vor ihm zittern,
Wird auch ein Herz sein Herz versteh'n?

O Weisheit, die du Knospenkeime
Bewahrst vor Frost und vor Gewürm,
Noch mehr als Pflanzen, Blumen, Bäume
Bedarf das Kindlein deinen Schirm.

Ist es bedroht von Unglücksblitzen,
Dann nimm es lieber wieder heim,
Doch winkt ihm Heil, so woll' ihn schützen
Den kleinen großen Menschenkeim!

Karl Egon von Ebert.

Der Zaunkönig.

Zu den glücklichen Vögeln, welche jedermanns Liebe genießen, gehört auch der allbekannte, sagenumklungene Zaunkönig oder Schlüpfer, Winter-, Schnee-, Dorn-, Nessel-, Schlupf-, Schupp- und Tannenkönig, Zaunschnerz, Zaunschliefer und Thomas im Zaune, ein kleines, prächtiges Vögelchen, welches schwerlich verkannt werden dürfte. Der reich befiederte Leib hat sehr kurze Flügel und einen kurzen Stumpfschwanz, welcher regelmäßig aufrecht getragen wird, lange, starke Füße und einen dünnen, pfriemförmigen, etwas gebogenen Schnabel. Beide Geschlechter sind gleichmäßig gefärbt und die Jungen kaum anders als die Alten gezeichnet. Die Oberseite ist rostbraun, vom Oberrücken an schwärzlich quer gebändert, die Unterseite ist rostgrau, an den Seiten schwärzlich und weißlich in die Quere getupft. Die Flügel und der Schwanz sind zierlich schwarz gebändert, die Achselgegend ist mit einigen weißen Flecken besetzt, und über das helle Auge zieht sich, der Braue vergleichbar, ein lichter Streifen, durch dasselbe ein dunklerer.

Soviel man weiß, fehlt der Zaunkönig in keinem Lande Europas; doch scheint es, als ob er im Norden häufiger wäre, als im Süden. In Deutschland wohnt er überall, wo es dichtes Gebüsch, namentlich dichte Hecken giebt. Seine kurzen Flügel gestatten ihm nicht, mit den anderen Kerbtierfressern zu wandern; er bleibt daher hübsch in der Heimat und bekundet durch sein Betragen, daß es ihm auch im Winter in derselben gefällt. Er verdient wirklich den Namen Schnee- oder Winterkönig, sobald man mit solchem Titel Glückseligkeit verbindet; denn an Munterkeit und Frohsinn, trotz trüber Zeit, kommt unserem Zaunkönig kaum ein anderer Vogel gleich, und keiner übertrifft ihn. Wer ihn kennt, rühmt ihm gute Eigenschaften nach, außer dem Frohsinn die Lust am Gesang, außer dem muntern Wesen die Keckheit, außer der Gewandtheit die Anmut in seinem ganzen Sein und Treiben. Ununterbrochen in Bewegung, durchhüpft und durchkriecht er sein niederes Reich, und bei der strengsten Kälte singt er mit derselben Behaglichkeit, wie im Frühjahr. Seine Bewegungen sind sonderbar. Er hüpft äußerst schnell auf dem Boden hin und kriecht mit wunderbarer Gewandtheit durch alle Löcher, Ritzen, Spalten und Öffnungen im oder über dem Boden, im

Mauerwerk, im Gezweig und Genist, so daß er einer Maus ähnlicher erscheint, als einem Vogel. Dank dieser Behendigkeit entgeht er den vielen Feinden, welche auch ihn bedrohen, kriechend und durch das Dickicht huschend; aber das Fliegen versteht er bloß in geringem Grade. Gewöhnlich schwirrt er nur über kurze Räume niedrig und in gerader Linie fort, und bei aller Anstrengung bringt er es höchstens zu flachen, kurzen Bogen, deren Höhen er mühselig zu erklimmen scheint. Im Freien ist er verloren, trotz seiner Flügel; ein Mensch kann ihn in kürzester Zeit so ermüden, daß er sich willig gefangen giebt. Sein Reich ist das Buschdickicht: je undurchdringlicher, um so besser. Hier bekundet er auch sein eigentliches Wesen. Stolz und keck zeigt er sich ab und zu auf den höchsten Spitzen der Gebüsche, den kleinen Stumpfschwanz kühn in die Höhe gerichtet, mutvollen Auges um sich blickend und aufmerksam seine Umgebung betrachtend. Sobald er etwas Merkwürdiges bemerkt, macht er schnelle Bücklinge und stelzt den Schwanz noch höher als gewöhnlich. Den Menschen rechnet er nicht zu seinen Feinden; denn er beweist ihm viel Vertrauen und treibt sich ohne Scheu in seiner Nähe umher; dagegen flößt ihm der Anblick einer Katze oder eines Raubvogels große Furcht ein, und er giebt dieser dann sofort durch ein schnell wiederholtes „Zeckzeck“ Ausdruck. Seinen Gatten lockt er durch ein weitschallendes „Zerrrr“, und diesen Ton wendet er auch zur Begrüßung befreundeter Wesen an. Der ebenso reichhaltige als angenehme Gesang besteht aus vielen hellpfeifenden Tönen, welche ab und zu durch einen kunstvollen Triller unterbrochen werden. Ein gut schlagender Kanarienvogel kommt dem Zaunkönig im Gesang noch am nächsten; aber dieser hat weit mehr Feuer und singt auch viel fleißiger, nicht bloß im Frühling und Sommer allein, sondern auch im Winter bei strenger Kälte. Sofort nach dem Singen stürzt er sich von dem gewählten höhern Zweige senkrecht in das Buschdickicht herab, huscht in diesem fort und erscheint dann gelegentlich an einer andern Stelle, ungefähr in der gleichen Höhe, zu neuem Singen.

Schon Ende März beginnt das Paar mit dem Bau seines Nestes, denn hierzu braucht es Zeit. Das Nest ist nach dem Standorte sehr verschieden, immer aber prachtvoll und ganz unverhältnismäßig groß. Seine äußere Lage besteht gewöhnlich aus dürrem Laub, welches mit größter Sorgfalt ausgewählt wird, damit es der nächsten Umgebung des Nestes entspricht; darauf folgt eine dicht gefilzte Lage von grünem Moos und innen zur Ausfütterung ein wirkliches Bett von Federn, welche aber alle sehr glatt gelegt werden. Immer ist es bedeckt und mit einem seitlichen Eingangsloche versehen. Es steht in Reisighaufen und Holzstößen, in Zäunen, zwischen dem Gewurzel der Stämme, in Baumhöhlen, Klüften

und andern Versteckplätzen, unter allen Umständen so wohl geborgen, daß es erst nach langem Suchen, wenn nicht zufällig, entdeckt wird. In der zweiten Hälfte des April findet man in ihm 6 bis 8 rundliche, auf rein weißem oder gelblichweißem Grunde mit feinen rotbraunen oder blutroten Pünktchen bedeckte Eier. Beide Eltern brüten, und beide erziehen ihre Brut gemeinschaftlich. Die Jungen wachsen langsam und verlassen das Nest erst, wenn sie fliegen können, obgleich sie im Anfange ihres Lebens viel mehr mäuseartig auf dem Boden umherlaufen, als nach anderer Vögel Art umherfliegen. Ihre Eltern führen sie noch mehrere Wochen, nachdem sie dem Neste entwachsen sind. Das Paar brütet, wenn ihm das erste Gelege nicht gestört wird, nur einmal im Jahre.

Die Nahrung des Zaunkönigs ist dieselbe, welche andere kleine Kerbtierfresser zu sich nehmen. Im Winter fallen ihm meistens Kerbtierlarven, Puppen und Eier oder kleine Spinnen zur Beute, welche er aus Schlupfwinkeln hervorzieht, die von keinem andern Vogel ausgestöbert werden können. Im Herbst labt er sich an mancherlei Beeren; im Sommer ist ihm die Tafel reichlich bestellt. Im Käfig ernährt man ihn mit Nachtigallfutter; er verlangt aber die größte Sorgfalt, denn so gleichgültig er die Unbill des Wetters erträgt, so schwer gewöhnt er sich an den Verlust seiner Freiheit und eine gleichmäßige Nahrung.

Die meisten Feinde, welche dem kleinen Geflügel gefährlich werden, können dem Zaunkönig nichts anhaben; dagegen ist er freilich den Wieseln, Ratten und Mäusen sehr ausgesetzt, und zumal die Brut hat, solange sie noch nicht alle Fertigkeit der Alten erlangte, viel zu leiden. Der Mensch, oder wenigstens der Deutsche, verfolgt den Zaunkönig nicht, sondern gewährt ihm überall gern Gastfreundschaft und die Zuneigung, welche er verdient.

Brehm u. Roßmäßler.

Joh. Mich. von Sailer an Eduard von Schenk.

Lieber Freund!

Heute erscheine ich vor Ihnen als Fürbitter für einen armen Jünger des heiligen Franziskus, oder vielmehr für einen armen Studenten, der es erst durch die Gnade des Königs zu werden hofft. Es ist A. H., welcher der innern Stimme, die ihn von Jugend an zum geistlichen Stande lockte, äußerer Hindernisse wegen erst im vorgerücktern Alter folgen konnte, und nun, da er mit leckem Kahne sich mühsam über den Strom der unteren Schulen hinübergerudert, Gefahr läuft, an den Klippen des Absolutorial-Examens elend zu scheitern, nicht weil sein Schiff zu schwer, sondern weil es zu leicht befunden wird an gelehrtem Ballast. Und doch

hat sich der Arme viele Jahre lang geplagt, hat geschwitzt und gebetet, und sich die besten Zeugnisse über seinen Fleiß und seine Frömmigkeit erworben, hat seine geringe Habe im Studium verzehrt, um dem armen Franziskus arm nachfolgen zu können. Deshalb will ihn nun auch der Heilige nicht verlassen. „Bitte den König und seinen Minister, die beide meine Freunde sind" — hat er zu ihm gesagt —, „daß sie dir erlauben, einstweilen mein heiliges Kleid anzuziehen; ich will dir dann in deinem Studieren beistehen, und du wirst bald so viel wissen, um das Absolutorium erlangen zu können; denn auch ich war einst nicht hochgelehrt, aber die göttliche Liebe machte mich zu einem beredten Lehrer und begeisterten Sänger, dessen Lieder noch jetzt die Welt erfreuen." — So höre ich den Heiligen seinem Jünger Mut einsprechen, und fühle mich selbst dadurch ermutigt, zu bitten, daß in diesem einzelnen Falle, dem heiligen Franziskus zulieb, die Hand des Königs Gnade für Recht ergehen lasse. Ich würde nicht darum bitten, wenn ich nicht auch von zuverlässigen Freunden wüßte, was das beiliegende Rektorats-Zeugnis bewährt, daß der junge Mann voll des besten Willens und von wahrhaft musterhafter Aufführung und solider Frömmigkeit ist, also eine wahre Perle für ein Franziskanerkloster.

Mit vollem Vertrauen auf gnädige Erhörung und mit den bekannten Gesinnungen treuer Liebe und Verehrung beharre ich

Ihr

Joh. Mich. Sailer.

Regensburg, den 15. November 1828.

Lob der Tanne.

Der schöne Wald, der grüne Wald
Läßt wachsen Bäume mannigfalt:
Gewaltig sondergleichen
Stolzieren unsre Eichen;
Doch ihre Frucht ist herb und klein —
Drum sag' ich Nein und aber Nein!
Ich lobe mir was anderes.

Die Ulme hebt sich hoch und kühn,
Die Buche treibt ein saftig Grün,
Ehrwürd'ge Bärte hangen
Am Birkenbaum wie Schlangen;
Doch ihre Frucht ist winzig klein —
Drum sag' ich Nein und aber Nein!
Ich lobe mir was anderes.

Wie Honig süß ist Lindenduft
Beim leisen Hauch der Sommerluft;

Auch thut mich oft ergötzen
Des Eschenlaubes Schwätzen.
Allein, allein — was nützt mir das?
Ich wünsche mir auch sonst noch was,
Ich lobe mir was anderes.

Der Ahorn mit dem Fingerblatt,
Die Weide mit den Kätzchen glatt,
Wie Silber anzuschauen,
Die Erlen auch, die grauen,
Und alle Bäume her und hin
Sind schön — doch nicht nach meinem Sinn —
Ich lobe mir was anderes.

Im ganzen weiten Waldesraum
Die Krone ist der Tannenbaum,
Wächst auf wie schlanke Kerzen,
Ist grün im Mai und Märzen,
Sein Schatten dunkel, dicht und kühl;
Und treibt der Wind sein kosend Spiel,
Webt's heimlich durch den Wipfel.

Und jährlich einmal zieht er aus
Vom Walde her in unser Haus:
Da nahet sacht und leise,
Gar wundersamer Weise,
Das wonnige Christkindelein
Und segnet alle Zweigelein —
Heida! das wird ein Leben!

Da wächst und winkt uns Frucht an Frucht,
Von allen Fluren ausgesucht,
Von allen, allen Arten,
Der Baum erblüht zum Garten;
Was Aug' und Herz ergötzen kann,
Das ist in vollster Fülle dran,
Vom Fuße bis zum Gipfel.

Zu überseh'n die Herrlichkeit,
Sind hundert Lichtlein gleich bereit,
Die Alles übermalen
Mit goldnen Sonnenstrahlen:
Das Aug' erträgt den Schimmer kaum —
O sei gepriesen, edler Baum!
Und der dich so gesegnet.

Wilh. Friedr. Grimme.

Das Licht ein Sinnbild des Menschen.

Das Licht ist ein Bild des menschlichen Lebens. Der Mensch lebt, indem er beständig äußern Stoff in sich aufnimmt und verzehrt, ebenso auch das Licht; aber die Belebung, die Entzündung des Lebenslichtes ist das Werk Gottes, der ja auch die Zeit bestimmt, wie lange dieses oder jenes Licht auf Erden leuchten soll. Die ungeweihte wie die geweihte

Kerze verzehren sich gleich schnell, aber der große Unterschied ist dabei, daß das Brennen der letztern auf dem Altare eine Art gottesdienstliches Opfer ist; und so leben alle Menschen, indem sie ihre Kräfte verzehren, aber sie dienen nicht alle Gott, indem sie leben, und lassen „ihr Licht nicht leuchten vor den Mitmenschen zur Verherrlichung Gottes", sie brennen nicht auf der Erde, wie auf einem Altare Gottes, sondern auf dem Altare des Teufels, und verzehren sich und leben sterbend für den Satan, für die Sünde und die undankbare Welt. Das Leben des Guten ist auch ein Sterben, aber ein heiliges Sichhinopfern und Hinsterben für Gott auf dem Altare, wo Er will, d. h. in dem Stande, in dem Berufe, in den Umständen, in die Gott ihn gesetzt hat.

Leider ist unser Leben hier auf Erden noch vielfach gestört durch die Stürme, Versuchungen der Welt, und es flackert oft das arme Licht so unruhig, und die Seele, die es doch gut meint, ist beängstigt und betrübt. Da kommt aber der Herr wieder in der Stunde des Gebetes, und hält gleichsam seine Hand über uns, daß die Flamme ruhig und schön nach oben brenne. Der Mensch, der Gott nicht dient, kehrt alles in sich um, denn er ist wie eine Blume, die nicht blühen will, wie ein Quell, der nicht fließen will, wie ein Licht, das nicht leuchten will; es entsteht daher ein unnatürlicher Zustand, wie bei der umgestürzten Kerze, wo die Flamme zwar aufwärts brennen will, aber ein häßliches, rauchiges Licht giebt, und doppelt so viel des Wachses verzehrt, als in der rechten Lage. So ist jeder Mensch, der von Gott sich abwendet, unglücklich, weil in einer gezwungenen, unnatürlichen Lage; alle seine Seelenkräfte streben nach oben und möchten Gott kennen, lieben, ihm dienen; er aber mißbraucht sie zu einem sündhaften Dienste der Geschöpfe; er ist nicht bloß unglücklich, sondern sein Inneres ist auch schmutzig und befleckt, der Rauch der umgestürzten Fackel legt sich an die Wände seines Herzens; sein Leben verzehrt sich doppelt so schnell, weil Unordnung in ihm herrscht, und alles, was er thut, fruchtlos für die Ewigkeit bleibt. Das Licht ist aber auch ein Bild des innern Gnadenlebens im Menschen; denn wie die Kerze, ehe sie brennt, so kalt und nutzlos auf dem Leuchter dasteht, so ist auch die Seele des Menschen kalt und tot, ehe sie von dem Gnadenstrahle, der von oben kommt, vom „Vater der Lichter" entzündet wird, und nun kann sie auch andere wieder entzünden, und alle diese Mitteilungen von Licht und Gnade von Gott zum Menschen und vom Menschen zum Menschen geschehen, ohne daß man dabei etwas verlöre oder weniger habe, soviel man auch geben und mitteilen mag, wie mit einem Lichte tausend andere entzündet werden können, ohne daß jenes eine darum Schaden leidet. Ferner wissen wir, daß „jenen, die

Gott lieben, alles zum Besten gereiche", und alle Geschöpfe, alle Ereignisse, alle Leiden und Freuden dem Gnadenleben des Menschen dienen müssen, wie die Bienen aus allen Blumen, selbst aus den giftigen, Wachs bereiten, damit das Licht den rechten Stoff habe zum Brennen. Alle Lichter nun, die nicht von oben entzündet sind, und die nicht alles im Leben in diesem Sinne, nämlich als Gnadenstoff zum Dienste Gottes verarbeiten und verbrauchen, werden zu Irrlichtern, die selbst irren und andere irren machen. O! laßt uns im Lichte wandeln, unbetrogen von den Irrlichtern der Zeit! Das Irrlicht leuchtet zu unseren Füßen, erleuchtet die Erde, wendet unsern Blick ab von oben, während das wahre Gnadenlicht von oben herab scheint und eben deswegen den Schatten auf die Erde wirft, damit wir, das Irdische vergessend, dem Himmlischen uns zuwenden. Das Irrlicht führt uns unsicher, unstät flackernd, bald hell aufleuchtend, bald dunkel glimmend, durch alle die krummen Umwege der Täuschungen, der Unruhe, des Unfriedens, mit welchen das Leben eines Menschen verbunden ist. Das Licht der Wahrheit und Gnade leuchtet hier auf Erden still und bescheiden, wie das Leuchten eines kleinen Johanneswürmchens in der Sommernacht, aber es führt sicher und ruhig auf dem Pfade der Wahrheit zum Ocean des Lichtes, während das Irrlicht nur zur Finsternis führen kann. Das Irrlicht entsteht aus der Fäulnis und der Verwesung, und führt zur Fäulnis und zum Tode, denn jeder Weg, den uns der Herr nicht gezeigt hat, ist kein Weg des Kreuzes, und ohne Kreuz und Abtötung ist der Mensch seinen Leidenschaften preisgegeben, und mit ihnen kehrt die geistige Fäulnis in die Seele ein. Das Licht der Gnade führt uns auf dem Wege des Kreuzes und leuchtet hell und klar, so klar und so kräftig, daß die, so ihm folgen, selbst immer klarer, reiner, und ich möchte sagen, durchsichtiger werden, wie ein Krystall, der dem Lichte kein Hindernis setzt.

Karl Rinecker.

Jagdlust im Gebirge.

O wie so schön ist der Herbst in den Bergen,
Wenn durch das Dunkel im Tannengrün
Goldene Blätter von Ahorn und Buche
Purpurgemengt erglänzen und glüh'n;
Wenn an den riesig ragenden Kuppen
Luftiger Schleier des Nebels zerfließt!
O! welche Lust umfängt diese Tage,
Wenn sie dem edlen Weidwerk geweiht,
Nicht übertroffen vom rosigen Frühling,
Nicht von der üppigen Sommerszeit,
Nicht übertroffen von prunkenden Festen,
Welche bei stürmendem Winter gewährt,

Welche Musik zu wirbelndem Tanze,
Wein und Gelage zu halten gelehrt!
Freut euch der Blumen und Kränze der Ähren,
Freut euch des lichterstrahlenden Saals,
Jubelt Genuß beim Schaum des Champagners,
Preiset die Austern und Hummern des Mahls;
Aber uns Jäger laßt führen die Büchse,
Wo es dem Hirsch und dem Gemsbock gilt,
Wo wir den Balsam atmen der Tanne,
Wo der Krystall vom Felsen quillt;
Lasset uns lauschen dem nahenden Wilde,
Uns ist Musik, wenn's klingt und saust,
Da das Gestein vom Sprunge der Gemsen
Rollend die Gräben hinunterbraust;
Uns ist das Echo knallender Büchsen
Mehr als Trompeten- und Paukengepräng',
Unsre Juwelen glänzen im Taue,
Unsre Feste im Felsengedräng;
Neiden euch nicht um den städtischen Jubel,
Und wenn der Winter tritt in die Bahn,
Rufen wir lieber, die Stunde zu feiern,
Fröhlichen Jagens Erinnerung an.

Franz v. Kobell.

Eine Wallfahrt im bayerischen Gebirge.

Wir begegnen dem frommen Zuge der Wallfahrer, der nach altem Herkommen alljährig zu Anfang des Herbstes die Landleute zusammenführt zu gemeinsamer Andacht. Zwischen den prangenden, gartenähnlichen Geländen der Jachenau zogen die Betenden den schlängelnden Weg hinaus an manchem der zerstreuten stattlichen Höfe vorüber, die seitab mitten im reichen Grunde des Eigentümers unter hohen Baumgruppen liegen und aus denen einzelne der Bewohner sich anschlossen. Voran trug ein Bube ein lustig im Winde tanzendes rotes Kirchfähnlein an hoher, schwankender Stange. Aus der Jachenau heraus kamen sie bald in das Thal der Isar, die hier, ein junger frischer Strom, stürmisch über das Geröll des steinigen Bettes springt mit grünen, klaren Wellen. Ihr Weg führte durch das schöne Gebirgsdorf Lenggries, das am rechten Ufer sich ausdehnt mit weißen Häusern in dem üppigen Thale. Bald dahinter klommen sie die Berge hinan, teils durch Wald, teils über Hochmatten, einen echten Alpenweg.

Nach einer Wanderung von wohl vier Stunden hatten die Betfahrer ihr Ziel erreicht. Sie langten auf einer weiten Bergwiese an, die frei hinaushängt über die anderen Höhen, nur überragt vom rückwärts aufsteigenden Gipfel. Weit hin nach allen Seiten über die Bergkette im Süden, deren Ausläufer tiefer lagen, und hinaus ins Flachland dehnte sich der Weitblick. Hier stand am Rande der Matte ein mächtiges, hohes

rotes Kreuz zwischen Felsentrümmern, weit hinaus sichtbar im Isarthale. Zum Altar war ein Stein am Fuße des Berges zugerüstet; denn ein Priester sollte kommen mit einem noch erwarteten Bittzug von Gaißach herüber und hier eine Messe lesen unter Gottes freiem Himmel.

Die andächtigen Landleute ließen nicht lange warten. Schon hörte man ihr lautes Gebet; bald stieg der kleine Zug die letzte Höhe herauf, ein alter, ehrwürdiger Franziskanermönch an seiner Spitze. In einer Kraxe trug sein Sakristan die heiligen Gewänder, das Missale und die Gefäße herauf. — Schnell war der Altar vollends gerüstet, der Priester geschmückt mit Albe, Stola und Meßkleid; laut tönte das Glöcklein des Ministranten, die heilige Handlung begann.

Es ist ein erhebender, unendlich schöner, großer Anblick, dieser schlichte Gottesdienst auf der freien, sonnigen Berghöhe. Kein Dom der Erde ersetzt diese majestätische Herrlichkeit der Welt ringsumher. Gewaltig ragen die Gebirge auf, in der nächsten Nähe türmt sich Wand auf Wand, gähnen die Schluchten, starren die zackigen Spitzen, zwischen dunklem Grau liegen des ewigen Schnees leuchtende Silbergruben, fernher blenden die tirolischen Eishöhen das Auge. — Unten dunkler, dichter Bergwald, die Runsen der Wildbäche, tiefer noch die frischgrünen Wiesen, buschige Baumgruppen, einzelne Häuser, ferner und verschwimmend in blauem Dunst die sich verflachenden Hügel, aus dem Dufte blitzend das diamantne Band der Isar. — Die Hochmatte leuchtet im üppigsten Gold des Sonnenscheins, die einzelnen dunklen Tannen ragen ernst aus der Blumen- und Kräuterfülle der Wiese.

Um das Hochkreuz, wo der Priester sein Amt verrichtet auf dem ärmlichen Altar, scharen sich die Betenden in mannigfachen Gruppen, Männer, Weiber und Kinder aus den bayerischen Gebirgen in ihrer malerischen Tracht. Dort stehen in der echten Lodenjuppe, mit dem kleinen kecken Berglerhut, Buben, vom Tegernsee übers Joch hinübergestiegen; die zierlichen Dirnen sind Sennerinnen vom Schildenstein, vom Kreuzberg; daneben knieen in ihren langen grünen Röcken, mit den breiten bebänderten Hüten in der Hand, knochige, große Gesellen, Männer von Lenggries, in ähnlich lustig grüner Tracht ihre Weiber; die Mädchen mit den spitzen, schwarzen, reichbeschleiften Hüten, mit blanken Hemdärmeln, zierlichen Beinhöschen kommen vom Kochelsee herüber, aus der Stachlau. Die beiden silbernen Riegelhäubchen auf den Lockenköpfen verraten fromme Bürgerstöchter vom nahen Tölz. — Die meisten knieen andächtig im Kreise, ein Wunsch, ein Gelöbnis, ein Dank führt fast jeden hierher. Eine eigene, hehre Stille waltet. Die Ruhe der Bergeinsamkeit erscheint heiliger, verklärter. — Von entfernteren Almen herüber klingt und singt melodisch das Herdegeläut; die Bienen hört man summen über den duftigen

Blumen der Wiese, aus unendlicher Höh' im Blauen oben den Ruf des kreisenden Geiers.

Friedrich Lentner.

O pflanzet Bäume!

O pflanzet Bäume! Jedes Reis,
Das klein ihr jetzt habt eingegraben,
Es wird dereinst des Wartens Fleiß
Mit süßer Frucht und Schatten laben.

Es wird zum grünen Baldachin
Herangedeih'n und festem Stamme;
Derweil wird älter euer Sinn,
Und ihr bedürft des Holzes Flamme.

O pflanzet Bäume! — Wenn nicht euch,
So thut es doch dem eignen Sohne,
Der werde stark, dem Baume gleich,
Und trage stolz sein Haupt, die Krone.

Ihm sei ein Monument der Baum
Aus seines Vaters stillem Leben,
Der noch zu reden wagte kaum
Und ihm dies Zeichen hat gegeben.

O pflanzet Bäume! — Gottes Huld
Wird endlich groß und stark sie machen;
Ihr übt dabei euch in Geduld
Und lernt ob einem Kleinod wachen.

Ein Baum, den ihr nicht habt gesetzt,
Ein freies Wort, nicht ausgesprochen,
Ein Diebstahl ist's, den ihr schon jetzt
An euern Kindern habt verbrochen.

Karl Ferd. Dräxler-Manfred.

Das gelbe Vögelein und das arme Margritli.

In einem kleinen Stübchen begann es zu dunkeln. Am Fenster saß ein altes Mütterchen; an seiner Schürze hingen ihm zwei muntere Enkel. Draußen hingen die Bäume voll Schnee; beißig war die Kälte und an den kleinen Scheiben begann sie Blumen zu bilden. Gar gewaltig plagten die Kleinen das Großmütterli, daß es ihnen noch etwas erzählen möchte, und das Großmütterli klagte, es wisse bald nicht mehr was. Von den Erdmännchen hätte es ihnen erzählt, wie sie ganz kleine, kleine Leutchen seien und den lieben Kindern allerlei schönes Gfätterzeug[1] brächten; auch von der schönen Feefrau, die im Walde sei und verirrte Kinder heim-

[1] Gfätterzeug = Spielzeug.

brächte; auch vom Mäuschen und seinem Großmütti, und jetzt wisse es nichts mehr. Aber die Kinder ließen nicht nach und baten fort und fort: „Großmütti, ume no eis G'schichtli.“ Da rief plötzlich eines der Kinder: „Luegit, luegit doch das schön gäl Vögeli, das da am Fenster steit mit dene Spatze u so gwunderig[1] is Stübli luegt. Großmütti, lueg doch, wie schön und wie gwunderig es isch; dörfe mer ne Brodbrösmeli gäh us dr Tischdrucke?“ Die Großmutter konnte natürlich, wie die meisten Großmütter, den Kleinen nichts abschlagen, und das Fensterchen war geöffnet und die Brösmeli auf den Sinzel gestreut.

Die Vögelchen flogen beim Öffnen des Fensters auf die nächsten Bäume, und wie es wieder zuging, flatterten sie emsig herbei, vergaßen ihre kalten Füßchen, die sie vorhin durch herabhängendes Gefieder zu erwärmen gesucht hatten. Die Kinder freuten sich gar sehr, daß auch das gelbe Vögelein (ein Gilberich, Goldammer) wieder kommen werde, damit sie es recht beschauen könnten. Aber das kam nicht und immer nicht; die Kinder weinten fast vor Betrübnis. Sie wollten absolut von dem Großmütti wissen, warum gerade dieses Vögelchen nicht wiederkomme, ob es nicht auch hungrig gewesen, und wo es wohl möge hingeflogen sein? Das Großmütti, lange gedrängt von diesen Fragen, sagte endlich, es wolle ihnen erzählen, wer das Vögelchen eigentlich gewesen sei, warum es gekommen und wohin es geflogen, aber sie müßten hübsch stille sein und aufmerksam. Als die Kinder das mit großer Freude versprachen, nahm die Großmutter noch eine Prise, fuhr mit verkehrter Hand unter der Nase durch und begann folgende Geschichte:

„Der liebe Gott hat gar viele tausend Engelein und alle braucht er zu Lieb und Nutz der Menschen. Dieser Engelein hat er gar vieler Gattig; und manchmal sieht so ein Engelein aus wie ein Mensch und manchmal wie ein Vögelein. So sind diese gelben Vögelein auch Engelein Gottes, und diese sendet er im Winter her zu Lieb und Nutz den armen Leuten. Und da war einmal ein Mann, der hatte Frau und Kinder; es waren gar arme Leute, sie hatten nichts als was sie verdienten, und gar manchmal hatten sie nichts zu verdienen. Wenn es recht kalt war oder stark regnete, so schickte der Bauer, bei dem der Vater taunete[2], ihn nach Hause, dann machte er keinen Lohn und mußte daheim essen. Und der arme Vater mußte so viel anschaffen, Kleider für die Kinder, Essen für alle, den Hauszins bezahlen, und im Winter sollte er noch Holz kaufen. Sein Bauer gab ihm keinen Spreißen zur Behausung, aber er bot ihm manchmal an, wenn er in fremdem Holz stehlen wolle, so wolle er es

[1] gwunderig = neugierig.
[2] taunen = im Taglohn auf dem Feld arbeiten.

ihm mit seinen Rossen heimführen. Sie hatten eine magere Geiß, von der nahmen sie die Milch, und die Mutter machte noch manchmal Anken[1] von dieser Milch in einer Flasche, um doch zuweilen etwas Schmutziges[2] zu haben, um eine rechte Suppe zu machen, was sie oft lange, lange nicht vermochte. Ja, Kinder, das sind sehr arme Leute gewesen und die Kinder so mager und bleich, ich kann euch nicht sagen wie.

Und doch waren es gar brave Leute und blieben brave Leute. Der Vater nahm auch kein Scheit fremdes Holz; von dem Flachs, den die Mutter zu spinnen bekam, nahm sie nie auch nur für einen einzigen Nähtling. Auch den Kindern schärften sie früh ein, wie der liebe Gott im Himmel es nicht wolle, daß man auch nur das Geringste nehme, was andern Leuten sei, und wie es ihm ein Herzeleid sei, wenn er Kinder sich versündigen sehe an fremder Sache. O wie glustig sahen manchmal die armen Kinder schöne Äpfel und Birnen am oder im Wege am Boden liegen; aber sie nahmen nichts für sich, freundlich sahen sie die schönen roten Backen an und gingen dann weiter und dachten: der liebe Gott werde ihnen sicher auch einen schönen roten Apfel oder eine saftige Birne zukommen lassen, wenn sie seine getreuen lieben Kinder blieben. Und allerdings, wenn ein Bauer oder eine Bäuerin sah, wie die armen Kinder neben den schönen Äpfeln vorbeigingen oder sie aufhoben und in die Hofstatt warfen, damit sie im Wege nicht vertrappet würden, so erhielten sie manchmal ganze Scheuben[3] voll Äpfel und Birnen von den schönsten und nicht bloß halbfaules Auflese-Obst. Und sie erhielten es ungebettelt, denn betteln wollten sie nicht und die Eltern hießen sie nicht. Aber wenn etwas zu verdienen war, Nüßlikraut[4] zusammenzulesen oder Rabünzli[5], Erdbeeren oder Brombeeren, so waren sie auf den Beinen früh und spät und freuten sich so kindlich und herzlich, wenn sie dem armen Müetti einen Kreuzer Geld heimbringen konnten, daß es konnte ein Stückli Brot kaufen oder ein Schlückli Milch. Das älteste Kind hieß Margritli und war ein gar kluges und difiges[6] Mädchen. Es machte schon fast die ganze Haushaltung, damit die Mutter ungestört am Spinnrad sitzen konnte; und dem kleinsten Kind war es wie ein kleines Mütti, so lieblich und geduldig ging es mit ihm um.

Da gab es einmal einen gar grausam kalten Winter, wo Stein und Bein monatelang gefroren waren und die Kälte in alle Häuser drang; ach, und in das Stübchen der Armen drang sie gar grausam. Der Vater hatte mit Miesch[7] die Wände vermacht, so gut er konnte, aber

---

[1] Anken = Butter. [2] Schmutz = Fett.
[3] Scheube = Schürze. [4] Nüßlikraut = Feldsalat.
[5] Rabünzli = Rapünzchen (Ackersalat).
[6] difiges = anschlägiges. [7] Miesch = Moos.

das half nichts. Die Fenster waren schlecht und fielen fast aus den faulen Sinzeln heraus, die Thüre schloß nicht und von allen Seiten war das Häuschen dem Bysluft[1] zweg. Auch das tüchtigste Heizen hätte nicht lange gefruchtet; aber wie sollten sie tüchtig heizen in dem grundschlechten Ofen, den neu zu bauen schon des Bauern Vater Steine geführt hatte, die dann aber der Sohn für etwas anderes brauchte? Wie sollten sie tüchtig heizen, die armen Leute — das Holz war so teuer geworden, daß der Vater fast einen Taglohn gebraucht hätte, um die Stube recht warm zu machen, und dazu hatte er eben wegen der Kälte wenig zu verdienen. Und eben weil das Holz so viel Geld galt, so verkauften es die Leute lieber, als daß sie es verschenkten. Sonst hatten gute Leute dem Vater immer ein dürres Tännli gegeben oder erlaubt, einige Bäume aufzuschneiden, jetzt aber wollte ihm niemand etwas erlauben; alle Leute hatten alles selber zu brauchen, wie sie sagten. Aber was sollen die armen Leute anfangen, wenn man ihnen, je teurer das Holz wird, desto weniger schenkt, wenn kein Verdienst mehr beim Spinnen ist und die alten Öfen in dem kleinen Häuschen immer schlechter werden? sagte die Großmutter. Was die armen Leute im schlechten Häuschen anfangen wollten, wußten sie selbst nicht. Es war so kalt bei ihnen, Biecht[2] an allen Wänden, und wenn sie heizten, so ward es so feucht und naß und bald wieder um so kälter, und ihre Betten waren so schlecht und dünn, daß sie fast Tag und Nacht schlotterten, die armen Leute.

Wenn der Vater den ganzen Tag in der Kälte gearbeitet hatte in seinen dünnen Kleidern, so fand er daheim keinen warmen Ofen, kein gutes Bett, wo er recht erwarmen konnte; kalt mußte er am Morgen wieder in die Kälte hinaus. Aber eines Morgens konnte der Vater nicht mehr fort, ein schreckliches Fieber kam ihn an, bald war ihm, als ob er im Feuer läge, bald, als ob man ihn mit Spießen gusle[3]; bald schüttelte es ihn, daß fast das Häuschen zitterte, bald kam er in Angst, daß es ihm zu eng ward im Häuschen. Da ward es seiner Frau und den Kindern gar angst um den Ätti, sie stunden um das Bett herum und fragten alle Augenblicke: O Ätti, Ätti, bessert's no nüt? Die Mutter hatte in einem Säckli noch ein Hämpfeli[4] Bocksbart, und von dem machte sie geschwind Thee und gab ihm ein davon; aber das Fieber wollte nicht abnehmen. Da jammerte sie, wenn sie doch nur dürre Kirschen hätte, fürs Fieber sei nichts Besseres als ab denselben zu trinken, es sagten es alle Leute; aber arme Hüng[5], wie sie, hätten keine dürre Kirschen. Das

[1] Bysluft = Nordostwind. [2] Biecht = Baumreif.
[3] guseln = stechen. [4] Hämpfeli = Handvoll.
[5] Hung = Hund, beschimpfend oder bedauernd von Menschen gebraucht.

ging dem Margritli wie ein Stich durchs Herz, daß dem Vater es bessern würde, wenn er ab Kirschen trinken könnte, und daß sie keine hätten, und der gute Vater stöhnte so jämmerlich! Da ging Margritli zur Thüre hinaus, der arme Vater sollte Kirschen haben; es wollte zum erstenmale betteln gehen. Es wußte eine Frau, die hatte ihm schon manches gute Wort gegeben; die werde ihm wohl auch Kirschen geben, dachte es. Und es irrte sich nicht, sie gab ihm ein ganzes Kacheli voll, als es halb weinend bat und versprach, es wolle ihr dann im Sommer Kamille dafür z'sämelese, oder was sie sonst wolle; aber Geld hätte sie keins, sie seien gar grausam arm und wüßten nicht, wann der Ätti wieder etwas verdienen könne.

Der Ätti konnte nichts mehr verdienen, und so wurden sie noch ärmer, und kälter ward es alle Tage in ihrem Stübchen. Die Kinder gingen zwar in den Wald, dürre Äste zusammenzulesen, aber der Wald war schon so erlesen, daß sie wenig fanden, bloß ein kleines Hämpfeli, kaum genug, des Tages einmal etwas Warmes zu machen, und dazu war es so grausam kalt, daß sie es kaum erleiden mochten. Da fiel auf einmal ein tiefer Schnee und die armen Kinder konnten nicht in den Wald, sie hatten kein Holz, konnten nichts Warmes mehr machen. Sie entlehnten hier ein paar Scheiter, dort ein paar; aber sie durften nur einmal an einem Ort entlehnen; sie waren nicht unverschämt, wie viele sind. Sie wußten nicht mehr zu entlehnen und immer elender ward der Vater, und immer kälter wurden seine Beine und seine Backen, wenn sie auch alles auf ihn deckten, was sie vermochten. Da hielt es Margritli nicht mehr aus in diesem Jammer. Es dachte, der liebe Gott werde sicher nicht zürnen, wenn es betteln gehe in dieser Not; er habe ja so vielen Leuten gute Herzen gegeben und Reichtum, damit sie armen Kindern hülfen, wenn der Ätti oder das Müeti krank seien. Es schlich sich leise wieder zur Thüre hinaus in die strenge Kälte, und doch wollte es nicht in der Nähe betteln, nicht einmal bei der guten Frau, die ihm Kirschen gegeben hatte. Ins nächste Dorf wollte es gehen, da werden doch auch gute Leute wohnen, die ihm Holz gäben oder einen Kreuzer Geld, um solches zu kaufen. Ach, es fror es ganz grausam, das arme Meiteli, als es recht an den Bysluft kam. Es hatte nichts an als ein durchsichtiges Hemmeli, ein dünnes Tschöpeli[1], ein böses, kurzes Kitteli, abgeschabte Strümpfchen und ausgetrappete Schuhe, wo bei jedem Tritt die blutti Fersere an die Kälte kam, kein Gloschli[2], keine Händschli, die kalten Hände hatte es unter seinem bauelige[3] Schäubeli, aber wärmen konnte es sie da nicht. So lief

[1] Tschöpeli = Oberkleid, Kamisol. [2] Gloschli = Unterrock.
[3] bauelig = von Baumwolle; schlecht, unhaltbar.

es dem nächsten Dorfe zu, und je näher es ihm kam, desto ängster wurde ihm; es hatte noch nie gebettelt bei fremden Leuten. Und als es zum ersten Hause kam, da durfte es fast nicht döppeln [1], und döppelte so leise, daß man es lange nicht hörte, und als man endlich kam, da redete es so leise, daß die Frau es lange nicht verstund, am kalten Bysluft ungeduldig wurde, es anschnauzte, wenn es ihr das Maul nicht gönnen möge, so söll sie wyter gheie, und die Küchenthür wieder zuschlug. Es durfte nun fast gar nicht zum nächsten Hause und stund lange dort, ehe es sich zu künden wagte, und fühlte vor Angst die Kälte nicht. Endlich that es das Kind doch; da streckte man ihm aus dem Fensterläufterli ein Stückli Brot dar, und ehe es sein Anliegen darthun konnte, hatte man das Läufterli wieder zugeschoben. Es mußte wieder fort, mußte von einem Hause zum andern, und allenthalben ging es ihm ähnlich.

Ach, es konnte nicht reden, nicht jammern und Hände verwerfen, auf welche Weise die eingeübten Bettelkinder den dicken Bäuerinnen ihre weichen Herzen öffnen, und niemand nahm sich Zeit, abzuwarten, bis sein schüchtern Stimmlein Worte gefunden, von der Not des Vaters und ihrem Jammer. Und wie es weinte, das arme Kind, sah auch niemand, denn die Thränen gefroren ihm ja in seinen Augen. Es wurde nach und nach ganz gstabelig [2] und doch dürfte es sich nicht das Herz nehmen, irgendwo zu fragen: ob es nicht hineinkommen und auf dem Ofen sich wärmen dürfte. Es wäre ihm sicher erlaubt worden und dann wahrscheinlich auch geholfen; die Spinnerinnen sind immer gwunderig, und wenn ein Bettelkind auf einem Ofen sich wärmt, so muß es Bescheid und Antwort geben, schier mehr als es weiß.

Da hätte man es auch gefragt und es hätte sein Herz leeren und das rechte Mitleid erwecken können; aber so gut ward es ihm nicht; ein schüchtern Bettelkind ist im kalten Winter, wo niemand gerne lange draußen auf Bescheid wartet, übel dran. Endlich traf es einen vor seinem Hause Holz abladenden Bauern und konnte den nun um welches bitten, und da der Bauer nicht pressierte mit der Antwort, hinzusetzen, wie kalt sie hätten und wie krank der Vater sei. Da sagte der Bauer: er führe nicht das Holz zum Hause, um es dann wieder vom Hause wegzuschenken; aber dort — und mit dem Finger zeigte er nach einer Waldecke hin — seien noch Respen [3], da könne es seinetwegen ein Bündeli nehmen. Da goß die Freude dem armen Margritli wieder etwas Wärme in seine kalten Beinchen im dünnen Kitteli, und so schnell es ihm seine bösen Schuhe erlaubten, eilte es dem Walde zu. Dort fand es einen ganzen

---

[1] döppeln = leise anklopfen. [2] gstabelig = steif, ungelenk.
[3] Respe = Reisig.

Haufen buchige Respen und das Herz im Leibe lachte ihm; es ward aber bald wieder traurig, als es sah, wie wenig es davon wegzuschleifen vermochte. Es nahm fast über seine Kräfte, es hoffte, einmal auf dem Wege, wohl damit fortzukommen. Aber auch da wollte es nicht rücken. Die Kälte schien ihm immer tiefer in sein Leibchen zu dringen. Die Glieder wurden ihm so schwer, der ganze Leib so matt, und über die Augen legte sich ein immer gewaltigeres Gewicht, das sie zudrücken wollte, und immer mehr wuchs die Lust, ein Stücklein zu schlafen. Aber dann sah es den kalten Vater daheim, fühlte das kalte Stübchen; dann wurden ihm die Augen etwas leichter und einen neuen Ruck that es an seinen Respen.

Und vor ihm her auf dem Wege hüpften und flatterten zwei gelbe Vögelein; sie warteten fast, bis es an ihnen an war, dann flogen sie nur einige Schritte weiter und sahen ihns so freundlich an, als ob sie sagen wollten: Komm nur, komm, wir kommen immer näher deinem armen Vater. Ach, dachte das arme Kind, wenn ich doch nur Fecken[1] hätte wie sie, daß ich heimfliegen könnte, oder daß die Vögelein mich verstehen würden, dann wollte ich eines heimsenden, der Mutter zu sagen, wo ihr Margritli sei, und wie kalt ihm sei und wie schwer die Augen.

Und immer dunkler ward ihm vor den Augen, und immer dunkler sah es die gelben Vögelein, obgleich sie immer näher blieben. Es fühlte, daß es nicht weiter könne, daß es schlafen müsse; aber ehe es auf seinen Respen niedersank, bat es Gott, daß er doch seinen Vögelein befehlen möchte, daß sie heimflögen und seiner Mutter sagen möchten, das Margritli schlafe hier im Walde und habe Holz für den armen Vater, sie solle doch geschwind kommen und ihns wieder wecken und das Holz holen. Die Vögelein wollten es nicht schlafen lassen; sie flogen ihm aufs Gesichtchen, sie pickten ihm sanft auf Backen und Lippen, aber der Schlaf lag gar so bleiern auf ihm; sie konnten es nicht wecken. Da flogen sie schnell an das trübe Fenster des schlechten Häuschens und pickten, so stark sie konnten, an die lockern Scheiben.

Aber die Mutter sah die gelben Vögelein nicht am Fenster picken. Gerade als Margritli zum Schlafen sich niederlegte im Walde auf seinen Respen, hatte auch der Vater sich gelegt zum tiefen letzten Schlaf, seine Augen geschlossen und die letzten Atemzüge gethan. Und die Mutter hatte ihren Kopf zu dem seinen gelegt in Jammer und sah und hörte nichts vor Elend, nichts von den Vögelein und ihrem Margritli. Das erwachte auch nicht mehr aus seinem Schlafe hier auf Erden; aber am folgenden Morgen fand man sein starr Leiblein im kalten Walde auf seinen Respen und legte es neben des Vaters Leiche aufs Bett, und drei

[1] Fecken = Flügel.

Tage später legte man sie zusammen ins dunkle Grab, wo es wärmer war, als in ihrem kalten Stübchen.

Da aber wurden die gelben Vögelein gar traurig, daß sie das arme Margritli nicht vom Tode retten konnten, und sie baten den lieben Gott, daß er sie doch alle Winter aussenden möchte, armen guten Kindern das Betteln zu ersparen, arme Leute vor so tiefem Elend zu bewahren, daß kein armes Margritli mehr sterben müßte in dunklem Walde. Und der liebe Gott freute sich gar sehr über ihre Bitte und schickte sie alle Winter aus. Und nun, wenn es Winter wird und kalt und der Schnee girrt und glitzert, so lassen sich diese gelben Vögelein zu den Häusern; und wo sie ein klein arm Hüttlein sehen, da fliegen sie auf den Sinzel und luegen scharf ins Stübchen, ob da Not und Elend sei, und stecken ihre Schnäbelchen an die Fugen der Fenster, um zu merken, ob es kalt oder warm drinnen sei. Und wo sie Elend merken und Not und kalte Stübchen, da fliegen sie vor reiche Häuser und thun nötlich vor den Fenstern und flattern auf den Bäumen herum, damit die Bäuerin merke, es friere eine arme Familie in der Nähe und leide Not; da fliegen sie ängstlich vor den Bauern herum auf dem Wege, wenn sie ins Holz fahren oder Holz um schwer Geld fortführen, und mahnen sie, es sei ein arm Margritli auf dem Wege und werde im Walde erfrieren, weil man nur das Holz verkaufen und keines mehr verschenken wolle; da flattern sie den Förstern, die auf Holzsteigerungen reiten oder fahren, gar ängstlich um die Beine, diese schönen gelben Vögelein, und möchten ihnen ins Herz schreien, wie manch arm Margritli frieren müsse, betteln müsse und umsonst; wie manche Haushaltung fast erfrieren müsse, während sie viel Geld lösen für die Staatskasse, die kein Herz hat für arme Margritli. Aber am meisten sieht man solche gelbe Vögelein in Städten, in Bern namentlich; da flattern sie nicht nur denen, die am meisten zu befehlen haben, vor den Füßen herum, so oft sie über die Gasse gehen, sie setzen sich auch auf die Fenstersinzel und sehen kläglich und wehmütig in die Stube hinein, wo die Herren sich beraten über des Landes Wohl, und möchten ihnen reden von armen Margritlene, kalten Stübchen, kranken Vätern, trostlosen Müttern.

So kommen die guten Vögelein alle Winter und thun treulich ihr Tagwerk, und der liebe Vater im Himmel sieht dann auf die Herzen und achtet, welche Reiche und Vornehme auf diese Vögelein achten, der Not der Armen sich erbarmen und Vorsorge treffen, daß Fleißige nicht betteln müssen in der Not und kein Margritli erfriere; diese Herzen schreibt er sich auf, denen giebt er seinen Segen, und wenn sie sterben, so nimmt er sie zu sich in seinen schönen Himmel."

So erzählte die Großmutter, und andächtig hatten die Kinder zuge-

hört und hatten geweint über das arme Margritli und seine Not. Als die Großmutter fertig war, da sahen sie ihr lange ins Gesicht und sagten endlich: „Ach, Großmüeti, mir sy wüesti Ching[1]; z' Basel-Heiris sy krank u hei nüt, u mir hei daheim nüt gseit u heis wohl gwüßt, u jetz sy nihs d' Vögeli cho mahne. O Großmüeti, gieb ihs gschwing Brot und Milch, mir weines go bringe." — „Nei, Ching," sagte die Großmutter, „dir müeßet jetz is Bett, aber wenn ihr selligs nimmer weit vergesse, so will ich selbst noch gehen und luege, was sie nötig haben." Die Kinder versprachen es und hielten es; sie vergaßen nie mehr, wenn jemand in der Not war, und kein gelbes Vögelein mahnte sie je umsonst.

Jeremias Gotthelf (Alb. Bitzius).

Sommernacht.

Es wallt das Korn weit in die Runde
Und wie ein Meer dehnt es sich aus;
Doch liegt auf seinem stillen Grunde
Nicht Seegewürm noch ander Graus:
Da träumen Blumen nur von Kränzen
Und trinken der Gestirne Schein.
O goldnes Meer, dein friedlich Glänzen
Saugt meine Seele gierig ein!

In meiner Heimat grünen Thalen
Da herrscht ein alter schöner Brauch;
Wann hell die Sommersterne strahlen,
Der Glühwurm schimmert durch den Strauch,
Dann geht ein Flüstern und ein Winken,
Das sich dem Ährenfelde naht,
Da geht ein nächtlich Silberblinken
Von Sicheln durch die goldne Saat.

Da sind die Bursche, jung und wacker,
Die sammeln sich in Feld zuhauf
Und suchen den gereiften Acker
Der Witwe oder Waise auf,
Die keines Vaters, keiner Brüder
Und keines Knechtes Hilfe weiß —
Ihr schneiden sie den Segen nieder,
Die reinste Lust ziert ihren Fleiß.

Schon sind die Garben fest gebunden
Und schön in einen Kranz gebracht;
Wie lieblich floh'n die stillen Stunden!
Es war ein Spiel in kühler Nacht.
Nun wird geschwärmt und hell gesungen
Im Garbenkreis, bis Morgenduft
Die nimmermüden braunen Jungen
Zur eignen schweren Arbeit ruft.

Gottfried Keller.

[1] Ching = Kind.

Charakteristik des Feldmarschalls Pappenheim.

Pappenheims Äußeres kündigte den Soldaten im vollen Sinne des Wortes an, wie ihn Gustav Adolf richtig bezeichnet hat. Sein Körper war hoch und kräftig gebaut, sein Gesicht, voll Geist und Ausdruck, war durch Wunden fast ganz zersetzt. Die Strapazen des Krieges ertrug sein eiserner Körper mit Leichtigkeit, sein feuriger und gewandter Geist wurde dadurch nur gestählt. Er teilte auch gerne Gefahr und Mühe mit dem geringsten Soldaten, und in der Schlacht war er immer voran und da, wo es zu wagen und zu schlagen galt. Diese seine Kühnheit vorzüglich machte ihn zum Liebling seiner Reiter.

Dazu kam eine grenzenlose Freigebigkeit, welche ihm vollends die Herzen aller erschloß. Er gab alles weg, was er auf seinen Heerzügen gewann, die Beute so vieler Siege, die Schätze von so manchen Eroberungen — nichts behielt er für sich, alles verwendete er für sein Volk. Es ist das zugleich ein Beweis seines unbestechlichen Charakters. Der Eroberer so vieler Städte starb arm.

Wenn man ihm darüber Vorstellungen machte, daß er das Geld so wegwerfe, pflegte er zu sagen: „Das Verdienst steckt nicht in der vollen Börse.“

Er war im Umgang freundlich und beredt, und wußte die Herzen nicht bloß durch seine hohen Gaben, sondern auch durch sein gerades offenes Wesen zu gewinnen.

Er war fromm von Herzen, mit der ganzen Innigkeit der Überzeugung und mit dem vollen Seeleneifer des wahrheitliebenden Mannes.

Strenge und Entschlossenheit waren zwei Grundeigenschaften seines Charakters, Eigenschaften, welche jedem Heerführer notwendig sind. Daß sein Ungestüm da und dort zu weit ging, ist allerdings ein Temperamentsfehler, den er gar manchmal nicht bekämpfte; allein welcher Mensch ist von solchem Vorwurfe freizusprechen? Auch er hat in stilleren Momenten ruhiger Überlegung solche Ausbrüche seiner Wildheit oft bereut.

Das ist ganz richtig, zum Feldherrn im weitern Sinn, der eine Schlacht mit kaltblütiger Umsicht zu leiten hat, war er nicht geboren, dazu war er zu hitzig; aber um eine Schlacht zu entscheiden, dazu war er durch seine blitzesähnliche Schnelligkeit, durch seinen feurigen Ungestüm und seine glänzende persönliche Tapferkeit der rechte Mann, wie eigens dazu gegossen.

Wäre übrigens mit der Reife der Jahre zu dem jugendlichen lebhaften Heldenfeuer auch noch die Ruhe und das Maß des vorgerücktern Alters gekommen, wer weiß, was Pappenheim noch geleistet hätte! Aber

er starb im blühendsten Mannesalter. Mit 38 Jahren mußte er sein thatenreiches Leben beschließen.

Daß er aber auch auf eigene Faust wohl Krieg zu führen verstand, jenen tausendfüßigen rast- und ruhelosen Parteigängerkrieg, und daß ihm dabei glänzende militärische Kenntnisse zu Gebote standen, das hat er im Schwedenkampf in Niedersachsen nicht weniger als im Bauernkrieg in Oberösterreich an den Tag gelegt. In beiden trat er bei geringen Mitteln und mit mäßigen Streitkräften immer und überall siegreich aus dem selbständig geführten Kampfe hervor, und diese beiden Feldzüge sind es gerade, welche ihm die meiste Ehre und den höchsten Kriegsruhm verschafft haben.

In jeder Lage aber zeigte er sich als den ehrlichen, immer schlagfertigen, für seine als recht erkannte Sache glühenden Streiter. Man weiß wirklich nicht, was man mehr an ihm bewundern soll: die löwenhafte Tollkühnheit, mit der er bald ohne Bresche feste Plätze erstieg, bald sich in Vierecke stürzte, oder den Reichtum gründlicher Kenntnisse und den Scharfsinn, den er im Kriegsrat wie im Reichshofrat, in seinen Briefen wie in seinen trefflichen Relationen (Kriegsberichten) entfaltete, oder die überlegene Klugheit und List, mit der er den Bauernkrieg in einem Monat zu Ende führte, und in Niedersachsen den übermächtigen Schweden den Boden abgewann.

Ein solcher Mann verdiente eine hohe Stellung, aber er wußte auch sich unterzuordnen. Allerdings kümmerte er sich wenig um die Regeln der gewöhnlichen Weltklugheit: er riet nur, was nach seiner Überzeugung das Beste war; fand es Billigung, so drang er auch mit aller Kraft auf den raschen Vollzug des Beschlossenen, und mit Freuden setzte er im Notfall sein Hab und Gut zu. Drang aber sein Rat nicht durch, so wußte er sich auch zu fügen und jene Tugend zu üben, welche die größte und schwerste eines Mannes ist, die Selbstverleugnung. Nie war es ihm um sich selbst zu thun, sondern um die große Sache, der er diente, der er mit ganzer Seele und unerschütterlicher Beharrlichkeit diente: und an dieser hohen Aufgabe gemeinsam mitzuwirken, — das war sein Ehrgeiz. Nicht der Ruhm eines bloß tapfern Haudegens war sein Ziel und Augenmerk, sondern der Ruhm jenes Heldentums, das mit Gut und Blut für die geheiligte Sache seines Glaubens und seines Vaterlandes einsteht und Leib und Leben dafür in die Wage legt. Er kannte keine Sonderrücksichten, das hat er oft und gerade im Augenblicke der Gefahr und Bedrängnis am meisten bewiesen, er hatte nur ein Auge und ein Herz für das allgemeine Beste. Für ein großes und mächtiges deutsches Reich lebte, kämpfte und starb er.

Wie sehr er in das Herz des Volkes gewachsen war, welches in ihm den ebenbürtigen Gegner des Schwedenkönigs verehrte, das sagt uns eine

schöne Sage, die im Volke geboren wurde: ein alter Mönch habe vor alters geweissagt — und die Weissagung sei in den Archiven des Pappenheimschen Hauses aufgefunden worden —, einst werde ein mit Narben bedeckter Pappenheim, auf weißem Rosse reitend, einen großen König des Nordens auf dem Wahlplatz mit eigener Hand erlegen. Ihm ward das Glück, daß sein Ruhm beim gesamten Volke von Jahr zu Jahr wuchs und seine Auszeichnung sich steigerte. Er wie sein königlicher Gegner sollten bis zum Gipfel der Ehre vordringen und dann ruhmvoll sterben.

Pappenheim war ein Geist, der das Außerordentliche liebte; er war ein Mann von seelenfreudiger Thatkraft und von einem Mut, den, wie unser großer Dichter Schiller sagt, auch die entschiedenste Gefahr nicht schreckte und den kaum das Unmögliche bezwang.

So steht er da in der Weltgeschichte, als das „schönste Urbild eines deutschen Edelmannes", gefeiert von seiner Zeit, bewundert von der Nachwelt. — Wer für eine große Sache gelebt und gestorben, der hat gelebt für alle Zeiten!

Franz Binder.

Geschmeidig, aber fest.

Geschmeidig sei und zeitig lern dich fügen
Der Sphäre, die dich als Beruf umgiebt.
Der Störrige stößt sich an hundert Ecken
Und prallt zurück, statt daß er vorwärts geht.
Die Menschen liebe — sie sind deinesgleichen —,
Nur Liebe fesselt sie an dich — nicht Starrsinn.
Die Bäume, die sich biegen, bricht der Sturm nicht,
Und schweigt er, steh'n sie aufrecht wie zuvor;
Doch fügst du dich, bleib in der Wurzel fest,
Und halt im Boden, dem du angestammt.
Nachgiebig oder stark sei, wo es gilt;
Nur daß du bleibest, was du bleiben sollst:
Dein Eigen und dein Ich auf Tod und Leben.

Franz Graf Pocci.

Das antike Alexandrien in seiner Blütezeit.

Dem Besieger und Zerstörer Karthagos, Scipio, erschien, als er zwei Menschenalter vor Kleopatras Geburt auf seiner Inspektionsreise durch die östlichen Provinzen Roms nach Alexandrien kam, diese Stadt in der Pracht und Herrlichkeit ihrer Bauwerke und in dem Glanze und der Fülle des Lebens, das sie durchwogte, als ein Wunder der Welt, würdig der Größe ihres Schöpfers, der sie vor kaum zweihundert Jahren aus dem Nichts ins Dasein gerufen hatte. Und sie verdiente diese Bewunderung noch mehr zu der Zeit, von der wir reden. Gelegen auf

dem Knotenpunkte zweier Weltteile als deren Vermittlerin mit dem dritten, vereinigte sie alle Bedingungen in sich, welche zur Hauptstadt eines Weltreichs, wie ihr Erbauer es träumte und wie die letzte der Lagiden es in ihrem Weiberkopfe trug, gehören. Wir haben noch eine Beschreibung Alexandriens von einem Zeitgenossen Kleopatras, dem vielgereisten Geographen Strabo, der die Stadt jedoch erst nach den Verwüstungen sah, welche sie durch Cäsars alexandrinischen Krieg erlitten hatte. Aber auch so noch erscheint sie in seiner Schilderung als die herrlichste Stadt der Welt, würdig der Bezeichnung des „Gipfels aller Städte", die ihr noch vier Jahrhunderte später ein römischer Geschichtsschreiber beilegte.

Versetzen wir uns in die Zeit, in welcher der eben genannte griechische Schriftsteller, der sechs Jahre nach Kleopatras Tode das Wunderland Ägypten besuchte, von der Höhe des Paneion aus seine erstaunten Blicke über die vor ihm ausgebreitete Weltstadt schweifen ließ. Dies Paneion war ein riesiges Belvedere im südwestlichen Teile der Stadt, von Menschenhänden aus Felsenquadern kreiselförmig aufgetürmt, zu welchem man auf einem Schneckenwege bis zum Gipfel hinanstieg, um von dort die ganze umliegende Stadt nach allen Seiten hin zu überschauen.

Auf diesem Punkte konnte man zunächst den genialen Blick des Schöpfers dieser Stadt bewundern, der die Gunst der Natur für die Gründung einer Welthandels- und Hauptstadt des Ostens mit wunderbarer Sicherheit erkannt hatte.

Bei dem schmalen, wenig über eine halbe Stunde breiten Küstenstriche, der, sich zwischen dem Mittelmeer im Norden und dem Mareotis-See auf der südlichen Seite in Form einer flachen Landzunge hinstreckend, die Stadt auf seiner Fläche trug, lag in gleicher Richtung mit ihm eine Insel, Pharus geheißen, von länglicher Gestalt, in der Mitte, nach dem Meere zu, tief eingebuchtet, einem an beiden Seiten vorliegenden Joche oder Tragholze vergleichbar. Diese Insel schloß die zwischen den zwei Landspitzen des festländischen Ufers, in deren Mitte Alexandrien lag, befindliche Bucht und bildete mit ihren beiden nach Osten und Westen auslaufenden Spitzen einen Doppelhafen, groß genug, die mächtigsten Kriegs- und Handelsflotten aufzunehmen.

Denn die nur ungefähr viertausend Fuß von der Küste und der Stadt entfernte Insel war mit derselben durch einen künstlichen Damm verbunden, der von seiner sieben Stadien langen Ausdehnung den Namen Heptastadium führte und so die Bucht von Alexandrien in zwei fast gleich große Hälften schied. Die östliche derselben hieß der große Hafen, die westliche „der Hafen der glücklichen Heimkehr". Der Eingang zu dem erstern war eng, denn die östliche Spitze der Insel streckte sich sehr nahe heran

zu der vom festländischen Ufer auslaufenden Landzunge, Lochias genannt, und er war durch ganz oder teilweise von Wasser bedeckte, wild umbrandete Klippen ohne Lotsen nicht ungefährlich zu passieren. Dem Schiffer, der nachts von Norden her der Bai von Alexandrien zusteuerte, deren hafenlose und flache, mit Riffen und Untiefen versehene Küste Gefahren aller Art hat, leuchtete schon in weiter Ferne das Feuerzeichen des auf der östlichen Inselspitze gelegenen und nach der Insel benannten Leuchtturms tröstlich entgegen, von dem noch heute alle seinesgleichen denselben Namen führen. Der Blick des am Tage Einfahrenden schwindelte hinauf zu diesem aus Marmorblöcken auf Felsengrund emporgetürmten Bau, der unter die sieben Wunderwerke der Alten Welt zählte. König Ptolemäus Philadelphus, der zweite Herrscher aus dem Geschlechte der Lagiden, hatte ihn „den rettenden Göttern" — den Dioskuren, wie die Inschrift sagte —, durch den Baumeister Sostratus errichtet. Ihm gegenüber, auf der Spitze der Landzunge Lochias, zur Linken des in den „großen Hafen" einsegelnden Schiffers, erhob sich ein Königspalast, und weiter hinab der Küste zu die Reihe der anderen königlichen Gebäude mit ihren Hallen und Lusthainen, einen eigenen abgeschlossenen, künstlich ausgegrabenen königlichen Hafen bildend, von dem ein Königsschloß auf einer kleinen Insel, Antirhodus genannt, stand. Weiterhin das Theater, dann das Posidium, eine von dem großen Hafenmarktplatze, dem sogenannten Emporium, vorlaufende Krümmung, von deren Uferrande ein Damm zu dem Wohnhause führte, das sich Antonius in den letzten Tagen seines Lebens zur Einsiedelei hergerichtet und nach dem Menschenfeinde Timon von Athen sein Timonion genannt haben soll. Die weiteren Umgebungen des großen Hafens bis zum Heptastadium hin bildeten der Tempel Cäsars, das Cäsarium genannt, der Marktplatz und die Warenlager und zuletzt die Schiffswerfte. Der Hafen selbst, durch Natur und Kunst von allen Seiten bis auf die enge Einfahrt umschlossen, war so tief, daß die gewaltigsten Schiffe dicht an den Steintreppen des Uferkais anlegen konnten. Minder geschützt und weiter geöffnet war der zweite westliche Haupthafen, von dem eine Abteilung künstlich ausgegrabene und geschlossene Docks [1] umfaßte und der Hafen Kibotos hieß. Von ihm erstreckte sich ein schiffbarer Kanal zum See Mareotis, der dieses Binnenmeer mit dem äußern, dem Mittelmeere oder, wie es auch hieß, dem ägyptischen Meere verband.

Als Strabo Ägypten sah, war die Pharusinsel ein wüster Trümmerhaufen, und nur einige Seeleute und Fischer wohnten in Hütten in der Nähe des Leuchtturms. Anders aber war der Anblick derselben dreißig

[1] Docks = Wasserbecken an einem Hafen zur Erbauung oder Ausbesserung von Schiffen.

Jahre früher, ehe Cäsar die Inselstadt im Kampfe gegen die für ihre Dynastie und ihre Unabhängigkeit aufgestandenen Ägypter vernichtete. Da vervollständigte sie mit ihrem Außenhafen und ihren granitnen Kais, ihren stattlichen Häusern und Magazinen und ihren menschengefüllten Plätzen und Gassen als reiche Hafenvorstadt Alexandriens das glänzende Bild, das sich dem Auge des Beobachters von der Höhe des Paneions darbot, und das wir jetzt an der Hand des alten Geographen näher schildern wollen.

Rings um die beiden soeben beschriebenen Haupthäfen dehnte sich die Stadt des Welteroberers in der Gestalt eines ausgebreiteten macedonischen Reitermantels auf der Landenge zwischen den beiden Meeren aus, auf der südlichen Langseite von dem Mareotis-See, auf der nördlichen von den Wellen des Mittelmeeres bespült. Der Michel Angelo des Altertums, jener Architekt und Bildhauer Dinokrates — derselbe, der den Berg Athos in eine Statue Alexanders umwandeln wollte —, hatte den Plan zu der neuen Weltstadt entworfen, Kleomenes von Naukratis, den Alexander mit der Statthalterschaft von Ägypten betraute, die Ausführung des Baues geleitet. Die griechischen Könige Ägyptens hatten sie dann später zu ihrer Residenz erwählt und fast drei Jahrhunderte hindurch die Mittel des reichsten Landes auf die Verschönerung ihrer Hauptstadt verwendet; so war die jüngste aller großen Städte der Alten Welt zur herrlichsten aller Weltstädte erhoben worden. Im Gegensatze zu den unregelmäßig gebauten, engen und finstern Städten Italiens und Griechenlands war die Alexanderstadt von breiten, für Reiter und Wagen bequem passierbaren Straßen nach regelmäßigem Plane durchschnitten. Vor allem herrlich aber war der Anblick der beiden Hauptstraßen, die, über hundert römische Fuß breit und auf beiden Seiten von Säulengängen eingefaßt, im rechten Winkel sich durchschneidend, die Stadt in ihren beiden Ausdehnungen, ähnlich den beiden Hauptstraßen des heutigen Palermo, durchzogen. Diejenige dieser beiden Hauptstraßen, welche, von der Nekropolis im Südwesten bis zum Kanopischen Thore im Nordosten die Stadt durchschnitt, war nach Strabo dreißig Stadien oder dreiviertel deutsche Meilen, nach Diodor gar eine volle Meile lang; die andere, welche, von dem Anfange des Heptastadiums ausgehend, die Stadt bis zum Sonnenthore in der Breite durchzog, maß eine halbe Stunde. Der Zug der erstern Straße ist noch heute durch eine lange kanalartige Einsenkung zwischen dünenartig gehäuften Trümmerhaufen genau erkennbar, während der Gang der andern minder deutlich ist. Der alte Geograph, dessen Beschreibung wir folgen, wird nicht müde, die Herrlichkeit der Stadt zu schildern. „Sie enthält,“ sagt er, „die schönsten öffentlichen Plätze und königlichen Paläste, welche den vierten, ja selbst den dritten Teil des

ganzen Umfangs einnehmen. Denn wie jeder König von öffentlichen Baudenkmälern aus Prachtliebe noch irgend eine neue Zierde hinzufügte, so erbaute auch jeder für sich zu den schon vorhandenen Palästen noch einen neuen. Alle jedoch hängen zusammen, sowohl untereinander selbst, als mit dem Hafen und mit den außerhalb befindlichen Bauwerken." — Zu diesen untereinander durch Gänge und Hallen verbundenen königlichen Gebäuden gehörte auch das Museum mit seinen zwei Portiken zum Spazierengehen und Ausruhen und seinem kolossalen Speisesaale für den Verein der am Museum angestellten Gelehrten aller Fächer mit ihrem priesterlichen Vorstande, der die reichen Einkünfte der Anstalt verwaltete, ferner das sogenannte Sema mit den Grüften der Könige und ihrer Angehörigen.

Folgen wir dem alten Beschreiber auf seinen Wanderungen durch die Länge der Stadt von Westen nach Osten, beginnend mit der Nekropolis, der Totenstadt und ihren zahlreichen Gärten, Begräbnissen und Werkstätten zum Einbalsamieren der Toten, so betreten wir, diese Vorstadt verlassend, zunächst den ältesten Teil der Stadt, Rhakotis geheißen, nach dem Namen des uralten ägyptischen Fleckens, welcher zur Zeit der älteren Pharaonen der hier zum Schutze der Küste und zur Abwehr aller fremden Landungsversuche stationierten Truppenabteilung, sowie der Hirtenbevölkerung des Landes als Wohnsitz diente. Wir überschreiten dann auf breiter Brücke den schon erwähnten schiffbaren Kanal, der das Kibotos-Bassin am „Hafen der glücklichen Heimkehr" mit dem Mareotis-See verband, und befinden uns in einer Umgebung zahlreicher Tempel und heiliger Gebäude, unter ihnen das Serapeum, das Heiligtum des Serapis, — die jedoch alle zu Strabos Zeit mehr oder weniger verlassen waren, weil infolge der Neubauten des Kaisers Augustus in der Nikopolis, der zur Feier des letzten Entscheidungssieges über Antonius von ihm erbauten „Siegesstadt" vor den östlichen Thoren von Alexandrien, sich das religiöse Leben mehr und mehr dorthin gezogen hatte. Auf jedem Schritte begegnen wir weitergehend den herrlichsten Baudenkmälern und Tempeln, von denen, wie Strabo sich ausdrückt, die Stadt über alle Beschreibung voll ist. Das schönste und prachtvollste derselben aber ist das Gymnasium mit seinen über sechshundert Fuß langen Säulenhallen, die zugleich das Gerichtsgebäude und die Lusthaine umschließen. Dieser Raum war der Versammlungsort der Bewohner Alexandriens bei großen öffentlichen Feierlichkeiten und Staatsaktionen. Vor dem Kanopischen Thore befindet sich der riesige Hippodrom, die Rennbahn für die Spiele, groß genug, um die gesamte Bevölkerung der Stadt zu fassen. Er gab seinen Namen der ganzen östlichen Vorstadt, deren Straßen sich bis zum Kanopischen Thale hindehnten, wo sich dreißig Stadien von Alexandrien entfernt die Augustische Siegesstadt, die prächtige Nikopolis, am Meere erhob.

Ein Wunderwerk der Menschenkraft und Kunst war aber vor allen das oben erwähnte Heptastadium, der riesig hohe, über viertausend Fuß lange Damm, welcher die Pharusinsel mit der Stadt verband und zugleich der Inselstadt durch eine verdeckte Wasserleitung das nötige Trinkwasser zuführte. An zwei Stellen durchschnitten, über welche Brücken führten, breit und hoch genug, um Seeschiffe aller Größen durchzulassen, vermittelte er zugleich die Verbindung der zwei durch ihn getrennten Häfen untereinander. Von seiner Breite giebt der Umstand einen Begriff, daß dieser Damm, natürlich erweitert und verbreitert durch Ruinen und Anschwemmungen, jetzt den Hauptteil des heutigen Alexandrien trägt, während das alte Alexandrien auf dem Felsgrunde der libyschen Wüste erbaut war, hoch genug liegend, um außer dem Bereich der Nilüberschwemmung zu sein, und vor allen Städten der Alten Welt durch ein Klima begünstigt, das den Aufenthalt in der Stadt Alexanders zu einem Genusse machte.

Alles schien diese Königin aller Seestädte der Alten Welt zu begünstigen. Während Tausende von Wimpeln ihre zahlreichen Häfen an beiden Meeren erfüllten, und der Handel, welcher überwiegend Ausfuhrhandel war, ihr immer neue Ströme des Reichtums zuführte, pries der einheimische wie der fremde Besucher die milde Luft, welche, wie Strabo bemerkt, als Folge der von beiden Seiten anspülenden und wehenden Wogen und Winde und der heilsamen Anschwellung des Nilstroms ihre Straßen und Plätze, sowie ihre weiteren Umgebungen erfüllte. „Alle anderen an Seeen gelegenen Städte," sagt der alte griechische Schriftsteller, „haben während der Sommerhitze eine drückende und schwere Luft, denn durch die von der Sonnenhitze erzeugten Ausdünstungen bilden die Seeen an ihren Ufern Sümpfe, und es entsteht durch das Aufsteigen schmutziger Feuchtigkeit eine ungesunde Luft, deren Einatmen Fieber und ansteckende Krankheiten erzeugt. In Alexandrien aber füllt der mit Anfang des Sommers anschwellende Nil auch den See und läßt keine Moräste entstehen, welche ungesunde Ausdünstung erzeugen. Zugleich wehen auch von Norden und über das große Meer her die Passatwinde und sichern so den Bewohnern der Stadt den angenehmsten Sommer." Dazu kam die massive, Kühlung gebende Bauart auch der Privathäuser, welche Solidität mit Zweckmäßigkeit vereinte; die Fülle des schönsten und gesundesten Trinkwassers, mit dem die Nilkanäle alle Teile der Stadt versahen; die luftige Breite der durch schattige Kolonnaden gegen die Hitze geschützten Hauptstraßen, das rege Leben des Handels, der Industrie und der tausendjährigen Gewerbe, das die Straßen und Plätze füllte. Denn hier bewegten sich neben dem Griechen, dem herrschenden Manne, und neben dem Ägypter, dem uralten Eingebornen des Landes, die Völker

und schwirrten die Sprachen aller Länder des Ostens durcheinander: von dem eifrig spekulierenden, dem Handel ergebenen Juden Palästinas, dessen Volk sein eigenes Viertel am Kanopischen Ostthore bewohnte, bis zu dem lichtgebräunten Inder und dem schwarzen Sohne der afrikanischen Wüste. Der Sicilier Diodor, der in den letzten Jahren des Königs Anletes die Stadt sah und sie an Größe und Schönheit, an Reichtum und üppiger Lebensfülle über alle andern ihm bekannten Städte setzte, nennt sie auch die bevölkertste aller Städte der Welt. Er schätzt nach den ihm vorgelegten Bevölkerungstabellen die Zahl der einheimischen freien Einwohner auf weit über dreimalhunderttausend — mit den Scharen der Sklaven, Soldaten und Fremden mochte sie in ihrem drei deutsche Meilen enthaltenden Umfange weit über eine Million betragen.

An Luxus und raffiniertem Lebensgenuß, wie an Bildung in Kunst und Wissenschaft und an allem, was wir jetzt unter dem Namen der Civilisation zu begreifen pflegen, war Alexandrien, als Kleopatra geboren ward, noch immer die Hauptstadt, das Paris der Alten Welt. Selbst das stolze Rom konnte sich in allen diesen Beziehungen nicht entfernt mit Alexandrien messen. Wie in dem Ägypterlande mit den Riesendenkmälern seiner Pharaonen der Zauberduft des grauen Altertums über der Wiege alter Kultur der Menschheit wehte, der selbst das Gemüt des starren Römers mit staunender Ehrfurcht erfüllte, so umkleidete der Ruhm des größten Welteroberers die Alexanderstadt mit seinem Glanze. In ihr fand der Naturforscher, der Philosoph, der Geschichtsschreiber, der Freund der vielgestaltigen Litteratur und Wissenschaft, der Arzt, der Mathematiker, der Astronom alle Schätze menschlichen Wissens und Forschens, alle Denkmäler der Litteratur und Poesie in Bibliotheken und Museen beisammen, wie keine Stadt der Welt sie in gleichem Umfange und gleicher Vollständigkeit besaß, — und neben ihnen, von königlicher Freigebigkeit besoldet und unterhalten, die ausgezeichnetsten lebenden Vertreter aller Wissenschaft, Gelehrsamkeit und Kunst zu einer wahrhaften Universität vereinigt. Verdanken wir doch heute noch diesen großartigen Schöpfungen und Anstalten der Lagiden so ziemlich alles, was wir nach zwei Jahrtausenden noch von hellenischer Litteratur besitzen! Und nicht nur die Großen, die Könige, welche mehrfach selbst als Schriftsteller und Dichter auftraten, nahmen teil an dieser geistigen Bildung, zu deren Mittelpunkt sie ihre Hauptstadt erhoben hatten, sondern die ganze Bevölkerung Alexandriens erhielt von dieser geistigen Atmosphäre im Guten und Schlimmen ihren Charakter, der mit seiner geistreichen Beweglichkeit und leichtsinnigen Unruhe, seiner witzigen Schlagfertigkeit, seinem Hang zu scharfer Stachelrede, seiner Vergnügungslust und neuerungssüchtigen Unbotmäßigkeit, seiner Neigung zu Emeuten und der dabei oft genug

bewiesenen todverachtenden Tapferkeit lebhaft an den Charakter der modernen Pariser Bevölkerung gemahnt.

Adolf Stahr.

Kirchenlied.

O Maria, meine Liebe!
Denk' ich recht im Herzen dein:
Schwindet alles Schwer' und Trübe,
Und wie heller Morgenschein
Dringt's, durch Lust und ird'schen Schmerz,
Leuchtend mir durchs ganze Herz.

Auf des ew'gen Bundes Bogen,
Ernst von Glorien umblüht,
Stehst du über Land und Wogen;
Und ein himmlisch Sehnen zieht
Alles Leben himmelwärts
An das große Mutterherz.

Wo Verlass'ne einsam weinen,
Sorgenvoll in stiller Nacht,
Diesen allen läßt du scheinen
Deiner Liebe milde Pracht,
Daß ein tröstend Himmelslicht
In die dunklen Herzen bricht.

Aber wütet wildverkehrter
Sünder frevelhafte Lust:
Da durchschneiden neue Schwerter
Dir die treue Mutterbrust;
Und voll Schmerzen flehst du doch:
Herr, vergieb, o schone noch!

Deinen Jesus in den Armen,
Übern Strom der Zeit gestellt,
Als das himmlische Erbarmen
Hütest du getreu die Welt,
Daß im Sturm, der trübe weht,
Dir kein Kind verloren geht.

Wenn die Menschen mich verlassen
In der letzten stillen Stund,
Laß mich fest das Kreuz umfassen.
Aus dem dunklen Erdengrund
Leite liebreich mich hinaus,
Mutter, in des Vaters Haus!

Jos. Freih. v. Eichendorff.

Die Feste der Pilgerfahrt nach Mekka.

Die arabischen Geschichtsschreiber erzählen von einer schönen und klugen Frau, Schâgaret=ed=Dur (Perlenbaum), die im Anfang der Mameluckenherrschaft nach dem Tode ihres Gatten achtzig Tage lang als

Sultanin unumschränkt regierte, bis sie durch ihre neue Vermählung mit dem Emir Eibeg diesem zugleich mit ihrer Hand auch den Thron schenkte und sich wieder in die Stille des Harems zurückzog. Dieser Frau verdanken die Kairener noch heute eines der wichtigsten Feste, das des Machmal oder der Sänfte. Sie unternahm nämlich in einem prächtigen, von Kamelen fortbewegten Tragstuhl die Pilgerfahrt nach Mekka. Später schickten dann die Herrscher Ägyptens jährlich eine Sänfte in der großen Pilgerkarawane nach der heiligen Stadt als Zeichen ihrer königlichen Würde. Bei der Eroberung des Nilthals durch die Türken unter Sultan Selîm wurde ausdrücklich die Beibehaltung dieses Gebrauchs zugestanden, und so hat er sich bis auf den jetzigen Vicekönig vererbt. Begleitet wird der Machmal von dem Teppich, den an Stelle des türkischen Sultans der Vicekönig alljährlich für die Kaaba liefern muß.

Die Herstellung des Teppichs findet auf der Citadelle statt, und seine Überführung in die Husên-Moschee, wo er an geweihter Stätte genäht und gefüttert wird, bietet mit um so größerem Recht Gelegenheit zu festlicher Freude, je gewisser man ihn später, wenn man ihn nicht in Mekka selbst aufsuchen kann, nicht wieder zu sehen bekommt.

Die Bekleidung der Kaaba, die „Kiswe", besteht aus drei Teilen, nämlich der eigentlichen Bedeckung, den vier Wänden des würfelförmigen Heiligtums, dem breiten, sich um das letztere schlingenden Bande und dem „Schleier", d. h. dem an die Kaabathür zu befestigenden Vorhange. Zuerst werden die schweren, zusammengerollten Ballen des Tuchs, aus dem der eigentliche Teppich zusammengesetzt wird, ohne alles Gepränge auf schlichten Eseln an uns vorbeigeführt. Man pflegt für die Kiswe einen rauhen, dicken Brokat von schwarzer Farbe zu wählen und ihn mit Koransprüchen zu schmücken, welche von Arabesken in sorgfältiger Seidenstickerei umgeben werden. Die zuschauende Menge, und unter ihr besonders die Weiber, stoßen, wenn das wertvolle, fromme Geschenk vorbeizieht, Freudenrufe aus, die sich von neuem hören lassen, wenn, eins hinter dem andern, die vier Viertel des breiten, mit Koransprüchen in Gold und seidenen Ornamenten außerordentlich reich bestickten Kaabagürtels erscheinen. Auf Holzgerüsten werden sie von mehreren Männern getragen. Nun erscheinen ohne bestimmte Ordnung die verschiedenen Personen, welche bei der Herstellung der Kiswe thätig waren oder noch sein werden, und endlich eine Anzahl von seltsamen Gestalten, die wohl unsere Neugier reizen, unter denen aber heute manche fehlt, der wir in zwei bis drei Wochen beim Auszugsfest sicher begegnen werden.

Indes man in der Husên-Moschee eifrigst zusammennäht und ausfüttert, sammelt sich auf dem Platze allmählich die Pilgerkarawane. Am Ende des Monats Schawwâl ist alles zur Reise bereit, denn der fertige

Teppich ward soeben verpackt, die Pilger haben ihre Namen in das vom Führer des Zuges ausgelegte Register eingetragen, Lebensmittel und Zelte sind angeschafft worden, alle Bündel geschnürt, und der Kalender mahnt zum Aufbruch. Am Morgen des Auszugstages ist ganz Kairo schon früh auf den Beinen. Die Straßen, welche von der Citadelle zum Bab-en-Nasr[1] führen, wimmeln von Menschen, die Läden sind geschlossen, und an allen Stellen, die der Zug passieren soll, drängt sich in den Fenstern der öffentlichen Brunnen, Moscheen und Privathäuser Kopf an Kopf. Auch Frauen in großer Zahl mischen sich unter die Neugierigen. Festliche, freudige Stimmung herrscht überall, man bietet einander den Gruß: „Mögest du immer gesund sein", und empfängt die einfache Antwort: „Und du auch." Die dem Kairener eigene Schaulust und Neugierde wird heute durch fromme Empfindungen gesteigert und geheiligt, denn merkwürdigerweise genießt der Machmal, obwohl er nur ein Symbol der königlichen Würde ist und gar keinen religiösen Ursprung hat, eine ganz besondere Verehrung unter den Muselmännern. Er ist, weil er schon so oft die verdienstliche Pilgerfahrt mitgemacht hat, zur vollständigen Reliquie geworden, deren Berührung, ja deren Anblick schon Segen bringt. Heute schließt er den Festzug, indem man ihn für den wichtigsten Gegenstand hält, feierlich ab. Eröffnet wird die Prozession von Soldaten, Paukenschlägern auf hohen und stolzen Kamelen und einer ganzen Schar von Höckertieren, welche das nötigste Gepäck des Pilgerzuges nebst Wasserschläuchen, Zelten und dergleichen, sowie auch den sorgsam umwickelten und verpackten Kaabateppich tragen. Es scheint, als schritten die Kamele, heute besonders würdevoll einher und als empfänden sie es mit Stolz, daß man sie mit Glöckchen behängt, mit Henna[2] orangegelb gefärbt und mit Palmenzweigen, die bei ihrem Vorwärtsschreiten anmutig hin und her schaukeln, geschmückt hat. Auf einem von ihnen befindet sich die mit einem roten Tuche verdeckte Pilgerkasse, welche zur Bestreitung der gemeinsamen Ausgaben der Karawane, die der Regierung zur Last fallen, dient. Abteilungsweise zieht die Prozession an uns vorüber, und manchmal hat man minutenlang zu warten, bis eine neue Gruppe erscheint. In diesen Pausen sorgen Wasserträger und Scherbetverkäufer[3] für die Erfrischung, und Ringer und Fechter, welche lebhafte Scheinkämpfe aufführen, für die Zerstreuung der Menge. Aufmerksam schauen wir dem unterhaltenden Spiele zu, aber schon wird es unterbrochen, denn Derwische, geordnet nach ihren Sekten, nähern sich jetzt mit Trommeln und Pfeifen, Zikr[4] abhaltend,

[1] Vorstadt von Kairo. [2] Henna = eine Wurzel.

[3] Scherbet = Wasser mit einem aromatischen, säuerlich-süßen Zusatze.

[4] Zikr = eine religiöse Übung. Sie besteht aus einer Mohammed preisenden

lebhaft erregt und die Teilnahme der Menge durch Rufe und Gebärden entzündend. Immer lauter jubelt die Menge, denn nun erscheint die zwischen zwei hintereinander schreitenden Kamelen schwebende Sänfte des „Fürsten der Pilgerfahrt“, eines mit der Leitung des Ganzen von der Regierung betrauten Beamten, sodann der Pilgerführer, der in der Wüste voranzieht und den Weg weist, und hinter ihm eine bunte Schar von Offizieren, Derwischen, Bürgern und Belustigern des Volks. Wie die Kamele, so sind auch Pferde und Esel festlich gefärbt und mit Fähnchen und grünen Zweigen geschmückt. Jetzt ziehen mehrere Regimenter Infanterie und Kavallerie, die in ihren kleidsamen Uniformen, mit ihren neuen glänzenden Waffen einen vortrefflichen Eindruck machen, gleichsam als Schutz des wichtigsten Teiles der Prozession an uns vorüber. Ihnen folgt, von berittenen Kawassen[1] umgeben, der Polizeichef, und hinter ihm der Anführer des Pilgerzuges, der auf einem glänzend geschmückten Pferde seinen drei Schreibern und den Imâms[2] der orthodoxen Schulen voranreitet. An diesen letztern schließen sich in endloser Reihe die durch verschieden gefärbte Turbane ausgezeichneten Derwischorden mit ihren Fahnen, sowie die Zünfte mit ihren Emblemen und Standarten. Die lange Reihe der Vorüberziehenden, zu denen sich Leute jeden Standes gesellt haben, will kein Ende nehmen. Jeder neu auftretenden Schar zieht eine Musikbande voran und belebt die erschlaffende Teilnahme. Schon wollen wir ungeduldig unsern guten Platz verlassen, als sich aus der Ferne ein Brausen und Sausen wie das des brandenden Meeres hören läßt. Wir lauschen und unser Ohr empfindet, daß sich unentwirrbare Geräusche und Töne zu uns heranwälzen und an Kraft und Stärke gewinnen, je näher sie kommen. Nun unterscheiden wir den Ruf: „Der Machmal! der Machmal!“ und bald schallt rings um uns her aus jedem Munde das gleiche Wort. Tief erregt wenden sich tausend Augen die Straße hinab, in der jetzt unter dem tobenden Zujauchzen des Volkes ein breites Gerüst auf dem Rücken eines Kamels langsam daherschwankt. Nun zieht es an uns vorüber, umdrängt von Menschen, die nach seiner segenspendenden Berührung verlangen. Aus den Fenstern werden Tücher herabgelassen, deren Rand die Sänfte streifen und sie durch diese Be-

---

Formel, sowie aus gleichmäßigen, die Worte begleitenden, im Takt ausgeführten Körperbewegungen: Beugungen nach vorn, nach rechts, nach links, oder Schwingungen um die eigene Achse. Der Dirigent der ganzen Übung steht in der Mitte und leitet mit Zuruf und taktmäßigem Händeklatschen das gleichmäßige Ausstoßen der Worte und der mit ihnen verbundenen Körperbewegungen. Oft sucht man durch Musik und Gesang die religiöse Begeisterung zu steigern.

[1] Kawaß = Gendarm.

[2] Imâm = Schriftgelehrter, Moscheevorsteher, Priester, geistlicher Richter.

rührung weihen soll. Unzählige Lippen sprechen Gebete, und in das eintönige, wie den Hall eines fernen Donners rollende Gemurmel mischen sich die im höchsten Diskant getrillerten Jubelrufe der Weiber. — Und dies alles gilt einer einfachen, leeren Kamelsänfte in alter Form, einem viereckigen Kasten mit schrägem Dache, überhangen mit buntem Tuch, an dessen Seiten eingestickte Koransprüche zu sehen sind. Die religiöse Erregung rings um uns her schlägt hohe Wogen, aber wären wir auch geneigt gewesen, sie zu teilen, so würde uns doch der Anblick der nun sich zeigenden beiden Personen schnell entnüchtern. Zuerst sehen wir hinter dem Machmal einen halbnackten Mann, mit unbedecktem, von struppigem Haar umwalltem Haupte langsam auf einem Kamel einherreiten. Es ist der „Kamel-Schêch“ [1], der in diesem wenig gesellschaftsmäßigen Aufzuge jedes Jahr die Pilgerfahrt mitmacht. Ihm folgt als bizarrer Abschluß der Prozession der Katzen-Vater oder -Schêch, mit seinen vierfüßigen Sattelgenossen [2]. Wir retten uns aus der ihm nachdrängenden Menge in die stilleren Seitenstraßen, während der Zug dem Bab-en-Nasr zustrebt und sich außerhalb desselben vor der Stadt auflöst. Nachdem man hier zwei bis drei Tage unter Zelten gerastet hat, bricht die Karawane auf und macht nach einer kaum vierstündigen Tagereise ihre erste Station bei dem Birket el-Hagg oder Pilgersee, woselbst die letzten Wallfahrer zu der Karawane stoßen, die Schläuche mit Wasser gefüllt werden und der Führer endlich das Zeichen giebt zum Aufbruch nach Osten, zur Fahrt durch das Sandmeer der arabischen Wüste. Siebenunddreißig Tage wandern sie auf dem Landwege fort, bis sie die heiligen Stätten erreichen, und mindestens drei Monate werden vergehen, bis wir den Heimkehrenden in Kairo wieder begegnen.

Georg Ebers.

Ein Blick vom Kreml.

Zum höchsten Turm stieg ich hinauf
Des Kreml in der Moskwastadt,
Die manchen Turm mit goldnem Knauf,
Viel Tempel und Paläste hat.
Breit schlängelt sich die Moskwa durch
Das bunt verschlungne Häusermeer;
Inmitten droht die Zarenburg
Hoch über Strom und Stadt einher.

---

[1] Schêch = Scheik, Befehlshaber, Vorsteher.

[2] Die Erinnerung an die alte Heiligkeit dieses Tieres ist nicht völlig verloren gegangen. Dieser wunderliche Gebrauch wurde vielleicht eingeführt in der Erinnerung an die Katzen, die man bei den Wallfahrten gen Osten mit nach Bubastis zu nehmen pflegte.

Den Häusern, Gärten, Straßen ist
Der große Stempel aufgedrückt,
Und wo der Blick den Raum durchmißt,
Weilt er geblendet und entzückt.
Rot in der Abendsonne Glut
Ein ferner Zug von Hügeln glimmt:
Ein lichter Rahmen, drin die Flut
Der Häusermassen weich verschwimmt.

Und wie mein Aug' gesättigt ganz
Von allem, was es sahe, war,
Hub ich es, müde von dem Glanz,
Hinweg zu dem, was nahe war,
Wo hoch sich ringsum vielbetürmt
Des Kremlin starke Mauer zog,
Dran mancher Held schon angestürmt,
Schon manches Haupt vom Rumpfe flog.

Und wie ich auf Palast und Dom
Hinabsah von dem hohen Turm,
Krümmt unten sich der Moskwastrom
Zu meinen Füßen wie ein Wurm;
Und wie ein Wurm in meinem Geist
Nagt das Gedächtnis alter Zeit,
Und vor mir schwebt und um mich kreist
Manch Nachtbild der Vergangenheit.

Die Glocke schlägt vom hohen Turm,
Daß alles ringsum bebt und dröhnt,
Als ob von altem Kriegessturm
Ein Nachhall aus dem Erze tönt',
Als ob der Turm mit Glockenmund
In feierlichem Donnerlaut
Erzählt', was ihm von alters kund,
Der Stadt, auf die er niederschaut:

Nicht was die Zaren einst gethan
In machtvollkommnem Blutgelüst,
Auch nicht, wie sie dem Tatarchan
Feig des Gewandes Saum geküßt. —
Noch an des Turmes Spitze steht
Der Halbmond unters Kreuz geschmiegt,
Als Zeichen, daß hier der Prophet
Vom Christenheiland ward besiegt.

Die Sage geht von anderm Held,
Sie singt von anderm Nachtgebild:
Von ihm, der einst die ganze Welt
Erschütterte mit Schwert und Schild,
Der Schrecken und Verwüstung weit
Umher durch alle Lande trug,
Der Sieger blieb im Herrscherstreit
Und alles Volk in Bande schlug.

Wie eine Sonne sah man ihn
Einst aus dem Meere auferstehn'n,
Wie eine Sonne sah man ihn
Im Meere wieder untergeh'n.

Sein Haupt umschlang ein Strahlenkranz,
Doch streng und kalt war sein Gesicht,
Er hatte all der Sonne Glanz,
Nur ihre Wärme hatt' er nicht!

Dort durch die heil'ge Pforte her,
Wo man jetzt fromm die Mütze zieht,
Zog's brausend und gewitterschwer:
Er naht — und vor ihm alles flieht!
Und vor des Tempels Halle dort,
Wo man jetzt fromm die Kniee beugt,
Dort seh' ich ihn, das ist der Ort,
Wo ihn des Schicksals Hand erreicht!

Und als nun lodernd lichterloh
Die Flamme durch die Zinnen brach
Und alles rannte, alles floh,
Und Moskwa wüst und öde lag;
Und als Verderben fern und nah
Die Windsbraut in die Flammen blies,
Der Held sein Glück begraben sah,
Wo es ihm neuen Ruhm verhieß:

Da ließ er stumm die Zarenburg,
Des Frankenglückes Riesengrab,
Und stürmte trüb die Straßen durch,
Wo ihn Vernichtung rings umgab.
Durch Flammen kracht's, es heult der Sturm,
Wild drängt und wogt es bunt geschart —
Und alles sah der hohe Turm
Und hat es treulich aufbewahrt.

Das Bild verschwand, die Glocke schwieg,
Das Wort nur konnt' ich noch versteh'n:
„Was groß geworden durch den Krieg,
Muß durch den Krieg auch untergeh'n."
Und klang in mir noch lange Zeit
Die Turmesmär' im Glockenton,
Ein Grabgesang der Herrlichkeit
Vom Frankenfürst Napoleon.

Friedr. Bodenstedt.

Das Kolosseum.

Da die Amphitheater die Bühnen waren, auf denen die heilige Tragödie des christlichen Märtyrertums dargestellt wurde, und da das prachtvolle und gigantische Flavische Amphitheater zu Rom der großartigste und vollkommenste Bau dieser Art, ein Muster und Typus aller übrigen war, so trägt es vielleicht dazu bei, die Teilnahme für die christlichen Helden, diese heiligen Ahnen unserer Seelen, zu beleben, wenn man sich den Schauplatz ihrer Kämpfe und Siege lebhaft vergegenwärtigen kann. In diesem riesenhaften Monument der Größe, der Macht, der Verderbtheit des heidnischen Roms unter den Kaisern ward der

mörderische Krieg geführt, in welchem das Opfer den Henker, das Lamm den Tiger, die Taube den Drachen überwand. Jetzt heißt es das Kolosseum und ist eine der schönsten und vielleicht die berühmteste und bekannteste Ruine der ganzen Welt. Kaiser Vespasian begann den Bau, und Titus vollendete ihn nach der Eroberung von Jerusalem, indem er die in Gefangenschaft geratenen Söhne Abrahams zu Tausenden daran arbeiten ließ, und zwar mit solcher Anstrengung, daß 12 000 dabei umgekommen sein sollen. Dennoch waren die Kosten des Baues so groß, daß es hieß, Titus habe Ströme von Gold daran verschwendet. Als das Amphitheater vollendet war, widmete Titus es dem Andenken seines Vaters Vespasian, gab darin Spiele, die 120 Tage dauerten, in denen 5000 wilde Tiere und gegen 10 000 Gladiatoren erschienen, und nannte es nach dem Namen seiner Familie das Flavische Amphitheater.

Von einem freien, offenen, eirunden Platz, der 285 Fuß lang, 182 Fuß breit ist und 748 Fuß im Umfang hat, steigen rundum steinerne Sitze und Stufen so aufwärts, daß jeder höhere Kreis etwas zurückspringt und daß der höchste den weitesten Umfang hat. Das Innere des Kolosseums ist ein immenses ovales Becken von Steinterrassen, welches oben weiter als unten ist. Das Äußere sind Doppelportiken, drei Stockwerke hoch, dorischer, jonischer und korinthischer Ordnung, welche die Stufen und Sitze tragen und durch ihre schöngeschwungenen Bogen und Pfeiler der ungeheuren Steinmasse ein leichtes, lebendiges Ansehen geben. Das vierte Stockwerk hat keine Bogen mehr, sondern große Fenster. Achtzig Thüren mit Nummern laufen außen um das Gebäude, stehen in Verbindung mit Treppen und Gängen, machen es dem Zuschauer leicht, seinen Platz zu finden, und verhindern ein übermäßiges Gedränge beim Anfang und Ende der Spiele. Außerdem liegen zwei ungewöhnlich große und hohe Pforten, wie Triumphbogen, kühn und mächtig, einander gegenüber an beiden Enden des Ovals; durch die eine traten die Gladiatoren und alle ein, welche zur Unterhaltung der Zuschauer bestimmt waren; durch die andere schaffte man große Maschinen, Bäume und alles, was zur Scenerie erforderlich war, hinein. Der innere, freie Raum hieß die Arena. Sie war mit feinem und festem Sand bestreut und unter demselben mit Marmorquadern gepflastert. Diesen festen Grund hatte sie (wenn nicht in jedem Amphitheater, so doch im Kolosseum), weil man sie zuweilen vermittelst benachbarter Wasserkünste in einen Teich verwandelte, auf welchem Seegefechte zur Abwechslung stattfanden. Um die Arena lief das Podium, eine ungefähr acht Fuß hohe Marmorwand, auf welcher sich ein starkes Eisengitter erhob, das mit scharfen Spitzen versehen war und sich in die Arena hineinneigte. Außerdem saßen bewegliche, hölzerne Kugeln am

obern Ende desselben, so daß eine wilde Bestie, die etwa hinanspringen und sich anklammern wollte, an den rollenden Kugeln keinen Haltpunkt fand, an den scharfen Spitzen aber sich verwundete und wieder in die Arena zurückfiel. Dies war notwendig zum Schutz der Zuschauer, die auf dem Podium, welches hinter dem Gitter eine breite Terrasse bildete, ihren Sitz hatten. Diese Terrasse war der Ehrenplatz; da war das prächtige Zelt des Kaisers und der Cäsaren aufgeschlagen; da saßen die Prätoren, die Vestalinnen, die Großwürdenträger des Reichs; da hatte man das Schauspiel in möglichster Nähe und vor Augen; da genoß man in vollkommener Sicherheit die Nachbarschaft der Bestien; denn an der Basis des Podiums, unmittelbar auf der Erde, befanden sich Öffnungen wie große Kellerfenster, welche durch starke eiserne Fallgitter geschlossen waren. Das waren die Ausgänge für die wilden Tiere, welche in unterirdischen Zwingern (carceres) gehalten wurden. Begann das Spiel, so hob man das Fallgitter in die Höhe, und die Bestie, aufgestachelt durch Speere, wütend gemacht durch Feuerbrände, gepeinigt von Hunger, setzte in die Arena hinein.

Hinter der Terrasse des Podiums erhoben sich rundum die Sitze. Die ersten vierzehn Reihen wurden eingenommen von den Senatoren, den römischen Rittern, den vornehmsten Magistratspersonen, den fremden Gesandten; die übrigen von allen römischen Bürgern. Aber die höchsten Sitzreihen gehörten den römischen Frauen; wie ein bunter Blumenkranz krönten sie das ganze Amphitheater und übersahen nicht bloß die Spiele, sondern auch alle Zuschauer. Oberhalb der höchsten Reihe befand sich wiederum eine breite Terrasse mit einer Brustwehr; sie faßte 12 000 Zuschauer, die aber stehen mußten. Sitzplätze hatte das Kolosseum für 87 000 Personen. Sämtliche Sitze waren mit Polstern oder Teppichen bedeckt, damit die Gesundheit nicht durch die kalten Steine gefährdet werde. Die obere Terrasse trug schön geschnitzte Balken und Mastbäume mit Tauwerk und Stricken, welche das Velarium, eine prachtvolle purpurfarbene, mit goldenen Sternen besäete Decke, über dem ganzen Kolosseum zeltförmig ausspannten. Ein zahlreiches Heer zierlich gekleideter junger Matrosen hing in dem Takelwerk und führte mit höchster Geschicklichkeit und Schnelle die Manöver aus, je nachdem das Velarium sich mehr oder minder öffnen und schließen sollte. So hatte man immer frische Luft und nie Sonnenglut. Das war aber noch nicht genug, um mit größtem Behagen Menschenblut in Strömen fließen zu sehen! Dünne Schafte von vergoldetem Metall stiegen hie und da zwischen den Sitzen empor und spritzten zarte Strahlen von wohlriechenden Wassern aus, die als ein ganz feiner Tau auf die Zuschauer zurückfielen, Duft und Frische verbreiteten und die Atmosphäre von den bösen Dünsten der Leichen, der

Bestien und des Blutes reinigten. Die Höhe des Kolosseums betrug 157 Fuß, der äußere Umkreis 1641 Fuß. Aus Blöcken von Travertin, der einen heißen, roten Farbenton hat, ist der Riesenbau aufgetürmt. Die inneren Wände waren mit poliertem Marmor bekleidet und mit Säulen, Pilastern, Statuen, Bildwerken im Übermaß geschmückt. Wie mußte das sein, wenn fast 100000 Menschen, oder vielmehr wenn fast 200000 Augen, denn im Auge konzentrierte sich der ganze Zuschauer, diesen immensen Raum belebten, funkelten, glühten! Durch seine Größe, seine Pracht, durch die Schauspiele, welche es darbot, durch die wahnsinnige Leidenschaft des ganzen Volkes, vom Kaiser an bis zum Geringsten herab, und vom Rohesten an bis zu den Vestalinnen hinauf, für diese Schauspiele war das Kolosseum der zusammengedrängte entsetzliche Ausdruck des heidnischen Lebens im alten Rom während der ersten Jahrhunderte des Christentums, und die Ströme des reinsten Blutes, die Weihrauchwolken der reinsten Gebete, die Opfer der reinsten Liebe mußten sich wie eine heilige Sündflut über diese Stätte ergießen, um das alte Rom von seiner heidnischen Befleckung rein zu baden und es glaubensfähig zu machen.

Die Spiele wurden zu Ehren der Götter gegeben, darum begannen sie mit einem Opfer; und zu Ehren Jupiters — mit einem Menschenopfer. Wenn sie dann alle eingetreten waren, der Kaiser in Purpur gekleidet, die Vestalinnen in Weiß, die Senatoren mit weißen, goldgezierten Mänteln, so schlachtete ein Priester des Jupiter am tragbaren Altar in der Mitte der Arena ein menschliches Opfer; dann klatschte man froh in die Hände, denn Jupiter war zufrieden und die Spiele konnten beginnen.

Muntere Fanfaren erschallten, durch das Thor Sanavivaria (der Lebenden) traten die Venatoren mit Peitschen in der Hand ein und stellten sich in zwei Reihen auf. Ihnen folgten die Bestiarier, die unglücklichen Opfer, die den wilden Tieren bestimmt waren, eine zahllose Herde, meistens elende, entlaufene und wieder eingefangene Sklaven, Kriegsgefangene, dann Christen jeden Alters, jeden Geschlechtes. Indem sie eintreten, müssen sie durch die Reihen der Venatoren gehen und von jedem derselben einen schmählichen Peitschenhieb auf ihre entblößten Schultern empfangen, auch die edelsten, die zartesten Frauen. Und das betrachteten die Vestalinnen alles ganz genau! Dann trat ein Herold an die Spitze dieser zur Schlachtbank geführten Schar und umkreiste mit ihnen die Arena. Vor dem Zelt des Kaisers, oder des Prokonsuls, oder wer sonst dessen Stelle vertrat, mußten sie sich verneigen und den entsetzlichen Gruß sprechen: „Ave, Caesar, morituri te salutant!“ (Die Sterbenden grüßen dich.) Die Christen sagten aber zuweilen andere

Worte, z. B. Satur in Karthago zu Hilarian, dem Prokonsul: „Jetzt richtest du uns, dereinst wird dich Gott richten.“ Nun haben die Zuschauer den Genuß gehabt, sich an der Menge der Opfer zu weiden; nun muß man haushälterisch mit dem fernern Genuß zu Werke gehen und das Vergnügen möglichst verlängern. Darum macht man aus der ganzen Opferherde viele kleine Abteilungen; die, welche zuerst sterben sollen, bleiben in der Arena, man fesselt sie an Pfähle, man steckt sie in Netze, die jede Bewegung unmöglich machen und die den Anblick ihrer Agonie nicht verhüllen. Die übrigen führt man zurück, bis die Reihe zu sterben truppweise an sie kommt. Die Spannung der Zuschauer ist nun aufs höchste gestiegen; da wird das greuliche Zeichen gegeben: von einem Caligula oder Domitian? nein! von den Prätorianern oder Liktoren? nein! von den Henkersknechten? nein! von den Vestalinnen wird es gegeben. Die Fallgitter vor den Zwingern der Tiere werden aufgezogen und Löwen, Bären, Stiere und Panther stürzen aufgestachelt und aufgehetzt in die Arena und auf ihre wehrlose Beute. Bald bedecken zerstampfte Leichname, zerrissene Glieder, Blut und Gebeine den Sand. Und so folgt eine Truppe auf die andere, ein Abwürgen auf das andere; und immer blutgieriger funkeln die 200000 Augen und immer blutlechzender werden frische Bestien und frische Opfer verlangt. Endlich ist für dieses Schauspiel kein Menschenfleisch mehr vorhanden, denn Abwechslung muß sein, damit sich die Teilnahme nicht erschöpfe, und eine andere Art von Metzelei soll beginnen. Zuvor treten die Konfektoren in die Arena und schleppen mit eisernen Haken alles, was sterbend oder tot in ihr umherliegt, durch das Thor Sandapilaria (der Toten) in einen eigens dazu bestimmten Raum, das Spoliarium, wo die Sterbenden vollends getötet werden. Schöne Sklaven in zierlicher Kleidung folgen den Konfektoren in die Arena, schütten frischen Sand auf die Blutlachen und harken den aufgewühlten Boden wieder eben. Während der Zeit fällt ein balsamischer Tau aus vergoldeten Brunnenröhren erfrischend auf die Zuschauer, rauschende Musik erschallt und tausend Possenreißer in den abenteuerlichsten Kleidern und Aufzügen suchen durch burleske Späße und fabelhafte Geschicklichkeit die entsetzlichen Augen der Zuschauer einstweilen zu beschäftigen, bis ihnen wieder eine willkommenere Unterhaltung geboten wird.

Da öffnet sich von neuem das Thor Sanavivaria und auf glänzenden, bunt bemalten Streitwagen fahren die Gladiatoren in die Arena, umkreisen sie, rufen mit einer Stimme: „Ave Caesar, morituri te salutant!“ springen von den Wagen und beginnen ihre Kämpfe. Ihre Kleidung bestand in einer Draperie von rotem oder weißem Stoff um die Hüften, die durch einen glänzenden Gürtel festgehalten wurde, und in Halbstiefelchen vom blauem Leder oder von Bronze; im übrigen waren

sie durchaus nackt. Ihre Waffen richteten sich nach der Art des Kampfes, für den sie bestimmt waren. Die eigentlichen Gladiatoren, die ihren Namen von ihrer Waffe empfingen, trugen ein Schwert (gladius), am rechten Arm Schienen von Bronze, am linken einen großen runden Schild, auf dem Kopf einen geflügelten Helm; und sie kämpften teils zu Fuß, teils zu Pferde. Andere Kämpfer führten in jeder Hand ein Schwert und gar keine Schutzwaffe; andere eine Sense und Schild; andere Dreizack und Netz; noch andere nur eine Schlinge mit der sie ihren Gegner erwürgen mußten. Den unglücklichen Andabaten[1] wurden die Augen verbunden und wie Blinde hatten sie aufeinander loszugehen. Auch diese kämpften nicht alle auf einmal, sondern nach ihren Waffenarten abgeteilt; denn genau die Verschiedenheit der Weise zu sehen, in welcher der Tod empfangen und gegeben werden konnte, schärfte das Interesse. Den höchsten Reiz für die Schaulust gewährten die Auktoraten, die als feindliche Armeen, von mehreren hundert Mann jede, mit Schwert, Schild und Lanze fochten. Dieser Reiz bestand aber nicht sowohl in der großen Zahl, oder dem ungeheuern Getümmel, oder der Kampfweise, sondern darin, daß sie alle oder fast alle umkommen mußten. War dies von den Festgebern mit den Lieferanten der Gladiatoren abgemacht, wurde auf dem Programm der Feier bemerkt, daß sie fechten sollten „sine missione“ (ohne Gnade), dann erreichte der blutige Freudenrausch den höchsten Grad. Ist ein Fechter überwunden, so muß er sich gleich wieder erheben (das befehlen die Kampfspielgesetze), auf ein Knie vor seinem Besieger sich niederlassen und um sein Leben bitten. Der Sieger sieht sich rings um nach dem Richtspruch der Zuschauer. Heben sie den Daumen in die Höhe, so ist er gerettet; senkt sich der Daumen, so ist er verurteilt. Auf diese Weise wurden sie zu Hunderten verdammt und oft nur zwei oder drei begnadigt, denen dann irgend jemand, wie es üblich war, die Mütze eines Freigelassenen zuwarf, so daß er zugleich vom Tode und von der Sklaverei gerettet ward. Bei Trajans Spielen, welche durch die Marter des hl. Ignatius geschlossen wurden, kamen 10 000 Kämpfer um. Bei jeder Todeswunde, bei jedem geschickt geführten mörderischen Streich ertönte ein Ruf von allen Lippen: „Hoc habet!“ (Jetzt hat er es), und mit infernalischer Freude funkelten die 200 000 Augen, darunter die Augen von römischen Müttern und römischen Priesterjungfrauen! Welche Kinder müssen jene erzogen, welchen Göttern müssen diese gedient haben!

Wieder verschwinden die Leichen und die Blutspuren, und bis die Vorbereitungen zu einem neuen Akt der Tragödie gemacht sind, wird auch

[1] Fechter mit verbundenen Augen.

wieder ein Zwischenspiel aufgeführt; aber nicht von Possenreißern! Nein, keine Possenreißer mehr! die sind zu zahm, zu matt! die taugten für den Anfang! Jetzt müssen auch die Späße konvulsivischer Art sein. Das römische Volk hängt sehr an den Heldenthaten seiner Väter, begeistert sich für den Mutius Scävola, würde gerne sehen, wie er sich benommen hat bei der Tortur, der er sich freiwillig unterzog. Diesen Wunsch des Volkes befriedigt man, aber wie? Sklaven tragen Becken voll glühender Kohlen in die Arena, und ein Unglücklicher wird herbeigeführt und legt wirklich selbst und allein seine rechte Hand auf die Kohlen. Warum thut er das? Er ist mit einem in Schwefel getauchten Gewand bekleidet worden und zwei Henker mit brennenden Fackeln stehen neben ihm und sind bereit, ihn in Brand zu stecken bei der mindesten Zögerung. Und diese gräßliche Parodie gefällt dem Volke sehr!

Fanfaren ertönen, die Jagd beginnt. Von einer Seite treten Truppen von Bestiariern ein, von der andern wälzen sich Hügel mit Gesträuchen, Bäumen, Rasen und Felsblöcken bedeckt vermittelst künstlicher Maschinerie in die Arena. Eine andere Maschinerie schiebt die Felsblöcke auseinander und siehe! aus ihren Höhlen und Grotten springen Löwen, Panther, Bären, Büffel hervor; das sind die Jäger. Das Wild sind Menschen, die Bestiarier, und seltene kostbare Tiere, die sich nicht verteidigen können, z. B. der Vogel Strauß, die Giraffe. Das Würgen beginnt von neuem, bis Menschen und Tiere durcheinander blutend, sterbend, tot im grauenhaften Gemisch in dem künstlichen Wald liegen. Einige numidische Löwen und einige Bären aus den Rätischen Alpen behaupten ungestört das Schlachtfeld und ruhen als Sieger, gesättigt durch Menschenfleisch und Menschenblut, zwischen Leichen und Gebeinen.

Ein neuer Scherz belustigt die Zuschauer, die edlen Senatoren, die zarten Vestalinnen ganz ungemein. Ein armseliger Sklave wird in die Arena gestoßen. Auf seiner geöffneten, ausgestreckten Hand liegt ein Ei und er soll damit, ohne es fallen zu lassen, ohne es zu zerbrechen und ohne die Hand zu schließen von einem Ende der Arena zum andern gehen. Die Angst, die bebende Hast, die scheue Verzagtheit, die krampfhaften Bewegungen, die Totenblässe des Ärmsten, das grimmige Knurren der Bären, das dumpfe, drohende Gebrüll der Löwen werden mit Jubel aufgenommen. Die Tiere lassen, großmütiger als die Zuschauer, dies elende Geschöpf mit der Furcht davonkommen. Hätten sie es zerrissen, so würde die Heiterkeit der Zuschauer nicht im mindesten dadurch getrübt worden sein.

Die Leidenschaft für diese Spiele war so groß, daß, wenn der Festgeber dem Volke die größte Freude machen wollte, sie auch nachts fortgesetzt wurden und dann zuweilen zwei, drei, ja fünf Tage und fünf

Nächte ohne Unterbrechung dauerten. Zahllose Fackeln beleuchteten in der Nacht das Kolosseum und machten den ganzen Eindruck noch wilder, noch grauenhafter, noch barbarischer. Man aß, man trank im Kolosseum, um ja keinen kostbaren Augenblick zu verlieren. Es ist berechnet worden, daß die Römer zwei Dritteile des Jahres im Amphitheater und im Cirkus zubrachten. In jeder bedeutendern Stadt ihres ungeheuren Reiches bauten sie Amphitheater, hatten sie Kampfspiele. Je allgemeiner diese wurden, desto mehr steigerte sich die Begier nach ihnen. Anfangs schenkten die Triumphatoren, die reichen römischen Bürger, die Kaiser dem Volke von Rom fünfzig Paar Gladiatoren; dann ging es in die Hunderte und Tausende. Trajan gab 10 000. Wieviel Domitian und Heliogabal gegeben haben, ist gar nicht zu zählen. Julius Cäsar hielt auf seine Kosten eine Schule für Gladiatoren, und Augustus und nach ihm alle Kaiser behielten dies Institut bei. In demselben Maßstab mußten auch wilde Tiere dem Volke geschenkt werden. Scipio Nasica und Lentulus ließen sechzig Panther und vierzig Bären und Elefanten in ihren Spielen auftreten, Sulla hundert Löwen, Pompejus vierhundert Panther und sechshundert Löwen, Titus fünftausend verschiedene afrikanische Bestien, Domitian tausend Hirsche, tausend Giraffen, tausend Strauße und eine entsprechende Anzahl wilder Tiere, um jene zu zerreißen. Die Provinzen des Römerreiches mußten schwere Kontributionen zahlen, um die ungeheuren Kosten der Spiele zu bestreiten, und die Statthalter mußten solche wilde Tiere anschaffen und nach Rom liefern, wie sie in ihren Statthaltereien heimisch waren. Der Transport und der Unterhalt dieser Tiere verschlang unglaubliche Summen und eine Verschwendung zog immer die andere nach sich. Einst wurde im Kolosseum ein Seetreffen aufgeführt; doch statt des Wassers war es mit Wein gefüllt, und sechsunddreißig Krokodile und mehrere Hippopotamen kämpften mit Gladiatoren, die in Schaluppen auf diesem Weinsee schwammen.

Hätte die Gewohnheit dieser gräßlichen Spiele nicht im römischen Volke jede Spur von menschlichem Gefühl ertötet, so hätten die Christen nimmermehr den Martern ausgesetzt werden können, die man über sie verhängte. Nun aber, da blutdurstige Schaulust immer stieg, da Sklaven, Verbrecher und Kriegsgefangene dem Bedürfnis nicht genügten, waren die Christen sehr willkommen, um eine Lücke auszufüllen. Der persönliche Haß, den man gegen sie hegte, steigerte zwar die Freude an ihren Qualen, hatte aber längst seinen Vorläufer gehabt in der grenzenlosen Verachtung des Menschen und des Menschenlebens, die aus dem römischen Sklaventum hervorging, dessen Blüte die Spiele waren. Da trat diese Verachtung nicht in ihrer nackten Roheit auf, wie etwa, wenn Sklaven in den Fischteich geworfen wurden, um die Muränen zu mästen; sondern

sie war mit Kunst und Pracht, mit Anmut und Geschicklichkeit, mit Purpur und Wohlgerüchen so ausgeschmückt, und fand in der ungeordneten Begier des Menschen nach lebhaften Gemütsbewegungen einen so starken Bundesgenossen, daß das gesunde Gefühl betäubt und erstickt ward, und Menschenverachtung sich wie ein zersetzendes Gift des Herzens bemeisterte. Und dahin kommt man, wenn man in dem Nächsten nicht den Bruder liebt, den Gott nach seinem Bilde erschaffen und den der Sohn Gottes mit seinem heiligen Blut erlöst hat.

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Erbarmen.

Nicht kennt die stolze Jugend das Erbarmen.
In brausender Begeisterung
Was weiß sie auch von Alten, Kranken, Armen,
So reich an Glück, gesund und jung!
Die frühe Traub' ist herb,
Noch ist ihr not, daß sie die heiße Sonne färb'.

So wird oft Jugend einst noch mild
Wie eine reife Frucht,
Und oft wird später sanft und zahm, was früher wild.
Nicht spät erst durch der Leiden Zucht
Lern du der Güte Bild;
Das Auge zähme, das nur Angenehmes sucht!
Hart wird es, wenn es nur auf Schönheit weidet,
Doch sanft und schön, ruht es auf dem, was leidet.

Johannes Schrott.

Der Storch.

Der Storch ist vornehmern Geblüts als die Schwalbe, hochgeboren, wie das Volksrätsel sagt: auf Dächern und Giebeln ragt sein gewaltiges Nest. Oft dient ihm auch ein gestumpfter Baum in der Nähe des Hauses und Dorfes, etwa eine Esche, Rüster, Eiche zur Stätte: denn eines Hochsitzes bedarf er, um freie Umschau halten zu können in dem Reviere seiner Wiesen, Felder und Sümpfe.

Kommt mit den ersten lauen Märzwinden der Storch in sein Dorf zurück, so ist Jubel unter allem Volk. Er wird als ein treuer, lang vermißter Freund mit Ruf und Lied begrüßt; die Alten im Dorf kennen ihn als Genossen ihrer Jugend, und den Kindern, denen er vor allen freund und hold ist, giebt er für ihre ungeduldige Frühlingserwartung erst Sicherheit und Gewähr. Er hat gleichsam „sein visa unter den Frühlingspaß gesetzt", es ist nun kein Zweifel mehr. Die Weise und das Wesen dieses Vogels ist schon im Altertum als etwas Merkwürdiges betrachtet worden; das 16. Jahrhundert, welches freilich eine große Zahl

solcher Studien geliefert, hat auch sein Encomium ciconiae[1], und gewiß ist, daß die Kriege und Flüge, die Launen und Schelmereien und die Erkenntlichkeit des Storches eine Fülle des dankbarsten poetischen Stoffes darbieten. Patriarch, Feldherr, Arzt, Richter, Prophet: alles in einem ist der Storch.

Schon seine Gestalt wie charaktervoll und bedeutend! Auf dem hohen Stelzfuß, der in roten Juchtenstiefeln zu stecken scheint, balanciert der stattliche Leib, über den er die weiße, schwarzgesäumte Reisebluse geworfen; der Schwanz ist kurz und stumpf, desto schlanker und straffer aber der Hals, der den seltsam ausdrucksvollen Kopf mit „ruhiger Würde" trägt. Über der hohen Stirn legt sich das Gefieder glatt an, wie sauber zurückgestrichenes Haar; das braune Auge blickt hell und ehrbar, und doch wieder mit einem Anfluge von schalkhafter Schlauheit, aus den schwarzen Brillenringen der Maske, die in der langen, grotesken Schnabelnase ihre komische Spitze, zugleich aber eine respektgebietende Waffe hat. Aus Gang, Haltung, Manier spricht ein pedantisches Pathos, das uns an Reifrock und Puder, an Stoßdegen, Hackenschuh und Menuett gemahnt. Der Storch ist eine Rokokogestalt und seines Herkommens, scheint es, ein Holländer.

In überlegsames Schweigen gehüllt, stelzt er steif und gravitätisch durch seine Feldkanäle und Wiesen; mit jedem Schritt hebt er in gemessenem Takt den langbestrumpften Fuß hoch hinauf, gleichsam um ihn vor jedem ungebührlichen Anhängsel zu behüten, während Kopf und Hals in stetem Pendelschlag feierlich-lächerlich vornübernicken. So bewegen sich Mann und Männin in ceremoniellem Wandelgang wie philosophierende Peripatetiker[2] dahin, bis der eine oder der andere im Dickicht des Riedgrases den fetten, zappelnden Quäker gewahrt und nun jach den spitzen Schnabel wie eine Harpune[3] vorwärtsschleudert, um den Unglücklichen zu spießen und in der Tiefe des Kropfschlundes zu bergen. Der andere hebt den Kopf und macht ein schnörkelhaftes Kompliment. Es ist eine gemächliche, geräuschlose und doch emsige Jagd. Nichts unterbricht sie, es sei denn, daß ein Neugieriger ihnen allzunahe komme, oder daß etwas Ungewöhnliches sich zeige. Dann stehen sie still, das eine Bein zieht sich dicht unter den Leib hinan und umklammert das andere, gleichsam um der betrachtenden Position mehr Halt zu geben, der Hals reckt sich forschend in die Höhe und das Auge faßt seinen Gegenstand. In dieser Stellung, die bei aller Wunderlichkeit die Grandezza nicht preisgiebt, beharren sie minutenlang

[1] Lobrede auf den Storch.

[2] Wandellehrer, Schüler oder Anhänger des Aristoteles, der lustwandelnd zu lehren pflegte.

[3] Wurfspieß.

regungslos und in automatenähnlichem Ernst, bis sie sich entweder überzeugt haben, daß sie ungefährdet weiterrevieren dürfen, oder im Gegenteil weise Vorsicht die Flucht gebietet. Der mächtige Körper hat Mühe, sich zu erheben, und es ist komisch genug, den würdigen Ceremonienmeister so ganz aus dem Gleichgewicht gebracht zu sehen. Er macht ein paar ungeschickte Sprünge, einige schwere Flügelschläge erfolgen, die Füße strecken sich ruderartig nach hinten; aber die schwankende Masse erhebt sich kaum über den Boden. Da mit einem Ruck, als habe er plötzlich die träge Krücke weggeworfen, schwingt sich der phlegmatische Stelzer hoch hinauf auf den Rücken des Luftmeers, und nun entfaltet er in den herrlichsten Zügen und Kreisungen vor den überraschten Blicken das Schauspiel seines jugendlichen Fluges. Oft schwimmt er lange Strecken ohne Stoß und Schlag dahin, wie getragen von seiner eigenen Last, um endlich in schiefen Schraubenlinien zu dem Neste niederzugleiten, wo die hungrige Brut in klappernder Sprache ihrer Freude Luft macht.

Damit treten wir in den Haushalt des Storches und begegnen sogleich jenem patriarchalischen Wesen und jener menschlichen Art, die ihn von jeher zu einem Gegenstande des Erstaunens gemacht haben. Vor allem ist er ein sorgsamer, treuer Gatte, wenngleich nicht ohne einen Beisatz von hausväterlicher Strenge, ja herrischer Leidenschaft. Wie bei den wandernden Hirtenfamilien der Steppe das Haupt voranzieht, um neue Weide zu suchen, dann zurückkehrt, die Seinigen nachzuführen, und endlich, wieder angelangt am Orte der Wahl, unter feierlichem Anruf die erste Zeltstange in die Erde stößt: so zieht auch der Storch wohl eine, zwei Wochen vor dem Weibchen voraus und bei uns ein, um Rundschau zu halten. Und wenn er nun den alten, übermoosten Dachfirst mit dem verlassenen Neste, wenn er den Brunnen im Hofe und die breitästigen Bäume daneben wiedergefunden, wenn er die Gegend umher erkundet: dann verschwindet er, um demnächst mit dem Weibe wieder zu erscheinen und unter seltsamen Verbeugungen und fröhlichem Geklapper sie als Herrin einzuführen und sofort das schadhaft gewordene Nest auszubessern oder den Neubau zu beginnen. Damit ist die Besitzergreifung erfolgt, der Storch hat sich haushältlich eingerichtet. Aber der Hausfriede bleibt nicht immer ungestört. Neid, Eifersucht, Verrat und Gewalt drängen sich auch in das Storchenleben. Oft erscheint in den Grenzen des angestammten Reiches ein schwarzweißer Usurpator. Da giebt's dann grimme Fehde. Der Storchmann hat den Feind schon von weitem erspäht, und in sausendem Wettflug stürzt er seinem Neste zu, um Haus und Weib zu schirmen. Er hat es erreicht; aber dicht hinter ihm schwebt der Verwegene. Der Storch duckt sich nieder und richtet zischend den Schnabelspieß empor, den Gegner zu empfangen; zugleich schwingt er die Flügel zum zer-

schmetternden Hiebe. Aber der Angriff ist ebenso stark als die Verteidigung. Beide Kämpfer bohren sich die Schnäbel in Hals und Brust, wutverbissen schwingen sie sich auf, die Flügel prasseln krachend widereinander; wildes Geklapper erfüllt die Luft, ein tiefer Stich verwundet den einen, er flieht, der andere folgt schnaubend nach und sie verschwinden in der Weite. Aber das Gefecht ist nicht zu Ende; in wenigen Augenblicken kommt es abermals zum Stehen und entbrennt in erneuter Hitze. Die Kämpfer suchen einander den Vorsprung abzugewinnen, sie nähern sich abwehrend und andringend von neuem dem Neste. Da beginnt das Weib, welches bis jetzt ruhig im häuslichen Versteck geblieben, zu klappern, gleichsam den Gatten zur Ausdauer zu ermutigen. Der Mann vernimmt den Ruf. Noch ein paar wuchtige Streiche schwirren durch die Luft, noch einmal fahren die Schnäbel zusammen, und der Gegner stürzt überflügelt zu Boden. Der Kampf ist glorreich entschieden, Haus und Hof sind fortan sicher, der Siegerstorch aber wird wie ein Held von allen Gliedern seiner Sippe geehrt.

Sonst ist der Storch ein duldsamer Charakter, und wie um die Burg des Ritters sich Fröhner und Schützlinge friedlich ansiedeln, so läßt er es wohl geschehen, daß Sperling und Schwalbe sich unter dem schirmenden Reisiggewölbe seines Hauses seßhaft mache. Er aber steht in ehrwürdiger Gelassenheit wie ein Emir über dem lärmenden Troß, ohne sich durch seine dreisten Streiche beirren oder erzürnen zu lassen. Überhaupt hat der Storch mehr als irgend ein anderer Vogel Sinn für Familienleben. Er ist, wie schon gesagt, ein wachsamer und bei aller Strenge gemütlicher Hausvater, ebenso zärtlich gegen seine Kinder, als dankbar gegen Eltern und Wohlthäter. Darum ist der Storch auch zu allen Zeiten als der „fromme Vogel“ verehrt worden, darum stellen ihn die alten Fabulisten als ein Muster häuslicher Tugend auf. So soll er seine Kinder auf dem Rücken tragen, um sie im Fliegen zu unterrichten oder zu retten, wenn Feuersgefahr dem Horste droht. Auch sagt man, daß er in Hungersnot seiner Brut den eigenen Fraß wiederkäue, daß er der erkrankten Jungen und Alten mit Aufopferung seiner selbst pflege, und ein noch allgemeiner verbreiteter, sehr erklärbarer Glaube ist, daß er dem Bauer, in dessen Gehöft er haust, alljährlich als Zeichen der Dankbarkeit — gleichsam als Leibzoll oder Mietzins — eine Gabe zuwerfe, zuerst eine Feder, dann ein Ei, zuletzt einen Nestling.

Auch die Reinlichkeit gehört zu dem goldenen A-B-C seiner Hausordnung, sie liegt sozusagen in dem Nationalcharakter des Storches und ist freilich um so notwendiger, als sich an dem weißen Kleide aller Unrat um so widriger herausstellt. Der Schnabel ersetzt ihm Kamm und Bürste, und fortwährend giebt es hie und da am Rock, am Brustlatz, am

Strumpf zu glätten und zu putzen. Dabei ist die Reinigung nicht bloß äußerlicher Schein; es würde ihm nicht genügen, etwa ein blankes Vorhemd auf schmutzigem Leibe zu tragen, er badet sich auch fleißig.

Es ist klar: der Storch offenbart eine Verwandtschaft menschlichen Seins und Thuns, und ebendeshalb schließt er sich dem Menschen, schließt der Mensch sich ihm an. Sorglos und zuthulich spaziert er im Hof und Garten des Landmanns umher; ja in Seestädten schreitet er mitten durch den Straßentumult und fordert von jedem, der ihm in den Weg tritt, das Ausweichen, zieht von Markt zu Markt, von Brunnen zu Brunnen, untersucht sonder Scheu hier einen Korb, dort eine Schüssel: kurz, er fühlt sich wie in dem Seinigen. Aber bei aller Vertraulichkeit weiß er sich in Achtung zu erhalten, und er bewahrt sich nicht nur seine volle Freiheit, sondern selbst eine Art von Superiorität. So leicht er zu zähmen ist, so groß ist daher andererseits der Haß, mit welchem der freie Storch den gefangenen verfolgt; es steht fest, daß zuweilen Scharen von Störchen den entarteten Sklaven überfielen und niedermetzelten.

Dies führt uns schließlich auf die großen Staatsaktionen, auf die Kriege und Gerichte der Störche. Beides sind seltene Erscheinungen, zumal die Kriege: denn der Storch ist friedliebend von Haus, und seine Gemeindeverfassung beruht auf den Gesetzen einer freien, aber wohlgeordneten Association. Den kriegerischen Ehrgeiz der Dynasten kennt die Geschichte der Störche nicht; ihre Kämpfe gebietet die Selbsterhaltung. Ist nämlich in einem Storchengebiete durch Einwanderung u. s. w. Übervölkerung eingetreten, droht Pauperismus, so versammeln sich die zu Schutz und Trutz verbündeten Stämme zu einem Maifeld. Es wird Kriegsrat gehalten, die Alten führen das Wort, und nach langer Erwägung wird unter lebhafter Acclamation der Kampf wider die Polyphagen [1] des feindlichen Lagers beschlossen. Die streitbaren Mannen ziehen in dichten Heerhaufen widereinander, oft wechseln Sieg und Niederlage auf dem luftigen Kriegstheater, bis es zuletzt der einen Schar gelingt, die andere vollständig zu werfen. Tapfere Kämpfer ziehen ehrenvollen Tod schmählicher Flucht vor, die andern fliehen, verlassen ihre Nester, die alsbald geschleift werden, und wandern aus. Später treibt Not und Rachlust sie wohl zu neuem Kampf zurück.

Wenn im Hochsommer die Triften versengen und Teiche und Sümpfe austrocknen, dann sucht der Storch das Innere der Laubwälder mit ihren Quellen, Brüchen und Wiesen, und wenn mit dem eintretenden Herbste auch hier das niedere Tierleben sich in seine Höhlen und Lager verbirgt, dann rüstet er die Übersiedelung nach dem Süden und beginnt sich

[1] Vielesser.

in reisigen Geschwadern zu scharen und zu kreuzen. In solchen Zeiten geschieht es auch wohl, daß die Störche ein Gericht halten. Es ist ein „Recht mit langen Spießen“ nach alter deutscher Landsknechtsitte, wo nicht gar nach lykurgischem Gesetz. Auf abgelegener Wiesenfläche kommen von allen Seiten die langbeinigen Gesellen zusammen, sie fliegen in großen Kreisen laut klappernd daher: denn es gilt ein ernstes Geschäft. Es sind an die fünfzig bis hundert. Anfangs wird hierhin und dorthin gezogen, es bilden sich Gruppen, viel und leidenschaftlich wird geklappert, und es gewinnt den gewissen Anschein, daß eine stürmische Scene sich vorbereite. Endlich schließen sich die Fähnlein zu einem weiten, imposanten Ringe, in dessen Mitte schicksalergeben das Opfer steht. Einzelne durchdringende Stimmen werden laut: es ist der Fürsprech, der die Anschuldigung erhebt, und der Anwalt, der den Beklagten verteidigt, dessen ganze Schuld in seiner Schwäche besteht, und den man, da er den Reisemühen nicht gewachsen, zu seinem und des Volkes Besten zu töten beabsichtigt. Die Versammlung unterbricht oft mit Ungestüm das Pathos der Redner. Da erhebt sich wieder einer. Es ist der Profos. Im Namen der Ältesten ruft er die Gemeinde an, daß sie unangesehen Freundschaft, Sippschaft oder Gunst, ohne Neid und ohne Haß ihren Spruch spreche, und nach einer feierlichen Pause antwortet mit erhobenem Flügel die gesamte Schaar: Er ist schuldig! Unter betäubendem Geklapper wird das Urteil vollzogen; in enger Gasse von den Spießen der Versammlung durchbohrt, sinkt der Arme in den frühen Tod. Das Regiment ist gewahrt, die Scharen eilen von dannen, und nun steht nichts mehr dem Abzug der Wanderkarawane entgegen.

Dieser erfolgt meist plötzlich und in geordneten Zügen, doch steigen dieselben schnell zu den höchsten Luftregionen, so daß man sie bald aus den Augen verliert. In ununterbrochenem Flug und zuweilen in Heeren von zwei- bis dreitausend steuern die Europa-Müden der ägyptischen Küste zu. Hier ist des Storches zweite Heimat. Hier, in den frosch- und schlangenreichen Niederungen des Delta, schaltet er als eine Art Nilpascha, dem braunen Knaben des Fellah[1] nicht minder vertraut und heilig, als dem weißhaarigen Buben des Masuren. Und in der That paßt der wundersame Vogel mit seinem Ernst und seiner Gravität ganz zu jenem Lande des Trübsinns und der Sonderbarkeiten. Doch vergißt er auch unter den Palmen und Pyramiden das deutsche Dorf und seine Linden nicht, und wenn die Glühhitze des angehenden Sommers von dem ehernen Himmel Ägyptens niederstrahlt, dann kehrt er heim und zurück in den aufgrünenden Frühling unseres Nordens.

---

[1] Ackerbauer in Ägypten.

Es ist wahr, was ein ebenso enthusiastischer Verehrer als genauer Beobachter des Storches (Scheitlin) sagt: „Er ist ein Menschentier!“ und es wird niemand wunder nehmen, daß das Märchen gerade diesen Vogel zu seinen Zauberverwandlungen gebraucht, und daß der Volksglaube ihn zum Propheten und Heiligen erhob. Er ist mehr als irgend ein anderer Vogel ein Nachbar und Doppelgänger des Menschen; keiner steht über ihm.

Hermann Masius.

Das Wort.

Das Wort gleicht dem beschwingten Pfeil,
Und ist es einmal deinem Bogen
In Tändeln oder Ernst entflogen,
Erschrecken muß dich seine Eil'.

Dem Körnlein gleicht es, deiner Hand
Entschlüpft; wer mag es wiederfinden?
Und dennoch wuchert's in den Gründen
Und treibt die Wurzeln durch das Land.

Gleicht dem verlornen Funken, der
Vielleicht erlischt am feuchten Tage,
Vielleicht am milden glimmt im Hage,
Am dürren schwillt zum Flammenmeer.

Und Worte sind es doch, die einst
So schwer in deine Schale fallen,
Ist keins ein nichtiges von allen,
Um jedes hoffst du oder weinst.

O einen Strahl der Himmelsau,
Mein Gott, dem Zagenden und Blinden!
Wie soll er Ziel und Acker finden?
Wie Lüfte messen und den Tau?

Allmächt'ger, der das Wort geschenkt,
Doch seine Zukunft uns verhalten,
Woll' selber deiner Gabe walten,
Durch deinen Hauch sei sie gelenkt!

Richte den Pfeil dem Ziele zu,
Nähre das Körnlein schlummertrunken!
Erstick ihn oder fach den Funken!
Denn was da frommt, das weißt nur du.

Annette Freiin von Droste-Hülshoff.

Felix Mendelssohn-Bartholdy an seine Mutter.

Frankfurt, den 3. Juli 1839.

Liebe Mutter!

Wir führen hier das angenehmste glücklichste Leben, das ich mir erdenken kann; ich entschließe mich deshalb nicht eher zum Fortgehen, als

bis ich muß, und lasse mir's wohl und vergnügt sein. Das Schönste, was ich aber in meinem Leben bis jetzt von Gesellschaften gesehen habe, war ein Fest im Walde hier, das ich dir genau beschreiben muß, weil es einzig in seiner Art war. Eine Viertelstunde vom Wege ab, wo hohe dicke Buchen einzeln stehen und oben ein großes Dach bilden, und man ringsumher nur grünen Wald durch die vielen Stämme durchschimmern sah, da war das Lokal; man mußte auf einem kleinen Fußweg durchs Gesträuch sich dahin arbeiten, und sobald man auf dem Platze ankam, sah man in der Entfernung die vielen weißen Gestalten unter einem Rand von Bäumen, die mit dicken Blumenkränzen verbunden waren, und der den Konzertsaal vorstellte. — Wie lieblich da der Gesang klang, wie die Sopranstimmen so hell in die Luft trillerten, und welcher Schmelz und Reiz über dem ganzen Tönen war, alles so still und heimlich und doch so hell — das hatte ich mir nicht vorgestellt. — Es war ein Chor von etwa zwanzig guten Stimmen, aber bei einer Probe im Zimmer hatte manches gefehlt und alles war unsicher gewesen. Wie sie sich nun den Abend unter die Bäume stellten und mein erstes Lied: „Ihr Vöglein in den Zweigen schwank" anhoben, da war es in der Waldstille bezaubernd, daß mir beinahe die Thränen in die Augen kamen. Wie lauter Poesie klang es. Und so schön sah es aus — alle die hübschen Frauengestalten, und Herr V. . . in Hemdsärmeln stand in der Mitte und schlug Takt, und die Zuhörer saßen auf Feldstühlen und Gerätkörben und im Moose. So sangen sie das ganze Heft durch, und dann drei neue Lieder, die ich dazu komponiert hatte, und das dritte (es heißt Lerchengesang) wurde kaum gesungen, nur gejubelt, und dreimal nacheinander wiederholt, und dazwischen wurden auf dem feinsten Gerät Erdbeeren und Kirschen und Apfelsinen und vielerlei Eis und Wein und Himbeersaft herumgereicht; aus dem Dickicht in der Ferne kamen überall Leute vom Schall gelockt und lagerten sich da und hörten zu. Dann wurde es dunkel und es wurden große Laternen und Windlichter in der Mitte des Chors aufgepflanzt und sie sangen Lieder von Schelble und Hiller und Schnyder und Weber. Dann wurde ein großer dickbekränzter Tisch mit vielen Lichtern herbeigetragen, auf dem stand ein vortreffliches Nachtessen mit allen möglichen guten Schüsseln und Flaschen, und zu dem allen war es so ruhig und einsam im Walde, das nächste Haus wohl eine Stunde weit entfernt, und die dicken Stämme wurden immer dunkler und ernsthafter und die Menschen darunter immer lauter und lustiger. — Nach Tisch wurde vom ersten Liede wieder angefangen und alle sechs durchgesungen, und dann die drei neuen und das Lerchenlied wieder dreimal. Dann mußten wir fort; im Dickicht begegneten wir dem Leiterwagen, in welchem all das Gerät und das Silberzeug herbei- und wieder in die

Stadt geschafft wurde; — der konnte nicht von der Stelle und wir auch nicht, und dann ordnete sich's doch, und wir kamen um Mitternacht wieder nach Frankfurt, zu Hause. — Es waren drei Familien, von denen wir zwei gar nicht und die dritte nur entfernt kannten, die auf den Einfall gekommen waren und denen wir das unvergeßliche Fest verdanken. Nun weiß ich erst, wie Lieder im Freien klingen müssen, und will nächstens wieder ein lustiges Heft zusammen haben.

Zwar ist es langweilig für dich, Beschreibungen von Festen zu lesen, die lange vorüber sind und die sich in den Beschreibungen schon schlecht ausnehmen für den, der sie mitgemacht hat, und noch schlimmer für die, die sie nicht mitgemacht haben, und doch muß ich dir die Gesellschaft bei Herrn E. . . . noch beschreiben, die wir vorige Woche hatten, weil du alle Ehrenbezeigungen liebst, die mir widerfahren, und weil das eine gewaltige war. Dort waren wir mit mehreren Bekannten und Unbekannten, meistens Cäcilienvereinsmitgliedern, eingeladen, und nachdem wir etwas Musik gemacht, gespielt und gesungen hatten, öffnete sich ein dunkles Zimmer und von ganz anderer Seite her erscholl meine Ouvertüre zum Sommernachtstraum, und in der Mitte ging der Vorhang auf und zeigte ein allerliebstes Tableau dazu: Titania in einer Blume schlafend; — über ihr Spinneweb, der den Vorhang ausbreitet, Bohnenblüte, der fächelt, Motte und alle die andern — alle von hübschen jungen Damen dargestellt, und es folgte eine ganze Reihe solcher Tableaux mit meiner Musik dazu. Das zweite war ein altdeutsches Mädchen in ihrem Zimmer, dem eine Stimme unter dem Fenster „Leucht't heller als die Sonne im Regen und Schnee" vorsang, und der es ganz wohl zu gefallen schien; dann fing ein achtstimmiger Chor A v e an, und da erschien der Engel mit dem Lilienstengel und die knieende Maria. Hierauf ein persisches Zimmer mit einer hübschen Suleika, die selbst zu singen anfing, und sehr zierlich und schön mein Lied aus E-moll vortrug, ohne ihre Stellung zu verlassen. Dem folgte ein Hauptstück: „Spanische Bauernhochzeit", drei schöne, herrlich kostümierte und gestellte, tanzende Paare, und dahinter ein pathetischer Don Quijote, wozu natürlich das C-dur-Chörchen „Nun zündet an" gesungen wurde. — Zunächst saß ein junger Mensch mit unbedeutender Halsbinde und bedeutendem Hemdkragen und einem Zeichenbuch unter einer Weinwand und sang: „Ist es wahr", und trug es wunderhübsch vor. Siebentens (denn ich falle jetzt in den Katalogstil) eine Kapelle mit einer allerliebsten gotischen (Schein-) Orgel, vor der eine Nonne saß; zwei andere standen und sangen nach den gedruckten Notenblättern: Beati omnes; der Chor antwortete hinter der Scene. Achtens zwei Mädchen am Brunnen, die ebenfalls selbst und auswendig und prächtig schön das Duett „Ich wollt' meine Lieb'" sangen, das sie

sich unter einem Vorwande hatten abschreiben lassen. Neuntens der Paulus auf der Erde, und die Begleiter erschreckt, und dazu der Frauenchor hinter der Scene. Zehntens und schließlich singen sie, ehe der Vorhang aufging, an zu singen: „Wie der Hirsch schreit", und ich dachte schon, wie werden sie nun den schreienden Hirsch darstellen, und wer soll ihn machen — aber nun kommt was für dich, Mutter — sie hatten S. . ., der mir ähnlich sehen soll, als mich kostümiert, und er saß in begeisterter Attitüde da und schrieb Noten und kaute zugleich an seinem Schnupftuch[1], und neben ihm stand eine schöne heilige Cäcilia mit einem Kranz — nun, Mutter, wirst du mich hoffentlich nicht mehr einen „umgekehrten Charlatan" nennen, denn daß ich das selbst beschreibe und daß mir die Tinte dabei nicht rot wird vor Scham, das ist doch stark! Da ich einmal im Renommieren drin bin, so will ich dir gleich auch erzählen, daß ich zu zwei Musikfesten 1840 Anträge habe — und nun genug von mir und der Renommage. Ich bin aber auch fleißig hier gewesen und habe vor beendigten Arbeiten ein Klavier-Trio, fünf vierstimmige Lieder, im Freien zu singen, und drei Fugen für die Orgel — angefangen auch noch eine Menge. Orgel habe ich so fleißig geübt, daß ich mir vornehme, bei meiner Rückkunft nach Leipzig ein Orgelkonzert zu geben, und denke, mein Pedal wird sich hören lassen. Felix.

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Aus dem Walde.

Mit dem alten Förster heut'
Bin ich durch den Wald gegangen,
Während hell im Festgeläut'
Aus dem Dorf die Glocken klangen.

Golden floß ins Laub der Tag,
Vöglein sangen Gottes Ehre,
Fast als ob's der ganze Hag
Wüßte, daß es Sonntag wäre.

Und wir kamen ins Revier,
Wo umrauscht von alten Bäumen
Junge Stämmlein sonder Zier
Sproßten auf besonnten Räumen.

Feierlich der Alte sprach:
„Siehst du über unsern Wegen
Hochgewölbt das grüne Dach?
Das ist unsrer Ahnen Segen.

„Denn es gilt ein ewig Recht,
Wo die hohen Wipfel rauschen;

[1] Eine Angewohnheit Mendelssohns.

Von Geschlechte zu Geschlecht
Geht im Wald ein heilig Tauschen.

„Was uns not ist, uns zum Heil
Ward's gegründet von den Vätern;
Aber das ist unser Teil,
Daß wir gründen für die Spätern.

„Drum im Forst auf meinem Stand
Ist mir's oft, als böt' ich linde
Meinen Ahnherrn diese Hand,
Jene meinem Kindeskinde.

„Und sobald ich pflanzen will,
Pocht das Herz mir, daß ich's merke,
Und ein frommes Sprüchlein still
Muß ich beten zu dem Werke:

„Schütz euch Gott, ihr Reiser schwank!
Mögen unter euren Kronen,
Rauscht ihr einst den Wald entlang,
Gottesfurcht und Freiheit wohnen;

„Und ihr Enkel, still erfreut
Mögt ihr dann mein Segnen ahnen,
Wie's mit frommem Dank mich heut'
An die Väter will gemahnen."

Wie verstummend im Gebet
Schwieg der Mann, der tiefergraute,
Klaren Auges, ein Prophet,
Welcher vorwärts, rückwärts schaute.

Segnend auf die Stämmlein rings
Sah ich dann die Händ' ihn breiten;
Aber in den Wipfeln ging's
Wie ein Gruß aus alten Zeiten.

Emanuel Geibel.

Die heilige Maura († 286).

Da Konstantinopel noch nicht von den Türken eingenommen war, schloß der große Palast des Kaisers Justinian eine eigene Kirche in sich zu Ehren des heiligen Ehepaars Timotheus und Maura, und jährlich wurde am 3. Mai ihr Fest hoch gefeiert. Was man in der ältesten Urkunde insbesondere in betreff der heiligen Maura findet, ist folgendes: Zur Zeit der Christenverfolgung, welche Kaiser Diokletian ausgeschrieben hatte, wurde in Ägypten auch ein Mann, Namens Timotheus, seines Glaubens wegen vor Gericht geführt. Nachdem verschiedene Martern vergeblich an ihm versucht worden waren, um ihn zum Abfall zu bringen, so wollte man auf eine neue Weise es versuchen. Timotheus hatte sich nämlich kaum drei Wochen vorher mit einer jungen Frau verehelicht; sie hieß Maura. Der heidnische Statthalter ließ nun diese kommen und

befahl ihr, sich auf das Schönste zu kleiden und dann zu ihrem Gatten in das Gefängnis zu gehen und ihn zu bereden, daß er den Göttern opfere, damit sie nicht in so jungen Jahren schon eine Witwe werde. Sie machte auch diesen Versuch, indem sie eben noch ganz weltlich gesinnt war. Timotheus aber ermahnte sie dann höchst eindringlich, sie möge die Eitelkeiten dieser Welt aufgeben und mit ihm kommen, den schönen Kampf für den Glauben zu kämpfen, dann werden ihnen dafür auch ihre Sünden verziehen. Dieser Zuspruch wirkte wohl auf die junge Frau, allein sie fand die nötige Kraft nicht in sich; und als Timotheus sie aufforderte, zu dem Statthalter zu gehen und mutig ihre christliche Gesinnung auszusprechen, sagte sie selbst: „Ich fürchte, wenn ich den Statthalter in seinem Zorn erblicke und die Größe der Qualen, daß ich nicht stark genug bin, die Marter zu übernehmen“; sie war nämlich noch sehr jung, erst siebenzehn Jahre alt. Timotheus ermahnte nun sein zaghaftes junges Weib, sie möge entschlossen auf den Herrn Jesus Christus vertrauen, dieser werde bewirken, daß sie ganz leicht die Marter, womit der Statthalter sie schrecken wolle, ertrage. Dann betete Timotheus und auf dieses Gebet stand Maura vom Heiligen Geist erfaßt auf, ging zum Statthalter und erklärte ihm mit aller Entschiedenheit, daß sie nun auch durch keine Versprechungen sich mehr vom Heiland werde abwendig machen lassen. Da alles weitere Zureden des Statthalters ganz vergeblich war, so befahl dieser in seinem Zorn, ihr die Haare vom Kopf zu reißen. Nachdem dieses geschehen war, sprach er: „Sieh, dein Haar ist jetzt ausgerissen, erspare dir durch Nachgiebigkeit die übrigen vielen und schweren Martern, welche dir noch bestimmt sind.“ — Maura sprach: „Jetzt weiß ich, o Statthalter, daß Christus jene Sünde von mir genommen und verziehen hat, welche ich auf dein Zureden begangen habe; du hast nun selbst mir die Haare wegreißen lassen, welche ich geschmückt hatte, um meinen Ehegatten zum Abfall zu verleiten.“

Noch wütender geworden durch diese Antwort, befahl der Statthalter, ihr alle Finger abzuschneiden und hinwegzuwerfen. Hierauf erwiderte Maura: „Auch dafür danke ich dir, daß du mir die Finger abschneiden lassest, womit ich die Zierde der Eitelkeit mir zurecht gemacht habe. Dies war eine andere Sünde von mir; du aber bewirkst durch deinen Befehl, daß ich sie abbüße und Verzeihung finde.“

Der Statthalter ruhte aber noch nicht; wie vom Satan geblendet und gespornt, meinte er immer noch, er könne und müsse diese Christin zum Abfall bringen. Er sprach nun zu ihr: „Laß deine Hoffnung auf Christus fahren und opfere jetzt den Göttern.“ — Maura erwiderte: „Ich opfere nicht; mein Herr wird mich schon schützen.“ — Der Statthalter sagte: „Wenn du nicht opferst, so werde ich dir feurige Kohlen

in den Mund stecken lassen." — Maura erwiderte: „Als der Prophet Jesaias den Herrn auf seinem himmlischen Thron erblickte, und sich selbst anklagte, daß er ein Mann unreinen Mundes sei, flog zu ihm einer der Seraphim und berührte seinen Mund mit einer feurigen Kohle, und seine Sünde und Schuld war dadurch gesühnt. So magst du mir jetzt auch den Mund mit feurigen Kohlen füllen lassen, damit alle Sünden getilgt werden, welche ich durch die Zunge und die Lippen begangen habe."

Es ist nicht erzählt, ob der Statthalter seine Drohung wirklich vollführte; aber er ließ ein Gefäß voll Schwefel und Pech bringen, um Maura damit brennen zu lassen. Diese Quälerei kam nun selbst dem zuschauenden Volk zu grausam vor; die Leute riefen: „Hör einmal auf, stets neue Qualen auszusinnen, und gar gegen ein Mädchen!" Maura aber wandte sich zu den Zuschauern und sprach: „Bekümmert euch um eure Geschäfte; ich bedarf eurer Fürsprache nicht; denn Gott ist mein Helfer." — Da sich Maura auch durch die Flamme des brennenden Schwefels nicht abwendig machen ließ, so befahl nun der Statthalter, daß Maura mit ihrem Manne, eines dem andern gegenüber, gekreuzigt werde. Da nun beide auf den Richtplatz hinausgeführt wurden, lief die Mutter der heiligen Maura auf sie zu, umfaßte sie und schrie: „Meine Tochter, willst du deine Mutter verlassen? Was soll denn aus deinem Schmuck und deinem Gold und Silber und all deinen Habseligkeiten werden, wenn du nicht mehr lebst?" — Dem weltlich gesinnten Weib gab Maura die evangelische Antwort: „Das Gold, o Mutter, geht zu Grund, und die Kleider verzehren die Motten, die Schönheit der Gestalt aber verwelkt mit dem Alter und der Zeit; hingegen die Krone Jesu Christi ist unverwelklich in Ewigkeit." Mit diesen Worten riß sie sich von der Mutter los und ging auf das Kreuz zu.

Hierauf wurden beide gekreuzigt; da beide mehrere Tage am Kreuz hingen, bis sie starben, so munterte Maura selbst noch ihren Mann auf zu Mut und Standhaftigkeit, wie er früher sie dazu aufgemuntert hatte. Beide starben an demselben Tage.

Alban Stolz.

Der Dom zu Köln.

Wie kühn und stolz, gleich himmlischen Gedanken,
Die schlanken Säulen aufwärts, aufwärts streben,
Als wollten sie mit sich zum Himmel heben
Die Herzen all', befreit von ird'schen Schranken!

Und unsichtbar zum Kreuz sie sich verweben,
Und Rosen sich um seine Arme ranken; —
So trotzt der Bau dem Zeitsturm ohne Wanken:
Ein Gotteshain, drin blüht manch Wunderleben.

Doch in dem Werk zeigt sich der Väter Glauben,
Ihr Hoffen, Lieben, Streben, Kämpfen, Ringen;
Ein Gut, das ihnen niemand konnte rauben.

So ruft ihr Geist im Stein den späten Söhnen:
„Nicht zögert, freudig alles darzubringen,
Wenn's gilt dem Ruhm des wahrhaft göttlich Schönen."

Joh. Bapt. Diel.

Die Demut.

Demut, wer kennt, achtet, liebt sie nicht? Wir, die wir vom christlichen Geiste uns genährt haben, finden sie ganz natürlich, groß, edel, schön; und wenn auch tausendmal der Hochmut an unserer Seele nagt, so suchen wir ihn doch mit dem Schleier der Demut zu verhüllen. Ist doch selbst die bescheidene Höflichkeit der modernen gebildeten Welt nur eine Konvention, welche uns die Tugend ersetzen soll, falsche Demut, wie La Rochefoucault sagt, ein Tribut, den das Leben dieser Tugend zollt. So beherrscht sie zur Stunde noch die öffentliche Meinung.

Fragen wir dagegen der besten einen aus der heidnischen Welt: Was ist Demut? Er hat keine Antwort, keine Vorstellung von einer Tugend, die dem Christen so geläufig ist, nicht einmal das Wort dafür.

Es ist die Demut die schönste und liebenswürdigste, aber ebenso die schwerste aller Tugenden. Erst mit ihm ist sie auf Erden in ihrem ganzen Glanze erschienen, der, aller Größe sich entäußernd, Knecht aller geworden ist, um allen zu dienen, der allein darum sprechen konnte: Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig. Sie ist die Frucht der wahren E r k e n n t n i s s e i n e r s e l b s t, die erst das Christentum dem Menschen gebracht, seiner Niedrigkeit und Ohnmacht aus sich, seiner Größe und Hoheit durch Gottes freie Gnade. Sie ist die Wirkung der e r h a b e n e n S t e l l u n g, zu welcher das Christentum den Menschen erhoben, des erweiterten Gesichtskreises, in den er durch die Erkenntnis der ganzen Größe Gottes getreten. Der selbstzufriedene Stolz verkleinert die Idee von Gott und seiner Schöpfung, in der Demut dagegen ist Wahrheit. Und in der Demut liegt unsere Kraft. Es ist ein geheimnisvoller Trieb, ein unwiderstehliches Streben in des Menschen Brust, was die Phantasie des Jünglings erregt, des Mannes Thatkraft spornt; aber die Wirklichkeit, das Gefühl der eigenen Ohnmacht schmettert ihn nieder, und es sinkt bald zurück in starre Apathie das Herz, vordem so „trotzig" und bald so „verzagt". Nicht so der Demütige. Aus sich hat er nur Schwachheit, Zwiespalt, Sünde; er weiß sich entbehrlich für Gott und sein Reich, ein „unnützer Knecht", auch wenn er alles gethan, mit den reichsten Gaben ausgestattet, nicht auf diese in eitler Selbstgefälligkeit den Blick richtend, sondern auf den, der sie ihm zu Lehen

gegeben ohne und gegen sein Verdienst, darum alles besitzend, als besäße er es nicht. Despotismus und Sklavensinn, sich erniedrigen, um zu herrschen, das ist in Kürze die Geschichte der Welt. Hoheit in niedrigster Stellung, Übermacht mitten in scheinbarer Ohnmacht, das ist die Geschichte der Seele, die eine Magd Gottes geworden. Und weil sie als Gottes Eigentum sich weiß, so wird sie nicht Knecht der Menschen; „die Freiheit wird mit nichten deshalb aufgegeben," sprach ein Mönch des achten Jahrhunderts, „weil die Demut sich selbst freiwillig erniedrigt." Wo der Stolz sich beugt, weil seine Hilfsquellen versiegen, da zeigt die Demut am wenigsten Furcht und feige Nachgiebigkeit. Weil auf Wahrheit ruhend und Gerechtigkeit gegen Gott, ist die Demut stark im Kampfe gegen die Ungerechtigkeit der Menschen, erzieht sie große Charaktere, schafft sie starke Herzen, unbeugsame, hochsinnige, kraftvolle Naturen. Weil der Christ Christi Knecht ist, darum ist er keines Menschen Knecht, und weil er Gott fürchtet, kennt er Menschenfurcht nicht mehr.

Wohl ist die Demut unsichtbar, aber sichtbar ihre Frucht; ihre Wurzel ruht in der Tiefe der Seele, aber süß duftende Blüten sprossen aus ihr, deren Wohlgeruch das gesamte menschliche Leben durchzieht. Es ist die Bescheidenheit, diese allen wahrhaft eminenten Menschen eigentümliche Tugend, die nichts anderes ist als das Bewußtsein eigener Unvollkommenheit, des tiefen Abstandes der Wirklichkeit vom Ideal. Sie ruht auf der Erkenntnis der menschlichen Schwäche und der göttlichen Gnade, wie sie das Christentum lehrt, weshalb sie mit jeder höhern Begabung wächst. Wo die Bescheidenheit mit dem Talente sich verbindet, da ermöglicht sie die Freude an jeder schönen Gabe, ohne den zu kränken, dem sie nicht geworden; wo die Demut den Grund des Lebens bildet, da wird keine geistige Größe verkannt, keine erhabene Erscheinung beneidet und in den Staub gezogen; denn die Religion hat alles geheiligt. Und der wenig empfangen, erschaut in dem, dem viel gegeben ward, die Reichtümer seines Gottes; alle aber rühmen nicht sich, sondern den, der einem jeden gegeben nach Wohlgefallen.

So verschönert die Demut das Leben; doch das ist nicht genug; sie erhält das Leben, ja sie ist die unerläßliche Bedingung alles gesunden, wahrhaft menschlichen, socialen Lebens. Denn wo Demut, da ist freiwilliger Gehorsam, dieses Band der Geister, das einzige des Menschen würdige Band, das Geheimnis des Friedens. „Die Fähigkeit," sagt W. von Humboldt, „sich einem fremden Willen, bloß weil es ein solcher Wille ist, auch geradezu gegen die Neigung zu unterwerfen, diese Fähigkeit bedarf jeder, auch der Mann. Sie macht überdies das Gemüt milder, weicher und, so sonderbar es scheint, zugleich stärker, selbständiger und der Freiheit würdiger." Nimm den freien Gehorsam

aus der Familie, dem Staats- und Völkerleben, und nichts bleibt mehr als rohe Gewalt und knechtische Erniedrigung. Ohne Demut wird der Herr ein Tyrann, der Diener ein stets murrender Sklave.

Wo aber die Demut eine andere Ordnung der Dinge erkannt hat, welche Christus in seiner demütigen Erscheinung uns aufgeschlossen, die den Menschen betrachtet nach dem, was er gilt vor Gott und der Ewigkeit, da ist der Höchste nicht zu hoch, der Niedrigste nicht zu niedrig, da ist der Erste unter allen der Diener aller [1]. Die Demut bietet so einen bedeutsamen Faktor zur Lösung des socialen Problems, sie versöhnt den Gegensatz zwischen hoch und niedrig und beschwichtigt den Neid, der in der Brust des Menschen lauert. „Von Gottes Gnaden" nannte sich der christliche Fürst, nicht um hierauf eine Willkürherrschaft zu gründen, sondern um in dieser Bezeichnung einen steten Hinweis zu finden an seine Pflicht, eine fortwährende Erinnerung der eigenen Unwürdigkeit, eine stete Mahnung zur Demut.

Und der Gehorsam ward nun geadelt, da er nicht Menschen dient, sondern göttlicher Anordnung, und der Christ in dem, der herrscht, wie in dem, der gehorcht, eine von Gott gegebene Bestimmung erkennt [2].

Nur die Religion schützt so den Menschen vor dem Mißbrauche der Gewalt, des Reichtums und der Stellung, den keine menschliche Einrichtung verhüten kann. Denn ordnet auch noch so künstlich eine Gewalt über die andere, so wird doch eine dieser Gewalten die höchste und mächtigste sein und ihre Macht mißbrauchen, wenn sie dem göttlichen Gesetze nicht unterworfen ist. Oder teilet und ordnet die menschlichen Gewalten dergestalt, daß sie einander das Gleichgewicht halten, so wird, wenn sie das höhere Gesetz der Gottheit nicht über sich anerkennen, der Geist des Hasses und Hochmutes sich alsbald der von Gott abgefallenen Menschengewalt bemächtigen, eine Gewalt wird die andere bekämpfen, das imaginäre Gleichgewicht wird zerstört, die mächtigste unter den Gewalten wird die Übermacht erringen und die andere unterjochen und jeden Schritt mit Thaten des Mißbrauchs der Gewalt bezeichnen. Gebet endlich die ganze Gewalt in die Hände eines gottlosen Volkes, so wird der große Pöbelhaufe jedes hervorragende Talent, jeden bessern Wohlstand, jede edlere Gesinnung und Tugend, die nicht mit seiner gemeinen Denkungsart übereinstimmt, vernichten und die furchtbarsten aller Mißbräuche, die Mißbräuche der Demokratie verüben.

Größe in der Niedrigkeit, Selbstüberwindung bei aller irdischen Größe, das ist die erste Frucht des christlichen Geistes. Die Philosophie

---

[1] Matth. 20, 26; 23, 11. Joh. 13, 14.
[2] Joh. 19, 11. Matth. 22, 21.

fordert Selbstachtung; aber diese wird, wie ehedem in der alten Welt, Selbstsucht, Selbstvergötterung, die alsbald in tiefste Menschenverachtung und in Menschenhaß ausgeht. Beide Anschauungen sind falsch; wahr allein ist die christliche Demut.

Franz Hettinger.

Neapel.

Vedi Napoli e poi mori [1].
Neapolitanisches Sprichwort.

Pezzo del cielo caduto in terra [2].
Sannazar.

Sieh Neapel und stirb alsdann!
Weil Schön'res nicht mehr bieten kann
Die Welt dir, der ihr Schönstes hat
Geschaut, Neapels Golf und Stadt.
So sieh's und stirb, dein Auge schließe
Sich über einem Paradiese!

Dich grüßt, ital'scher Wallfahrt Ziel,
Der Pilger von dem hohen Kiel
Des Schiffs, im Hafen angelangt,
Stück Himmel, das zur Erde fiel,
Meer, Himmel, Land, das ihn umprangt!

O Blick, der nimmerdar auf Erden
Kann ird'schem Auge wieder werden! —
Im weiten halben Kreis gezogen
Gleich einem Purpurgürtel, ruht
Der prächtige Gestadebogen
Im strahlenden Krystall der Flut:
Ein Kranz von Städten säumt den Rand
Ununterbrochen ausgedehnt
Gleich einem weißen Perlenband.
Der Feuerberg, ans Meer gelehnt,
Schickt leichtes Rauchgewölk empor,
Das wie ein Fächer sich erhebt
Und zu durchsichtig hellem Flor
Gelichtet überm Golfe schwebt:
Und vorn getürmt am grünen Hang
Des Vomiro, am Meer entlang,
Glänzt Napolis, des Golfes Krone,
Die Stadt der Blumen und Balkone.

Adolf Doerr.

Einführung des Christentums in Deutschland.

Als durch das große Versöhnungsopfer auf Golgatha nach Pauli Ausspruch nicht bloß die Scheidewand zwischen Juden und Heiden, sondern auch die zwischen Himmel und Erde niedergebrochen und der Friede

---

[1] Neapel sehen und dann sterben.
[2] Ein Stück des Himmels auf die Erde gefallen.

gestiftet, als der Fluch von der Erde und ihren Bewohnern genommen, und durch das vom Kreuze niederträufelnde Blut des Gottmenschen ihr die Fruchtbarkeit für Gottes Reich wiedergegeben, und in des Erlösers Wort und That, in der Gründung seiner Kirche der Keim einer neuen Welt in ihr niedergelegt war, da kam am Pfingstfeste der verheißene Heilige Geist befruchtend auf diesen Keim hernieder, daß er Wurzeln schlug und Sprossen trieb, und der Zweig aus dem Stamme Jesse, von dem der Prophet geweissagt, wuchs zusehends zu einem heiligen Ölbaume heran, auf welchen, nach des Apostels Ausdruck, die übrigen Völker als wilde Zweige eingepfropft, und so veredelt, geheiligt, mit neuen, reinen, himmlischen Lebenssäften durchdrungen werden und heilige Früchte der Gerechtigkeit tragen sollten.

Aller Widerstand der Hölle, die heftigste Bekämpfung von seiten irdischer, selbstsüchtiger Mächte, alles, was menschlichem Werke den sichersten Untergang bereitet hätte, mußte dazu dienen, das göttliche Werk zu fördern und den Samen dieses Baumes nach allen Winden auszustreuen.

Selbst im Mittelpunkte der heidnischen Welt, in der üppigen Weltstadt Rom, die für immer ein Vorbild des Weltsinnes und der falschen Toleranz, allen Götzen aller besiegten Völker Tempel und Altäre baute und nur die Bekenner des wahren Gottes mit Spott und Hohn, mit Feuer und Schwert verfolgte, selbst in ihr blühte bald eine heilige Christengemeinde, gegründet durch die Apostelfürsten Petrus und Paulus und von ihrem Zeugenblute begossen; und das Wort von dem welterlösenden Kreuze Christi, das Petrus von der zum päpstlichen Stuhle erwachsenden Kanzel seines Kreuzes mit demütig zur Erde gewendetem Haupte sterbend hier verkündete, es senkte sich mit seinem Kreuze tief in die römische Erde ein und faßte Wurzel in ihr, und die junge Kirche gewann hier ihren neuen welthistorischen Mittelpunkt und Lichtherd. Denn unter den Kriegerscharen, die wie Hornissenschwärme aus der Waffenesse der eisernen Roma in alle Weltgegenden erobernd auszogen, fand das Christentum in einzelnen Bekennern auch seine fortpflanzenden Bienenweisel, und die römischen Adler, überall sich versammelnd, wo ein Aas der Beute sie lockte, trugen so, wie Zugvögel Gesäme auf einsame Inseln, den göttlichen Samen unbewußt und wider Willen den fernsten Weltgegenden zu.

Auch in unsere Gegenden drangen auf diese Weise schon damals einzelne Samenkörner des göttlichen Wortes; noch waren die Tage des Heiles für unser Volk und Land nicht gekommen. Einzelne, örtlich vorgerücktere Stämme zwar, wie die Ost- und Westgoten, die Vandalen, Burgunder, Langobarden und die Franken, nahmen wohl früher das Christentum auf. Allein es war (ausgenommen bei den letzteren) nicht das gesunde, reine, göttliche, sondern ein durch griechische Sophistik ver-

derbtes, wurmstichiges Christentum, denn die Irrlehre des Arius hatte es in seinem innersten, heiligsten Kerne, in der Lehre von der Gottheit Christi, angegriffen und zernagt; und wohl dürfen wir es als Gottes weise Fügung preisen, daß er die deutsche Erde so lange brach liegen ließ, bis jener grundverderbliche Irrtum durchgekämpft und besiegt war, und nun der göttliche Same in wesentlicher Reinheit in ihren lange verschlossenen Schoß fallen konnte, in welchem er so reiche Früchte tragen sollte.

Schon hatten einzelne christliche Glaubensboten unsere Gegenden durchzogen, manche, ein heiliger Maximilian, Emmeram u. a., sie mit ihrem Blute begossen; allein eine eigentlich bleibende Stätte hatten weder sie noch ihre Lehren gefunden, noch glichen sie mehr einzelnen vorausziehenden Schwalben, die das Nahen des Frühlings verkünden und oft dem Wiedereintritte winterlicher Kälte unterliegen. Da trieb zu Anfang des achten Jahrhunderts jene Sommerwärme, die aus der Sonne der ewigen Liebe quillt, den Mönch Winfried aus England über das Meer in die ursprüngliche Heimat seines Stammes, um hier den langen Winter zu verbannen, der seine Stammesgenossen in der Finsternis des Heidentums und den Greueln seines Götzendienstes gefangen hielt. Der erste ungünstige Erfolg bei den Friesen konnte ihn nicht abschrecken. Um jedoch seinen neuen Wirkungskreis an den Mittelpunkt der kirchlichen Einheit anzuknüpfen und sich dort Rat und Unterstützung zu sichern, ging er nach Rom, erbat sich von dem Oberhaupte der Christenheit eine förmliche Sendung im Namen Jesu Christi, und kehrte mit dem ausdrücklichen Auftrage und der unbeschränkten Vollmacht zurück, den deutschen Völkern das Evangelium zu verkünden.

Mit dem Eifer eines Apostels begann er sein großes Tagewerk zuerst in Bayern, brachte die einzelnen, unter den Heiden zerstreuten und entarteten Christen von ihren Irrwegen zurück, überzeugte die Ungläubigen von der Nichtigkeit ihrer Götzen und dem Wahn und Greuel ihres Dienstes, errichtete auf den Trümmern ihrer Götzenbilder dem wahren Gott geheiligte Kapellen und Altäre, predigte mit Wort und That die Göttlichkeit und Seligkeit des Christenglaubens und führte die Heiden in ganzen Scharen durch die Taufe in die christliche Kirche ein. Seine uns aufbehaltenen Briefe geben uns ein rührendes Bild von seiner rastlosen Thätigkeit, von der Geduld und Selbstaufopferung, womit er den Mühen, Gefahren und Entbehrungen seines Apostolates in diesen Wildnissen sich unterzog; von der Zärtlichkeit und Treue, womit er seiner frommen Freunde in England gedachte, sie zu allem Guten ermahnte, sich bei ihnen Rats erholte, und ihrem Gebete sich und sein Werk empfahl; von dem unerschrockenen Mute, womit er Gebrechen und Ärgernisse selbst

an den Höchstgestellten, ihnen ins Angesicht, rügte und auf deren Beseitigung drang. Man erblickt darin einen klaren Spiegel seines innigen, kräftigen deutschen Gemütes, das mit edler Einfalt die höchste Begeisterung für die höchsten Zwecke verband.

Nach vierjähriger, reich gesegneter Arbeit ward er im Jahre 723 vom Papste nach Rom berufen und in Anerkennung seiner großen Verdienste zum Bischof der Deutschen ernannt und geweiht, und, zugleich mit dem wohlverdienten und noch mehr verheißenden Namen Bonifacius, der Wohlthuende, belegt, auf den weiten Schauplatz seines Wohlthuns zurückgesandt. Er begann wieder seine Arbeit mit neuem Mute, drang bis in das Herz von Thüringen vor, fällte dort die uralte, mächtige, dem Gotte Thor geweihte Donnereiche, aus deren Stamm er eine Kapelle zu Ehren des heiligen Petrus erbaute; gründete in den tiefsten Wildnissen Klöster, die er mit frommen Freunden aus England bevölkerte, und von denen der Anbau der Erde, die Kultur sich weit umher verbreitete, sie, die überall als irdischer Segen dem Christentume in die ödesten Steppen auf dem Fuße nachfolgt.

Zum drittenmale ging er nun nach Rom, an den Gräbern der Apostel er, der Apostel, zu beten, und kehrte als Erzbischof und Primas von ganz Deutschland mit der Vollmacht zurück, die von ihm durch das Kreuz und für das Kreuz gewonnenen Länder in bestimmte Sprengel abzuteilen und an geeigneten Orten feste bischöfliche Sitze zu errichten, damit fortan ein geregeltes Hirtenamt ausgeübt werden könne. So errichtete und umgrenzte er dann vor elfhundert Jahren, im Jahre 739, die vier Bistümer Salzburg, Freising, Passau und Regensburg, und besetzte sie mit würdigen Männern. Danach arbeitete er noch fünfzehn Jahre an der Befestigung und Ausbreitung seines Werkes, ordnete die kirchlichen und sittlichen Verhältnisse durch weise, auf Kirchenversammlungen beratene Gesetze, stiftete die Abtei Fulda, auf viele Jahrhunderte hinaus die Pflanzschule gelehrter Männer für ganz Deutschland; und damit ein so reiches heiliges Leben der würdigste Beschluß kröne, ward er im Jahre 755 von den Friesen, zu welchen ihn sein Seeleneifer nochmals von seinem erzbischöflichen Stuhle Mainz zurückgetrieben hatte, während er für ihre Bekehrung betete, ermordet, und selbst das heilige Buch, das er auf seinem treuen Herzen wie seinen Inhalt in demselben trug, ward von den Stichen seiner Mörder durchbohrt.

Das ist in flüchtigen Umrissen das Bild von dem Leben und Wirken des großen Mannes, dem, als Sendboten Christi, als Träger und Werkzeug seines Heiligen Geistes, Deutschland seine Bekehrung zum Christentume, sein Reinwerden von dem Aussatze des Heidentums und seines finstern, blutigen Götzendienstes verdankt. Melchior Diepenbrock.

Rudolf von Habsburg.

Ausgebrannt vom Strahl der Sonne,
Seufzet rings das dürre Land;
Alle Quellen sind vertrocknet
In dem glühend heißen Sand;
Lechzend liegt die matte Herde
Auf der schattenlosen Erde.

Weit gespalten, aufgerissen
Ist der Boden allumher,
Wolkenlos der ganze Himmel,
Still die Luft und heiß und schwer,
Und der Wald mit welkem Laube
Steht bedeckt mit weißem Staube.

Sieh! da reitet durch die Steppe
Kampfgerüstet eine Schar,
Rudolf zieht, der deutsche Kaiser,
Wider König Ottokar;
Von dem Durste matt und heiser,
Ruft nach Wasser jetzt der Kaiser.

Und zwei Reiter eilen jauchzend
Zu dem Kaiser hin im Flug,
Halten freudig hoch erhoben
Kühlen Wassers einen Krug,
Und den Becher rasch ihm füllend,
Sprechen sie, ihr Herz enthüllend:

„Lange suchten wir nach Wasser
Weit umher in diesem Land,
Doch kein Tropfen war zu finden
In dem glühend heißen Sand;
Die vergebne Müh' zu enden,
Wollten wir uns rückwärts wenden.

„Sieh! da fanden wir im Schatten
Ruhend eine Schnitterschar,
Die sich, müde, laben wollte
An dem Kruge kühl und klar;
Weil sie selbst vom Durste litten,
War vergebens alles Bitten.

„Doch als unsre Schwerter drohten:
‚Gebt uns Wasser oder Blut!'
Gaben sie uns bleich und zitternd
Gern ihr seltnes, teures Gut;
Was wir so erbeutet haben,
Möge dich, o Kaiser, laben!"

Als der Kaiser dies vernommen,
Zog mit unmutvollem Blick
Von den glühend heißen Lippen
Plötzlich er den Krug zurück:
„Nimmer soll den Durst mir stillen,
Was sie gaben wider Willen.

„Bei der Ehre meiner Krone!
Gebt zurück der Armen Gut;
Keinen Tropfen mag ich kosten,
Brennt wie Feuer auch mein Blut.
Wenn beraubt die Armen dürsten,
Ziemt zu trinken nicht dem Fürsten.“

Guido Görres.

Ein Stücklein von Herzog Christoph.

So Herzog Sigmund und Johannes nicht zu München Hof hielten, lebten sie gern zu Dachau oder auch im Schloß Starnberg am Würmsee. Herzog Christoph aber hatte sich dort nie aufgehalten, und die Fischer und Bauern, welche ihn nicht bei des Vaters Tod zu Andechs gesehen, kannten ihn auch weiter nicht. Das heißt, sie hatten Wunder genug von seiner Kraft, Frömmigkeit und dabei seinem lustigen Sinn vernommen, aber, wie gesagt, gesehen hatten sie ihn eben nicht.

Nun ritt er einst mit dem Grafen von Wildenwarth und mehreren andern ins Schloß zu Starnberg just während der Vesper.

Als die zu Ende war, kam's rasch herum, der Christophel sei da, und sammelte sich im steilen Zwinger am Burgthor eine gute Zahl Bauern und Fischer vom Dorf und weiterher. Es standen da auch viele Dirnen und alt ehrbare Bäuerinnen, und meinten alle, der Christophel müsse das wenige nicht breit und groß sein und zum mindesten so beschaffen, wie der starke Doll von Seeshaupten. Denselbigen Kaspar Doll schoben sie auch voraus, drängten sich hinter ihm herum und hatten die Augen auf den Erker gerichtet, ob der Herzog nicht herausluge. Nur hie und da schaute einer um und sagte: „Martha, geh nauf und bitt schön!“

„Ja, wie werd' i mir trau'n!“ war dann stets der Martha Entgegnung. Und war die Martha ein recht ehrwürdig, fast wohlbeleibtes Weiblein mit gar christlichem Antlitz, drauf in hohen Jahren des tugendsamen Lebens unverwelkter Frühling lag. Stand nun dieselbe Martha hinter den andern, hielt die Hände über dem Leib gefaltet und sah auch zum Erker hinauf, aber recht sehnsuchtsvoll.

Als der Vogt dem Herzog verkündete, die Fischer und Bauern möchten ihn sehen, wandte er sich zum Grafen von Wildenwarth und sagte: „Da muß ich wieder meine Stärke weisen. Das wär' das Geringste. Aber an den Geldsäckel wird's auch geh'n, und bin eben nicht zum besten bestellt.“

Drauf sagte der Graf von Wildenwarth: „Bedürft Ihr, was Ihr wollt, ich leih' Euch, wieviel Ihr wollt. Das ist mir die größte Ehre! Was wollt Ihr aber Euer Geld verschenken?! Ihr seid viel zu gut,

und mag's Euch noch reuen genug. Da halt' ich's ganz anders. Von Schenken ist bei mir keine Sprach'; so mir aber das Bauernpack etwas schuldet, hab' ich nicht das mindeste Erbarmen. Die Gesellen würden zu übermütig — ich aber brauch' mein Geld zu Roß, Würfeln und Schachzabel, das wird hoch getrieben an Kaiser Friedrichs Hof."

„Da mag's dereinst schlimm mit Euch stehn," fiel Herzog Christoph ein, „der Geizteufel reißt Eure Seele vom Himmel und der Spielteufel wirft sie in die Hölle."

„Wär' mir nicht lieb!" versetzte jener lachend. „Will ich doch nur mein Recht und halt's mit meiner Barschaft, wie mir für gut dünkt. Wißt Ihr was? Morgen lass' ich hier zu Ort eine Fischerin um zehn Goldgulden pfänden. Die müssen her, und müßt' ich ihr den letzten Nagel aus der Wand reißen. Zwei Jahre währt's schon seit des Manns Tod, das wär' schier lang genug. Nun ist mir die Geduld gebrochen!" Dabei sah er just zum Erker hinab. „Dort könnt Ihr sie sehen, das alte Weib, die ist's, die Rother-Martha!"

Als Herzog Christoph einen Blick hinabsandte, ging ihm sein ganzes Herz in Wehmut über, zugleich aber in größtem Zorne.

Rasch wandte er sich vom Fenster ab und fuhr den Grafen an: „So seid Ihr doch schon dem Teufel zu schlimm! Dem alten Weiblein könnt Ihr ins Antlitz schau'n und kein Erbarmen finden, so daß Ihr es in Verzweiflung und Jammer stürzt, wenig Tag', daß es etwan ins Grab steigt?! Wenn Ihr's so treibt, schleuder' ich Euch all gutes Vernehmen dahin und sag Euch voraus, auf Eurem Geld liegt Fluch und aber Fluch. Eh' Ihr's Euch verseht, laßt Euch Gott gefallen, daß Ihr selbst zum Bettler werdet! Laßt ein christlich Wort mit Euch reden. Fünf Goldgulden, mehr hab' ich nicht. Die nehmt hin, und für die weiteren fünf laßt Ihr dem Weiblein Jahresfrist!"

„Das will ich nicht!" erwiderte der Wildenwarther. „Säh's doch just aus, als schämt' ich mich meines Vorhabens. Was Ihr aber vermeint, auf meinem Geld liege der Fluch, seid Ihr schlecht beraten. Was ich dort im Reitersack hab', all das ist gewonnenes Geld, da hab' ich manch fürstlich frommen Herrn abgelöffelt, und womit ich setzte, das war alles dem Bauernvolk abgeschunden. Da hat Gott nichts dawider, das sind schier nur halbe Menschen!"

„Daß kein Blitz auf Eure lästerliche Zung' fahrt!" rief Herzog Christoph. „Ist's mir doch, als könnt' ich Euch billig strafen und Eures schnöden Frevels zeihen, daß ich Euch all verdammtes Geld abgewönn'!"

„Ei, so versucht's!" gab der Graf spöttisch zurück. „An Wunder glaub' ich nicht so fast. Ich leih' Euch einhundert Goldgulden. Zieht

Ihr dreimal ein in Zeit einer Stunde, sollt Ihr mir nichts mehr erstatten! Draus könnt Ihr meinen Mut ersehen. Nur her da mit den Würfeln — was setzt Ihr ein, Herr Herzog?“ Zugleich zählt er das Geld auf. „Steht schon,“ sagte Herzog Christoph. „Eure einhundert Gulden setz’ ich.“

„Seid Ihr bei Trost?“ rief jener voll Erstaunen. „Nun, mir ist’s wohl recht und genehm, so viel schneller sind wir zu Ende! Heisa, hört Ihr, wie’s kollert im Becher? Ich spür’ schon, daß die rechten fallen — — siebzehn Augen!“

„Ist noch eins mehr drin!“ sagte Christoph. „Spielt Ihr mit dem Teufel, ich spiel’ mit Gott!“ Dabei schüttelte er den Becher — und da lagen die achtzehn.

„Habt Ihr’s gesehen, Herr Graf —?“ Er zog einhundert Goldgulden ein, die andern hundert schob er dem Wildenwarther zu. „Da habt Ihr Euer geliehen Geld; wollt Ihr nun ablassen?“

„Daß ich ein Thor wär’!“ rief jener. „Das gelingt Euch nimmer zum zweitenmal. Noch einmal so viel!“ Er setzte.

Herzog Christoph warf, der Graf hinwieder und weniger. So folgte Wurf auf Wurf. Nun war keine Viertelstunde verflossen, traf des Herzogs Weissagung schier wunderbar ein. Dem Wildenwarther zerfloß all sein Geld unter den Händen, bis er nichts mehr besaß, denn sein Roß und Schwert — und die zwei verlor er desgleichen.

Also saß er ganz verzweifelt da.

Da stand der Herzog Christoph auf und sagte mit eindringlicher Stimme: „Saht Ihr, wie’s Gottes Wille sein kann? Draus schöpft Euch eine gute Lehr’! Wärt Ihr nun an einen andern geraten, käm’ sie Euch teuer zu steh’n. Ich aber will nicht Euer Roß und Schwert und minder Euer Geld. Nehmt all jenes und Euren güldenen Plunder zurück bis auf zehn Goldgulden. Heraus mit der Martha ihrem Schuldbrief — dann sollt Ihr die Zehne gleichfalls empfah’n!“ Drüber geriet der Graf von Wildenwarth in großes Staunen, er stand ganz bewegt auf und sagte: „Hoher Herr, nun seh’ ich wohl, daß Eurer Tugend und Mäßigkeit Ruhm nit zu groß ist. Ihr habt mich zwiefach besiegt. Laßt mir auch was Gutes zu thun! Da nehmt den Schuldbrief — mit den zehn Goldgulden verfügt auf die Martha.“

„Das laßt sich hören, Herr Graf!“ versetzte Christoph, trat an das Erkerfenster, öffnete es und sah hinab. Dazu sprach er: „Grüß Gott, ihr Leute! Laßt die Rother-Martha herantreten!“ Als nun diese, aber recht furchtsam, unter den Erker trat und hinaufsah, sah Herzog Christoph recht mild herab und fuhr fort: „Heb dein’ Schurz auf, Martha; Furcht und Jammer ist aus, der Wildenwarther laßt dich fein

grüßen!" Riß drauf den Schuldbrief in zwei Stücke, rollte die zehn Goldgulden darein und ließ sie hinabfallen.

Schier unglaubig öffnete die Martha, was ihr vom Erker entsandt ward. Als sie aber den Schuldbrief erkannte und das Gold erblickte, dessen ihr so viel geschenkt, als sie erst schuldig gewesen, fiel sie auf die Kniee nieder, brach in die hellen Thränen aus und segnete den Grafen über und über.

Herzog Christoph jedoch nahm den Wildenwarther am Arm, wies ihn ans Fenster und sprach: „Da schaut hinab! Was wird Gott besser gefallen, so Euch die Menschen segnen oder fluchen?"

„Das sollt Ihr nicht in den Wind gesprochen haben," entgegnete jener. „Ich seh's zum erstenmal, und bedünkt mich fast vom Übel. Da mögt Ihr Euch des Besten bei mir versehen."

Ward auch weiterhin mild und leutselig und gar, heißt es, griff nimmer zu den Würfeln.

Franz Trautmann.

O, wenn du eine Wolke siehst.

O, wenn du eine Wolke siehst,
Die finster auf dich niederschaut,
So bange nicht, nicht jede hat
Ein böses Wetter schon gebraut.

Nur selten birgt in ihrem Schoß
Sie eines grausen Sturmes Not;
Gar oft am leichtesten verweht,
Die uns am düstersten gedroht.

Und wenn ein Schatten plötzlich dir
Auf deine hellste Stunde fällt,
Verzweifle nicht; darum ist ja
Es nicht gleich dunkel auf der Welt.

Vielleicht, daß es nur Nebel ist,
Der deinem Aug' zu nah gerückt,
Und den nach wen'gen Stunden schon
Die Sonne wieder niederdrückt.

Und wird es Nacht, so leuchtet dir
Darinnen ja als lichter Stern
Das Wort, das mild beruhigt dich:
„Wirf deine Sorge auf den Herrn."

Und wird es Sturm, wohlan, so spricht
Ein Gleichnis hoffnungsvoll zu dir
Vom Herrn, der grad' im Sturme sagt:
„Kleingläubige, was zaget ihr!"

Ferdinande Freiin v. Brackel.

Hannibals Übergang über die Alpen.

Hannibal, der nach dem Übergang über die Rhone in einer großen Heeresversammlung den Truppen das Ziel seines Zuges auseinandergesetzt und den aus dem Po-Thal angelangten Keltenhäuptling Magilus selbst durch den Dolmetsch hatte zu dem Heere sprechen lassen, setzte inzwischen ungehindert seinen Marsch nach den Alpenpässen fort. Welchen derselben er wählte, darüber konnte weder die Kürze des Weges noch die Gesinnung der Einwohner zunächst entscheiden, wenngleich er weder mit Umwegen noch mit Gefechten Zeit zu verlieren hatte. Den Weg mußte er einschlagen, der für seine Bagage, seine starke Reiterei und die Elefanten praktikabel war und in dem ein Heer hinreichende Subsistenzmittel, sei es im Guten oder mit Gewalt, sich verschaffen konnte. — Denn obwohl Hannibal Anstalten getroffen hatte, Lebensmittel auf Saumtieren sich nachzuführen, so konnten bei einem Heere, das immer noch trotz starker Verluste gegen 50000 Mann zählte, diese doch notwendig nur für einige Tage ausreichen. Abgesehen von dem Küstenweg, den Hannibal nicht einschlug, nicht weil die Römer ihn sperrten, sondern weil er ihn von seinem Ziel abgeführt haben würde, führten in alter Zeit[1] von Gallien nach Italien nur zwei namhafte Alpenübergänge: der Paß über die Kottischen Alpen (Mont Genèvre) in das Gebiet der Tauriner (über Susa oder Fenestrelles nach Turin) und der über die Grajische (Kleiner St. Bernhard) in das der Salasser (nach Aosta und Ivrea). Der erstere Weg ist der kürzere; allein von da an, wo er das Rhonethal verläßt, führt er in den unwegsamen und unfruchtbaren Flußthälern des Drac, der Romanche und der obern Durance durch ein schwieriges und armes Bergland und erfordert einen mindestens sieben- bis achttägigen Gebirgsmarsch; eine Heerstraße hat erst Pompejus hier angelegt, um zwischen der dies- und der jenseitigen gallischen Provinz eine kürzere Verbindung herzustellen. — Der Weg über den Kleinen St. Bernhard ist etwas länger; allein nachdem er die erste, das Rhonethal östlich begrenzende Alpenwand überstiegen hat, hält er sich in dem Thal der obern Isère, das von Grenoble über Chambéry bis hart an den Fuß des Kleinen St. Bernhard, das heißt der Hochalpenkette sich hinzieht und unter allen Alpenthälern das breiteste, fruchtbarste und bevölkertste ist. Es ist ferner der Weg über den Kleinen Bernhard unter allen natürlichen Alpenpassagen

[1] Der Weg über den Mont Cenis ist erst im Mittelalter eine Heerstraße geworden. Die östlichen Pässe, wie zum Beispiel der über die Penninischen Alpen oder den Großen St. Bernhard, der übrigens auch erst durch Cäsar und Augustus Militärstraße ward, kommen natürlich hier nicht in Betracht.

zwar nicht die niedrigste, aber bei weitem die bequemste; obwohl dort keine Kunststraße angelegt ist, überschritt auf ihr noch im Jahre 1815 ein österreichisches Corps mit Artillerie die Alpen. Dieser Weg, der bloß über zwei Bergkämme führt, ist endlich von den ältesten Zeiten an die große Heerstraße aus dem keltischen in das italische Land gewesen. Die karthagische Armee hatte also in der That keine Wahl; es war ein glückliches Zusammentreffen, aber kein bestimmendes Motiv für Hannibal, daß die ihm verbündeten keltischen Stämme in Italien bis an den Kleinen Bernhard wohnten, während ihn der Weg über den Mont Genèvre zunächst in das Gebiet der Tauriner geführt haben würde, die seit alten Zeiten mit den Insubrern in Fehde lagen.

So marschierte das karthagische Heer zunächst an der Rhone hinauf gegen das Thal der obern Isère zu, nicht, wie man vermuten könnte, auf dem nächsten Weg, an dem linken Ufer der untern Isère hinauf, von Valence nach Grenoble, sondern durch die „Insel“ der Allobroger, die reiche und damals schon dichtbevölkerte Niederung, die nördlich und westlich von der Rhone, südlich von der Isère, östlich von den Alpen umfaßt wird. Es geschah dies wieder deshalb, weil die nächste Straße durch ein unwegsames und armes Bergland geführt hätte, während die Insel eben und äußerst fruchtbar ist und nur eine einfache Bergwand sie von dem obern Isère-Thal scheidet. Der Marsch an der Rhone in und quer durch die Insel bis an den Fuß der Alpenwand war in sechzehn Tagen vollendet; er bot geringe Schwierigkeit und auf der Insel selbst wußte Hannibal durch geschickte Benutzung einer zwischen zwei allobrogischen Häuptlingen ausgebrochenen Fehde sich dem bedeutendsten derselben so zu verpflichten, daß derselbe den Karthagern nicht bloß durch die ganze Ebene das Geleit gab, sondern auch ihnen die Vorräte ergänzte und die Soldaten mit Waffen, Kleidung und Schuhzeug versah. Allein an dem Übergang über die erste Alpenkette, die steil und wandartig emporsteigt und über die nur ein einziger gangbarer Pfad (über den Mont du Chat beim Dorfe Chevelu) führt, wäre fast der Zug gescheitert. Die allobrogische Bevölkerung hatte den Paß stark besetzt. Hannibal erfuhr es früh genug, um einen Überfall zu vermeiden, und lagerte am Fuß, bis nach Sonnenuntergang die Kelten sich in die Häuser der nächsten Stadt zerstreuten, worauf er in der Nacht den Paß einnahm. So war die Höhe gewonnen; allein auf dem äußerst steilen Weg, der von der Höhe nach dem See von Bourget hinabführt, glitten und stürzten die Maultiere und die Pferde. Die Angriffe, die an geeigneten Stellen von den Kelten auf die marschierende Armee gemacht wurden, waren weniger an sich als durch das infolge derselben entstehende Getümmel sehr unbequem; und als Hannibal sich mit seinen leichten Truppen von oben herab auf

die Allobroger warf, wurden diese zwar ohne Mühe und mit starkem Verlust den Berg hinuntergejagt, allein die Verwirrung, besonders in dem Train, ward noch erhöht durch den Lärm des Gefechtes. So nach starkem Verlust in der Ebene angelangt, überfiel Hannibal sofort die nächste Stadt, um die Barbaren zu züchtigen und zu schrecken und zugleich seinen Verlust an Saumtieren und Pferden möglichst wieder zu ersetzen. Nach einem Rasttag in dem anmutigen Thal von Chambéry setzte die Armee an der Isère hinauf ihren Marsch fort, ohne in dem breiten und reichen Grund durch Mangel oder Angriffe aufgehalten zu werden. Erst als man am vierten Tage eintrat in das Gebiet der Ceutronen (die heutige Tarantaise), wo allmählich das Thal sich verengt, hatte man wieder mehr Veranlassung, auf seiner Hut zu sein. Die Ceutronen empfingen das Heer an der Landesgrenze (etwa bei Conflans) mit Zweigen und Kränzen, stellten Schlachtvieh, Führer und Geiseln, und wie durch Freundesland zog man durch ihr Gebiet. Als jedoch die Truppen unmittelbar am Fuß der Alpen angelangt waren, da wo der Weg die Isère verläßt und durch ein enges und schwieriges Defilee an dem Bach Reclus hinauf sich zu dem Gipfel des Bernhard emporwindet, erschien auf einmal die Landwehr der Ceutronen teils im Rücken der Armee, teils auf den rechts und links den Paß einschließenden Bergrändern, in der Hoffnung, den Troß und das Gepäck abzuschneiden. Allein Hannibal, dessen sicherer Takt in all jenem Entgegenkommen der Ceutronen nichts gesehen hatte als die Absicht, zugleich Schonung ihres Gebiets und die reiche Beute zu gewinnen, hatte in Erwartung eines solchen Angriffs den Troß und die Reiterei vorausgeschickt und deckte den Marsch mit dem gesamten Fußvolk; wodurch er die Absicht der Feinde vereitelte, obwohl er nicht verhindern konnte, daß sie, auf den Bergabhängen den Marsch des Fußvolks begleitend, ihm durch geschleuderte oder herabgerollte Steine sehr beträchtlichen Verlust zufügten. An dem „weißen Stein" (noch jetzt la roche blanche), einem hohen, am Fuße des Bernhard einzeln stehenden und den Aufweg auf denselben beherrschenden Kreidefelsen, lagerte Hannibal mit seinem Fußvolk, den Abzug der die ganze Nacht hindurch mühsam hinaufklimmenden Pferde und Saumtiere zu decken, und erreichte unter beständigen sehr blutigen Gefechten endlich am folgenden Tage die Paßhöhe. Hier, auf der geschützten Hochebene, die sich um einen kleinen See, die Quelle der Doria, in einer Ausdehnung von etwa $2^1/_2$ Miglien ausbreitet, ließ er die Armee rasten. Die Entmutigung hatte angefangen, sich der Gemüter der Soldaten zu bemächtigen. Die immer schwieriger werdenden Wege, die zu Ende gehenden Vorräte, die Defileenmärsche unter beständigen Angriffen des unerreichbaren Feindes, die arg gelichteten Reihen, die hoffnungslose Lage der Versprengten und Verwundeten, das

nur der Begeisterung des Führers und seiner Nächsten nicht chimärisch erscheinende Ziel fingen an, auch auf die afrikanischen und spanischen Veteranen zu wirken. Indes die Zuversicht des Feldherrn blieb sich immer gleich; zahlreiche Versprengte fanden sich wieder ein; die befreundeten Gallier waren nahe, die Wasserscheide erreicht und der dem Bergwanderer so erfreuliche Blick auf den absteigenden Pfad eröffnet; nach kurzer Rast schickte man mit erneutem Mute zu dem letzten und schwierigsten Unternehmen, dem Hinabmarsch, sich an. Von Feinden ward das Heer dabei nicht wesentlich beunruhigt; aber die vorgerückte Jahreszeit — man war schon im Anfang September — vertrat bei dem Niederweg das Ungemach, das bei dem Aufweg die Überfälle der Barbaren bereitet hatten. Auf dem steilen und schlüpfrigen Berghang längs der Doria, wo der frischgefallene Schnee die Pfade verborgen und verdorben hatte, verirrten und glitten Menschen und Tiere und stürzten in die Abgründe; ja gegen das Ende des ersten Tagemarsches gelangte man an eine Wegstrecke von etwa 200 Schritt Länge, auf welche von den steil darüberhängenden Felsen des Cramont beständig Lawinen hinabstürzen und wo in kalten Sommern der Schnee das ganze Jahr liegt. Das Fußvolk kam hinüber; aber Pferde und Elefanten vermochten die glatten Eismassen, über welche nur eine dünne Decke frischgefallenen Schnees sich hinzog, nicht zu passieren, und mit dem Trosse, der Reiterei und den Elefanten nahm der Feldherr oberhalb der schwierigen Stelle das Lager. Am folgenden Tag bahnten die Reiter durch angestrengtes Schanzen den Weg für Pferde und Saumtiere; allein erst nach einer fernern dreitägigen Arbeit mit beständiger Ablösung der Hände konnten endlich die halbverhungerten Elefanten hinübergeführt werden. So war nach viertägigem Aufenthalt die ganze Armee wieder vereinigt und nach einem weitern dreitägigen Marsch durch das immer breiter und fruchtbarer sich entwickelnde Thal der Doria, dessen Einwohner, die Salasser, Klienten der Insubrer, in den Karthagern ihre Verbündeten und ihre Befreier begrüßten, gelangte die Armee um die Mitte des September in die Ebene von Ivrea, wo die erschöpften Truppen in den Dörfern einquartiert wurden, um durch gute Verpflegung und eine vierzehntägige Rast von den beispiellosen Strapazen sich zu erholen. Hätten die Römer, wie sie es konnten, ein Corps von 30,000 ausgeruhten und kampffertigen Leuten etwa bei Turin gehabt und die Schlacht sofort erzwungen, so hätte es mißlich ausgesehen um Hannibals großen Plan; zum Glück für ihn waren sie wieder einmal nicht, wo sie sein sollten, und störten die feindlichen Truppen nicht in der Ruhe, deren diese so sehr bedurften.

Das Ziel war erreicht, aber mit schweren Opfern. Von den 50 000 zu Fuß, den 9000 zu Roß dienenden alten Soldaten, welche die Armee

nach dem Pyrenäenübergang zählte, waren mehr als die Hälfte das Opfer der Gefechte, der Märsche und der Flußübergänge geworden; Hannibal zählte nach seiner eigenen Angabe jetzt nicht mehr als 20 000 zu Fuß — davon drei Fünftel Libyer, zwei Fünftel Spanier — und 6000 zum Teil wohl demontierte Reiter, deren verhältnismäßig geringer Verlust nicht minder für die Trefflichkeit der numidischen Kavallerie spricht, wie für die wohlüberlegte Schonung, mit der der Feldherr diese ausgesuchte Truppe verwandte. Ein Marsch von 526 Miglien oder etwa 33 mäßigen Tagemärschen, dessen Fortsetzung und Beendigung durch keinen besondern nicht vorherzusehenden größern Unfall gestört, vielmehr nur durch unberechenbare Glücksfälle und noch unberechenbarere Fehler des Feindes möglich ward, und der dennoch nicht bloß solche Opfer kostete, sondern die Armee so strapazierte und demoralisierte, daß sie einer längern Rast bedurfte, um wieder kampffähig zu werden, ist eine militärische Operation von zweifelhaftem Werte, und es darf in Frage gestellt werden, ob Hannibal sie selber als gelungen betrachtete. Nur dürfen wir daran nicht unbedingt einen Tadel des Feldherrn knüpfen; wir sehen wohl die Mängel des von ihm befolgten Operationsplans, können aber nicht entscheiden, ob er im stande war, sie vorherzusehen — führte doch sein Weg durch unbekanntes Barbarenland — und ob ein anderer Plan, etwa die Küstenstraße einzuschlagen oder in Cartagena oder Karthago sich einzuschiffen, ihn geringeren Gefahren ausgesetzt haben würde. Die umsichtige und meisterhafte Ausführung des Planes im einzelnen ist auf jeden Fall bewundernswert, und worauf am Ende alles ankam — sei es nun mehr durch die Gunst des Schicksals oder sei es mehr durch die Kunst des Feldherrn —, Hamilkars großer Gedanke, in Italien den Kampf mit Rom aufzunehmen, war jetzt zur That geworden. Sein Geist ist es, der diesen Zug entwarf; und wie Steins und Scharnhorsts Aufgabe schwieriger und großartiger war als die von York und Blücher, so hat auch der sichere Takt geschichtlicher Erinnerung das letzte Glied der großen Kette von vorbereitenden Thaten, den Übergang über die Alpen, stets mit größerer Bewunderung genannt, als die Schlachten am Trasimenischen See und auf der Ebene von Cannä.

Theodor Mommsen.

August.

Musik ertönt voran dem festlichen Erntezug. — Das breite Thor, kaum bietet es Raum genug, — den schwer mit vollen, schwellenden Garbenmassen — beladenen Wagen ins Gehöft zu lassen. — Rascher zieht an — der blanken Rosse munteres Viergespann, — und unter dem Jubel der Schnitter und Schnitterinnen — schwanket die hochgeschichtete

Last nach innen. — Halt! Und ruhig in ihres jungen Mutes Feuer — gehorsam steh'n die Braunen vor der wohlbekannten Scheuer. — Stutzig — spitzen sie die Ohren, schütteln wie trutzig — die langen Mähnen, geschmückt mit roten Schleifen, — und streifen die Köpfe aneinander mit kosendem Schmeicheln, — während trauliche Hände die Nacken ihnen klopfen und streicheln.

Plötzlich verstummt die Musik und das Jubelgebrause; — dem Zug entgegentritt aus dem Hause — der Herr des Gutes, allen ein Vater — und freundlicher Berater, — ein rüstiger Alter mit faltig sonnengebräuntem Gesicht. — Der erhebt die Stimm' und spricht: — „Willkommen, ihr frischen Burschen und schmucken Mägdelein, — zieht tausendmal willkommen geheißen ein! — Ein halbes Jahrhundert und mehr noch ist vergangen, — da hatt' ich, wie ihr, so blühende Jugendwangen, — und vor mir lag — im Morgenschein des Lebens Arbeitstag. — Jauchzend, wie ihr, zog ich mit dem Erntewagen heim, — und beim Feste wußt' ich manchen lustigen Reim. — Vergessen hab' ich nicht die Weisen und Lieder, — sie klingen noch oft im alten Herzen wieder, — und unter den fröhlichen Jungen — bin ich jung in meinen Erinnerungen. — Gesegnet hat der Herr mein Leben; — was mir gefrommt, das hat er mir gegeben, — von dem uns alle gute Gabe kommt, — und glaubt mir: das, was fromm macht, ist allein, was frommt! — Fromm macht arbeiten und auf der Wahrheit Pfade treten, — treu sein, sich selbst und andern, und ein echtes Beten!"

Da sahen die Lauschenden gerührt den Alten — den Blick erheben und die Hände falten, — und jetzt einstimmig erhob sich frommer Chorgesang: „Nun danket alle Gott!" mit feierlichem Klang. — Doch als das Dankgebet verklungen war, — wie drängte sich um den braven Greis die Schar, — die Händ' ihm zu drücken — und ihn mit Blumen zu schmücken! — Die schönste Dirne — setzt' einen vollen Kranz ihm auf die Stirne, — und so, im blühenden Ehrenschmucke prangend — und nach dem mächtigen Kelchglas langend, — das ihm entgegenhielt der Enkeltochter Hand, — fühlt er die Wangen erglüh'n, noch eh' sein Mund den Rand — des festlichen Bechers berührt zu kräftigem Zuge: — „Heil!" rief er, „Heil dem Pfluge!" — Und „Heil!" rief's aus jedem Munde nach; — einer aber in der Runde sprach: — „Der die Ähren läßt wachsen und den Wein, — der Regen sendet und Sonnenschein, — der ganzen Welt giebt er Gedeih'n! — Behüt er mit seiner gnädigen Hand — auch unser teures Vaterland — vor Zwietracht, Arglist, Schaden und Not, — und geb er den Ärmsten sein täglich Brot!"

Bei des oft gefüllten Pokales Wandern — von einem zum andern — flog manches gute Sprüchlein hinüber, herüber; — denn wes das

Herz voll, geht der Mund über, — und ist's nur innen recht freudehell, — fließt auch dem Schlichten der Rede Quell. — „Ende gut, alles gut!“ klang es zum Schluß — mit jauchzendem Gruß:

„Der uns gereicht den Labetrank,
Ihm zollt die Liebe Ehr' und Dank;
Der Brave, Gerechte, der Milde und Weise,
Er lebe noch lange in unserem Kreise!
Er sehe noch oft den Tag der Ähren
Gesund und glücklich wiederkehren!
Auf allen Wegen jahrein, jahraus
Begleite Segen ihn und sein Haus.“

Julius Hammer.

Caligula [1].

Die ersten Monate der Regierung des Caligula waren eine Zeit des Glückes und der Freude für die ganze römische Welt. Das Volk atmete auf und jubelte, als es sich von dem Druck des mürrischen, mißgünstigen, böswilligen Tiberius befreit fühlte, und kam dem neuen Kaiser, dem Sohne seines Lieblings Germanicus, dem 25jährigen Jüngling, freudig und hoffnungsvoll entgegen. Caligula aber war in der ersten Zeit sichtlich bemüht, sich für dieses Entgegenkommen dankbar zu erweisen, er that alles, was er vermochte, um die freudige Stimmung des Volkes zu erhalten und zu steigern, und unterdrückte die bösen Neigungen seines Herzens, hauptsächlich aus dem Grunde, weil er sich noch nicht sicher genug in dem Besitze der Herrschaft fühlte.

Sein Zug mit der Leiche des Tiberius von Misenum nach Rom war ein Triumphzug durch die überall an den Seiten der Straße versammelte, opfernde und jauchzende Menge; noch lebhafter waren die Freuden und Gunstbezeigungen und die zärtlichen Zurufe bei seinem Empfange in Rom selbst. Nachdem er darauf die Leichenfeier für Tiberius vollzogen hatte, wobei er auch die Leichenrede für ihn hielt, nachdem ferner der Senat unter stürmischem Andrange des Volks ihm mit einemmale alle Rechte und Ehren übertragen hatte, welche Augustus sich im Laufe seiner langen Regierung allmählich erworben hatte — die er auch mit Ausnahme des Titels Vater des Vaterlandes, den er zur Zeit noch ablehnte, sämtlich annahm —, so folgte nun eine Handlung der Popu-

[1] Der eigentliche Name des Kaisers ist Cajus Cäsar Germanicus oder, wie er nach seiner Thronbesteigung auf den Münzen lautet, Cajus Cäsar Augustus Germanicus. Caligula ist nur ein Spitz- oder Liebkosungsname, den er als Kind von den Soldaten empfing und den wir beibehalten, weil er einmal üblich geworden ist und sich durch seine Kürze empfiehlt.

larität nach der andern. Tiberius hatte den Prätorianern jedem 1000, den städtischen Kohorten und den Wächterkohorten Mann für Mann 500, den Legionssoldaten 300 Sesterzien und dem Volke zusammen 50 Millionen Sesterzien vermacht. Obgleich das Testament auf Anlaß des Caligula für ungültig erklärt wurde, um den jungen Tiberius von dem ihm bestimmten Anteile auszuschließen, so wurden doch alle jene Legate ausgezahlt und das Geschenk für die Prätorianer sogar verdoppelt. Er erließ die von Augustus eingeführte und von Tiberius auf die Hälfte herabgesetzte Steuer von allen Verkaufsgegenständen und setzte die geringe Abgabe, welche die Getreideempfänger zu entrichten hatten, auf einen noch geringern Betrag herab. Hierzu kam eine Menge von Beweisen seiner Bescheidenheit und Milde. Er lehnte das ihm angetragene Konsulat ab, um es nicht den Inhabern desselben, denen es bis zum 1. Juli gebührte, zu entziehen. Er bewies gegen den Senat die größte Ergebenheit; er erklärte, daß er von den gesetzlichen Gerichten keine Appellationen annehmen werde, gestattete nicht, daß ihm Statuen errichtet wurden, verbannte die Delatoren aus Italien und ließ alle Schriftstücke aus der vorigen Regierung, die jemandem nachteilig werden könnten, insbesondere diejenigen, welche mit dem Unglück seiner Familie in Beziehung standen, auf das Forum schaffen und dort ungelesen, wie er sagte, verbrennen. Es wurden viele Verbannte zurückgerufen, viele Verurteilungen aufgehoben, und wie von den Menschen, so wurde auch von den geistigen Hervorbringungen der Bann der Vergangenheit hinweggenommen. Auch die Pietät gegen seine Familie diente dazu, seine Popularität zu erhöhen. Der unglückliche junge Tiberius wurde für seine Enterbung dadurch anscheinend entschädigt, daß er von Caligula adoptiert wurde.

Wie groß die allgemeine Freude der Menschen über das neugeschenkte Glück der Regierung des Caligula war, dafür wird von den Alten selbst als sprechender Beweis angeführt, daß in dieser ersten Zeit in nicht ganz drei Monaten den Göttern über 160 000 Dankopfer dargebracht worden seien.

Am 1. Juli, nachdem die bestimmte Zeit der bisherigen Konsuln abgelaufen war, übernahm er das Konsulat, und zwar zusammen mit seinem Oheim Claudius, der, obwohl 46 Jahre alt, noch zu keinem Ehrenamte zugelassen worden war und daher bis jetzt noch dem Ritterstande angehört hatte. Er hielt beim Antritt des Konsulats eine Rede, die so voll von edlen Vorsätzen und von Versicherungen der Ergebenheit gegen den Senat war, daß dieser beschloß, sie alljährlich an demselben Tage wieder vorlesen zu lassen, und verwaltete dann das Amt zwei Monate und zwölf Tage im ganzen in einer den erregten Erwartungen entsprechenden Weise. Während dieser Zeit feierte er am 30. und 31. August —

letzterer zugleich sein Geburtstag — die Einweihung des Tempels des Augustus, welcher von Tiberius begonnen, aber nur langsam gefördert und daher erst jetzt zur Vollendung gebracht worden war. Er gab dabei einen ersten deutlichen Beweis von seinem Hang zu maßloser Verschwendung, indem er z. B. am ersten Tage nicht nur die Senatoren und Ritter, sondern das ganze Volk mit einem Festschmaus bewirtete, indem er das Volk mit allerlei Spielen und Tierhetzen im großartigsten Maßstabe ergötzte, wobei, wie uns berichtet wird, 400 Bären und ebensoviele Löwen und Panther getötet wurden, und außerdem jedermann aus dem Volke noch ein Geschenk von 300 Sesterzien erhielt. Indes machte ihn diese Verschwendung, da sie doch zunächst vorzugsweise im Interesse des Publikums geschah, zur Zeit beim Volke nur um so beliebter. Bald nach Niederlegung seines Konsulats (im ersten Monat seiner Regierung) wurde er gefährlich krank, und noch war seine Gunst so groß und so allgemein, daß die Thore des Palatiums Tag und Nacht von Volksmassen belagert waren, die nach Nachricht über das Befinden des Kaisers verlangten, und in den Provinzen überall für seine Genesung Gebete und Opfer dargebracht wurden.

Mit seiner Wiedergenesung aber trat nun sofort eine völlige Änderung in seinem ganzen Verhalten ein. Während er bisher aus Scheu vor Senat und Volk sich Zügel angelegt hatte, so gab er jetzt seinen Neigungen und Begierden vollen freien Lauf; es schien, als ob dieser Beweis von Liebe des Volks ihm zuerst das Gefühl der Sicherheit gegeben habe, und als ob er von nun an es sich zur besondern Aufgabe mache, der Welt und zugleich sich selbst zu beweisen, daß er thun könne, was ihm beliebe.

Das erste war, daß er zwei thörichte und niedrige Schmeichler, von denen der eine für den Fall seiner glücklichen Herstellung gelobt hatte, für ihn zu sterben, der andere, als Gladiator aufzutreten, mit grausamem Hohne nötigte, ihre Gelübde zu erfüllen: jenen ließ er im Opferschmuck durch die Straßen führen und dann hinrichten; dieser, ein Ritter, mußte vor seinen Augen den Kampf als Gladiator bestehen und wurde, obgleich er gesiegt hatte, doch kaum und nur nach den demütigsten Bitten begnadigt. Hierauf entledigte er sich aller derjenigen in seiner Umgebung, die ihm irgendwie gefährlich schienen oder durch ihre Ansprüche ihm lästig wurden. Zunächst also erhielt der junge Tiberius durch einen von ihm abgesandten Centurio den Befehl, sich selbst zu töten; dem Centurio war verboten, mit eigener Hand das kaiserliche Blut zu vergießen, er mußte daher den unglücklichen, erst 18jährigen Jüngling vorher mühsam anleiten, wie er sich den Todesstoß geben sollte. Dann wurde auch der Vater seiner Gemahlin Claudia, M. Claudius Silanus, einer der an=

gesehensten Männer der Zeit, beseitigt, ferner seine Großmutter Antonia und Macro nebst seiner Gemahlin Ennia, welche letzteren beide das meiste dazu beigetragen hatten, daß er auf den Thron gelangt war, alle entweder — denn die Nachrichten darüber lauten verschieden — indem er ihnen den Befehl zugehen ließ, sich selbst den Tod zu geben, oder indem er sie durch Kränkungen und Drohungen dazu brachte. Er verstieß auch die Claudia und heiratete Cornelia Orestilla, die Verlobte des C. Calpurnius Piso, die er diesem am Tage ihrer Hochzeit entriß, aber nur um beide, Orestilla und Piso, nach kurzer Zeit zu verbannen.

Zugleich aber stürzte er sich immer mehr in den wildesten Strudel sinnlicher Vergnügungen. Er war ohne alle eigentliche Bildung und ohne Interesse nicht nur für die Staatsangelegenheiten, sondern auch für jede andere ernstere Beschäftigung, allenfalls die Beredsamkeit ausgenommen, in der er sich einige Fertigkeit erworben hatte, und die er daher zuweilen, gewöhnlich aber auch zum Unglück für andere, zu zeigen liebte. Wozu hätte er also die Freiheit, alles zu thun, was er wollte, die er so lebhaft empfand, anders benutzen sollen, als zu Ausschweifungen und zum Schwelgen in sinnlichen Genüssen?

Er gab sich seinem Hange zu den Vergnügungen des Cirkus und des Theaters völlig hin. Es war, als ob er nur lebte und regierte, um sich und das Volk durch Spiele und Schaustellungen zu amüsieren. An dem Streite der jetzt entstehenden Parteien des Cirkus, der Grünen, Blauen, Roten und Weißen, nahm er zu gunsten der Grünen mit einer Leidenschaft teil, wie sie nur der Wettkämpfer selbst oder die rohe, ungebildete Masse des Volks hegen konnte. Alle bisherigen Beschränkungen hinsichtlich der Zahl der Gladiatoren wurden aufgehoben, und er liebte es besonders, sie, statt paarweise, in Massen kämpfen zu lassen. Senatoren und Ritter mußten bei den Wettrennen als Kämpfer auftreten, die letzteren auch bei den Gladiatorenspielen, und es geschah nicht selten, daß Ritter durch die Gerichte zum Auftreten als Gladiatoren verurteilt wurden. Ja er selbst konnte sich nicht enthalten, sich als Kämpfer im Wettrennen, als Sänger, als Tänzer und sogar als Gladiator thätig zu beteiligen. Um von den zahlreichen Anekdoten, die uns als Beweis seiner Leidenschaft für diese Dinge berichtet werden, nur ein paar hervorzuheben: Er besaß ein Rennpferd, welches er besonders liebte, Incitatus (das schnelle) genannt. Diesem ließ er einen Stall von Marmor mit einer goldenen Krippe bauen und stattete es mit einem vollständigen Haushalt von Sklaven und Geräten aus, damit es, wie er sagte, seine Besucher würdig empfangen könne. Dasselbe Pferd lud er bei sich zu Tisch, erklärte, daß er es zum Konsul ernennen werde, machte es später zum

Mitglied des Priesterkollegiums, welches er für seine eigene göttliche Verehrung einsetzte, und als es einmal den folgenden Tag an einem Wettrennen teilnehmen sollte, ließ er die Menschen die Nacht vorher in der Nähe seines Stalles mit Gewalt und Blutvergießen auseinandertreiben, damit es nicht in seiner Ruhe gestört werde. Einst ließ er in der Nacht einige der angesehensten Senatoren zu sich rufen. Als sie sich, in der Meinung, daß es sich um eine wichtige Staatsangelegenheit handle, versammelt hatten, öffnete sich plötzlich die Thür des Zimmers: er rauschte im Schauspielerkostüm herein und tanzte ihnen unter Musikbegleitung etwas vor. Bei dieser Liebhaberei war es auch natürlich, daß er sich mehr mit Schauspielern und Wagenlenkern als mit Staatsmännern abgab und einen großen Teil seiner Zeit außer den eigentlichen Spielen in den Pferdeställen und auf den Übungsplätzen der Rennpferde und der Gladiatoren zubrachte.

Ein Charakter wie der des Caligula, in dem die Selbstsucht und die Nichtachtung jeder fremden Persönlichkeit so stark ausgeprägt war, mußte notwendig, wenn er die Macht besaß, auch grausam sein, und jenes Treiben, insbesondere die gewohnheitsmäßige Teilnahme an den Tierhetzen und Gladiatorenspielen, mußte notwendig dazu beitragen, diese Neigung zu steigern. Es wird erzählt, daß er, als es einst an Verbrechern für die Tierhetzen fehlte, aus dem Kreise der Zuschauer die den Schranken zunächst stehenden aufgreifen und den wilden Tieren vorwerfen ließ, daß er diese mit dem Fleische der Gefangenen fütterte, daß er bei Tisch unter seinen Augen die Angeklagten foltern und wohl auch hinrichten ließ, daß er es den Henkern zur Pflicht machte, ihre Opfer so hinzurichten, daß sie den Tod fühlen, daß er die Väter zwang, der Hinrichtung ihrer Söhne beizuwohnen, und sie dann wohl zu einem fröhlichen Mahle zu sich einlud, daß er Menschen wie Tiere in eiserne Käfige sperren oder auch mitten durchsägen ließ, und dergleichen mehr, was, wenn auch teilweise kaum denkbar, doch beweist, wie er im allgemeinen war und wie man seinen Charakter auffaßte. Er selbst rühmte sich der Festigkeit, mit der er das Schrecklichste ansehen könnte.

Es kam nun aber bei ihm noch ein besonderes Motiv zu Grausamkeiten hinzu. Nicht nur, daß er durch jene Spiele und Wettrennen ungeheure Summen verschleuderte, sondern er war auch im übrigen ein ganz sinnloser Verschwender. Es gehörte z. B. zu seinen Vergnügungen, Geld oder Geldanweisungen unter das Volk auszuwerfen oder auch bei den öffentlichen Spielen die versammelte Menge zu bewirten; er warf seinen Günstlingen, besonders Schauspielern und Wagenlenkern, bei jeder Gelegenheit große Geschenke zu: so erhielt ein Wagenlenker von seiner Partei, Eutychus, einst beim Nachttisch, wo es üblich war, kleine Geschenke

zu verteilen, mit einemmale zwei Millionen Sesterzien; eine seiner Mahlzeiten kostete, wie berichtet wird, zehn Millionen Sesterzien, was er dadurch möglich machte, daß er, wie einst Kleopatra, Perlen in Essig auflöste und sie so schlürfte, u. dgl. m. Eine ganz besonders unsinnige Verschwendung trieb er mit seinen Bauunternehmungen, zu denen er nicht durch die Rücksicht auf Nutzen oder Schönheit, sondern lediglich durch das Ungeheuerliche der Conception bestimmt wurde; er wollte das Unmögliche möglich machen und die Welt dadurch in Staunen setzen. Er führte das Palatium, welches er bewohnte, durch eine Kette von Hallen und Häusern fort bis zum Tempel des Kastor und Pollux am Fuße des palatinischen Hügels und verband letztern durch einen großartigen Viadukt[1], der über die im Thale liegenden Häuser und Tempel hinwegging, mit dem kapitolinischen Hügel: jenes, um den Tempel der Dioskuren[2] zur Vorhalle seines eigenen Hauses zu machen; diesen, um den Tempel des kapitolinischen Jupiter bequemer besuchen zu können. Er begann ferner die beiden großartigsten der großartigen Wasserleitungen Roms, die nachher von Claudius vollendet wurden, die Aqua Claudia und die des Anio novus, von denen die letztere über die erstere hinwegführte und das Wasser aus einer Entfernung von beinahe 59 römischen Meilen, teilweise auf Bogen von einer Höhe bis zu 109 Fuß nach Rom brachte. Die bezeichnendste, weil nutzloseste und kostspieligste Unternehmung dieser Art war aber der Bau einer Brücke, die er im Jahre 39 von Puteoli nach Bauli in einer Länge von 18000 Fuß oder nach anderen von 26 oder 30 Stadien über den Meerbusen von Bajä führte. Er ließ alle Fahrzeuge, die in der Nähe und Ferne zu erlangen waren, zusammenbringen und auf sie eine Straße mit Halteplätzen, die sogar durch Aquädukte mit Wasser versehen wurden, legen, ganz gleich den auf dem Festlande gebauten Militärstraßen. Und nachdem dies alles ausgeführt war, begab er sich an die Stelle, mit ihm eine große Menschenmenge, Vornehme und Geringe, und zog an der Spitze einer zahlreichen Streitmacht erst von Bauli nach Puteoli und dann, nachdem er hier einen Tag Rast gehalten, wieder von Puteoli nach Bauli. Auf dem ersten Zuge war er selbst zu Roß, mit dem Panzer Alexanders des Großen und einem seidenen, mit Edelsteinen übersäeten Purpurgewande angethan, mit Schild und Schwert bewaffnet und mit einem Eichenkranz auf dem Haupte; den zweiten Zug machte er zu Wagen als Wagenlenker mit dem Abzeichen der grünen Partei. Auf diesem letztern Zuge wurde in der Mitte der Brücke an-

---

[1] Kunstbau zur Herstellung einer Straße (oder Eisenbahn) durch eine Niederung.

[2] Jupiters Söhne, die Zwillinge Kastor und Pollux.

gehalten, der Kaiser hielt eine Rede, worin er seinen Sieg nicht nur über Xerxes, sondern auch über den Meeresgott selbst verkündete, und nun folgte ein großes Festmahl, welches bis tief in die Nacht dauerte, während die den Meerbusen umkränzenden Berge von zahllosen Fackeln und Lustfeuern erglänzten, welche die Nacht zum Tage machten.

So groß daher der Schatz war, den der sparsame Tiberius angesammelt und ihm hinterlassen hatte, und der nach der mäßigsten Angabe sich auf 270 Millionen Sesterzien (ungefähr 15 Millionen Thaler) belief, so war derselbe doch schon im zweiten Jahre erschöpft, und er war daher, um seine Verschwendung fortsetzen zu können, genötigt, sich durch Plünderung anderer die Mittel dazu zu verschaffen. So nimmt also von nun an die Habsucht eine bedeutende Stelle unter den Motiven seiner Grausamkeit ein. Er mordete eine Menge Menschen, lediglich um sich ihres Vermögens zu bemächtigen. Er ließ sie auf irgend einen beliebigen Grund anklagen; am häufigsten benutzte er dazu dieselben Papiere über die Verfolgungen der Angehörigen seiner Familie, die er einst ungelesen zu verbrennen erklärt hatte. Er nahm alle Legate und Erbschaften, die für Tiberius bestimmt worden waren, für sich in Anspruch, ließ die Hinterlassenschaft aller Centurionen, die seit dem Triumphe seines Vaters Germanicus (also seit mehr als 20 Jahren) gestorben waren und einen andern als den Kaiser zum Erben eingesetzt hatten, für sich eintreiben, oder ließ eine öffentliche Auktion seiner Gladiatoren, Wagen und Rennpferde anstellen, nur um alle reichen Männer, insbesondere diejenigen, die ein öffentliches Amt bekleideten, durch direkte und indirekte Mittel zu nötigen, sie zu den teuersten Preisen zu kaufen.

Diese bisher angeführten Züge reichen zwar vollkommen hin, um den Caligula als einen Despoten kennen zu lernen, aber sie erschöpfen seinen Charakter noch nicht. Es fehlt namentlich noch eine Seite desselben, die ihn von andern grausamen Despoten wesentlich unterscheidet. Neben jenen Zügen der Verschwendung und Grausamkeit ist nämlich seine Regierung voll von Beweisen einer Willkür, die weiter keinen Zweck hat, als zu beweisen, daß sie thun und sagen kann, was sie will, und eines frevelnden Übermutes, der sich darin gefällt, alles, was für andere Menschen eine Schranke bildet, Recht, Sitte, Scham, Religiosität, mit Füßen zu treten: eine Seite seines Charakters, die sich besonders darin zeigt, daß er mit Dingen, die jedes menschliche Gefühl empören, spielt und sie zum Gegenstande seines Witzes macht. So pflegte er z. B. alle zehn Tage die Gefangenen zu besuchen und die Exekutionen anzuordnen, die ihm beliebten; dies nannte er seine Rechnung richtig machen. Als ein gewisser Junius Priscus hingerichtet worden war und sich nach seinem Tode ergab, daß er nicht so reich gewesen war, als man geglaubt hatte,

rief er: „Priscus hat mich betrogen!" Bei einem Gastmahle lachte er mit einemmale laut auf, und als die neben ihm liegenden Konsuln ihn höflich nach der Ursache fragten, antwortete er: „Ich denke daran, daß es mir nur einen Wink kostet, euch beiden den Kopf abschlagen zu lassen."

Er war zu seinem und Roms Unglück eine ruhelose, in heftigem, hastigem Ungestüm von einem Einfall zum andern, von einer Handlung zur andern überspringende Natur, und diese Disposition wurde natürlich durch sein ausschweifendes, zügelloses Leben fortwährend gesteigert: um so mehr häuften sich dergleichen Dinge.

Man wird sich nicht wundern dürfen, wenn er bei dieser Stimmung seinen Hohn und seine Verfolgung gegen alles, was unter den Menschen hoch und ehrwürdig war, und sogar gegen die Götter richtete. So ließ er die Statuen der berühmtesten und verdientesten Männer Roms, welche Augustus auf dem Marsfelde aufgestellt hatte, umstürzen und sie so verstümmeln, daß sie nicht mehr zu erkennen waren. Die beiden Schriftsteller, welche damals vorzugsweise nicht allein geliebt und bewundert, sondern wegen ihrer nationalen Richtung allgemein verehrt wurden, Livius und Virgil, wurden eben deshalb von ihm bei jeder Gelegenheit verspottet und durch seinen bösartigen Witz herabgesetzt. Über die Schriften des Philosophen Seneca, des angesehensten Schriftstellers seiner Zeit, fällte er das nicht unwitzige, jedenfalls aber zugleich schmähsüchtige Urteil, sie seien bloße Spielwerke und wie Sand ohne Mörtel. Die Rechtsgelehrsamkeit erklärte er als unnötig ganz ausrotten zu wollen, und alle diejenigen, welche als Redner einige Anerkennung für sich in Anspruch nahmen, konnten sich nur retten, wenn sie sich selbst ihm gegenüber aufs tiefste demütigten. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß an dieser Selbstüberhebung, die nichts neben sich duldete, der Einfluß und das Beispiel mehrerer orientalischer Herrscher, die sich damals in Rom aufhielten, insbesondere des Agrippa, eines Enkels des Herodes, mit dem er viel verkehrte und der von ihm mit einem Teile des Erbes seines Großvaters beschenkt wurde, einen nicht unbedeutenden Anteil hatte.

Von hier aus war es nur ein kleiner Schritt zu der gleichen Selbstüberhebung auch den Göttern gegenüber. Während Augustus bei seinen Lebzeiten nur in den Provinzen den Bau von Tempeln für sich gestattet hatte, während Tiberius auch dies nur in e i n e m Falle zugegeben hatte, so ließ sich Caligula nicht nur als Gegenstück zu dem kapitolinischen Tempel des Jupiter auf dem palatinischen Hügel einen Tempel bauen, in dem er seine Statue aufstellte, sondern trieb auch sonst allerlei unwürdige Mummerei mit den Göttern, indem er sich den lateinischen Jupiter nennen ließ, indem er den Blitz und Donner des Jupiter nachzuäffen suchte, angeblich mit den Göttern vertraute Zusammenkünfte hielt, sich bald im Kostüm

des Apollo, des Bacchus, des Hercules, bald sogar in dem der Juno, Diana oder Venus zeigte. Es wird erzählt, er habe einst die Absicht gehabt, nach dem Muster der orientalischen Fürsten das Diadem anzunehmen; da habe man ihm vorgestellt, daß er doch mehr sei, als diese, und so habe er den Beschluß gefaßt, seine Stellung neben oder vielmehr, da er sich die Attribute verschiedener Götter aneignete, über den Göttern einzunehmen.

Karl Peter.

Abendfeier in den Alpen.

Sennhütten siehst du liegen, hoch und schön,
Im Schweizerland auf lichten Alpenhöh'n;
Drin wohnen Hirten hin und her zerstreut
Allein in dieser wilden Einsamkeit.
Die Bergesriesen schau'n von ihren Thronen
Im Silbermantel mit den goldnen Kronen;
Nach frommer Sitte grüßt allabendlich
Die Hirtenschar mit Alphornklängen sich.

Verlassen hat die Sonne schon das Thal,
Die Höh'n vergoldet noch ihr letzter Strahl;
Ein glüh'nder Purpurkranz umfängt den Schnee
Der Berge dann und manchen blauen See;
Nun muß der Hirte dort hoch oben stehen,
Des Hütt' umher am weitesten zu sehen;
Durchs Horn von Berg zu Berg in alle Fern'
Hinaus tönt er den Ruf: Lobet den Herrn!

Da treten rings die Hirten all' herfür,
Ein jeglicher in seiner Hütte Thür;
Da wälzt auch ihrer Alpenhörner Schall
Von Fels zu Felsen sich im Wiederhall;
Und so durch Höh'n und Tiefen in die Runde
Ertönt der Ruf wohl eine Viertelstunde,
Bis er zuletzt in immer weit're Fern'
Aushallend sich verliert: Lobet den Herrn!

Dann wird's umher so still und feierlich,
Und Stern an Stern im Blau entzündet sich;
Leis hörbar durch des Himmels weiten Dom
Wogt auf und ab des Weltenliedes Strom;
Wie Säulen steh'n die Berg' in Tempelhallen,
Andächtig und entblößten Hauptes fallen
Zugleich auf seinem Gipfel jeder, sieh,
Die Hirten alle betend auf die Knie'.

Wenn Dunkel dann das Hochgebirg umhüllt,
Mondlicht und Nebelduft die Thäler füllt,
In jedem Alphorn einmal noch erwacht
Ein neuer Klang gar traulich: Gute Nacht!
Und auf die Hirten senkt, die tagesmüden,
Der Himmel mild herunter seinen Frieden.
Ein Engel schließt ihr Aug' zu sanfter Ruh',
Der Hirte droben deckt sie selber zu!

Julius Krais.

Die Insel Capri.

Einen vollen Sommermonat lebte ich auf dem Eiland Capri und genoß die Fülle zaubervoller Einsamkeit des Meeres. Nun möchte ich auch diese märchenhaften Erscheinungen festhalten; aber ihre Schönheit, ihre Stille und Heimlichkeit ist mit Worten kaum zu sagen.

An einem Sonntag, es war die heiterste Frühe, stiegen wir in Sorrento in die Barke und ließen uns nach Capri hinüberrudern. Das Meer war so still wie der Himmel, und alles in weiter Ferne in träumerischem Duft verloren; aber Capri stand vor uns groß und ernst, klippenstarr und felszacken-gepanzert, in der melancholischen Wildheit seiner Berge und in der schroffen Jähe der schwindelsteilen Kalkwände von roter Farbe, fürchterlich und lieblich zu gleicher Zeit. Auf den Höhen braune Kastelle, nun zerfallen; verlassene Strandschanzen mit einsamlichen Kanonenschlünden, die schon der wilde Ginsterstrauch lachend mit gelben Blumenästen überdeckt; Klippen, wüst und wild und schartig in den Äther hinaufgreifend und von den Seefalken überflattert, vogelheimisch und sonngewohnt, wie Äschylus sagt; Höhlen tief unten, dämmervoll und märchenhaft; aber oben auf dem gebogenen Rücken des Eilandes ein heiteres Städtchen mit weißen gewölbten Häusern, mit hohen Mauern und einer gewölbten Kirchenkuppel; unten an der schmalen weißsandigen Marina der Hafen der Fischer und viele aufgerichtete Barken.

Die Glocken läuteten eben und verhallten, da wir an den Strand fuhren, auf dem Ufer aber stand ein schmuckes Fischermädchen, das Holzbänkchen haltend, welches sie gleich in die Wellen hineinschob, als das Boot landete, damit wir trockenen Fußes ans Land kämen. Wie ich nun ans Ufer sprang, auf dies seltsame Capri, das ich mir im Norden so oft vorgestellt hatte, fühlte ich mich gleich wie zu Hause; alles war still und verschwiegen, kaum ein Fischer zu sehen, nur ein paar badende Kinder an einer Klippe, ein paar Fischermädchen am Ufer, die Felsen ringsumher ernst und still. In eine wilde und zauberische Einsiedelei war ich eingetreten. Und nun ging es von der Marina gleich aufwärts auf einem steilen und mühsamen Pfade zwischen Gartenmauern nach dem Städtchen Capri. Es sind Oliven-, Wein- und Orangengärten in der Faltung der Felsen aufgegrünt, doch spärlich anzusehen, wenn das Auge durch die Überfülle kampanischer Landschaft verwöhnt wurde. Auch die Bäume scheinen auf Capri Einsiedler.

Tritt man über eine hölzerne Brücke und durch das alte Thor in das Städtchen selbst, so umfängt das Gemüt die heiterste Eremitage und das originellste Bild von Frieden, Bedürfnislosigkeit und Kindlichkeit. Denn dort sitzen auf den steinernen Stufen der Kirche auf einem ganz

kleinen Platze Bürger in ihren Festkleidern und plaudern, hier spielen Kinder mit lärmender Fröhlichkeit, und der Platz selbst sieht aus, als hätten sie ihn im Spiel aufgebaut. Die Häuser sind klein, mit platten und oben gewölbten Dächern, und fast über jedes schlängelt sich ein Rebenstock.

Durch enge Straßen, die niemals ein Wagen befuhr, geht man zur Locanda des Don Michele Pagano, vor welcher ein königlicher Palmenbaum seine majestätische Krone erhebt. Auch hier glaubt man in die stillste Einsiedelei einzukehren, in eine Herberge für Pilger mit dem Stab und dem Muschelhut.

Der Charakter des Widerspruchs und die wunderbare Weise, in welcher die Natur in Capri Entgegengesetztes zu einem plastischen Ganzen verbunden hat, ist es hauptsächlich, was mein Erstaunen erregt. Es giebt hier so viel wüstes Gestein, daß es auf größern Flächen den Eindruck trostloser Öde hervorbringen würde; auf Capri aber ist es anders. Die Natur wehrt hier überall dem Wüsten durch Linie und Form, dem Toten durch die Wärme der Farbe, dem Dürren durch das verstreute Grün und den Schmuck der Blumengewinde, und so bildet sie alle Eigenheiten von Öde, Felsgetrümmer, Schroffheit, Einförmigkeit und Nacktheit im Kleinen und Engen zusammen und stellt ein bezauberndes Gemälde dar, in welchem das Große groß und das Fürchterliche fürchterlich bleibt, und doch zu gleicher Zeit von der Macht der Form graziös gezwungen ist. Das Gemüt fühlt sich hier heiter, das Gewaltige wird zum Friedlichen, die Öde zum traulich Einsiedlerischen gemildert. Berge, Klippen und Thäler umfangen den Sinn mit heimlichem Zauber, sie klausen ihn wie in ein Gitter ein, durch das der schönste Golf der Erde hereinscheint, welchen wiederum traumhaft stille Küsten gefangen halten, und so ist es wahrhaft ein magischer Ring, von dem man sich hier umschlossen fühlt.

Die Ähnlichkeit der Natur Capris mit der von Sizilien ist auffallend. Sie ist wahrlich eine Vorstudie Siziliens, nicht allein wegen der Dürre des Bodens, sondern auch durch die glühendrote Farbe des Kalkgesteins, durch die phantastisch-grandiose Form der Klippen, und selbst wegen des Pflanzenwuchses. Die Vegetation ist hier ganz südlich, aber sie ist spärlich. Zwischen dem roten Gestein, wie in die Falten der Berge hineingesät, wächst all das balsamische Kraut der südlichsten Inseln Europas, die Luft mit süßem Wohlgeruch durchwürzend. Dort findet man die Myrte, den Cytisus, die Raute und den Rosmarin, den Mastixstrauch und den Albatro, die schönblumigen Heiden; Brombeeren und Epheuranken wie die Gewinde der Clematis umschlingen Trümmer und Klippen anmutsvoll, und der goldgelbe Ginster hängt in vollen Büschen um alle Höhen. Aber der schönste Strauch Capris, welcher zufällig den Namen der Insel trägt,

ist nicht das Caprifolium oder Geißblatt, sondern der Kapernstrauch; er hängt sich an alle Gemäuer und an alle Felsenwände und schmückt sie mit seinen weißen Blumen, voll langer lilafarbiger Staubfäden. Um die Abhänge selbst hat der Mensch mit großer Mühe Terrassen angelegt, und indem er durch Aufmauerung kleine Ebenen abgewonnen, seine Gärten darauf gebaut. Da gedeiht jegliche Frucht und jeglicher Baum Kampaniens. Reichlich wachsen die Eichen, die Maulbeerbäume in großer Zahl; stark, vielästig und fruchtgesegnet der Ölbaum; sparsam die Cypresse und die Pinie; groß und mächtig der Johannisbrot-Baum; überaus fruchtreich und in Menge die Feige; häufig der Mandelbaum; kärglicher die Kastanie und der Nußbaum, aber reichlich die Orange und die Limone, die man in den Gärten in erstaunlicher Dicke und Pracht findet, und deren Früchte oft die Größe eines Kinderkopfes erreichen. Die Rebe wächst nicht in der bacchantischen Üppigkeit Kampaniens, aber schwer und reich an Trauben, deren köstlichen und berühmten Feuerwein die Sonnenglut gekocht hat. Was nun den kleinen Insellandschaften ganz und gar den Charakter Siziliens verleiht, ist die große Fülle von Kaktusfeigen. Ihre bizarren, afrikanischen Formen stimmen wohl zu der Dürre der Felsen und der tropischen Glut ihrer sonnigen Farbe.

Wie nun die Natur in Formen und Farben ganz harmonisch dies märchenhafte Eiland zusammengedichtet hat, scheint sie auch den Menschen gezwungen zu haben, in diesem phantastisch-idyllischen Charakter zu bauen. Das Städtchen Capri, welches sich in einer Linie auf dem Bergsattel zwischen den Hügeln San Michele und Castello aufreiht, ist sehr originell. Die Häuser, klein und weiß, haben ein plattes Dach, das sich in der Mitte aufwölbt; auf ihm stehen Blumen, und dort sitzt man in der Abendkühle und blickt in das rosenfarbene Meer und die weite Welt. Alle Zimmer sind gewölbt, wie die Unterbauten der Villen aus der Zeit des Tiber. Das Haus umläuft entweder eine Terrasse, oder es öffnet sich zu einer gewölbten Loggia oder Veranda, welche sehr freundlich aussieht, da sie in der Regel eine Weinrebe umrankt und die schönsten Blumen, blaue Hortensien, purpurrote Nelken und rosenfarbiger Oleander überreich verzieren. Stößt das Haus an den Garten, so befindet sich vor der Thüre die Pergola oder die Weinlaube. Sie ist der schönste Schmuck der Inselwohnungen; denn weil sie aus einer Doppelreihe von gemauerten und weißgetünchten Säulen besteht, welche das Weinrebendach tragen, so giebt diese Menge von Säulen auch dem ärmlichsten Hause einen Anstrich von Festlichkeit, seiner Architektur aber etwas Antikes und Ideelles. Diese von der Rebe umschlungenen Säulenreihen sehen oft aus wie Arkaden eines Tempels; sie erinnern mich an die Säulen der Häuser von Pompeji. Hie und da steht in den Gärten eine Palme; die herrlichste erhebt

sich im Garten des Gastwirts Pagano, dessen Haus unter den übrigen Capris der Palast zu nennen ist.

Auch außerhalb der kleinen Stadt wohnen Weinbauern zerstreut in ihren Masserien in Gärten, um die Höhen oder an den Füßen der Felsen, ganz eingesponnen in Rebenlaub und in Oleanderblüten. Ein jedes dieser Landhäuser scheint reizend wie das Asyl der Glückseligkeit und des einsiedlerischen Friedens.

Die Capresen, etwa 2000 an der Zahl, sind das friedseligste Volk der Welt, mild von Sitten, graziös und aufgeweckt, bitter arm und emsig thätig. Sie sind Acker- und Weinbauern oder Fischer, und nur diese besitzen im allgemeinen ein Eigentum, ihre Barke und den Fisch, den sie fangen. Die andern sind in der Regel nur Pächter, weil die meisten Masserien Neapolitanern gehören.

Die Viehzucht Capris ist gering, doch werden jährlich mehr als 200 Stück nach dem Festland ausgeführt, und auch der Käse der Insel läßt sich rühmen. Im Herbst und im Frühjahr nährt die Inselbewohner die Vogeljagd. Es kommen dann Schwärme von Zugvögeln aus dem Norden zurückkehrend, oder vom Süden nach dem Norden wandernd, hauptsächlich Wachteln. Die armen Vögel ruhen auf dem ungastlichen Felsen von ihrer Reise aus und werden dann in Scharen erschlagen, ergriffen oder in Schlingen gefangen.

Den dauernden Erwerb sichert den Capresen das Meer. Der Fischer fängt hier Fische jeder Art, auch den Thunfisch und den Schwertfisch, die schöne Murena, vor allen die Sardine und den Calamajo oder Tintenfisch.

Das emsige Leben an der Marina grande, dem einzigen Hafen der Insel, wo eine Reihe von Häusern steht, gewährt zu allen Zeiten einen großen Reiz. Die Fischer sind kräftige, oft schöne herkulische Männer, muskulös und dunkelbraun, energische Gesichter und kühn aussehend unter der phrygischen Mütze. Ist das Meer bewegt, so erfreut man sich an ihrer wilden Thätigkeit, wenn sie die Barken durch die Brandung an den Strand ziehen. Es giebt etwa hundert Barken an diesem Strand und drei große, welche den Verkehr zwischen der Insel und Neapel vermitteln. Schiffen ist das hafenlose Ufer unzugänglich. Jeden Dienstag und Freitag kehren die Verkehrsbarken aus Neapel zurück, wohin sie tags zuvor abgegangen waren. Dann giebt es das bunteste Leben auf dem Strande, weil auch die Mädchen und Frauen von Ana-Capri die große Felsenstiege herabkommen, um das in Empfang zu nehmen, was die Barke für sie gebracht hat. Ist das Meer bewegt, so springen, ehe das Boot landet, die jüngsten Fischer in die Wellen; sie stürzen sich kopfüber in das Wasser wie Taucherenten; die in der Barke werfen ihnen Taue und Ruder zu, es vermindert sich die Last des Schiffchens, da einer nach dem andern

über Bord springt. Jene zu Land ziehen das Fahrzeug mit lautem Geschrei am Tau, und die Stimme des Barkenpatrons übertönt das Rauschen der Brandung und das wilde Rufen aller dieser zur fieberhaftesten Thätigkeit aufgeregten Menschen. Am Strand harren die Weiber auf das Mitgebrachte; es sind Artikel für das Leben: Gemüse, Melonen, Zwieback oder Kleidung und sonstiger Hausbedarf. Der Fremdling aber setzt sich auf eine der Klippentrümmer am Ufer und erbricht den Brief, der für ihn aus derselben Barke ausgeschifft worden.

Fast alle Barken der Marina gehören Fischern von Capri, nur wenige auch Leuten von droben in Ana-Capri. Die Natur hat dieses zweite Städtchen der Insel vom Meer abgesperrt. Denn es liegt hoch oben auf der höchsten Hälfte des Eilands, unter dem Gipfel des Salaro. Dagegen gehen viele rüstige junge Männer Ana-Capris und mehr als von Capri in die Fremde auf den Korallenfang.

Auch an den Strand von Capri treiben viele Korallenstücke. Die kleinen Fischerkinder und die jungen Mädchen sammeln sie; sie flechten ganz kleine Körbe von Stroh und thun in sie hinein rote Korallenstücke, Seepferdchen und Meersternchen und kleine bunte Muscheln, und wenn du am Strand entlang gehst, vertreten sie dir den Weg und bieten dir das zierlichste Körbchen mit lachenden Augen zum Kauf an, so daß du es wohl kaufen wirst.

Ja, alles ist hier graziös, lieblich und klein, und gar reizend die Beschäftigung der Mädchen in den kleinen Häusern, wo sie die schöne goldgelbe Seide aufhaspeln oder abspinnen und die bunten Bänder weben. Die Industrie der Frauen besteht hier in etwas Seidenkultur, hauptsächlich im Weben von Band, sowohl droben in Ana-Capri als drunten. Viele Webestühle sind dort thätig. Die Mädchen sitzen dabei von Sonnenaufgang bis zur Nacht. Die Baumwolle oder die Seide liefert ihnen der Kaufmann von Neapel, der ihre Arbeit dürftig bezahlt. Sie weben Band in allen Farben. Der stillen homerischen Geschäftigkeit bei so reizend frauenhaftem Thun, in den kleinen gewölbten Gemächern oder auf den Terrassen, unter den blühenden Blumen und bei dem beständigen Anblick des Meeres sieht man gern zu, es hat wahrlich etwas Märchenhaftes.

Ich habe mich oft in Gebirgen Italiens an der Naivetät des Volkes erfreut, aber mich dünkt, ich hätte nirgends ein naiveres gefunden als hier. Die Abgeschiedenheit von der Welt hat die Mildigkeit seiner Sitte bewahrt und den Zauber unmittelbarer Natur erhalten. Man weiß hier nichts von den Verbrechen der Civilisation, es giebt nur Frieden, Armut und Thätigkeit. Der Fremde wird wie ein Bekannter empfangen und fühlt sich gleich heimisch.

Die Mädchen von Capri sind weniger schön als lieblich und graziös. Ihre Züge haben oft etwas Fremdartiges. Die Linien der auffallend kurzstirnigen Gesichter sind regelmäßig und manchmal sehr edel geschnitten; das Auge ist von einem glühenden Schwarz oder von einem schwülen Grau; die braune Farbe, das schwarze Haar, das umgeschlagene Kopftuch, die Korallen und die goldenen Ohrgehänge geben dem Antlitz etwas Orientalisches. Ein ganz allgemeiner Schmuck der Weiber Capris und köstlicher als Gold sind ihre Zähne.

Man muß diese zierlichen Gestalten in Gruppen vereinigt sehen, oder sie betrachten, wenn sie bergauf kommen, die antik geformten Wasserkrüge, oder Körbe voll Erde, oder Steine auf den Köpfen tragend. Weil sie arm sind, erwerben sie sich durch Lastträgerdienste kümmerlichen Lohn. Das Mädchen von Capri ist das eigentliche Lasttier der Insel.

Alles trägt hier einen Zug von Kindlichkeit, und selbst in den schönen Greisengesichtern mancher Männer und Frauen kann man diesen Zug kindlicher Einfalt wiederfinden. Unter den Kindern giebt es viele bildschöne Mädchen und Buben, und obwohl sie wild und kaum unterrichtet aufwachsen, setzt ihre Fassungskraft doch in Erstaunen.

So also ist das Volk von Capri, und weil der enge Raum alles zusammenhält, dringt der Fremde schon nach wenig Tagen in die Verhältnisse der Bewohner ein und wird mit ihnen bekannt und vertraut. Es schwindet so sehr alles Gefühl der Fremde, daß man sich gewöhnt, sich als Mitglied dieser kleinen Volksgemeinde zu betrachten. Auf dem Platz am Thor drängt sich alles Öffentliche zusammen, der Verkauf von Handelsartikeln, die ganz der Bedürfnislosigkeit dieser Menschen entsprechen, wie das Festleben an Kirchentagen und das tägliche Vergnügen der Muße und des Geplauders nach der Arbeit. Dann und wann unterbricht die beschauliche Einsamkeit die Ankunft von Fremden, welche im Gasthause Don Micheles einkehren, die Merkwürdigkeiten der Insel zu besehen und gleich wieder zu verschwinden. Aber es bildet sich ein Stamm von Gästen, die zusammen an einer Tafel speisen; meistens sind es Maler von verschiedenen Nationen, und diese Künstler werden bald zu einer charakteristischen Staffage der Insel, denn überall sieht man sie sitzen und malen, bald eines jener reizenden Häuschen mit der Weinlaube, bald einen bizarren Felsen, bald eine Baumgruppe oder eine Uferansicht.

Doch giebt es nichts Herrlicheres, als auf dieser schönen Scholle umherzuschlendern, an den Klippen entlang zu klettern, oder am duftigen Meer zu spazieren, wo die Wellen wohlig rauschen und das ausatmende Seegras diesen scharfen, fast betäubenden Meeresgeruch verbreitet. Die stillste Einsamkeit und die Weite des Golfs mit seinen fernen Inseln und Küsten ist ganz wunderbar ergreifend, und wohl kann man stunden-

lang auf dem Felsen sitzen und dem Farbenspiel auf den Küsten und über dem Elemente zuschauen.

(Wir nehmen aus der ganzen Schilderung nur noch die Beschreibung der blauen Grotte heraus, welche Kopisch im August 1826 entdeckte.)

Der Turm von Damecuta bezeichnet ungefähr die Stelle, wo unten am Ufer die nun weltberühmte blaue Grotte liegt, das Wunder Capris, doch nicht das einzige dieser sirenischen Insel. Von dem Tage, da sie entdeckt wurde, erzählte mir mein Wirt ausführlich. Er machte damals die Unternehmung als Knabe mit. Es waren sein verstorbener Vater Giuseppe, August Kopisch, der Maler Fries und der Schiffer Angelo Ferraro, welche es wagten, in diese Grotte einzudringen. Alle sind sie nun tot, nur Michele [1] weiß von der Entdeckung zu erzählen. Das Eindringen war schwierig, weil es vor der Entdeckung keine einzige kleine Barke auf der Insel gab. Es drang also Angelo auf einer Wanne ein, Kopisch und Fries schwammen. Mein Wirt beschrieb mir lebhaft das Jauchzen beider Maler, als sie nun in der Grotte waren. Kopisch hat sich in diesem Eiland ein herrliches Denkmal entdeckt. Als ich in die Grotte einfuhr, war es mir, als wäre ich in eines jener Märchen zurückgekehrt, mit denen man als Kind zusammenlebt. Welt und Tag sind auf einmal verschwunden, und da ist man in der wölbenden Erde und in einem Dämmer von blauem Feuerlicht. Die Wellen atmen still und perlen Funken empor, wie als sproßten aus den Tiefen blitzende Smaragde und rote Rubine und tausend Karfunkelsteine auf. Geisterhaft blau sind die Wände und mysteriös anzusehen, wie Paläste von Feen. Es ist Schein von fremdem Wesen und von fremdem Geist, ganz wunderbar, heimlich und unheimlich zugleich. Alles ist still wie in einer Schattenwelt, da niemand auch nur reden mag. Du jauchzest zuerst auf, dann bist du still, und es schallt nur das plätschernde Ruder oder das Kichern der Wellen, welche Phosphorkränze um die Felsenwände schlingen. Das blaue magische Wasser lockt unwiderstehlich. Man muß hinabspringen und man taucht sich wie in ein Lichtmeer nieder.

Man muß über den Reichtum dieses Eilandes an Grotten sich verwundern. Erdgrotten und Meergrotten, seltsam geformt und alle schön, giebt es hier so viele, daß man nicht alle kennen lernen kann.

Ferd. Gregorovius.

Accenträtsel.

Ruht auf der ersten Silbe der Accent,
So findet ihr, was man verwesen nennt;
Wenn der Accent doch auf der zweiten ruht,
So ist es neu, jedoch nicht immer gut.

modern.

[1] Don Michele Pagano starb am 8. April 1877.

Schön ist das Wort, wenn auf geweihten Flügeln
Ein Lichtgeist es hinan zum Himmel trägt!
Zwei Silben sind's, die diesen Spruch besiegeln,
Sobald den Ton ihr auf die zweite legt.

Wohlthätig ist's, wenn auf bedornten Bahnen
Des Unglücks ihr der Thatkraft Fittig regt;
Zwei Silben sind's, die euch dazu ermahnen,
Sobald den Ton ihr auf die erste legt.

Ihr, deren Reichtum Macht verlieh,
Zwei Silben, die vergesset nie;
Des Armen Dank sei euer Lohn,
Legt auf die erste ihr den Ton.

Doch giebt's im Leben Not und Pein,
Dafür ist Menschenmacht zu klein;
Wir nahen uns dem höchsten Thron,
Und auf der zweiten ruht der Ton.

Gebet.

Ich bin auf dunklem Weg den Reisenden ein Führer.
Sprichst du mich anders aus, so thut's der Tapezierer.

Polstern.

Joh. Bapt. Friedreich.

Die Ditmarsen.

Zwischen den Mündungen der Elbe und der Eider wohnt der aus sächsischem und friesischem Blut gemischte Stamm der Ditmarsen. Die Fläche ihres Landes in seiner größten Ausdehnung beträgt nur sieben Meilen Länge und vier Meilen Breite, und zur Zeit seiner größten Kraft konnte dies Volk nur 6000 wohlgerüstete Männer ins Feld stellen; aber trotz dieser geringen Zahl vermochten es die freien Bauern dieses kleinen Landes, jahrhundertelang sich allen Angriffen der umwohnenden mächtigen Herren zu widersetzen und oftmals sie heimzuschicken mit blutigen Köpfen. Denn ungeachtet der Erfahrungen von der Kraft des freien Volkes, kam diese doch oft ein Gelüste an, den freien ditmarsischen Bauer auch so unter das Joch der Dienstbarkeit zu beugen, wie es außer den Schweizern und Friesen seit dem 13. Jahrhundert der deutsche Landmann aller Orten trug. Der Ditmarse lebte bis tief ins 16. Jahrhundert hinein frei nach den Sitten seiner Väter, ähnlich wie uns schon der Römer Tacitus sie geschildert hat. Jedes Kirchspiel für sich war eine kleine Republik, das gemeinsame Band der vollziehenden Gewalt aber war ein Ausschuß von 48 Männern, neben dem die Landesversammlung stand. Jene 48 entschieden über allgemeine Angelegenheiten aller Ditmarsen, jedes Kirchspiel aber verwaltete sich selber und die Richter desselben hatten die erste Entscheidung über jegliche Streitsache. Steuern und Abgaben kannte man nicht; aber wenn die Gefahr des Vaterlandes

es erheischte, so war weder an Gut noch an Blut ein Opfer zu teuer. Von früher Jugend an lernte der Ditmarse die Waffen führen für sein Vaterland und vom 18. Jahre an stritt er mit der Hellebarde und dem kurzen Schwert in den Reihen seiner Landsleute. Es waren kräftige, starke Männer, denn das Klima war rauh und erforderte harte Arbeit, und die Sitten waren einfach und rein.

Wenn hauptsächlich die eigene Kraft der Ditmarsen der feste Schild war, an welchem jahrhundertelang die Habgier und Herrschsucht der Mächtigen abprallte, so durften sie doch auch den Verbündeten nicht geringschätzen, der oftmals zur Zeit der Not ihnen Hülfe leistete; das war die wilde salzige Flut des Meeres, die selbst den Boden geschaffen hatte, auf dem die Ditmarsen sicher wohnten. Der herrliche Marschgürtel, welcher die deutsche Küste der Nordsee umschließt, ist in seinem wesentlichen Bestandteil ein Geschenk des Seewassers, welches mit den einströmenden Gewässern des Binnenlandes vereint im Laufe der Jahrhunderte diesen Niederschlag gebildet hat; aber die Geberin ist bereit, in jeglichem Augenblick wieder zu nehmen, was sie vielleicht in langen Jahren geschaffen hat. Denn wenn der brausende Nordwest die Fluten heranwälzt, so wird die ganze Niederung der Marsch von ihnen bedeckt und oftmals ihnen zur Beute. Gegen diese Fluten erbauten die Meeranwohner einen hohen Meeresdamm, den Deich, den die Friesen in ihren alten Gesetzen schon vor etwa tausend Jahren mit stolzem Selbstvertrauen den geldenne hôp (goldenen Reif) nannten, der ganz Friesland umschließe. Das Wasser des Inlandes findet dann seinen Abfluß durch Kanäle, welchen ein Durchlaß durch den Deich erbaut ist. Dieser Durchlaß ist mit schließenden Thüren so sinnreich versehen, daß die anschwellende und andrückende Flut sie schließt und sich selber den Eintritt in das Land verwehrt, die Ebbe dagegen dem von innen drängenden Wasser Raum giebt, um sie zu öffnen. Jedoch trotz des Deiches hört der Kampf mit dem grimmigen Feinde nicht auf, weniger noch in früheren Jahrhunderten als heutzutage, und Karl der Große wußte diesen Kampf so zu würdigen, daß er um seinetwillen den Friesen die Heeresfolge in entferntere Länder erließ. Doch auch noch in späteren Jahrhunderten zerrissen die brausenden Wogen oftmals die schwache Schutzwehr der Menschenhand, und die Erinnerung an ein solches Landesunglück, dem die Überschwemmungen der Flüsse im Oberlande nur entfernt zu vergleichen sind, ist für lange Jahre der Stoff der Erzählungen der Menschen. So vererbten sich die Geschichten von der Weihnachtsflut 1717 hundert Jahre hindurch, bis die Sturmflut vom Februar 1825 neues unsägliches Elend brachte und die allzusicheren Menschen mahnte, daß der Wohlthäter auch heutzutage noch wieder in den Räuber sich verwandeln kann.

Aber die Wohlthat ist größer als der Raub, denn der Marschrand unserer Nordseeküste ist vielleicht der fruchtbarste Boden im ganzen deutschen Vaterlande. Und nicht bloß hat er die reichsten Früchte getragen, er hat die Kraft seiner Bewohner gestählt und zur Zeit der Not sie beschützt. Die gleiche Gefahr für alle von den hereinbrechenden Fluten des Meeres ließ den Adel nicht hervorwachsen über die übrigen, das Land hatte keine Berge und Höhen zur Anlage von Raubburgen, und selbst die Bruchsteine fehlten, um diese zu bauen; da mußten wohl oder übel alle sich fügen unter das gleiche Gesetz. Also erwuchsen auf dem Marschgürtel im Mittelalter zur Zeit des grausigen Faustrechts die Republiken der freien Bauern, die kaum einen andern Feind zu fürchten hatten, als ihre eigene Uneinigkeit. Kam aber der Feind von außen, so rief man den Wohlthäter herbei, der seine Hilfe oft so teuer verkaufte; man sperrte die Schleußen der Kanäle, daß die Gewässer der See freien Zutritt hatten ins offene Land, während die Bauern selber von ihren höher liegenden Häusern zusahen, wie die Feinde fliehen mußten vor einem solchen Gegner. Wenn auch dies nicht geschah, so hat der Boden in sich selber Eigenschaften genug, einem Heere und besonders Reiterei ungangbar zu werden. Eine feste Straße kannte man bis in die neueste Zeit im steinarmen Marschlande der Nordsee nicht, sondern höchstens Sandwege. Wenn aber die Marsch angefeuchtet ist, verwandelt sie sich in einen fettig klebrigen Schlamm, nicht auf einige Zoll etwa, sondern bei erforderlichem Regen fußtief, bis alle Wege grundlos werden. Der unentbehrliche Wanderstab des Marschbewohners zu solcher Zeit ist ein langer Springstock, mit welchem er querfeldein dahergeht und sich leichtfüßig über die tiefen Gräben schwingt, die zur Abwässerung wie zur Grenzabmarkung das Land nach allen Richtungen durchschneiden. In solchen Wegen kann ein Heer nicht fort und am wenigsten schwere Reiterei, und darum hat schon oft in früheren Jahrhunderten Regen oder Tauwetter den Marschbewohnern die Rettung gebracht, wenn etwa sie bedrängt wurden von habsüchtigen ritterlichen Feinden.

So ist der größere Teil des Landes Ditmarsen beschaffen; nur südwärts liegt ein Strich Sandlandes, die Gerst, und auf ihm stand der Hauptort des Landes, Meldorf genannt. Hier wurden bis tief ins sechzehnte Jahrhundert hinein, solange die Freiheit des kleinen Volkes dauerte, die Landesversammlungen und das höchste Gericht des Landes gehalten. Auf der Marsch nord- und nordwestwärts wohnten die freien Bauern, deren Höfe nach der Sitte der Nordsee-Anwohner häufig mit Wassergräben umringt waren. In den Häusern herrschten nicht die Bequemlichkeiten des feineren Lebens, welche sich der reiche Kaufherr der unfern gelegenen Handelsstädte Lübeck und Hamburg verschaffte; aber der trotzige

Sinn und die Übung der Waffen setzte die Bauern keineswegs hinweg über die Behaglichkeiten des Wohlstandes.

Onno Klopp.

Die Bäume.

Wohl alle Werke meines Herrn
Sind ganz vollkommen schön,
Doch mag ich fast vor allen gern
Die lieben Bäume seh'n.

Sie lehren mich manch' heilsam Stück
Für meinen Pilgerlauf,
Und zieh'n wohl oftmals meinen Blick
Zum Himmel hoch hinauf.

Die alte, hohe Eiche spricht:
„Sei stark, o Menschenherz!
Im Glauben steh, und wanke nicht
Und streck dich himmelwärts."

Die Linde sagt: „Sei mild gesinnt,
Sei friedlich, sonder Harm,
Und breite jedem Müden lind
Den schattenreichen Arm."

Mir winkt der Apfelbäume Frucht:
„Dein Glaube sei nicht Schein,
Und wenn der Gärtner Früchte sucht,
So ernt' er reichlich ein."

Die Tanne rauscht: „Sei ernst, sei treu,
O Seel', in Freud' und Weh:
Dasselbe Kleid im linden Mai,
Dasselb' in Sturm und Schnee."

Doch Birke, du mein liebster Baum,
In bräutlich schönster Zier,
Erblick' ich dich im weiten Raum,
So lacht das Herz in mir.

Im weißen Kleid, in grüner Kron',
O Bäumlein, stehst du hier; —
O ständ' ich, Herr! an deinem Thron
Dereinst in solcher Zier! —

Ihr lieben Bäume, mahnet noch
Recht oft mein irdisch Herz
Und wendet meine Seele doch
In Sehnsucht himmelwärts.

Luise Hensel.

Die Himmelfahrt Mariä.

Gemälde von Tizian Vecellio.

Die Verherrlichung der Maria, die wir in so vielen trefflichen Werken aus dem goldenen Zeitalter der italienischen Kunst als Gegen=

stand der Darstellung finden, hat in diesem Hauptgemälde Tizians eine der idealsten Schöpfungen seines Geistes zu Tage gefördert. In keinem seiner Bilder hat er die Madonna wieder in solcher himmlischen Hoheit verklärt. Allerdings malte er denselben Gegenstand noch einmal, und noch jetzt ist jenes zweite Gemälde im Dome zu Verona an seiner ursprünglichen Stelle. Indes ist die Komposition vereinfacht und erreicht an hinreißender Kraft und Fülle der künstlerischen Gedanken nicht dieses erste.

Tizian malte dies großartige Bild für den Hauptaltar der Kirche Santa Maria Gloriosa de' Frari zu Venedig, und für die hohe Stellung, welche es dort hatte, ist offenbar auch der Augenpunkt des Gemäldes berechnet. Gegenwärtig besitzt die Sammlung der Akademie zu Venedig an dieser Meisterschöpfung ihr gefeiertes Hauptwerk. Wann Tizian es ausgeführt habe, läßt sich mit Gewißheit nicht bestimmen; doch spricht die Glut und Frische der Behandlung, die Gediegenheit in allen Teilen der Durchführung, die liebevolle Sorgfalt der Vollendung für die besten Mannesjahre seines Lebens.

Das Gemälde zerfällt in zwei Gruppen, die aber mit hoher Kunst zu einer einzigen verschmolzen sind. Oben erblickt man in einer himmlischen Glorie, umflossen von Strömen eines wunderbaren Lichtes, die Madonna zum Himmel aufschwebend. Ein rotes Gewand umgiebt ihre majestätische Gestalt, die durch den weit wie ein Segel ausgespannten dunkelblauen Mantel noch mächtiger gehoben wird. Man glaubt den himmlischen Sturm zu fühlen, der diese großartige Erscheinung wie auf Fittigen hinaufträgt. In edelster Bewegung breitet die Königin des Himmels, halb in demütigem Staunen, halb in begeisterter Sehnsucht, die schönen Arme dem sich öffnenden Himmel entgegen. Die leichte Wendung, welche hierbei ihr Körper macht, ist bewundernswürdig erfunden, um den Eindruck eines elastischen, halb schwebenden Stehens zu erreichen. Am herrlichsten aber leuchtet das großartig schöne Gesicht der Madonna, und mit weiser Mäßigung hat der Künstler die Verkürzung desselben so gehalten, daß der Ausdruck des Entzückens, der aus den Augen bricht und die Züge verklärt, nicht verloren geht.

Über ihr schwebt Gott Vater herab, in bedeutender Verkürzung dargestellt, die Arme segnend wie zum Empfange ausgebreitet. In seinem Kopfe hat Tizian sich offenbar dem von Michelangelo an der Decke der sixtinischen Kapelle für Gott Vater geschaffenen Typus angeschlossen, ohne ihn freilich an Erhabenheit zu erreichen. Sinnig ist es gedacht, wie zwei schöne Engel, der eine mit dem Lorbeerkranz, der andere, größere, mit dem Diadem, zu beiden Seiten schweben. Der letztere scheint innig um die Gunst zu flehen, die Himmelskönigin krönen zu dürfen. Eine Schar von kleineren Engeln umringt in weitem Kreise die Mittelgruppe.

Einige musizieren auf Flöten und Tamburinen, andere weisen in kindlichem Entzücken auf die herrliche Erscheinung hin. Eine köstliche Gruppe rechts singt aus einem breiten Notenstreifen ein himmlisches Quartett; noch andere stützen und halten die Wolkenschichte, auf welcher die Madonna emporgetragen wird. Einen entzückenderen Schwarm von reizenden Kindern kann man nicht sehen.

Die auf der Erde zurückgebliebenen Apostel sind in einer Bewegung, wie sie ein urplötzliches mächtiges Ereignis hervorruft. Staunen und Bewunderung verbinden sich in ihrem Nachschauen mit Sehnsucht und Begeisterung. Petrus ist, übermannt von der Erscheinung, auf den Rand des Sarkophages niedergesunken, dem die Jungfrau eben entschwebte; in flehendem Aufblicken hebt er die Hände, als rufe er: O nimm mich mit! Energischer drückt sich dieselbe Empfindung in der mächtigen Gestalt zu seiner Linken aus, vermutlich Paulus. Er schreitet kühn (den rechten Fuß sogar in gar zu gewaltsamer Stellung) vorwärts und breitet so leidenschaftlich seine Arme empor, als ziehe ihn eine geheime Gewalt der Verherrlichten nach. Von edelster Begeisterung glühend, blickt der männlich schöne Johannes ebenfalls hinauf und legt wie beteuernd die Hand auf die Brust. Die übrigen stufen sich in entsprechenden Graden des Anteils mit charakteristischer Mannigfaltigkeit ab. Mit wenigen Ausnahmen sind diese Ausbrüche höchster Begeisterung ungezwungen und großartig schön entwickelt. Durch den ganzen mächtigen Zug der Empfindung aber, der alle erfüllt, hat der Künstler weise die untere Gruppe mit der obern verbunden.

Von der Ausführung ist zu sagen, daß sie alle Vorzüge Tizianscher Kunst im höchsten Maße vereint. Die Glut und feurige Kraft der Farbe wird durch ein fein abgewogenes Helldunkel und durch zarte Mitteltöne zu harmonischem Schmelz verbunden. Nie vielleicht, selbst bei Tizian, hat die Farbe wieder eine solche Jubelsymphonie himmlischer Herrlichkeit angestimmt.

Wilhelm Lübke.

Helgoland.

Aus der Nordsee grünen Wogen ragt ein Felsen stolz empor,
Den ein wackres Friesenvölkchen sich zum Wohnsitz auserkor.
Rings umbraust von wilden Fluten, ist sein Feld der Meeresplan,
Und sein Pflug, der kleine Nachen, bricht mit scharfem Kiel sich Bahn.
Auf den Feldern keine Saaten, auf der Insel grünt kein Baum.
Nur der Tang zieht um den Felsen einen dunkelgrünen Saum.
Keine Blüte labt das Auge, dich erfrischt kein Blumenduft;
Doch soweit die Blicke schweifen, grün das Meer und blau die Luft.
Ja das Meer, das ist der Acker, den der Friese keck befährt,
Der verschwenderisch ihm bietet, was sein freies Herz begehrt.
Auf dem Meer ist seine Heimat, stets winkt ihm der weite Plan,
Sei's im goldnen Sonnenglanze, sei's im donnernden Orkan.

Stets siehst du die stolzen Männer, wenn die Flut im Sturme droht,
Springen in die leichten Kähne, wenn ein Schiff in Fahr und Not.
Und sie zwingen ihre Nachen durch die wildempörte Flut,
Kraft im Arme, scharf das Auge, und im Herzen Heldenmut.
Heil dem kleinen Friesenstamme, der so treu die Insel liebt,
Und die grüne Meereswoge, die am Klippensaum zerstiebt;
Manch Jahrhundert noch umbrause Wogenschwall die Felsenwand,
Segnend deine kühnen Söhne, sturmerprobtes Helgoland.

Heinrich Zeise.

Palme und Kamel.

Wer sich Ägyptens erinnert, denkt auch an seine Palmen, diese edlen Bäume mit den schlanken, faserigen Stämmen, die sich wie Säulen erheben, mit den schattenden Kronen, die sich wie Schirmdächer ausbreiten, diese schönen Töchter des Morgenlandes, die das Fruchtland zieren und die Einförmigkeit der Wüste freundlich durchbrechen, unter deren Schatten es sich so köstlich rastet, deren Kronen der leichteste Windhauch bewegt, und zu deren Füßen, da, wo sie sich zu Hainen gesellen, das Licht mit dem Schatten ewig wechselnde Spiele treibt. Wohin auch immer der Islam gedrungen, dieser Baum ist ihm gefolgt, von dem der Prophet selbst gesagt haben soll: „Ehret die Palme, denn sie ist eure mütterliche Tante, aus dem steinigen Boden der Wüste eröffnet sich euch eine reichliche Quelle des Unterhaltes!“

Als Gnadengeschenk, durch das Gott die Lande der Bekenner vor allen andern beglückt, ehren sie die Frommen, und einen Palmenbaum freventlich zu verwunden, würde eine Todsünde sein.

Nützlichere Gaben als das Kamel und die Palme giebt es nicht im Morgenlande, und wie unvergleichlich den Orientalen der Segen erscheint, den ihnen beide gewähren, beweist ihr geflügeltes Wort: „Die Palme ist das Kamel und das Kamel ist die Palme der Wüste.“

Jeder Teil des schönen Baumes von seiner Wurzel bis zu seiner Spitze ist nutzbar. Sein Stamm ist in vielen Ländern des Orients das einzige Bauholz, aus seinem Baste verfertigt man Matten und Stricke, aus seinen Zweigen Dächer, Betten, Sitze, Käfige und Körbe, und wie reiche Mengen an nährender Speise in der Herbstzeit die dichten Fruchttrauben unter den Palmenkronen gewähren, ist allbekannt.

Mit Sorgfalt werden die köstlichen Bäume, die männlichen wie die weiblichen, gepflegt, und schon die alten Ägypter nannten die ersten väterliche, die zweiten mütterliche Palmen, und verstanden sich auf die Kunst, der Natur nachzuhelfen und mit Menschenhand den Samenstaub in die weiblichen Blüten zu streuen.

Wie der Schweizer sich in der Ferne nach seinen Bergen, so sehnt sich der Araber nach seinen Palmen. Der erste Omajjadenherrscher in

Spanien mochte in seiner neuen Heimat nicht ohne den edlen Baum leben und ließ einen Palmenschößling aus Syrien kommen, den er in den Garten seines Landhauses Ruhzafa bei Cordova pflanzte und pflegte. Dieser Baum ist die Stammmutter von tausend Palmen geworden, die heute noch im südlichen Spanien sich leise bewegen, wenn ein Windhauch ihre Krone berührt.

Es fällt uns Neueren ebenso schwer, uns Ägypten ohne Kamel als ohne Palme zu denken, und dennoch ist das geduldige Schiff der Wüste erst in verhältnismäßig späten Tagen am Nil heimisch geworden. In der Pharaonenzeit blieb es unbenutzt, obgleich es schon auf älteren Denkmälern erwähnt wird und ihm die Eroberer von Westasien häufig genug auf ihren Kriegszügen begegnet sind. Auch in dem übrigen Nordafrika und in der Sahara, die wir uns gar nicht mehr ohne Kamel vorzustellen vermögen, ward es erst in nachchristlicher Zeit allgemein benutzt. Mit den arabischen Heeren kam es zu Tausenden an den Nil und folgte ihnen auf ihren Zügen gegen den Westen. Wie schnell es sich da, wo es die Bedingungen seiner Existenz findet, einzubürgern vermag, das beweist die Geschichte der jüngsten Zeit. Nach dem Krimkriege wanderten Tataren mit ihren Kamelen in die Dobrudscha, der bis dahin dieses Tier fremd geblieben war, ein, und vor kurzem fand es v. Kremer dort völlig heimisch und sah in Galatz tatarische Karren, von Kamelen gezogen, die gefrorene Donau überschreiten.

In Ägypten trägt das Höckertier alle Lasten, zieht den Pflug, treibt das Schöpfrad, durchjagt und durchschreitet mit dem Beduinen und Pilger die Wüste und beschenkt seinen Besitzer mit Milch und seiner weichen, zu groben und feinen Geweben tauglichen Wolle.

Georg Ebers.

Prinz Schreimund und Prinzessin Schweigstilla.

Zehntes Kapitel.

Von einem zweiten Bilde, welches der Spiegel des Lebens den Königskindern zeigt.

Das zweite Jahr, welches die Kinder auf der Insel im Häuslein der alten Mutter verlebten, glich dem ersten, wie ein Ei dem andern; sehnsüchtig blickten sie noch jeden Abend auf die einsamen Wellen des Meeres hinüber, allein es war ihnen doch schon leichter ums Herz. Sie hatten sich in ihr Schicksal ergeben gelernt und an die Strenge der Alten und die Unarten ihres Hündleins und die Sprünge der Geiße allgemach gewöhnt.

So kam denn auch der letzte Tag dieses Jahres, und an seinem

Abend ging die Alte wieder zu ihrer Truhe und nahm den Spiegel hervor und sprach: „Dieser Spiegel war es, der euch die Arbeit segnen lehrte und euch zeigte, was das schreckliche Elend der Trägheit sei; diesmal soll er euch zeigen, wie es um die Hoffart beschaffen ist.“

„Ach,“ sprachen die Kinder, „liebes Mütterchen, zeige uns in dem Spiegel lieber ein anderes Bild, denn von der Hoffart haben wir hier in deinem Häuslein gar wenig zu befahren.“

„Es ist wahr,“ erwiderte die Alte, „ihr seid wieder geworden, was eure Voreltern waren, und ihr wohnet hier bei mir in Armut und Niedrigkeit, und du, Schreimund, bindest Besen, und du, Schweigstilla, fegst damit das Häuslein; doch glaubet nicht, daß ihr darum vor Eitelkeit und Stolz und Hoffart sicher seid.“

„Aber,“ erwiderten die Kinder, „sage uns doch, wer uns hier zur Eitelkeit und Hoffart verführen könnte; wir haben hier ja keine Diener, wie daheim bei unserem Vater, die auf unsere Befehle horchen, keine Schmeichler, die uns liebkosen; wir armen Kinder müssen ja deinem Hündlein aufwarten und deinem Geißlein dienen und den ganzen Tag unsern Rücken bücken, da vergeht uns ja die Hoffart und Eitelkeit von selbst.“

„Ihr sprecht wie unerfahrene Kinder,“ entgegnete die Alte; „betrachtet meine grauen Haare und glaubt es mir, die Hoffart, diese einschmeichelnde Prinzessin, kann mit ihrem ganzen Hofstaate ebensowohl in der Hütte, das heißt im Herzen des Armen, wie in den Schlössern der Könige und Mächtigen wohnen. Wem es an Schmeichlern und Höflingen fehlt, der stellt sich nicht selten vor den Spiegel, und da legt er seinen Bettelrock mit größerer Selbstgefälligkeit zurecht, als ein König seinen Königsmantel, und da sagt er sich selbst mehr Schmeicheleien, als alle Schmeichler und Höflinge einem Fürsten sagen können; und findet er niemand, der ihm ein Ordensband und ein Ehrenzeichen umhängt: nun, so schmückt er sich selbst mit dem Orden des Eigenlobes; und fehlen ihm die Anbeter, die vor ihm auf die Kniee niedersinken und ihm den Staub von den Fußsohlen küssen, ei, so fällt er vor sich selbst nieder und bringt sich den Weihrauch der Selbstbewunderung und des Selbstlobes dar. Darum seid wohl auf eurer Hut, seid demütig und gottesfürchtig und bestreuet euer Haupt mit Staub und Asche, damit die Verführerin sich nicht in euer Herz einschleiche; und, was ich euch bitte, gebet jetzt wohl acht, der Spiegel wird euch nun das menschliche Herz unter dem Bilde einer festlich geschmückten Stadt zeigen, er wird euch die Hoffart zeigen, wie sie als gebietende Fürstin eben ihren triumphierenden Einzug mit ihrem ganzen Hofstaat, das heißt, mit allen sie begleitenden Lastern halten will; ihr werdet zugleich aber auch sehen, welch einen kläglichen Ausgang ihr Prunk nimmt und wie sie mit Schanden zu Grunde geht.“

Nachdem die Alte dies gesprochen, hielt sie den Kindern den Spiegel vor die Augen.

Das Bild aber, das er diesmal zeigte, war nicht weniger wunderbar als das erste, und die Kinder hatten kaum Augen genug, um alles recht genau zu betrachten, so viel gab es da zu sehen, und eines bedünkte immer wunderlicher und seltsamer als das andere.

Vor ihnen lag, wie die Alte voraussagte, eine große, herrliche Stadt. Es war eine wunderreiche Stadt des Orients. Der Halbmond glänzte auf hundert goldgedeckten Moscheen. Eine Krone grüner Berge mit lachenden Villen umgab sie rings. Palmen, Cedern und Pinien blickten mit ihren schattigen Kronen zu ihr hernieder; schlanke Cypressen stiegen wie lebendige Obelisken in die Höhe, um sie her dufteten Citronen und Orangen mit ihrer zarten schneeweißen Blüte und zeigten goldene Früchte. Überall rannen von der Höhe in die Straßen klare, kühle Bäche und sprangen in hellem Strahle hoch auf aus den Springbrunnen. Die Stadt selbst war geschmückt mit Palästen und Türmen, Hallen und Theatern, Kaufläden und Denkmälern und Bildsäulen und allem, was man in einer großen Stadt zu sehen pflegt.

Das Volk stand festlich geschmückt in seinen Feierkleidern dicht gedrängt in den Straßen, die alle mit goldgestickten Purpurteppichen und Blumen belegt waren. Überall waren Altäre und Altärchen errichtet und darauf brannten silberne Rauchfässer, und ringsherum stand in goldenen Schalen der feinste Weihrauch zum Anzünden bereit.

Zu allen Fenstern hinaus, bis zu den höchsten Dachkammern, und von den Dächern selbst hinab schauten die Köpfe der Neugierigen in vielen Reihen. Kinder hingen an den Gittern der Thüren und Fenster, oder waren auf vorspringende Steine geklettert. Frauen und Jungfrauen im reichsten Schmucke, die goldenen Fächer in den Händen, saßen rechts und links auf den Balkonen. Die Lahmen hatten sich vor die Thüren tragen lassen, die Blinden streckten die Köpfe hervor, damit ihnen kein Laut entgehen möchte, selbst die Kranken ließen ihr Bett ans Fenster stellen und legten sich mit dem Kopfe höher, um auch mit hinabsehen zu können.

So harrte alles in geräuschvoller Erwartung, und wer die festlich geschmückte Stadt und das Volk sah, der mußte ohne Zweifel denken, ein Kaiser halte seinen Einzug, um Gott für einen Sieg zu danken, und ihm gälten alle die Altäre und die Blumen und die Feieranzüge der Menge. Die Leute sprachen noch eine Weile in der Ungeduld ihrer Erwartung von einer großen Zauberin und ihrer Macht und ihren unermeßlichen Schätzen; dann wurde plötzlich eine allgemeine Bewegung unter ihnen sichtbar, tausend Stimmen riefen: „Sie kommen, sie kommen!“ Die Häupter entblößten sich, und alles wurde still.

Nun teilte sich die Masse des Volkes ehrfurchtsvoll zur Rechten und Linken, und es kamen als Herolde des Zuges vier weiße Hirsche schnellen Laufes dahergesprungen, jeder trug auf den beiden obersten Spitzen seines Geweihes einen stattlichen Hahn mit hohem Federbusche und rotem Kamme.

Wo sich ein freier Platz öffnete oder die Straßen sich kreuzten, da liefen die Hirsche nach den vier Winden hin auseinander, und allsogleich begannen die Hähne von oben herunter mit ausgespreizten Flügeln aus Leibeskräften in den höchsten Tönen zu krähen, allem Volke das Nahen seiner Herrin und Gebieterin, der größten Fürstin der Welt, verkündigend.

Die Tiere krähten so durchdringend, daß sich das Volk die Ohren zuhielt, und sie hörten nicht auf, als bis ihnen der Atem ausging; dann setzten sich die Hirsche unter dem Jubel und Beifallruf der Menge wieder in Bewegung und liefen zum nächsten Kreuzwege, wo die Hähne mit frischer Stimme ihr altes Trompeterstücklein von neuem begannen.

Wer aber von den Bewohnern der Stadt noch im Verborgenen oder in der Ferne geblieben, der konnte dem Hahnenschrei nicht widerstehen und drängte sich nun auch herzu, um dem Triumphzug beizuwohnen.

Den vier Herolden folgten die Bannerträger der Zauberin, eine Schar geschmückter und geputzter Äffchen, die mit ihren Fahnen auf den Zehenspitzen einherstolzierten, sich beständig von Kopf bis zu Fuß betrachteten und belächelten, und nach rechts und links mit freundlicher Herablassung grüßten. War auch einer wunderlicher gekleidet als der andere, so trugen doch alle dieselbe Narrenkappe und alle gingen in grellen Farben, die mit den Hähnen um die Wette schrieen.

Hierauf kam halb gegangen, halb gefahren und geflogen die Feld- und Leibmusik der Zauberin. Voran schritt sehr ernst und feierlich eine Schar von Klapperstörchen, die mit ihren langen Beinen die ganze Breite der Straße einnahmen; dann folgte ein Wagen mit pfeifenden Stadt- und Feldmäusen, denen ein Murmeltier, das die Stelle des Kapellmeisters versah, den Takt angab.

Ein zahlreicher, vielstimmiger Sängerchor reihte sich ihnen an: es waren Schnattergänse, Lachtauben, Starmatzen, Krähen und Elstern; den ganzen Zug schlossen endlich die Rohrtrommler, die recht wacker darauf lostrommelten.

Nun kam ihre Dienerschaft und ihr Leibgefolge, zuerst die Lakaien und das Gesinde, dann immer höher die Kammerdiener und Kammermädchen. Es waren meist Füchse und Füchsinnen, die in allen Gestalten die verschiedenen Dienste und Ämter versahen und, die Schnauzbärte und Schweife bald lang, bald kurz, bald spitz, bald breit tragend, in allen

Uniformen gingen, und sich bald mit liebenswürdiger, scherzender Leichtigkeit bewegten, bald erstaunlich ehrbare und fromm-ergebene Gesichter machten; alle hatten jedoch die Gabe gemein, so sanft und leise aufzutreten, daß man sie kaum hörte.

Jetzt entstand ein leises Geflüster, alles Volk ließ sich auf die Kniee nieder, aus den Fenstern und von den Dächern flog ein wahrer Regen von Blumen und Kränzen und Gedichten, auf allen Altären duftete der Weihrauch, die Frauen und Jungfrauen auf den Balkonen schwenkten ihre weißen Tücher: denn siehe, es kam, rings von den Füchsen umgeben und von bunten Schmetterlingen umflattert und von acht prunkend einherschreitenden Pfauen gezogen, der Triumphwagen der zauberkundigen Fürstin langsam dahergefahren.

Der Wagen war von durchsichtigem Glase, reich vergoldet, rings mit Glocken und Glöckchen behangen, und sah sehr luftig und schimmernd und schillernd aus. Die Fürstin saß auf einem hohen Throne, der aber so fein und durchsichtig und künstlich gearbeitet war, daß sie auf einer Wolke oder auf einem blauen Nebel oder Dunst zu schweben schien.

Über dem Throne wölbte sich ein sehr hoher Triumphbogen aus Palmen und Lorbeerzweigen, ihre Siege im Kriege und ihre Thaten im Frieden bezeichnend. Auf der Spitze des Triumphbogens saß ihr Wappenkönig, ein zierliches Eichhörnchen in scharlachrotem Mäntelchen, und hielt einen großen goldenen Schild vor sich, worauf mit großen Buchstaben die Inschrift stand: Vanitas Vanitatum![1]

Dem Wagen voran flog eine Schar von Wachteln, welche die Leute zur Ehrerbietung aufforderten, indem sie ihnen unermüdet: Bück den Rück! Bück den Rück! nach rechts und links hinriefen; hinter dem Wagen dagegen flog eine Schar von Kuckucken, die durch ihren Ruf: Guckguck! Guckguck! jeden zum Anschauen und zur Bewunderung der Prinzessin aufforderten.

Den Triumphwagen der großen Königin Vanitas selbst lenkte als Kutscher ein alter aufgeblasener Frosch; ihre geheimen Räte saßen in den Zweigen des Triumphbogens, es waren Grillen und Gimpel und Papageien. Neben ihr in den Winkeln des Wagens, recht warm und weich gebettet, lagen einige wundernette seidenpfötige Kätzchen, die ihr unablässig schmeichelten und süß und lieb thaten. Zu den Seiten des Wagens aber schritten, als ihre obersten Leibwächter, zwei fletschende Tiger einher; sie hatten weiße Zähne und scharfe Krallen und funkelnde Augen, und wer auf den Ruf der Wachteln sich nicht niederkniete oder auf den Kuckucksruf nicht voll Bewunderung zu der Prinzessin hinanschaute, dem senkten

[1] Eitelkeit der Eitelkeiten!

sie schweigend die Tatzen in den Nacken und drückten ihm den Kopf hinab, oder hoben ihn ein wenig hinauf, so daß er sein Leben daran dachte.

Die Zauberin Vanitas selbst trug ein erstaunlich weites Gewand von Rauschgold und auf dem Haupt ein reiches Diadem, dessen Glanz jedes Auge blendete; wenn man es aber näher besah, so waren es keine Edelsteine, sondern schillernde, ineinandergeschlungene Schlangen, die ihre Köpfe mit den giftigen Zungen alle zischelnd dicht an das Ohr der Prinzessin hielten.

Ihr gegenüber zu den Stufen des Thrones kniete ihr Oberstmundschenk, ein alter ergrauter, sehr stattlicher Fuchs. Er hielt ein goldenes Gefäß, das mit Perlen und Edelsteinen von außen aufs reichste besetzt war, in den Händen; innen enthielt es aber nichts als gemeines Seifenwasser, und damit machte er farbige Seifenblasen, die er sehr behende zu dem geschminkten Angesichte seiner angebeteten Herrin hinaufblies, so daß sie sich stets darin spiegeln konnte und die ganze Welt durch seine buntschillernden Seifenblasen erblickte.

Rings zu ihren Füßen, auf den Stufen des Thrones, standen seidene Körbe und goldene Gefäße, angefüllt mit Perlen und Edelsteinen, mit Ehrenzeichen und glänzendem Spielzeug aller Art. Auf den Lippen der Prinzessin aber schwebte das Lächeln ewiger Selbstgefälligkeit.

So saß sie nachlässig in den Thron zurückgelehnt, bald sich in den Seifenblasen spiegelnd, bald die Kätzchen mit Zuckerbrot für ihre Liebkosungen fütternd, bald den Papageien in den Lorbeerzweigen ihre Befehle zunickend, oder den Grillen und Gimpeln Gehör erteilend.

Von Zeit zu Zeit aber, wenn der Jubelruf des Volkes lauter wurde, wenn die Blumen reichlicher aus den Fenstern herabregneten und die Rauchwolken dichter und erstickender aufstiegen: dann nickte sie den Herren und Damen wohlgefällig mit dem Kopfe zu und bückte sich ein wenig, und that einen Griff in die Körbe mit den Edelsteinen, dem Zuckerwerk und den Ehrenzeichen zu ihren Füßen.

Nun streckte ihr alles die Hände entgegen: sie aber blickte nach links und warf nach rechts ihre Gaben blind aus, und wer das geringste davon erhaschen konnte, der küßte, von ihr bezaubert, es inbrünstig und kreuzte zum Zeichen dankbarer Ergebenheit die Hände über der Brust.

In ehrerbietiger Entfernung folgte ihrem Wagen endlich eine zahllose Herde schneeweißer Schafe, mit blauen und rosenroten Bändchen und Blümchen geziert; die harmlosen Tiere fühlten sich glücklich, die Schleppe oder auch nur eine Schleife der Prinzessin Vanitas tragen zu dürfen; den Beschluß des Festzuges machten dann ihre Schatzmeister, ein Trupp hungriger Wölfe, der mit verlangendem Blick nach den Schafen hing.

Das war der große Triumphzug der größten und mächtigsten aller Zauberinnen, der Königin Vanitas; und so bewegte er sich langsam und feierlich durch die Straßen der geschmückten Stadt, und alles war Jubel und Herrlichkeit.

Sie waren aber kaum auf den großen Marktplatz in ihrer Mitte gekommen, siehe, da erhob sich ein leichter Wind, der den Staub aufregte, und der Staub flog gerade dem Zuge entgegen, den Herolden, den Musikanten, den Kammerfräulein und Kammerjunkern, der Königin selbst und den Schafen und Wölfen in die Augen und in den Mund.

Sie mußten alle niesen und sich die Augen reiben.

Der Staub aber ward dichter und der Wind nahm an Stärke zu, und der Zug hatte große Mühe, voranzuschreiten. Besonders hatten die Bannerträger ihre liebe Not, die Fahnen aufrecht zu erhalten, und der Wappenkönig auf dem Triumphbogen in seinem scharlachroten Mäntelchen wußte nicht, wie er sich und sein Schild halten sollte.

Nun verfinsterte sich der Himmel und es begann leise zu regnen; da rann zuerst die Schminke den Geschminkten von den Wangen herunter. Bald aber verwandelte sich der Wind in einen Sturm und der Regen in einen Wolkenguß.

Alles Volk lief über Hals und Kopf nach Hause, alle Fenster und Thüren und Läden wurden geschlossen, und die Blumengewinde und die Teppiche und die Altäre hereingenommen.

Es wurde öde auf den Straßen; niemand blieb zurück als der Sturm und der Regen und der Hofstaat der Königin Vanitas, und diese begannen nun einen harten Kampf miteinander.

Der wütende Sturm fiel zuerst über die Hirsche her und riß ihnen die krähenden Hahnen von den Geweihen herunter; die Bannerträger samt ihren Fahnen warf er einen über den andern; sie verwickelten sich untereinander und in ihre Fahnen zu einem großen Knäuel, den der Sturm gegen die Feld- und Leibmusik der Königin hintrieb.

Da hätte man sehen sollen, wie diese so schnell verstummte oder sich in ein Angst- und Klagegeschrei verwandelte, und wie die Musikanten nach allen Seiten hin auseinanderstäubten.

Nachdem auch diese Abteilung geworfen, machte der Sturm seinen Angriff auf den Hofstaat selbst; allein die schlauen Füchse drehten sich um. Sie hatten den Wind in ihrem Rücken und dachten bei sich: mit dem groben Gesellen werden wir wohl auch noch fertig werden.

Was sie aber nicht dachten, das geschah; der Regen, mit dem Sturm verbündet, stürzte nun wie mit Eimern gegossen hernieder; das Wasser rann rings von den Bergen in die Stadt; die Hauptstraßen wurden zu Strömen und die Nebenstraßen zu Bächen, und alles Wasser

rann auf dem Markte zusammen, und er bekam allgemach das Ansehen eines Sees, und das Wasser stieg immer höher und höher.

Da hatten die Füchse sich gut gegen den Wind drehen und wenden; was half es ihnen? Das Wasser stieg ihnen an den Kragen, und mit dem Wasser kamen von den Bergen Steine herabgerollt.

Kling, kling, da ging der gläserne Wagen der Prinzessin in tausend Stücke, und der Sturm riß ihren Triumphbogen mit den Papageien und Gimpeln und Grillen über den Haufen, und sie selbst mitsamt ihren Kätzchen und ihrem Obermundschenke fielen in das Wasser und in die Scherben.

Die Körbe und die Gefäße mit dem Zuckerzeug und Spielwerk und Ehrenzeichen schwammen durcheinander; die Füchse ergriffen die Flucht, nahmen sich jedoch in der Eile noch so viel mit, als sie erhaschen konnten; die Wölfe und die Tiger verschmausten unterdessen die Schafe; jeder dachte an sich; niemand kümmerte sich um die arme Prinzessin, die unterdessen in ihrem rauschgoldenen Kleide hilferufend in der Sündflut schwamm.

Sturm und Wetter trieben ihr Spiel mit ihr; sie wirbelten die Unglückliche, von allen Verlassene, so lange im Kreise herum, bis ihr der Atem ausging und sie vor Müdigkeit und Erstarrung kein Glied mehr rühren konnte; da stürzten die Wasserfluten vom Strome getrieben aufs neue über sie her, warfen sie nieder und begruben sie.

Mit der abgeschwemmten Erde und den Steinen von den Bergen und dem Unrate aus den Straßen der Stadt türmten sie alsdann über ihr ein hohes Leichenmal, und als die Leute am folgenden Morgen ihre Thüren und Thore wieder öffneten und auf den Markt traten und das Feld der Verheerung besahen, da war alles verschwunden, und oben auf dem Leichenmale fanden sie den toten Wappenkönig liegen; sein rotes Mäntelchen war zerfetzt, er hielt aber seinen Schild noch fest mit der Inschrift: Vanitas Vanitatum!

Nachdem die Kinder von dem Betrachten dieses großen Bildes ganz müde waren, legte die Alte ihren Spiegel wieder in die große schwarze Truhe, verschloß dieselbe und sprach zu den Kindern: „Was alle die einzelnen Tiere in dem Festzuge zu bedeuten haben, das will ich euch jetzt nicht sagen, ihr mögt selbst darüber nachdenken und den Sinn davon ergründen; denn ihr seid nun verständig genug und an Zeit fehlt es euch auch nicht, und hier auf meiner Insel ist es so still, daß euch niemand stören wird; aber ich sage es euch noch einmal, hütet euer Herz vor der Prinzessin Vanitas und ihrem ganzen zauberischen Hofstaat; doch nun ist es Schlafengehenszeit, darum betet und geht ins Bett."

Guido Görres.

Der feste Mann.

Wer ist ein Mann? Wer beten kann
Und Gott dem Herrn vertraut;
Wann alles bricht, er zaget nicht,
Dem Frommen nimmer graut.

Wer ist ein Mann? Wer glauben kann
Inbrünstig, wahr und frei;
Denn diese Wehr trügt nimmermehr,
Die bricht kein Mensch entzwei.

Wer ist ein Mann? Wer lieben kann
Von Herzen fromm und warm.
Die heil'ge Glut giebt hohen Mut
Und stärkt mit Stahl den Arm.

Dies ist der Mann, der streiten kann
Für Weib und liebes Kind;
Der kalten Brust fehlt Kraft und Lust,
Und ihre That wird Wind.

Dies ist der Mann, der sterben kann
Für Freiheit, Pflicht und Recht;
Dem frommen Mut däucht alles gut,
Es geht ihm nimmer schlecht.

Dies ist der Mann, der sterben kann
Für Gott und Vaterland.
Er läßt nicht ab bis an das Grab
Mit Herz und Mund und Hand.

So, deutscher Mann, so, freier Mann,
Mit Gott dem Herrn zum Krieg!
Denn Gott allein mag Helfer sein;
Von Gott kommt Glück und Sieg!

Ernst Moritz Arndt.

Die Gleichgültigkeit im Glauben, die Lauheit in der Religion.

„Es ist vieles faul unter uns, und am Baume des christlichen Lebens ist manches verdorrt und abgestorben.“ Die Lauheit ist aber um so gefährlicher, weil sie den Schein des Lebens an sich trägt, während in ihrem Innern der Tod waltet; die Gleichgültigkeit ist um so beklagenswerther, weil sie, sich selbst und andere betrügend, unter dem Scheine der sittlichen Gesundheit um so sorgloser und gewisser ins Verderben führt. Diese Gleichgültigkeit im Glauben hat sich, wie ein ertötender Winterfrost, um so viele Herzen gelagert, daß sie in Trägheit und Kälte erstarren. Sie hält Unzählige umfangen, die es sich nicht gestehen, nicht einmal wissen, da ihnen das Gefühl dafür erstorben ist. Sie schlafen den Schlaf der religiösen Erstarrung, in welche der eisige Hauch der Gleichgültigkeit sie versetzt hat.

Es kann uns, wenn wir umherblicken, nicht entgehen, wie diese Gleichgültigkeit weit verbreitet ist. Werfen wir den Blick in das Innere so mancher Familien, wie finden wir da nicht selten das christliche Leben hinter jenem der alten bessern Zeit zurückgeblieben! Jener alte gläubig-fromme Sinn und jenes felsenstarke Gottvertrauen, welche mit der ehrenfesten Biederkeit und mit der stillen, gemütlichen Ruhe der Zufriedenheit durch Eintracht und Liebe ein christliches Haus wie ein heiliger Zauber erfüllten, und es zu einem Wohnsitze des Friedens und Glückes heiligten, ist dem gegenwärtigen Geschlechte vielfach unbekannt. Da waltet jetzt in manchen Familien ein anderer Sinn, als jener, welcher das ganze katholische Familienleben durchdrang und, dasselbe im Geiste Gottes und der Kirche ordnend, heiligend und verschönernd, überall sich kundgab. Da glauben die Eltern, sie hätten alle Pflicht erfüllt, wenn der Hausvater in rühriger Geschäftigkeit auf Erwerb und Gewinn sinnt und seine Anstrengungen belohnt sieht, wenn die Hausmutter das Erworbene ordnet und erhält, und wenn sie beide die Kinder mit Sorgfalt zu gleichem Erwerbe und Gewinn heranziehen und das Gesinde in Ordnung halten. Eine solche Familie wird als eine musterhafte gelobt und glücklich gepriesen. Da ist Erwerb, Gewinn und Genuß das erste im Hause, aber das letzte ist die Religion. In dem Hause ist die fromme Sitte des Gebetes veraltet; da weiß man nichts mehr von einer gemeinsamen oder gesonderten Erhebung der Seele zu Gott, und oft wird da in langen Monaten nicht einmal ein frommes Wort mehr gehört. Des Leibes Sorge beherrscht alle; was der Erde ist, wird errungen; darüber hinaus geht kaum noch ein Wunsch, man fühlt dazu nicht einmal das Bedürfnis; die religiöse Gleichgültigkeit waltet im Hause. Laue Eltern, laue Kinder und laue Dienstboten bilden da eine Familie, die, wenn sie auch noch nicht dem Unglauben verfallen ist, doch ihm schnell entgegeneilt. Da ist wohl der Anschein des christlichen Lebens, aber nicht das Leben selbst. Das Gedeihen des Hauses ist trügerisch, es ist ohne Grundlage. Laß dich nicht täuschen, du christlicher Hausvater und du christliche Hausmutter, der Flor eures Familienwesens ist nur scheinbar; es fehlt ihm der Felsengrund der Religion. Ihr glaubt ihrer nicht zu bedürfen, weil ja euer Gewerbe blüht, und eure Geschäfte gedeihen schon seit Jahren, obgleich schon seit Jahren ihr nur in religiöser Gleichgültigkeit und Lauheit erwerbet und schaffet. Aber wie wird es sein, wenn auch für euch die Tage des Unglücks kommen? Und sie können kommen, ja sie kommen wohl gewiß, früher oder später; denn sie bleiben für niemand aus. Wie werdet ihr dann bei eurer durch lange Jahre fortgesetzten Gleichgültigkeit die Schläge des Mißgeschicks ertragen? Wie werdet ihr unglücklich sein, wenn euch der Welt Segen verläßt, nachdem ihr den Segen Gottes

nie gesucht habt! Wenn ihr auch eure Kinder zu solchen erzogen habt, die, wie ihr, mit Geschick und Fertigkeit die Güter der Welt zu erringen verstehen, werden sie, die ihr so gleichgültig und lau in der Religion erzogen habt, die Prüfungen bestehen, die ihnen das Leben auflegt? Werden sie sich bewähren in der Stunde der Versuchung, wenn die Sünde mit ihrer Verführung ihnen nahe tritt, wenn der Reiz des unter Blumen verdeckten Lasters sie verlockt, wenn der Vorteil des verborgenen Verbrechens sie blendet? Wie leicht erlebt ihr eurer Kinder Fall und Verderben! Das wird euch dann zweifach schmerzlich sein, weil ihr selbst solches angebahnt habt durch eure ohne Glauben und Gottesfurcht in lauer Gleichgültigkeit geleitete Erziehung, durch euer eigenes glaubensleeres, in öder Erstarrung tötendes Beispiel. Und gesetzt, Gott läßt euer und eurer Kinder Glück bestehen bis zu Ende, so läßt er es bestehen in seinem Zorne, euch zur Strafe, weil ihr in träger Verstockung allen seinen Mahnungen taub geblieben seid; er läßt euch und euren Kindern den Genuß der Erdengüter bis zu Ende, weil ihr euer ganzes Herz an sie gehängt. Aber dieses Ende wird zuletzt einmal kommen. Wie werdet ihr dann die Heimsuchung der Todesstunde bestehen? Da werdet ihr doch einmal scheiden müssen von allem, wofür ihr euer ganzes Leben eingesetzt habt. Da werdet ihr inne werden: „Ihr habt für die Erde gesäet, und darum auch nur für die Erde geerntet; für den Himmel habt ihr in eurer lauen Gleichgültigkeit nichts gewirkt, er kann und wird euch auch dafür nichts bieten. Ihr habt mit euren Kindern euren Lohn dahin!"

Wie aber die Gleichgültigkeit so oft im Familienkreise getroffen wird, so sehen wir auch oft im kirchlichen Leben bei vielen eine Lauheit, welche mit jener verbunden und häufig ihre Folge ist. Es gereicht der Kirche zum gerechten Schmerze, daß viele in dieser Gleichgültigkeit für die Religion und das kirchliche Leben erstarrt sind. Zwar ist ihr Glaube unerschüttert; ihr Leben soll ein christliches sein, so wollen sie. Aber wie ist ihr Glaube so tot, ihr Wille so ohnmächtig, ihr Leben so unfruchtbar an christlichen Werken! Sie üben wohl die Religion; aber nur kalt und träg, nur äußerlich, aus Gewohnheit, der Menschen wegen, ohne Wärme und Treue, und darum ohne Blüte und Frucht. Ihr Mund bekennt, aber ihr Herz verleugnet. Schließen sie sich auch von der Kirche und ihren heiligen Übungen, ihrem Gottesdienste und ihren Gnadenmitteln nicht aus, so ist doch ihre Teilnahme nur eine äußerliche, ein totes Werk ohne inneres Leben, ein Leichnam ohne Seele. Empfangen sie auch alljährlich die Gnadenmittel der heiligen Beicht und Kommunion, weil es also die Kirche verordnet, so empfangen sie dieselben doch ohne wahre Reue und Buße, ohne Besserung und Heiligung

und darum ohne Frucht. Sie empfangen sie als Unerweckte, und darum nicht zum geistigen Leben, sondern zum geistigen Tode. Von ihnen sagt der Herr: „Du bist weder warm noch kalt; darum werde ich dich ausspeien aus meinem Munde" (Offenb. 3, 16).

Joh. von Geissel.

Leb wohl, du schöner Wald!

So scheiden wir mit Sang und Klang:
Leb wohl, du schöner Wald!
Mit deinem kühlen Schatten,
Mit deinen grünen Matten,
Du süßer Aufenthalt!

Wir singen auf dem Heimweg noch
Ein Lied der Dankbarkeit:
Lad ein wie heut' uns wieder
Auf Laubesduft und Lieder
Zur schönen Maienzeit!

Schaut hin! von fern noch hört's der Wald
In seiner Abendruh';
Die Wipfel möcht' er neigen,
Er rauschet mit den Zweigen,
Lebt wohl! ruft er uns zu!

Aug. Heinr. Hoffmann von Fallersleben.

Der große Rosenkranz auf dem heiligen Berge bei Varese im Mailändischen.

Wer um Mariä Himmelfahrt in Mailand sich befindet, sieht mit Verwunderung ganze Scharen müder Landleute auf den Marmorstufen der mächtigen Domkirche ausrasten und von dieser Erhöhung aus das brausende Leben der Lombardenstadt betrachten. Und fragt man die Wanderer um das Ziel ihrer Reise, so rufen sie wie aus Einem Munde: „Zur heiligen Jungfrau nach Varese!" Und aller Augen flammen heller auf beim zauberhaften Namen „Varese". Man denkt beim Anblicke des entzückten Volkes unwillkürlich an eine selige Insel, die tausend und tausend Herzen so unwiderstehlich anlockt.

Wo der äußerste Abfall der Schweizer- und Tiroleralpen in die lombardischen Ebenen ausläuft, zwischen Monza und Luini, breitet sich am Fuße derselben ein wundersames, vielgestaltiges, äußerst fruchtbares Hügelland aus, das bei jedem Tritte des Wanderers neue Reize entfaltet, wie es kaum ein anderes Land in Europa aufweisen kann. Zwischen den mächtigen Höhenzügen haben sich in tiefen Felsenbecken eine Unzahl kleiner und großer Seen eingelagert, als Sammelplätze der Wasser, die den Boden der Lombardei, namentlich die Gegend von Mai-

land, zum fruchtbarsten Lande Italiens machen. Diese Hügelsaat, ungefähr neun Stunden von Mailand, heißt die Brianza und umsäumt die Südspitze der Seen von Como, Lugano und des Lago Maggiore, von den Eingeborenen mit Recht der Garten der italienischen Halbinsel genannt. Da sieht man Thalschluchten voll lebendiger Bächlein, in denen der riesenhafte Baumwuchs die Ufer der reißenden Wogen kühlt und zügelt, prachtvolle Schlösser, die wie Adlerhälse stolz in den Lüften schimmern, weiße Kirchtürme altertümlichen Baues, stets an den höchsten Hügelspitzen. Der Ölbaum, die Cypresse, die Pinie, die Platane und andere südliche Baumarten mit den schönsten Sträuchern ziehen die Nacht des Waldes wie ein Prachtgewand über Thal und Hügel und geben der Landschaft eine Mannigfaltigkeit, einen Liebreiz, eine schimmernde Fülle von Kraft und Fruchtbarkeit, daß jedes Herz selig wird im Anschauen. Wo irgend ein Vorgebirge in den See springt, wo ein baumgrüner Hügel glänzende Aussicht gestattet, wo still-heimliche Thalungen müde gejagte Stadtherzen in ihre Kühlung laden, haben die reichen Mailänder ihre Villen zur Sommerfrische gebaut, kunstreiche Gärten, Gewächshäuser, Spaziergänge mit allem möglichen Komfort eines behaglichen Landlebens, schon aus den Zeiten des Plinius her. Der arme Landmann entbehrt alle diese Vorteile des Reichtums, des Geschmackes, der Ruhe. Aber er ist ein Kind der heiligen katholischen Kirche, dieser liebevollen, allausgleichenden Mutter, die vor Gott keinen Unterschied der Stände und des Reichtums kennt. Diese hat mitten in der Brianza, wo sich der Reichtum des lombardischen Landlebens am prächtigsten entfaltet hat, den heiligen Berg zu Varese benützt, um dem lombardischen Landvolke eine kirchliche Sommerfrische zu gründen, die wohl einzig in ihrer Art genannt werden kann.

Als die Reformation die Schweiz überflutet und sich teilweise in die südlichen Thäler ergossen hatte, trat ihr der mächtigste Kirchenprälat seiner Zeit, Carlo Borromeo, Cardinalerzbischof von Mailand, entgegen und setzte nach seinem großartigen, im Konzil zu Trient gestählten Reformgeiste die Axt an die Wurzel. Seine Wirksamkeit fiel in die Jahre 1548 bis 1584. Der Volks- und Jugendunterricht hatte in den Wirren der ruhelosen und verwilderten Zeit, bei der Unwissenheit und Nachlässigkeit vieler Geistlichen, bei der gewissenlosen Unsorge der weltlichen Macht für Schulen und Volksbildung, bei der proletarischen Aufregung der untersten Gesellschaftsschichten durch unberufene Reformen merklich gelitten, und der Mangel an tüchtigen Volkslehrern und Priestern ließ keine schnelle Besserung der Kirchenzustände hoffen, die man erst in einigen Jahren nach sorgsamer Pflege erwarten konnte. Die lebenden Generationen, der Schule längst entwachsen, konnten selbst im besten Falle nicht schulmäßig

erneut und herangebildet werden, da in der Jugend Versäumtes bei den Ansprüchen des arbeitvollen Lebens kaum jemals ganz nachzuholen ist. Um diesem Übelstande abzuhelfen, tauchte im Geiste des heiligen Carlo Borromeo die staunenswerthe Idee auf, die christlichen Geheimnisse des Evangeliums plastisch darzustellen, und zu diesem Zwecke nicht bloß alle Mittel der Kunst, sondern die großartigen Bilder der Natur selbst als Rahmen in Anwendung zu bringen.

Dieser Ansicht verdankt der heilige Berg zu Varese und die daselbst eingerichtete Wallfahrt ihren Ursprung. Carlo Borromeos Neffe, Federigo, ebenfalls Erzbischof von Mailand, dem er die herrliche Stiftung des großen Spitals in der Nähe der Domkirche widmete, brachte die Idee seines Oheims in den Jahren 1563—1631 zur Ausführung. Es erhob sich die wunderbare Schöpfung des heiligen Berges zu Varese als Einheits- und Erfrischungsort des Volkes der lombardischen und piemontesischen Ebenen und der angrenzenden Schweizerthäler, eine riesige Christenlehre aus weißem Marmor, die jeder Sinn begreifen und selten ein menschliches Herz mißverstehen kann. Ein freistehender, fast pyramidenartiger Hügel erhebt sich aus der Ebene des Dorfes Varese, welcher in ungeheuren Wellungen, vom frischesten Grün überkleidet, ins Hochgebirge der Tessiner Alpen ausläuft, an seinem Fuße mit unzähligen Landhäusern, darüber mit Feldern und Wiesen voll schwellender Fruchtbarkeit, zuhöchst mit beherrschendem Ausblick auf die weite Landschaft des Po und die abgrenzenden Berge. Eine gut gepflasterte Straße, zu beiden Seiten mit einer Mauer eingefaßt, führt auf den Gipfel desselben empor.

Ist der Wanderer aus dem Bereiche der üppigen Villen und ihrer Waldungen ins Freie emporgedrungen, so quillt aus dem Fels am Wege ein kühler, wohlumhegter Brunnen, dem müden Wanderer ein erwünschtes Labsal. Gleich daneben wölbt sich über die Straße ein mächtiges, kunstreich aus Marmor gebautes Portal und bezeichnet durch seine christliche Anlage den Eintritt ins Gebiet der heiligen Jungfrau. Dahinter stehen in mäßiger Entfernung fünf Kapellen, Meisterstücke der Baukunst, rings mit Säulengängen, durch die ein Reiter bequem passieren kann, stets auf einer Hügelecke, wo die reichste Aussicht in die ewig wechselnden Bilder einer reichen Natur das Auge entzückt. Sie enthalten die ausführliche Darstellung der freudigen Geheimnisse des heiligen Rosenkranzes mit originellen Bildnereien, die aus einer Erdart gebrannt und mit Farben lebenstreu bemalt sind. Den Anfang macht in der ersten Kapelle der englische Gruß, eines der lieblichsten Bilder katholischer Andacht, so kunstreich angelegt, daß man die betreffenden Bibelstellen nicht besser ins Bewußtsein der Menschen bringen könnte. Maria ist vom Betschemel

überrascht aufgestanden, die Hände auf die Brust gedrückt, die Augen züchtig gesenkt, im langhinwallenden Kleide dem Engel gegenüber, der an der äußersten Zimmerecke aus den himmlischen Höhen niederschwebt und den Gruß mehr deutet als spricht. Das ärmliche, aber blanke Hausgerät, Bett, Küche, Kochgeschirr, Bücherstelle, bis ins einzelnste, bilden ein so natürliches als zusammenstimmendes Ensemble, daß jeder Beobachter im Herzen denkt: „Ja, so muß es im Hause der heiligen Jungfrau ausgesehen haben!" Uns sprach besonders der nüchterne, tiefverständige Sinn des Ganzen an, ohne Übertreibung, ohne Spur von Gemeinheit, das Göttliche in der würdigsten menschlichen Form vermittelt. Hierauf folgen in den nächsten Kapellen die Heimsuchung Mariä, die Geburt Christi, die Darstellung Jesu im Tempel und dessen Wiederfindung unter den Schriftgelehrten, wundersame Bildungen von zartester Auffassung, oft mit wahrer Meisterhaftigkeit zum harmonischen Gesamteindrucke gruppiert.

Den freudenreichen Geheimnissen schließen sich die schmerzhaften an, abermals durch eine riesige Thorhalle über dem Wege eröffnet, nach der nämlichen Anlage und Ausführung, der heilige Ölberg, die Geißelung, die Dornenkrönung, die Kreuzfahrt und die Kreuzigung voll ergreifender Wahrheit und Eindringlichkeit. Die kleinsten Umstände der Evangelien sind meisterhaft ausgedrückt und reißen in ihrer kunstlosen Benützung den Gelehrten zur Bewunderung, den Ungelehrten zur besseren Einsicht, alle zur Andacht und Beherzigung hin. Das tiefe Herzweh eines jeden guten Christen bei den Leiden des Gottmenschen Jesus Christus hat sich in den bedeutsamsten Bildern wunderbar anschaulich dargestellt und manchmal bis zum Abscheu des Künstlers gegen die unmenschlichen Peiniger in grotesken Formen gesteigert. Vor der Kapelle der Kreuzigung Christi sind die Marmorstufen von knieenden Betern abgenutzt, und die Thränenspur heiliger Andacht, auf dem Spiegel derselben deutlich zu sehen, aus den Augen, die längst im Tode erloschen sind, zeugt von Reue und Buße über die Sünden eines unglücklichen Lebens.

Aus diesem Gebiete der Todesschmerzen treten wir aufwärts steigend durch ein drittes Thor in die lichte Region der glorreichen Geheimnisse der Menschenerlösung, wo in vier aufeinanderfolgenden Kapellen die Auferstehung und Himmelfahrt Christi, die Sendung des Heiligen Geistes und die Aufnahme Mariens in den Himmel dargestellt sind. Die Hügelpyramide ist immer schlanker und luftiger geworden; mit den Lichtmassen, die sich von allen Seiten auf uns niedergießen, haben sich die Düfte und Kühlungen der überragenden Alpen gemischt, um unsere Seelen durch die glorreichen Thaten Jesu Christi, welche den Tod gebrochen und die Hölle besiegt haben, fröhlich aufatmen zu lassen. Weite dunkellaubige

Thäler haben sich rings um unsere Höhenwanderungen aufgethan und unsere erhabene Stellung auf eine fast schwindelerregende Weise isoliert in den Lüften. Hinter der vierten Kapelle läuft eine steile Terrasse empor zu einer ärmlichen Häusergruppe, die sich schwalbennestartig um die Kirche der allerseligsten Jungfrau und das mit ihr verbundene Nonnenkloster angeschmiegt hat, auf der höchsten Spitze des Hügels, die Vollendung und die Krone der ganzen Wallfahrt. Die Kirche ist der Krönung der allerseligsten Jungfrau Maria, also dem letzten glorreichen Geheimnisse des heiligen Rosenkranzes geweiht, in moderner Bauform, voll andächtiger Stille und Lieblichkeit, wie gesondert aus aller Not und Leidenschaft der Welt, eine Freistätte so gut für die betende Unschuld, als für die Bußseufzer zerknirschter Herzen, wundersam durchbebt und durchklungen von den Stimmen einsamer Nonnen, die zu allen Zeiten des Tages und der Nacht ihr lautes Flehen zum Himmel senden. Das Wallfahrtsbild auf dem Hochaltar, Maria mit der himmlischen Krone aus schwarzem Marmor, steht auf weißem Sockel, das Kindlein Jesus in der Hand. Reiche Vergoldungen an der Decke und den Säulenknäufen, sinnvoll verzierte, kronengeschmückte Beichtstühle, hellschimmernde Plafondgemälde im Strahlenschießen des rings durch alle Fenster einfallenden Lichtes geben dem heiligen Raume eine eigentümliche, fast blendende Einwirkung auf das Auge, und der Seele die Gewißheit besonderer Gottesnähe. Wer lange nicht mehr von Herzen beten konnte, wird auf einmal geisterhaft angeregt; es brechen die lange zurückgehaltenen Ströme des Gefühls vom Herzen und lösen sich in Thränen der Reue und der Zerknirschung auf. Eine Messe auf dem Hochaltare, unter dem Bilde der heiligen Jungfrau, in früher Morgenstunde, beim Einbrechen des ersten Sonnenstrahles, begleitet von den Gesängen der Chorfrauen, gehört zu den erhabensten Äußerungen katholischer Andacht. Fünf Geistliche versehen an der Kirche den Wallfahrtsdienst und sind am Marienfeste besonders viel beschäftigt.

Tritt man an solchen Tagen aus der Kirche auf die Höhenterrasse heraus, so genießt man einen Anblick, der sich mit Worten nicht ausdrücken läßt. Der heilige Berg ist von oben nach unten mit Menschen bedeckt, alle selig und froh im Reviere der Himmelskönigin, hier an Marmorstufen, dort unter riesigen Bäumen gelagert, von mildthätigen Reichen leiblich gespeist, nachdem sie im Krönungssaale der heiligen Jungfrau Maria die Himmelsspeise genossen, rings im Ausblick auf die wunderherrliche Welt, welche eine unermeßliche Ebene, wogende Seen, prangende Berge zeigt und sich schmiegsam herangelassen hat, das Evangelium unseres Herrn Jesu Christi in den prachtvollsten Rahmen zu fassen. Der Riesenbau des Mailänder Doms und die Borromäischen Inseln schauen aus der Ferne wie Sterne ewiger Hoffnungen tröstend

ins Volksgewühl herein, das sich als lebende Pyramide zum Himmel aufgebaut hat, so daß man mit Wahrheit sagen kann: alles, was Herz und Stimme auf Erden hat, Licht und Farbe, Frucht und Blüte, Geist und Natur, hat sich zu Varese vereinigt, die Offenbarung Gottes unter den Menschen wahr und wirklich zu machen.

Beda Weber.

Geiserichs Abzug von Rom.

Als nun mit ungeheuern Beutelasten
Die Flott' ins Meer ging durch den Tiberstrom,
Daß alle Schiffe kaum den Reichtum faßten
Und wie verwaist schien und erstorben Rom,
Da standen Marmorgötter an die Masten
Gebunden, Zierden sonst im Tempeldom;
Erzbilder, weggeführt aus heil'gen Nischen,
Sah'n unter sich den Schaum der Woge zischen.

Gelagert in der Segel langen Schatten,
Bestaunten Krieger, was vom Kapitol,
Was in den Villen sie geplündert hatten.
Gefiel sein Römerschwert dem einen wohl,
So pries ein andrer schwere Silberplatten,
Kunstwerke von Rubin und Karneol;
Armspangen, Ringe, goldner Ketten Splitter
Entschüttelte aus seinem Helm ein dritter.

Und Vasen, Münzen, Leuchter, Gürtelbänder,
Trophä'n aus jedem Sieg, den Rom erfocht,
Purpurne Teppiche und Kriegsgewänder,
Dran wohl noch jüngst ein tapfres Herz gepocht,
Dies alles mit den Schätzen fernster Länder
Lag da in große Ballen aufgejocht;
Daneben saßen stumm, in Gram verloren,
Gefangne Ritter, Frauen, Senatoren.

Oft, wenn ein Schiff sich um das andre wandte,
Erhob sich an den Borden Haupt um Haupt;
Hier rief ein Freund dem Freunde; Küsse sandte
Der lieben Tochter, die man ihr geraubt,
Dort eine Mutter zu; ein Sohn erkannte
Den Vater wieder, den er tot geglaubt;
Ein kurzer Augenblick voll Lust und Leiden
Vereinte Wiederseh'n und neues Scheiden.

„Wo ist nun euer Gott, der Weltenlenker?"
Rief ein gefangner Römer; „sprich, du dort,
Du Mann des Kreuzes, sag mir, grauer Denker:
Bekämpfst du heute noch mein Zweifelwort?
Doch ja, dein Gott vergab ja seinem Henker,
Erlösend, sagst du, wirkt sein Leiden fort.
Nur — wenn vom Druck nicht, der uns jetzt betroffen,
Von welchem sollen wir Erlösung hoffen?"

„Der Herr erlöst uns aus der Haft der Sünden,
Aus keiner sonst," entgegnet ihm der Christ;
„Doch statt den Grund des Bösen zu ergründen
Und wie der Schmerz der Sünde Sold nur ist,
Laß mich von jenem Bischof dir verkünden,
Den du im bleichen Schwarm dort walten siehst,
Wie nimmer müd er sich zu allen wendet,
Verlass'nen Trost, Arznei Erkrankten spendet.

„Als einer Witwe einz'ger Sohn gefangen
An Bord geführt ward von der Sieger Hand,
Und Kind und Mutter weinend sich umschlangen,
Und thatlos klagend rings die Menge stand;
Da trat er vor, der Priester ohne Bangen,
Und sprach zur beutegier'gen Schar gewandt:
‚Wollt ihr zur Arbeit einen Sklaven haben,
Nehmt mich, den Mann, statt dieses zarten Knaben!'

„Und als der Führer ihm erstaunt die Bitte
Gewährt, da streift er ab den Kreuztalar,
Und bietet, nicht als ob er Schmerz erlitte,
Nein, lächelnd seinen Arm der Fessel dar,
Und hoch die reine Stirn, mit festem Schritte
Das Schiff betritt er in der Sklaven Schar.
Sprich, Zweifler, nun, wen so sein Gott begeistert,
Ob dessen Herz ein Übel noch bemeistert?"

Der Alte schwieg und sah vertieft vom Rande
Des Schiffs, wie Schaum an Schaum vorüberfloß;
Da trat zu ihm ein Sohn der Morgenlande
Und sprach: „Jehovah nur, der Herr, ist groß.
Was Titus einst geraubt im Tempelbrande,
Sieh jene goldnen Leuchter Salomos!
Jetzt führt sie jener König aus dem Norden
Hinweg, vor welchem Rom ein Spott geworden.

„Doch diesem auch, und mag er noch so prächtig
Am hohen Seestrand thronen, einmal naht
Auch ihm die Wolke schwarz und mitternächtig,
Und tilgt vom fremden Boden fremde Saat.
Kein Reich wird durch erdrückte Völker mächtig,
Vergeltung zeugt sich jede Frevelthat.
Wie viele Völker waren Zions Hasser
Und sind dahin wie Schaum auf diesem Wasser!"

Am Steuer saß, umringt von erznen Streitern,
Karthagos Fürst. Jetzt winkt' er und befahl,
Mit Liedern, die ein banges Herz erweitern,
Mit Feuerwein und reichbesetztem Mahl
Die Seelen der Gefangnen zu erheitern.
„Auch mir," so rief er, „füllt den Festpokal!
Wer weiß von morgen! Weil wir's heute dürfen,
Laßt uns des Sieges froh Falerner schlürfen!"

Der König rief's. Und bald in freudevollster
Bewegung war das Schiff; manch brauner Schlauch
Ward hergeschleppt, man legte Purpurpolster
Um Marmortisch' und Bretter schwarz von Rauch;

Und Heil'ges und Profanes ward in tollster
Vermischung nun verwandt zum Trinkgebrauch;
Vom Weine troff beim wilden Bacchanale
Der Kelch des Nachtmahls wie die Opferschale.

Doch als allmählich sich in Abendferne
Die letzte Küste dämmernder verlor,
Da kamen nicht wie sonst die goldnen Sterne,
Da stieg vom Norden schwarz Gewölk empor.
Von jedem Maste nun, als flücht' es gerne,
Bog ängstlich sich das weiße Segel vor;
An jedes Kiels umerzter Eichenwandung
Zischt, höher schon und rauschender die Brandung.

Und jetzt bricht los der Sturm. Da bäumt mit Grollen
Die Woge sich, eisgrün emporgeschwellt;
Die schaumgekrönten Flutgebirge rollen,
Von blauen Flammen schrecklich nun erhellt,
Nun wieder zugedeckt von schauervollen
Verfinstrungen, die der Orkan durchgellt.
Bald irrt nach allen Winden die zerstreute
Vandalenflotte mit der Römerbeute.

Am Bord des Schiffs, auf welchem in Verbannung
Von Götterbildern ein Olymp entflog,
Trotzt' heldenkühn dem Sturme die Bemannung.
So oft ein Windstoß tief die Masten bog,
So oft das Segel in der höchsten Spannung
Das Schiff fast mit sich in die Wogen zog,
Erhoben sie, das Element zu höhnen,
Ein lachend Lied in lauten Jubeltönen.

Doch wie nun Blitz um Blitz mit grellen Strahlen
Die Götterbilder flammend übergoß,
Erschienen wie belebt die kolossalen
Metallnen Glieder bleich und riesengroß;
Zu drohen schien ihr Antlitz den Vandalen,
Ein Zürnen wie erzürnter Geister schoß
Aus ihrem starren Blick, und ließ hingegen
Erstarrung auf die Lebenden sich legen.

Ein Bild Neptuns stand zwischen Eichenkloben
Aufrecht gebunden an den Vordermast;
Wenn nun das Schiff vom Sturm emporgehoben
Hoch in die Wellen sprang mit seiner Last,
Erschien der Meergott wie in Wolken oben,
Den goldnen Dreizack hielt sein Arm gefaßt,
Und neben ihm, der finster niederdrohte,
Stand furchtbar Hermes da, der Götterbote.

Ein Steuermann rief aus: „Gewiß beschwören
Den Sturm uns diese fremden Götzen nur;
Denn ihrer dunkeln Höllenmacht gehören
Noch stets die blinden Kräfte der Natur.
Wohlauf denn, Brüder, laßt uns sie zerstören,
Eh' das Verderben auf uns niederfuhr!
Kein Zaudern mehr! Ergreift die Waffen schnelle!
Zerschlagt und werft sie stückweis' in die Welle!"

Er ruft's und jene folgen ihm. Durchs Heulen
Des Sturmes brüllt ihr Kampfruf in die Nacht,
Mit Äxten, Schwertern, ries'gen Eisenkeulen
Beginnen sie die unerhörte Schlacht.
Schon trümmern Glieder von den Göttersäulen,
Da fährt der Blitz ins Schiff, der Mast zerkracht,
Bordüber schlägt die Flut, entführt das Steuer,
Und durch die Taue prasselnd saust das Feuer.

So gegen Götter mit den halbverbrannten,
Halbnackten Leibern gleicht ihr Kampf dem Droh'n
Der alten Himmelsstürmer und Giganten,
Wie sie mit Zeus im Zwist vom Pelion
Machtlose Schwerter gegen Blitze wandten.
Doch bald ist's aus. Die nächste Sturzflut schon
Begräbt mit donnerähnlichem Gedröhne
Ins Meer die nordischen Titanensöhne.

Hermann Lingg.

Das alte Fräulein.

„O wie trostlos ist das Leben einer Jungfrau im Greisenhaare! so einsam, so zwecklos, wie nur ein Leben sein kann! Die Blüte ist von den Wangen gewichen, und die geselligen Bande haben sich damit gelockert und endlich gelöst; die Jugendfreunde sind auch alt geworden, abgestorben mitten im Erdengange, oder schlummern bereits im Grabe. Familienbande schlingen sich nicht um ihr Herz, und so steht sie da, allein, wie ein kahler Baum, der keinen Schatten gewährt, auf weiter Heide; sinkt ins Grab unbetrauert, unbeweint, unvermißt und vergessen."

Das sind die Worte, die man hundertfach hört und die leider auch hundertmal wahr sind; aber nur bei denen, welche das Eine nicht besitzen: ein warmes, freundliches Herz, das nie altert, nie versteint. Solch ein warmes, freundliches Herz muß eine seltene Gabe sein, sonst hörte man die obigen Worte nicht so oft; denn wo es immer klopft, und sei der Schlag auch noch so sehr vom Alter gedämpft, da ist es ein Talisman, welcher sicher durchs Leben führt, der das Glück hervorzaubert aus dem fernsten Winkel der Zeit.

„Doch Worte sind Worte und leicht gesagt. Beispiele, Beispiele für die Worte, damit wir sie glauben." Wohlan, ich lade euch ein, ihr Ungläubigen. Betrachtet euch einmal mein altes Fräulein; ich will euch ein naturgetreues Bild von ihr geben. Auf den Namen kommt's nicht an, und somit soll sie „Fräulein Bernold" heißen.

Wie alt Fräulein Bernold sein kann, weiß ich nicht. Sechzehn Jahre lang gehe ich täglich an ihr vorüber, aber sie war immer das „alte Fräulein". Alles an ihr ist alt, und wenn je etwas auf der Welt die Jugend, welche so gerne über das Alter die Nase rümpft, freundlich und

liebend gegen die alte Zeit stimmen kann, so ist es Fräulein Bernold. Die Jugend geht an ihr vorüber und lacht nicht, sondern lächelt mit jenem Lächeln des Herzens, in welchem nicht Spott, sondern Anerkennung liegt.

Fräulein Bernolds Hut und Kleid und Chemisette und alles, was sie anhat, den Strickbeutel am Arme mit eingeschlossen, ist seit undenklichen Jahren das gleiche. Ich weiß nicht, ob der Stoff dieser Kleidungsstücke im Laufe von zwei Jahrzehnten sich jemals erneut hat; sie sind in Schnitt und Farbe immer dieselben; die große Scheibe des Hutes ist nie kleiner geworden; das blendend weiße Krägchen mit langen Zacken war nie weniger breit herausgeschlagen, und dieser braune, in Falten gereihte Mantel war stets braun und in Falten gereiht. Eine Mode hat die andere verdrängt, Fräulein Bernold aber ist einer treu geblieben, und diese eine ist immer nach Jahren in geringer Veränderung wieder zu ihr zurückgekehrt.

Wie es mit des alten Fräuleins Anzug steht, so auch mit ihrem Stübchen. Man kann nichts Älteres sehen, als dieses Zimmer. Das große, geschnitzte Christusbild am Kreuze ist vom Alter gebräunt; in den Weihkessel neben der Thüre hat sie schon die Kinderfinger getaucht; nicht ein Hausgerät stammt aus diesem Jahrhundert. Die Stuhllehnen sind hoch und steif, weit das alte Fräulein überragend; der Überzug des harten Sophas ist aus den verschiedensten, viereckigen Stücklein zusammengesetzt, und jedes bekundet in seinem Muster die alte Zeit. Nicht ein überflüssiger Gegenstand befindet sich im Stüblein; denn das war vor alters nicht der Brauch.

Das Stübchen ist der einzige Raum, den sie bewohnt; dennoch ist ihre Behausung viel größer, und auch teurer, als es sich eigentlich mit ihren Geldmitteln verträgt, denn mein Fräulein ist arm. Doch der Vater, ein Beamter, hatte eine Liebhaberei am Drechseln, und Drechselbank nebst Werkzeug, das ist für sie ein Heiligtum, das ist ihr Vermögen, zwar keines, welches Prozente abwirft, aber das dennoch mit seinen köstlichen, teuren Erinnerungen sich herrlich verzinst und ihr spendet, was manches kalte Herz mit vielem Gelde erkaufen würde: Verjüngung bis zur seligen Kindheit.

So mein altes Fräulein nach außen. „Und liegt darin ein Glück?“ wird man mich fragen. Hört! hört!

Das alte Fräulein geht täglich um neun Uhr zur Messe; aber auf dem Wege dahin wird ihr Herz schon so selig gestimmt, daß es selbst zum Kirchlein wird. Menschenliebe ist sein Altar, auf dem sie der „ewigen Liebe“ ein stündliches Opfer darbringt.

Sie trippelt in ihren glänzend schwarzen Schuhen mit Kreuzbändern,

in ihren blendend weißen Strümpfen dahin, wie ein Täubchen, kommt aber nicht rasch vom Flecke; denn da und dort und hier fliegt ihr ein Gruß entgegen, und das alte Fräulein macht ihre artige, kleine Verbeugung so allerliebst, und schaut so selig und dankbar darein, als wollte sie sagen: „Wie gütig es von euch ist, mich zu grüßen!“ Sie ist keine Plauderin; mit den wenigsten, die ihr so freundlich zunicken, hat sie je ein Wort gesprochen, nur das stille, liebevolle Herz hat die Verbindung geschlossen.

Die Messe ist vorüber, und das alte Fräulein geht nach Hause. Kaum ist sie dort angekommen, so klopft es, und irgend ein Mensch, den sie vielleicht noch nie in ihrem Leben sah, kommt und will etwas, nicht Geld, das besitzt sie nicht, aber ein Hausmittel oder dergleichen. Wieviel Zahn- und Ohrenweh hat sie nicht schon gelindert; und wieviel hundertmal hat nicht erst ihr einfaches Wort getröstet, gestärkt und ermutigt! Wieviel unzählige Nächte hat sie nicht schon am Krankenbette durchwacht, nicht für Geld, nur aus Liebe und für Liebe! Warum wohl wagt es der Allerfremdeste im Städtchen, zu ihr zu schicken, wenn er etwas braucht? O, liegt nicht in der stillen Antwort auf diese Frage das köstlichste Zeugnis für mein altes Fräulein?

Es hat acht Uhr geschlagen, und es ist Zeit zum Nachtgebet. Sie ist gewöhnt, um neun Uhr schlafen zu gehen, und vor vielen Jahren begann sie eine Viertelstunde zuvor die leise Abendandacht. Aber das alte Fräulein hat einen altmodischen Brauch: sie betet für alle Verstorbenen, die sie kannte, und schließt deren Namen ins Nachtgebet ein. Sie führt hierzu ein eigenes Buch, das einzige, das sie je im Leben schrieb; es ist ihr „Album“, ihr Gedenkbuch, aber von ihr als Totenbüchlein bezeichnet. Seit Jahren haben sich die Namen so vermehrt, daß sie nun um acht Uhr beginnen muß, um rechtzeitig fertig zu werden. Das alte Fräulein giebt Liebe, und wer giebt, der empfängt. Es ist wahrlich nicht die Schuld der Menschen, wenn sie diese Liebe nur in der täglich zuströmenden kleinen Münze „Freundlichkeit“ einzieht. Viele Hände und Börsen stünden bereit, ihr zu helfen; aber so arm sie ist, so wenig macht sie von dieser Bereitwilligkeit Gebrauch. Sie darbt, sie hungert, sie friert bei Zeiten; aber sie klagt nicht und nimmt nichts; sie baut auf Gott und spart und weist auf jene, welche noch ärmer sind als sie. Doch nicht immer lassen sich diese Gaben zurückweisen; denn die Liebe kann auch listig sein, und das alte Fräulein hat schon manche derartige List erfahren. Einmal, als der Winter gar hartnäckig und des alten Fräuleins Holzkämmerchen leer war, — ihre Hände zitterten und der Ofen sogar fror, erhielt das alte Fräulein einen Besuch, der so laut und so viel plauderte, daß sie gar nicht hören konnte, was vor der Hausthüre und im Gange vor-

ging. Als dieser sich endlich entfernt hatte — er war eine volle Stunde geblieben —, prasselte es im Ofen, — die Holzkammer war gefüllt, — und eine doppelte Röte — die der Erwärmung und der mit Freude und Überraschung gemischten Scham — stieg auf ihr Wangenpaar. Aber auch Freuden hat das alte Fräulein, Freuden, welche nie versiegen, weil sie aus dem Born der ewigen Liebe fließen.

Wenn der herrliche Sonnenstrahl in ihr Dachstübchen schaut, und der blaue Himmel sich so prächtig wölbt, dann freut sich das alte Herz wie ein junges. Wenn der Lenz die Veilchen aus den Knösplein lockt, dann pflückt sie die Blümchen, wie sie als Kind gethan, und labt sich an ihren Düften. Wenn es nach langer Trockenheit regnet, dann freut sich das gute Wesen, als ob der erquickende Regen auf ihren eigenen Acker falle und die eigenen Halme in die Höhe triebe. Wenn ein glückliches Paar zur Kirche zieht, dann wischt sie sich eine Freudenthräne aus dem Auge, als sei sie selber die Braut. Wenn in des Nachbars Haus die Freude einzieht, so klopft ihr Herz so selig, als zöge das Glück durch ihr eigenes Thor. Und weil sie Anteil an allem nimmt, giebt es für sie ganz eigentliche Freudenzeiten. Sie freut sich am Weihnachtsabend, am Osterfest, wo der Heiland die Kinder zum erstenmale zu seinem Tische ladet, bei den Prüfungen, denen sie mit wahrer Bewunderung beiwohnt, und wenn die Kinder die blauen Preise als Siegestrophäen unter dem Arm tragen.

Freilich bleibt bei so allgemeiner Teilnahme der Schmerz auch nicht aus; aber das alte Fräulein weiß, daß denen, die Gott lieben, alles zum Heile gereicht, und daß, wo er verwundet, auch Heilung kömmt. Dabei wird der Schmerz zur Wehmut und zum Gebete, und das Gebet ist wieder eine Saat der Freude, welche immer gedeiht.

Das alte Fräulein übt noch ein Werk, ach, ein fast tägliches Werk! Wenn einer hinausgetragen wird zum stillen Friedhofe, dann fehlt sie niemals im Zuge. Sie giebt ihm den letzten Gruß; sie betet für ihn und träufelt das Weihwasser auf sein Grab.

Und nun, wer will mein altes Fräulein beklagen trotz Schnee im Haare, trotz Runzeln im Gesicht, trotz Alleinsein und Armut?

Seht nur, wie die Kinder und die Jungfrauen sie lieben, wie jedes Alter sie ehrt! Und wenn auch sie einst daliegt im weißen, jungfräulichen Totenkleide, und wenn man auch sie hinausträgt zur ewigen Ruhestätte, wird da nicht auch ihrem Sarge ein langer liebender Zug folgen, und wird da nicht manches Herz sie vermissen, und mancher Mund noch rufen: „Ach! das gute, alte Fräulein!“

Isabella Braun.

An meinen Sohn.

(Eingeschrieben in ein Exemplar der Divina Commedia.)

Wenn meine letzte Stunde längst geschlagen,
Und dann dein Blick auf meine Gabe fällt,
Gedenke, daß, was diese Blätter tragen,
Gar manche Lebensstunde mir erhellt.

Du wirst zum Mann, zum Fürsten du erblühen,
Dem Ziel nachringend, das ein Gott dir weist;
O möge dann bei Lockungen und Mühen
Dein Geist sich kräftigen an Dantes Geist!

Daß bei des Schlechten Anblick heiß entlodre
In heiliger Entrüstung dein Gemüt;
Den Lohn, der ihm gebührt, dem Edlen, fordre,
Wenn es dein Blick von Neid getreten sieht;

Daß Wille dir und Thatkraft nimmer lasse,
Was du als gut, was du als recht erkannt,
Ob auch die Lust dich lockt, die Welt dich hasse,
Nie feig dem Werk entziehend deine Hand;

Daß sich dein Herz, wie hoch es immer schlage,
In Demut beuge vor des Höchsten Macht,
Und fromme Sehnsucht dich zum Himmel trage,
Zur Klarheit ringend aus der Erdennacht;

Daß truglos in der Kirche heil'gem Dome
Dir leuchte stets der Offenbarung Licht,
Und in der Weltgeschichte ew'gem Strome
Verkündiget dir sei das Weltgericht;

Denn aus des Paradieses Regionen
Reicht rettend uns der Edlen Schar die Hand,
Zeigt Erdenpilgern die errungnen Kronen —
Und führt sie siegreich ein ins beſſ're Land.

Johann, König von Sachsen.

Die Zerstörung von Jerusalem.

Im April des Jahres 70 rückte Titus von Cäsarea aus mit drei Legionen und zahlreichen Hilfsvölkern vor die Stadt; gleichzeitig näherte sich von Osten her eine vierte Legion, die bisher in Jericho gestanden hatte, so daß das gesamte Angriffsheer sich auf mindestens 60 000 Mann belief. Er machte auf dem Berge Skopos Halt, sieben Stadien, d. h. ungefähr $^1/_6$ Meile von der Stadt, von wo sich ihm zuerst der Blick auf dieselbe eröffnete, der bis dahin von den umgebenden Höhen verdeckt ist: ein Anblick, der von jeher in unzähligen Gemütern Gefühle der Andacht und der Bewunderung erweckt hat und noch erweckt, der aber damals durch den Eindruck der unüberwindlichen Festigkeit der Stadt wohl einige Besorgnis in der Brust des Titus erregen konnte.

Der eigentliche Kern der Stadt befand sich auf zwei Höhen, welche, mitten in dem Hochland zwischen Meer und Jordan gelegen, nach drei Seiten, nach Osten, Süden und Westen steil abfielen; das hierdurch gebildete natürliche Bollwerk war noch durch hohe, dicke Mauern verstärkt, welche beide Höhen rings umgaben und nach den genannten drei Seiten hin die steilen Felsabhänge krönten. Beide Höhen waren durch einen jetzt fast ganz verschütteten Einschnitt, das sogenannte Käsemacherthal (Tyropoion), getrennt, über welchen jedoch ein großartiger Viadukt führte. So bildeten die beiden Berge, Moriah im Osten, Zion im Westen, ein jeder für sich gleichsam eine besondere Festung; beide zusammen waren im Osten von dem Thale Josaphat, im Süden und Westen von dem Thale Hinnom umgeben. Auf dem westlichen Berge befanden sich die Paläste des Herodes und des Agrippa; der ganze hier gelegene Stadtteil hieß die obere Stadt und war hauptsächlich von dem reichern und vornehmern Teil der Bürgerschaft bewohnt. Auf dem Berge Moriah stand der Wunderbau des Tempels, den König Herodes mit einer Pracht und Großartigkeit neu aufgebaut hatte, wie sie nicht nur nach der Überlieferung der Juden, sondern auch nach dem bewundernden Ausdruck der Heiden, z. B. des Tacitus, nicht weiter in der Welt zu schauen war; außer den mehrfachen Säulenhallen um den Tempel selbst mit dem Allerheiligsten war der ganze Tempelplatz mit einer Säulenhalle von teils zwei, teils drei Reihen von Säulen in einem Umfange von 3600 Fuß umgeben. Im Norden des Tempels und mit diesem durch eine Säulenhalle verbunden, stand die Burg Antonia, ebenfalls von Herodes gebaut und zu Ehren des Triumvirn Antonius so genannt. Nun waren aber ferner beide Berge durch Mauern miteinander verbunden, die eine im Süden, die andere im Norden; die letztere war von der Nordmauer des Berges Zion in weitem Bogen nach der Nordmauer des Berges Moriah geführt, sie umschloß daher einen weitern besondern Stadtteil und diente zugleich als zweites Bollwerk für einen die Stadt von Norden her angreifenden Feind. Endlich aber hatte sich die Stadt im Laufe der Zeit noch weiter nach Norden hin ausgebreitet, es war jenseits jener zweiten Mauer noch eine sogenannte Neustadt (Bezetha) entstanden, und deshalb hatte schon Herodes noch eine dritte Mauer zu bauen angefangen, die, nachdem früher der Kaiser Claudius ihren Fortbau verboten hatte, jetzt in der Zwischenzeit zwischen dem Beginn des Krieges und der Ankunft des Titus vor der Stadt vollendet worden war und die 25 Ellen hoch, zehn Ellen dick und von 90 Thürmen flankiert war, so daß also ein von Norden her kommender Feind (und nur von dieser Seite war die Stadt angreifbar) nicht weniger als drei Mauern zu überwinden hatte. Der Umfang der ganzen Stadt wird von Josephus auf 33 Stadien, d. h. etwas über

4/5 Meilen, angegeben; die Bevölkerung betrug zur Zeit der Belagerung, wo sie teils durch die Flüchtlinge, teils auch wegen des in den Anfang der Belagerung fallenden Passahfestes größer als gewöhnlich war, nach Tacitus 600 000 Köpfe; nach Josephus freilich würde sie sich, nach den von ihm angegebenen, später anzuführenden Zahlen der bei der Belagerung Gefallenen und Gefangenen zu schließen, noch viel höher belaufen haben.

Noch vor der Belagerung empfing Titus einige Beweise von der Entschlossenheit und Tapferkeit seiner Gegner. Er wurde bei einer Rekognoszierung der Stadt von ihnen überfallen, die ihn begleitenden Truppen wurden in die Flucht geschlagen, und er selbst entging dem Tode oder der Gefangenschaft nur dadurch, daß er sich mit der größten Tapferkeit durch die Feinde schlug. Sodann wurde die von Jericho kommende Legion in dem Augenblick, wo sie ihr Lager auf dem Ölberge aufzuschlagen im Begriff war, durch einen kühnen Überfall überrascht, in die Flucht gejagt und endlich nach schweren Verlusten nur durch die Dazwischenkunft des herbeieilenden Titus gerettet, dem es erst nach einem langen hartnäckigen Kampfe gelang, den Feind zum Stehen zu bringen, und zuletzt auch, ihn in die Stadt zurückzutreiben. Die drei Parteien hatten sich bei der Annäherung der gemeinsamen Gefahr vereinigt; bald nachher freilich räumte Johannes von Giskala den Eleazar durch Meuchelmord aus dem Wege, und hierdurch wurde auch die Eifersucht zwischen ihm und Simon Bar Giora neu angefacht; indes handelten diese beiden, die jetzt die Herrschaft miteinander teilten, wenigstens dem Feinde gegenüber gemeinschaftlich, wenn sie auch fortfuhren, sich, sobald der Kampf gegen diesen einmal ruhte, gegenseitig zu befeinden und sogar mit den Waffen in der Hand zu bekriegen.

Titus schritt nun zur eigentlichen Belagerung. Er ließ den Raum zwischen dem Berge Skopos und der nördlichen Mauer ebnen und vor dieser einen hohen Damm und auf demselben Türme errichten, um von da durch Geschosse die Verteidiger von den Mauern zu vertreiben, während gleichzeitig gegen diese die Sturmböcke herangebracht wurden. Die Juden machten zwar auch jetzt wieder einen Ausfall, wobei sie den Belagerungsapparat durch Feuer zu zerstören suchten; sie richteten aber nichts aus und wurden nach dem tapfersten Kampfe zurückgetrieben. So wurde nach 15tägiger Anstrengung die Mauer zum Sturz gebracht und die Neustadt genommen. Ungefähr in gleicher Weise verlief auch der Kampf um die zweite Mauer, welche nach fünf Tagen erstürmt wurde. Zwar wurden die Römer noch einmal aus den engen Straßen des eroberten Stadtteils vertrieben und genötigt, in die Stellung vor der zweiten Mauer zurückzukehren; nach drei Tagen wurde aber der Angriff wiederholt und nunmehr die gemachte Eroberung auch behauptet.

Hiermit war aber die Belagerung erst zu ihrem schwierigsten Teile, zu den Bergen Zion und Moriah gelangt. Titus ließ durch seine vier Legionen vier hohe Dämme mit Türmen an verschiedenen Stellen errichten, eine Arbeit, die 17 Tage erforderte. Nachdem sie aber vollendet war, wurden die sämtlichen Werke von den Juden durch Feuer zerstört, welches an einer Stelle durch eine Mine, an den übrigen Stellen durch Ausfälle, bei denen die Juden mit der Tapferkeit der Verzweiflung kämpften, angelegt wurde, und hierdurch war für den Augenblick der Mut der Römer so gebrochen, daß sie auf die Hoffnung, die Stadt mit Gewalt zu nehmen, verzichteten und sich anschickten, sie durch Hunger zu bezwingen. Es wurde daher eine dreifache Befestigungslinie um die ganze Stadt in einem Umfange von beinahe einer deutschen Meile (39 Stadien) gezogen, welche durch die Energie der Römer in drei Tagen vollendet wurde, wodurch die bereits in der Stadt herrschende Hungersnot aufs äußerste gesteigert wurde. Alle Jammerscenen, welche die Geschichte von belagerten Städten berichtet, trugen sich jetzt in Jerusalem zu, viele Tausende starben Hungers oder liefen, um dem Hungertode zu entgehen, zu den Römern über, obgleich sie auch hier dem Tode entgegengingen, da Titus in dieser Zeit alle Überläufer, wie Josephus sagt, täglich 500, ans Kreuz schlagen ließ. Allein der Fanatismus der eigentlichen Verteidiger wurde dadurch nicht gebrochen; alle Aufforderungen, welche Titus wiederholt durch Josephus an sie richten ließ, wurden mit Hohn und mit Pfeilschüssen oder Steinwürfen erwidert, und da Titus eine zu lange Verzögerung fürchtete, so ließ er doch noch einmal einen Wall und Turm vor der Antonia bauen; ein nochmaliger Ausfall der Juden scheiterte an der Wachsamkeit der Römer, und so wurde nunmehr nach 21 Tagen neuer Arbeit erst die Antonia, dann eine zweite Mauer, welche mittlerweile von den Juden hinter derselben erbaut worden war, hierauf die äußere Säulenhalle des Tempels und endlich der Tempel selbst, alles Schritt vor Schritt und unter dem hartnäckigsten Widerstande der Juden erstürmt. Der ganze Stadtteil auf dem Berge Moriah wurde den Flammen preisgegeben, auch der Tempel, dieser, wie Josephus sagt, wider den Willen und den lebhaften Wunsch des Titus, während freilich nach einer andern, wahrscheinlich von Tacitus herrührenden und deshalb glaubhaftern Nachricht Titus selbst in einer vorher gehaltenen Beratung sich für die Zerstörung des Tempels entschieden hatte, damit, wie es dort heißt, mit ihm der Aberglaube der Juden und Christen mit der Wurzel ausgerottet würde.

Noch war das Werk nicht vollständig gethan. Simon Bar Giora und Johannes von Giskala hatten sich auf den Berg Zion geflüchtet, wo sie den Widerstand fortsetzten. Vergebens versuchte jetzt Titus selbst in einer Unterredung die Juden zur Unterwerfung zu bringen, vergebens

bot auch Josephus seine Überredungskünste wieder auf; noch einmal müssen Wälle und Türme erbaut werden, und erst nach neuer 18tägiger Arbeit gelang es den Belagerern, die Mauer niederzuwerfen und in die Stadt einzudringen, im Monat September, nach einer fast fünfmonatlichen Belagerung. Und nun war auch endlich der Mut der Belagerten völlig gebrochen. Die Römer zogen ungehindert ein, sengend und plündernd und alles, was ihnen in den Weg kam, mordend; die Straßen strömten von Blut, während zur Seite die Häuser in Flammen standen, und so wütete das Zerstörungswerk fort, bis Titus am andern Tage selbst in die Stadt kam und verkünden ließ, daß nur die, welche sich widersetzten, getötet, die übrigen gefangen genommen werden sollten. Indes änderte auch dies nicht viel in der Sache. Die Alten und Schwachen wurden nachher doch getötet; die unter 17 Jahren wurden als Sklaven verkauft, die übrigen teils in die ägyptischen Steinbrüche geschickt, teils als Gladiatoren verwendet, teils für den Triumph aufgespart. Simon und Johannes verloren ebenfalls beim Eindringen der Römer den Mut; sie verkrochen sich in die unterirdischen Gänge, von denen auch die Berge von Jerusalem durchschnitten waren, fanden aber den gehofften Ausgang nicht und stellten sich daher, von Hunger getrieben, endlich den Römern, von denen sie im Triumph aufgeführt und dann der eine getötet, der andere zu ewiger Gefangenschaft verurteilt wurde. Die Zahl der im ganzen Kriege Gefangenen wird von Josephus zu 97 000, die der während der Belagerung Umgekommenen zu 1 100 000 angegeben; nach Tacitus und Sueton sollen im ganzen Kriege 600 000 getötet worden sein. So verließ Titus Jerusalem und das ganze früher so volkreiche und blühende Land als eine Einöde; einige kleine, feste Plätze, die noch in den Händen der Juden waren, wie Herodium, Machärus und Masada, wurden in den beiden folgenden Jahren genommen und das Land dann als Eigentum des Kaisers verkauft; um es zu bewachen, wurde eine Kolonie von 8000 Veteranen in Emmaus, $^3/_4$ Meilen von Jerusalem, angesiedelt.

Karl Peter.

Eine Stätte heil'ger Freuden.

Eine Stätte heil'ger Freuden
Steht das neue Gotteshaus,
Und die frommen Glocken läuten
In die Lande weit hinaus.

Eine Gottesburg gegründet,
Voller Anmut steht sie da,
Wie ein Licht, das angezündet
Für die Pilger fern und nah.

Willst du Licht auf deinen Wegen,
Willst du Trost für deinen Schmerz,

Willst du Kraft auf harten Stegen,
Nahe nur, du Christenherz!

Er, dein Hirt, ist ja zugegen,
Und eröffnet ist sein Herz;
Hier ist Liebe, Gnade, Segen,
Hier ist Wonne selbst der Schmerz.

Heil'ges Haus, sei uns gegrüßet,
Gottes Haus im Erdenthal,
Das uns Not und Tod versüßet,
Sei gegrüßt viel tausendmal!

Franz Alfred Muth.

Raphaels Kindheit und Knabenalter.

1483—1495.

In den umbrischen Gebirgen, und zwar den östlichen Ausläufern der Apenninen, liegt auf einem hohen, ringsum freistehenden Berge die Stadt **Urbino**, im 15. Jahrhundert Hauptstadt eines selbständigen Herzogtums und Residenz des Fürsten **Friedrich von Montefeltro** und — nach dessen Tode, 1482 — seines Sohnes **Guido Ubaldo**. Wie die Wege zur Stadt steil emporgeführt sind, so sind es alle Straßen in ihr, noch jetzt — bis auf eine ganz kurze Stelle — für Wagen unzugänglich. Zu dem kunst- und prachtreichen Schloß, das Herzog Friedrich gebaut, fügte Guidobaldo auf dem Gipfel des Berges, hoch über Schloß und Stadt, ein festes Kastell, da bürgerliche Unruhen ihn veranlaßt hatten, einen sichern Rückhalt sich zu schaffen.

Ein dichter Eichenwald breitete seine tiefen Schatten über die Ostseite des Berges, während üppige Wiesen die übrigen Abhänge deckten. Der Eichenwald ist fast ganz gelichtet, die Wiesen haben sich großenteils in Gärten verwandelt, aus denen freundliche Häuser hervorblicken; die Zwingburg ist gefallen und öde, und nur einsame Karmeliter-Mönche, die am Eingange zu ihr in stillen Klosterzellen hausen, wandeln dort im hohen Gras und bauen zwischen den zerfallenen Mauern Kohl und Carciofi[1] und die freudespendende Rebe, heimgehend einer nach dem andern in die noch stillere Behausung, ohne Nachfolger in der verlassenen Zelle, bis der letzte von ihnen sein eigenes Grab sich gräbt und dem heranwachsenden Geschlecht des verjüngten Italiens es überläßt, Leben aufgehen zu lassen an der Stelle, über welche es, vom Geist der Gegenwart gedrängt, den Tod verhängt hat.

Welch ein Rundgemälde thut sich auf dieser Höhe vor unsern Augen auf! Zu unsern Füßen die Stadt mit ihren Türmen und Kuppeln, dem Palast, den von allen Seiten des Berges in die Tiefe sich hinabziehenden

[1] Artischocke.

Straßen; dunkles Waldgebirge ringsumher — weit und breit keine Ortschaft, kein Dorf, kaum ein vereinzelter Weiler — hie und da auf der Spitze eines Hügels die Trümmer einer Burg, oder im Dickicht der Waldung die glänzenden Mauern eines Klosters, von dessen stillen Bewohnern und deren frommer Beschäftigung bis jetzt noch die helltönende Gebetsglocke die Kunde über die Thalschluchten und weithin von Berg zu Berg trägt.

Wie einsam ist die Gegend! und wie einsam muß sie in frühern Zeiten, selbst noch im 15. Jahrhundert gewesen sein, wo zwar die Ritterburgen noch standen und bewohnt waren, wo aber an der Stelle der breiten und gut erhaltenen Straßen, die jetzt nach allen Seiten hinab- und hinausgeführt sind, nur schmale Saumpfade zu der Bergstadt leiteten!

Aber über das nahe Waldgebirge schweift der Blick in die Ferne, zu den oft noch im Sommer mit Schnee bedeckten Höhen, die der Gegend das Gepräge einer Alpenlandschaft geben. Berge hinter Bergen erheben sich in wechselvollem, wellenförmigem Linienspiel, in immer duftigeren Farben; man glaubt in ein hochaufgeregtes und in der Aufregung festgebanntes Meer zu sehen, aus dem hie und da eine Felseninsel emporragt und in welchem wir selbst auf smaragdgrünem Eiland wohnen. Im Südosten steigt aus der Tiefe der Berg auf, an dessen Fuß der Paß von Furlo das Thal des Metaurus schließt; daran reihen sich die Berge Di Cadria, S. Diego und der Monte Negrone, dessen lang verborgen gehaltene Schätze an Steinkohlen und Petroleum die jüngste Zeit endlich ans Licht gebracht; vor den glühenden Abendhimmel legt sich mit dunkelvioletten Schatten das Gebirge der Carpegna, während die beiden Sassi di San Simone, die ehemaligen Grenzsteine zwischen Toscana und dem Kirchenstaat, weiter im Südwesten vom Streiflicht der untergehenden Sonne vergoldet werden, und in weiter Ferne über die nordwestlichen Gebirge die hohe Felsenstadt des Freistaates San Marino ihr umstrahltes Haupt in die Luft hebt; unmittelbar aber vor uns und hinter Urbino in derselben Richtung der Monte Cesano in tiefe Abendschatten sich hüllt.

In dieser mit Naturschönheiten reich ausgestatteten, von der Außenwelt aber wie durch eine unübersteigliche Ringmauer nach allen Seiten abgeschlossenen, stillen und kleinen Bergstadt ward am 6. April des Jahres 1483 dem Maler G i o v a n n i S a n t i, der seit ungefähr einem Jahr mit M a g i a, der Tochter des Kaufmanns B a t t i s t a C i a r l a zu Urbino, verheiratet war, ein Knabe geboren, den die Eltern unter den Schutz des Erzengels Raphael stellten und auf dessen Namen taufen ließen, und den die Natur aus der Fülle ihres Reichtums mit den seltensten Gaben beschenkt und die göttliche Fügung erkoren hatte, durch die vollkommensten Werke der Kunst Mit- und Nachwelt zu erfreuen und bei allen Völkern

der Erde einen unsterblichen, hochgefeierten Namen zu gewinnen. Eng und steil ist die Gasse und klein darin das Haus, in welchem die Wiege des beglückten Knaben stand, aber frisch und kräftig die Bergluft, die er atmete, treu und sorgsam die Pflege, in der er an liebender Mutterbrust aufwuchs. Nur Liebe, Güte und Frömmigkeit sah das erwachende Auge und Herz im harmlosen Familienkreise, dem außer den Eltern noch eine Schwester des Vaters, Santa, und — freilich nur auf kurze, vom Tode abgekürzte Frist — ein Brüderchen und zwei Schwesterchen angehörten. Schön, wie die Umgebung der Stadt mit ihren grünen Thälern und blauen Bergen, ist die Bevölkerung, vornehmlich Frauen und Kinder, und so konnte auch die Außenwelt auf des Knaben Sinne und Gemüt die wohlthuendsten Wirkungen hervorbringen.

Noch steht das Haus, in welchem Raphael geboren, in der Contrada del Monte zu Urbino wohlbehalten, und ist durch eine lateinische Inschrift als solches bezeichnet, die ein späterer Besitzer, der Architekt Muzio Oddi von Urbino, um 1635 daran hat anbringen lassen. Diese lautet:

> In diesem kleinen Hause ist der unsterbliche herrliche Maler Raphael am 8. April 1483 geboren. Ehre darum, o Fremdling, den Namen und den Genius dieses Ortes! Wundere dich nicht!
>
> Oftmals spielt im Menschengeschick die göttliche Fügung,
> Schließt in dem winzigsten Raum Großes und Herrliches ein.

Die ersten Kunsteindrücke aber erhielt er in der Werkstatt des Vaters, der ein thätiger und vielbeschäftigter Künstler war. Vasari sagt von ihm, daß er ein guter Hausvater, der seine Kinder zu rechtschaffenem Lebenswandel angeleitet, nicht aber ein ausgezeichneter Künstler gewesen. Die Jetztzeit fällt ein günstigeres Urteil über ihn, und ich bin der Ansicht, daß Raphael die Vorzüge, durch die er sich von seinen Mitschülern bei Perugino unterscheidet, und die ihn vor ihren Fehlern bewahrten, hauptsächlich den Eindrücken zu danken hat, die er in frühester Jugend in der Werkstatt seines Vaters erhalten.

Ob Raphael, wie einige wollen, schon thätigen Teil genommen an den Werken des Vaters, läßt sich sicherer bezweifeln als nachweisen. Genug, daß wir erkennen, was von des Vaters Geist auf ihn übergegangen, und welche Richtung er zuerst würde eingeschlagen haben, wenn er seine Lehrjahre unter der Leitung seines Vaters hätte zubringen können. Es war ihm dies nicht beschieden, und dieser wie noch mancher andere Schmerz sollte ihn frühzeitig mit dem Ernst des Lebens bekannt machen. Am 7. Oktober 1491 hatte er seine überaus liebreiche und geliebte Mutter durch den Tod verloren, und schon am 25. desselben Monats war ihr sein Schwesterchen ins Grab gefolgt. Noch vor Ab-

lauf eines Jahres, am 25. Mai 1492, hatte sich sein Vater wieder verheiratet mit Bernardina, der Tochter des Goldarbeiters Pietro Parte zu Urbino, und Raphael mußte sehr bald inne werden, daß er mit ihr keinen Ersatz für die verlorene Mutter erhalten habe. Das sollte ihm erst recht fühlbar werden, als ihm auch der Vater am 1. August 1494 durch den Tod entrissen wurde und er in seinem elften Jahre, unter Vormundschaft seines Oheims (väterlicherseits), des Priesters Don Bartolommeo Santi, der Obhut seiner Stiefmutter überlassen war.

Wir sind ohne alle Nachricht, auf welchen Wegen und durch wen nach des Vaters Tode Raphaels unzweifelhaft schon an den Tag getretenes Talent weiter gepflegt und entwickelt worden. Wir werden nicht irren, wenn wir voraussetzen, daß der Knabe mit Eifer aufgesucht und mit Fleiß betrachtet hat, was Urbino an Kunstwerken enthielt, mehr noch, daß er sich um die Bekanntschaft der daselbst beschäftigten Künstler wird bemüht haben.

Wir haben leider keine Arbeiten Raphaels, die mit unumstößlicher Gewißheit seiner Knabenzeit zugeschrieben werden könnten. In dem Skizzenbuch, dessen Blätter in der Akademie zu Venedig aufbewahrt werden, und von denen einige vielleicht noch aus frühester Zeit stammen, finden sich noch verschiedene Studien nach älteren Meistern, nach architektonischen Ornamenten und Gliederungen, ferner Landschaften, Häuser- und Städte-Ansichten — so von Urbino mit Schloß und Dom — und einzelne charakteristische Figuren aus dem Leben. Jedenfalls war sein Talent schon bei des Vaters Tode so unverkennbar, und seine Neigung zur Kunst so entschieden, daß an die weitere Ausbildung gedacht werden mußte.

Indes scheint weder seine Mutter noch sein Vormund die Angelegenheit sich sehr zu Herzen genommen zu haben; dagegen nahm sich sein Oheim, S i m o n e d i B a t t i s t a C i a r l a, der Bruder seiner Mutter, des verwaisten Knaben mit großer Liebe und treuer Fürsorge an, so daß ihn nachmals Raphael in allen seinen Briefen „Teuerster, gleich einem Vater“ („Carissimo quanto padre“) angeredet hat. Da zu der Zeit ein junger Künstler nur in der Werkstatt eines Meisters seine Ausbildung fand, so war es zunächst des treuen Oheims Sorge, eine den Fähigkeiten und der Entwicklungsstufe seines Pfleglings entsprechende Wahl zu treffen. Unter den Malern in Urbino und der Umgegend mochte ihm keiner genügen; selbst T i m o t e o V i t i, der 1495 als ausgelernter Künstler nach Urbino zurückgekehrt war, mochte ihm nicht hinlängliches Vertrauen einflößen, da er eben erst am Eintritt seiner Laufbahn stand. Daß Raphael als Urbinate der umbrischen Schule treu bleiben müsse, scheint dem Oheim selbstverständlich gewesen zu sein, sowie,

daß er dorthin sich zu wenden habe, wo sie sich frei von den Mängeln entfaltet hatte, die an den Meistern der Heimat, selbst dem Vater Raphaels, noch gehaftet. Unter diesen Umständen konnte die Wahl nicht lange schwankend bleiben. Von den Meistern der umbrischen Malerschule hatte zu dieser Zeit keiner einen so weit verbreiteten Ruhm und so viele Aufträge, als Pietro Vannucci von Citta della Pieve, und da er um jene Zeit in Perugia sich niedergelassen und viele junge Künstler als Schüler bei sich aufgenommen, so kam auch Oheim Ciarla mit dem Vormund Don Bartolommeo Santi überein, das überraschend sich entfaltende Talent Raphaels dem Meister in Perugia anzuvertrauen.

Wer in sich — und wär' es im bescheidensten Maße — das Glück des künstlerischen Schaffens empfunden, wem es nur einigermaßen gelungen, das, was Aug' und Herz im Leben und in der Natur erfreut, nachzubilden, daß es mit dem Schein der Wirklichkeit vor ihm steht; oder gar, Gestalten aus der Erinnerung oder aus der Phantasie auf das Blatt oder die Tafel überzutragen; ja, wer selbst nur aus der Betrachtung fremden Lebens die Wonne kennt, mit der ein erwachendes Talent seinen Erstlingsversuchen sich hingiebt: der wird sich in die Seele des beglückten Knaben versetzen können, dem, was er unternahm, ohne Mühe und Fehler gelang, dem die Hand folgte, wie der Fittig dem Vogel, zum Erstaunen und zur freudigen Bewunderung aller, die es sahen. Aber er weiß auch, daß ein unbefriedigter Drang das Talent vorwärts treibt, daß der Erfolg seiner Thätigkeit ihm nie oder nur unvollkommen genügt, und daß sich damit das Verlangen nach Unterweisung regt und zur Begierde steigert, der Kenntnisse und Fertigkeiten der Erfahrenen teilhaft zu werden. Wie lebhaft muß diese Sehnsucht in dem Knaben Raphael gewesen sein, der noch in späteren Jahren, wo er längst das Entzücken der Welt geworden, von sich sagte, daß er einem Ideal nachstrebe, ohne es erreichen zu können! Wie groß muß seine Freude gewesen sein, als sein Oheim ihm den Entschluß mitteilte, ihn zu einem Meister in die Lehre zu geben! und wie mag er gejubelt haben, da er erfuhr — kein anderer, als der bedeutendste von allen, die er nennen gehört, den schon sein Vater hoch gepriesen, dessen Name durch das ganze umbrische Land von Mund zu Mund getragen, von jeher sein Herz mit tiefer Achtung und ahnungsvoller Sehnsucht erfüllt, kein anderer als Meister Pietro in Perugia solle sein Lehrer werden und sei bereit, ihn in seine Schule aufzunehmen!

Zum erstenmale erschloß sich vor den Augen des zwölfjährigen Knaben die weite Welt. Denn wenn er auch mit seinem Vater vielleicht in Cagli gewesen, als dieser dort beschäftigt war: — unendlich weiter

wurde der Horizont bei dem Hinblick auf eine Reise nach der fernen, an Kirchen, Palästen und Kunstwerken reichen Hauptstadt Umbriens, dem Mittelpunkt einer weitausgebreiteten und vielgerühmten Kunstthätigkeit. — Dazu aber kam noch ein Umstand, der einer neuen Heimat einen besondern Reiz für ihn verlieh. Das Leben im väterlichen Hause war durch Unfreundlichkeit der Stiefmutter und durch den beständigen Hader derselben mit seinem Oheim Vormund ihm gründlich verleidet, und er ergriff froh und dankbar die Hand, die ihn aus demselben zu andern Menschen, in eine andere Umgebung führen wollte.

Obgleich alle Nachrichten über die Zeit dieser Übersiedlung Raphaels von Urbino nach Perugia fehlen, so ist doch mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß die Oheime ihren vielversprechenden Neffen nicht lange ohne Lehrer gelassen haben, daß die Wahl eines solchen mithin schon im nächsten Jahre nach des Vaters Tode stattgefunden habe. Und so wollen wir uns denn im Geiste zurückversetzen an den sonnenhellen Frühlingsmorgen des Jahres 1495, an welchem der zwölfjährige Raphael, das Herz voll beseligender Hoffnung, seine erste Wanderschaft zu beginnen, die Schwelle des Vaterhauses überschritt und das Pferd bestieg, das ihn und seine Habseligkeiten, in Gesellschaft seines treuen Oheims Ciarla, in die neue Heimat tragen sollte. Auch wir geben ihm das Geleit auf der Ausfahrt in die Zukunft, die in glänzenden Farben vor ihm lag, und in die er die heiligsten Schätze des Lebens mit sich nahm: ein frommes Gemüt, ein unverdorbenes Herz, das Gedächtnis innigster Mutter- und Vaterliebe und Begeisterung für den Beruf, zu dem ihn Gott mit den köstlichsten Gaben aufs reichste ausgestattet.

Wir folgen ihm auf dem Wege, der an Werken seines Vaters vorüberführte, aus denen er noch einmal seine Seele stärken konnte mit der Erinnerung an die belebenden Eindrücke der vergangenen Jahre, und in der Kraft der Verehrung und Liebe, in der er aufgewachsen, und darin er einen Hort und Haltpunkt finden sollte für sein ganzes Leben.

Am Bernhardinerkloster von Urbino vorüber windet der Pfad sich ab- und aufwärts zu dem hochgelegenen Minoritenkloster Monte Fiorentino, in dessen Kirche die Grabkapelle der Pianini das Altargemälde von dem Vater Santi erhalten, von dem uns noch heute die lieblichsten Engelköpfchen bezeugen, daß Raphael bei ihnen eingekehrt und ihre Züge sich tief ins Herz geprägt, so daß sie ihm auch später, so oft er den Himmel aufschließt mit seiner Kunst, mit denselben Mienen immer wieder entgegenlächeln.

Über Castel Durante (dem heutigen Urbania) im Thale des Metauro führt der Weg über Acqualagna nach Cagli, wo wiederum ein Denkmal von des Vaters Kunstthätigkeit des Sohnes Schritte hemmt

und zu der Kirche des hl. Johannes (jetzt des hl. Dominikus) lenkt, die Fresken wieder aufzusuchen, die er als neunjähriger Knabe hat entstehen sehen, und in denen der Vater wiederum so gar freundliche und schöne Engel gemalt, daß er sie wohl gern als Seelengeleit mit auf die Wanderschaft genommen.

Von Cagli aufwärts gegen Cantiano beginnt eine etwas öde Landschaft, deren Armut an Naturreizen wetteifert mit der Dürftigkeit der Bewohner und der Wohnungen, bis man durch einen hohen, felsigen Engpaß nach Gubbio gelangt, das von der Höhe am südwestlichen Abhang der Apenninen in das weite, wohlbebaute und fruchtbare Tiberthal hinabschaut.

Immer näher dem ersehnten Ziele, mußte der junge Wanderer harte Geduldproben bestehen. In ermüdenden Windungen steigt der Pfad aufwärts, täuschend immer eine neue Höhe als die letzte vorspiegelnd, bis man die wirklich letzte erstiegen, von der aus man in weiter Ferne auf lichter Höhe in unbestimmten Umrissen eine Stadt sieht. Es ist Perugia! Endlos wie das Aufsteigen scheint der Weg hinab ins Thal. Endlich ist man am Fuße des Berges, auf dessen Gipfel und in dessen Thaleinschnitten Perugia sich ausbreitet. Jetzt sieht Raphael die Mauern der Stadt, die Türme darüber, die Häuserreihen und die Gärten an den Abhängen rechts und links; jetzt reitet er durch das Thor in die Stadt, in der seine nächste Zukunft, vielleicht sein ganzes Leben mit all seinen Hoffnungen und Bestrebungen beschlossen lag — gewiß nicht ganz ohne Bangigkeit, wie er aufgenommen, wie er selber sich zurechtfinden werde in der fremden Welt. Hat er sie empfunden, so hat sie ihn rasch verlassen beim Eintritt in die Werkstatt des Meisters, dem er nun in Vertrauen, Gehorsam und Liebe angehören sollte.

Man braucht nur einmal in das Angesicht Peruginos, wie es Raphael in der Schule von Athen gemalt, gesehen zu haben, in diese Züge voll Wohlwollen, Güte und Verstand, um zu wissen, daß er mit väterlicher Herzlichkeit den neuen Zögling willkommen geheißen, und daß er mit dem ersten Blick auf ihn das leuchtende Gestirn erkannt habe, das in ihm der Kunst aufgegangen. Beglückt durch das gütige Entgegenkommen des hoch und innig verehrten Mannes, war Raphael sogleich voll Vertrauen, Hingebung und Liebe, wie er sie sein ganzes Leben hindurch treu bewahrt und bewiesen hat. Auch von seinen künftigen Genossen mit Freundlichkeit begrüßt, fühlte er sogleich sich heimisch, und in Betrachtung der angefangenen Werke und der Studien ringsum ging ihm — wo nicht der Himmel, doch — ein Leben voll Seligkeit auf.

Ernst Förster.

Ave Caesar, morituri te salutant!

„Heil, Cäsar, dir! dich grüßen, die da sterben!"
So ruft der Gladiatoren rauher Chor;
Gleich wird der Sand mit ihrem Blut sich färben
Im Tod sich noch ein Lächeln zu erwerben,
Stellt sich die Schar dem Imperator vor.

Im weiten Rund mit vollgedrängten Sitzen
Türmt sich der Cirkus auf ins Himmelblau,
Der Pöbel kürzt die Zeit mit blut'gen Witzen
Und fünfzigtausend Römeraugen blitzen
Voll Mordbegier nach der ersehnten Schau.

Ein Wink, da stürzen die geübten Schlächter
Den nackten Leib ins blut'ge Schwerterspiel;
Der Zagende stirbt unter Hohngelächter,
Doch Beifallsdonner lohnt den schönen Fechter,
Der malerisch im Todeskampfe fiel.

Entmenschtes Rom! zur Wollust ist das Morden,
Die Menschenschlächterei zur schönen Kunst,
Das Sterben zum Theaterspiel geworden,
Und Nero rührt mit schmelzenden Accorden
Die Zither sich zur nächt'gen Feuersbrunst.

Doch sieh, was führt man heut' für Gladiatoren
Der Schaubegier des lieben Pöbels vor?
Nicht Parther sind, nicht Perser heut erkoren,
Nicht blonde Jünglinge am Rhein geboren;
Heut' ist's ein ungewohnter Fechterchor.

Sind hier nicht Greise, die zum Kampf sich rüsten
Nicht Mägdlein, hold ihr Haupt in Scham gesenkt?
Nicht Frauen, mit dem Säugling an den Brüsten?
Merk auf, o Rom, heut' sterben deine Christen,
Die Neros Güte dir zum Schauspiel schenkt!

Still zieh'n sie ein im wallenden Gewande,
Mit sanftem Schritt, gleich einer Priesterschar;
Sie steh'n im Rund, nun fallen ihre Bande,
Sie knieen nieder in des Cirkus Sande,
Ihr Psalm ertönet fremd und wunderbar.

Sie grüßen ihren Cäsar, doch nicht jenen,
Der in die Hand sein finstres Haupt dort stützt,
Nein, einen, der, umjauchzt von Harfentönen,
Hoch ob der Erde blutigen Arenen
Als Friedefürst in goldnen Wolken sitzt.

„Heil, Christe, dir! dich grüßen die da sterben,
Kurz ist der Kampf und ewig ist der Lohn!
O selig, wer um deine Krone werben,
O selig, wer dein himmlisch Reich darf erben!
Nimm unsre Seelen auf, du Gottessohn!"

Sie schau'n um sich und schauen mit Entzücken
Den edlen Zeugenkreis, der sie umringt:

Nicht jenen, der mit mordgewohnten Blicken
Im weiten Cirkus, voll bis zum Erdrücken,
Wie eine Riesenschlange sie umschlingt, —

Nein, Engel sind's, die sich herniederneigen,
Ein lichter Kreis, ein strahlenvoller Kranz,
Mit Kronen winken sie, mit Palmenzweigen,
Kopf drängt an Kopf und Reigen sich an Reigen,
Bis er verschwebt im goldnen Himmelsglanz. —

Numid'scher Leu, nun schüttle deine Mähne,
Die Lämmer Christi schrecket nicht dein Zorn;
Spring an aus deinem Käfig, o Hyäne,
Du Königstiger, wetze deine Zähne,
Zermalme kecklich Christi Weizenkorn! —

Zehn blut'ge Leichen schleift man aus den Thoren,
Doch zwanzig derer, die sie sterben sah'n,
Sie haben morgen schon zum Kreuz geschworen.
Aus Blut wird Christi Kirche neu geboren,
Und jeder Sturm facht frische Flammen an.

Karl Gerok.

Ostende.

Als geschichtlich merkwürdig darf man Ostende nicht besuchen. Höchstens die merkwürdige Belagerung ist nennenswert, die es 1601—1604 von den Spaniern aushielt, an die es sich endlich ergab. Dann unter der spanisch-österreichischen Herrschaft kam für Ostende eine kurze Glanzperiode durch die Errichtung der berühmten Handelskompanie, die in kurzer Zeit den Seehandel im riesigen Maßstabe emporbrachte, bis die „pragmatische Sanktion“, um die Gunst der Holländer zu erkaufen, es tot machte. Erst seitdem es zum zweiten Hafen von Belgien erhoben ist, der Zug der Reisenden von und nach England großenteils über Ostende geht, und vornehmlich durch die Seebäder, gewinnt es wieder an Bedeutung. Es ist eine bedeutende Festung, tüchtig durch Wälle und Gräben geschützt, daher nicht von angenehmer Umgebung. In der Stadt selbst ist nun völlig nichts Merkwürdiges, es ist eben alles glatt und viereckig, wie es bei einer Stadt von heute sein muß.

Was aber den Landgeborenen anzieht und auf was er vor allem zueilt, das ist das Meer. Schon weit hinter dem Wall, ohne noch etwas zu sehen, vernimmt man das dumpfe Brausen. Noch ein paar Treppen und vor den Augen liegt das unendliche Element — ein ergreifender Anblick. Ein breiter Damm, wohl tausend Schritte lang, streckt sich unmittelbar am Meere hin, so daß die Wellen weit heraufschlagen. Er verläuft auf der einen Seite in die Sanddünen, ist auf der andern durch den Leuchtturm und das tief ins Land geschnittene Hafenbassin abgeschlossen und gewährt vornaus den freiesten, auch nicht

durch ein Inselchen unterbrochenen Ausblick. Man fühlt es hier sehr entschieden, daß man am Ende des Festlandes und an der Pforte des großen Elementes ist, das Weltteile trennt und wieder verbindet — und es ist ein eigentümlich erhebendes Gefühl. Die See, von heftigem Westwinde bewegt, ging hoch, weit draußen zogen einige Schiffe vorüber, streifenweise warfen Wolkenzüge ihre Schatten darauf, sonst beleuchtete sie die Sonne. Es hat einen eigenen Reiz, das Spiel dieser gewaltigen Wellen in der Nähe zu beobachten; ein weit vorgeschobener Eichenrost gab die beste Gelegenheit dazu. Da bildet sich eine Welle, scheinbar ganz gelassen anschwellend, allmählich kräuselt sich der Kamm zu weißem Schaum, nun bekömmt der ganze Schwall das Übergewicht und stürzt in tausend schäumenden Wirbeln in sich zusammen, die nun an jedem festen Gegenstand emporzischen oder, wo ein solcher fehlt, in die nächste Welle verlaufen, um ihre Schwungkraft zu vermehren. Hat man das Spiel an einer Stelle beobachtet, so zieht nun der ganze lange Faden, den die Welle oft unabsehbar weit bildet, die Aufmerksamkeit auf sich, wie sie steigt, aufschäumt und verschwindet. Und nun die tausend und tausend Wogen in unermüdlicher Bewegung, eilend, rauschend, sich überwerfend, immer und immer wieder sich erneuernd — es ist kein Wunder, wenn es dem ungewohnten Landbewohner schwindlig, fast unheimlich zu Mute wird vor dieser Welt ruheloser Bewegung. Überblickt man nun das ganze Feld, das Unermeßliche dieses Treibens, so kommt es einem fast vor wie die Fahrt eines unabsehbaren Heeres, in langen Schlachtreihen hintereinander herjagend; im Vordergrund erblickt man noch die ganze Zeile, weiter zurück ragen nur noch die Gewaltigen mit krausem Helmbusch empor, dahinter ein zitterndes Gewoge, das sich endlich in der Ferne in eine platte Linie verliert, an der nur noch hie und da ein Lichtblitz des zurückgeworfenen Sonnenstrahles die Bewegung verrät. Ganz eigentümlich ist die Farbe des Wassers, so ganz anders als ich es im Adriatischen Meere gesehen hatte. Dort war sie hochblau, hier am Strande eigentümlich spielend zwischen grau, grün und gelb, weiter hinaus dunkler, an der Grenze des Sehkreises, besonders wo das helle Sonnenlicht darauffiel, entschiedener grün, doch schwärzlich. Es wechselt jedoch, besonders bei halbbewölktem Himmel, alle Augenblicke die Farbe in zarten Übergängen, und dies, nebst den Schönheiten des ruhenden oder bewegten Elementes an sich, macht den poetischen Reiz der See und der Seelandschaften vorzüglich aus. In der nächsten Nähe hören die landschaftlichen Reize der See übrigens auf. Es fehlt hier an einem Felsenufer, an dem die Wogen mit Macht sich brechen, es fehlt an buschigen Buchten, in denen das Wasser sich lieblich zur Ruhe legen könnte, die glatten, weißlichen und spärlich bewachsenen Dünen haben etwas Ein=

förmiges. Aber man hat doch hundert neue Dinge zu beobachten: die tausend und tausend Muscheln, die einmal ein Leben beherbergten und nun leer und verbraucht im Sande liegen; die tausend und tausend andern, die zwischen den Steinen mit Seegras und animalischen Säften zu einem unentwirrbaren Geflechte zusammengebacken und halb versteinert festsitzen, und die tausend und tausend lebendigen Wesen, die die Ebbe zurückläßt oder eine Woge an den Strand spült. Wie erstaunt man über den ungeheuren Haushalt, der sich allein in dieser kleinen Welt offenbart, und wie wird man zur Anbetung des Schöpfers gestimmt! „Alles harret auf dich, o Herr, und du giebst ihnen Speise zur rechten Zeit. Du öffnest deine Hand und erfüllest alles Lebende mit Segen!“ — Wenn man das alles im einzelnen ein wenig betrachtet hat — denn satt sehen kann man sich sobald nicht —, so lockt der Leuchtturm am nördlichen Ende des Dammes zu einem Überblick im großen. Der Turm selbst hat nichts Besonderes. Er ist eine starke, aufgemauerte Säule, innen hohl, oben eine Laterne tragend. Diese ist ein merkwürdiges Stück, denn durch künstliche Reflexe soll sich hier das Licht siebenhundertmal verstärken und zehn Stunden weit in die See sichtbar machen lassen. So weit ungefähr reicht der Horizont, den man überschaut, im Süden ist Dünkirchen der letzte sichtbare Ort; landeinwärts sieht man noch deutlich die Türme von Brügge. Sonst kann man vom Seewesen hier nicht besonders viel neue Begriffe bekommen; es lagen nicht eben viel Schiffe im Hafen, denn die Handelsschiffe suchen wohl meistens Antwerpen, die Transport- und Reiseschiffe gehen ab und zu. Das vorzüglichste Geschäft ist der Verkehr mit Dover, der die kürzeste Linie nach England macht.

Eigentümlich aber ist der Anblick der Seebäder oder vielmehr der Badegäste und ihres Treibens. Am Damm ist der Corso von Ostende; hier ist den ganzen Tag ein munteres Treiben von Spaziergängern, Essern und Trinkern, vornehmlich gegen Abend. Hier haben sich auch die Freunde der Menschheit, die man Gastwirte nennt, etabliert, und zwar, wie die Gäste klagen und wie man sich bald selbst überzeugt, nicht auf gemütliche, dem Deutschen zusagende Weise. Es sind vornehme Salons, die man meistens nur gegen Abonnement betreten kann, geputztes Volk, das hier seine gesellige Unterhaltung pflegt, und steifes Wesen ohne Salz, das kaum der Anblick des ewigen Meeres zu würzen im stande ist. Auch sonst wissen die Leute sich die Lage zu nutze zu machen; es sind überall Stühle und Bänke bereit, dich aufzunehmen; kaum hast du dich aber zum Sitzen verlocken lassen und genießest nun gemütlich die Gottesgabe der schönen Natur und schwärmst in Ahnungen des jenseitigen Landes, als dich eine Stimme vom Diesseits höflich um zehn Centimes bittet als Sitzpreis. Andere sind Verkäufer von Siebensachen, Eselhalter,

Badekarrenbesitzer, kurz Leute, die ihr Profitchen zu machen suchen, was ihnen am Ende nicht zu verdenken ist.

Noch ein Wort über die Einrichtung der Seebäder selbst. Der gewöhnliche Standpunkt der Badenden ist oben und unten am Damm in offener See. Hier stehen eine Menge Badekarren zur Verfügung. Sie bestehen aus einem einfachen Wagen und einem kleinen Häuschen darauf, in dem man sich aus- und anziehen kann. Auf einen Wink wird ein Rößlein vorgespannt und die Maschine ohne weiteres ins Wasser gezogen. Eine Stiege hinten am Häuschen läßt nun ins Meer steigen, wo man sich in anständiger Badekleidung nach Herzenslust tummeln kann. Der Strand senkt sich sehr allmählich in die Tiefe, darum kann man ohne Gefahr ziemlich weit hineinspazieren. Es fehlte nicht an Seehelden, die selbst heute bei dem mörderischen Wind und den hohen Wellen sich mit dem Wasser herumschlugen. Gar behaglich wird es schwerlich gewesen sein. Im Trockenen aber trieb sich junges und altes Volk, zu Fuß und zu Esel, im Frack und in der Bluse heiter herum und war vergnüglich mit anzusehen.

Ich aber, nachdem ich mir alles ruhig beschaut, zog mich an ein stilles Plätzchen zurück und lauschte eine gute Zeit dem Chorale der Wogen, die ihrem Schöpfer lobsingen, feierlich wie der Donner in der Wolke! Mirabiles elationes maris, mirabilis in altis Dominus! Das Meer in seiner Unermeßlichkeit, Unerfaßbarkeit ist ein Spiegel des Unendlichen, wie das weite Firmament.

Alois Meßmer.

Jugend ist die Zeit der Saat.

Jugend ist die Zeit der Saat,
Merk es dir bei Zeiten.
Bald heran das Alter naht,
Rasch die Jahre gleiten.

Laß nicht öde, dürr und brach
Ruhen deinen Acker,
Geh der Arbeit emsig nach,
Schaff und pflüge wacker!

Jugend ist die Zeit der Saat,
Alter sammelt Garben;
Höre drum auf guten Rat,
Willst du einst nicht darben!

Friedrich Beck.

Sitten und Bräuche der Baarer.

Von den Sitten und Gebräuchen der alten fürstenbergischen Grafschaft Baar, worin Donaueschingen den Hauptort bildet, ist zwar vieles

schon abgekommen und erloschen, doch lebt noch ein Teil davon so charakteristisch im Volke fort, daß er wohl verdient, beschrieben zu werden — gleichsam als ein Denkmal ehrwürdiger Überreste, aus welchen wir schließen mögen, wie solid, wie reich und eigentümlich jenes Volksleben einst gewesen.

Wenn schon in der Bauart der Wohnungen zwischen der Baar und dem Walde merkliche Verschiedenheit sich kundgiebt, so wird man auch in andern Beziehungen zwischen den Bewohnern der beiden nachbarlichen Gegenden solche Verschiedenheit finden. Der Baarer ist kräftiger, derber als der Waldbewohner, doch weniger rührig, nicht so spekulierend als jener. Trägt man auch den Einflüssen von Boden, Klima, Lebensweise u. s. w. die gebührende Rechnung, so wird man im allgemeinen bei dem Wäldner den keltischen, bei dem Baarer den alemannischen Stammescharakter erkennen.

Den natürlichen Verhältnissen nach waren die Bewohner der Baar angewiesen auf die Pflege des Ackerbaues, den sie auch bis auf den heutigen Tag in vollem Umfange betrieben haben. Der Schwarzwälder aber trieb vorzugsweise Viehzucht, Wiesenbau und Holzhandel, bis mit zunehmender Bevölkerung sich jene industrielle Thätigkeit in Uhrmacherei und Strohgeflechten entwickelte, deren Produkte heute fast auf der ganzen Erde bekannt sind.

Beachtet man, daß seit uralten Zeiten ein bedeutender Teil des Waldes mit der Baar in Gaugenossenschaft verbunden gewesen, so wird man es leicht erklärlich finden, daß bei aller Verschiedenheit des Volkscharakters, der Lebens- und Erwerbsweise dennoch Sitten und Anschauungen viel Übereinstimmendes haben mußten. Namentlich zeigte sich das religiöse Leben überall gleichmäßig verwachsen mit dem häuslichen wie öffentlichen.

Der Anfang des Tages und der Arbeit waren begleitet mit Sprüchen und Segnungen, die auf ein höheres in und außer dem Menschen deuteten.

Kein Bauernknecht, auch nicht der roheste, betrat des Morgens die Stube ohne den Gruß „Gelobt sei Jesus Christ" und ohne sich, nachdem er die Hände gewaschen, mit Weihwasser zu besprengen. Mit einem „in Gottes Namen" begann der Säemann sein Tagwerk, und mit dem Wunsche „jetzt walt Gott und unsere liebe Frau" verließ er den Acker nach geschehener Arbeit. — Mit den Worten „Glück im Stall" betrat man in fremden Wohnungen den Viehstall, und fand man irgend ein Stück zu loben, so geschah es nicht ohne den Zusatz: „Ein schön Stück Vieh, b'hüt's Gott."

Am Palmsonntage tragen die Kinder grüne Palmen zur Kirche, um

sie daselbst einsegnen zu lassen und sodann neben dem Hofgute aufzupflanzen, als Abwehr gegen Blitz und Ungewitter. Geweihte Kräuterbüschel, nachdem sie von jungen Mädchen vor den Altar gebracht worden, schmücken den Stall und schirmen das Vieh vor Krankheiten.

Wenn am Sankt-Agatha-Tage das Hausgesinde am Küchenherde einen Rosenkranz betete, so geschah es, weil diese Heilige als Schützerin gegen Feuersgefahr verehrt und angerufen wird.

Am Sankt-Thomas-Tage pflegten die Mädchen jedweden Hauses den sogenannten „Durchsitz" zu halten, das heißt, sie durchwachten die Nacht in geselligem Vereine, wobei sie spannen und abwechslungsweise geistliche Lieder sangen, bis der Morgen tagte. Und gewiß, es war ein schöner Gebrauch, wenn in der heiligen Nacht die Hirten betend um den Stall gingen und sodann den Tieren Futter aufsteckten. Noch bis heute blieb es in der Stadt Villingen üblich, daß um jene Zeit in Mitte der Nacht die Hirten ihre Reigen blasend durch die Straßen der Stadt ziehen. Und wie sinnig, wenn zur Sommerszeit eine ganze Gemeinde, den Allmächtigen um Schutz und Segen bittend, durch die grünwallenden Saatfelder zieht, voran der Geistliche mit der Fahne des Friedens!

Eigentümlich und stattlicher war der Anblick des „Öschrittes", eines Bittganges durch die Markung, der aber nur von berittenen Männern abgehalten wurde. Wie alles bei solchen Dingen in lobenswürdiger Ordnung geschah, so trugen bei dem Öschritt die Verheirateten den blauen Tuchrock, die ledigen jungen Männer das rote Wollenhemd, während den Buben nur der weiße Zwilchkittel zustand. Wenn dann der also geordnete Zug nach vollbrachtem Ritt dem heimatlichen Dorfe wiederum nahte, so warteten seiner die zurückgebliebenen Mütter mit ihren Kindern auf den Armen; und nun war es eine Lust für die Kleinen, wenn sie, vom Vater zu sich aufs Roß gehoben, den Weg bis zur Kirche und von da zum Hause im Sattel machen durften.

Als besonderes Kinderfest am Ende der Winterschule galt von alters her der Gregori-Tag, welcher den Kleinen eine je nach Kräften reich besetzte Tafel, sowie auch eine gemeinsame Lustbarkeit brachte. Weil jedoch die Glücksgüter dieser Erde ungleich ausgeteilt, jedwedes Geschöpf aber ein Anrecht zu unschuldiger Lebensfreude in sich trägt, so zogen bei diesem Anlasse die Ärmeren mit bebänderten Stäben vor die Thüren der Vermöglichern, in Reimen und Sprüchen eine kleine Gabe heischend. Schon im vierzehnten Jahrhundert verschönerte die Gattin Heinrichs VIII. von Fürstenberg dieses Fest durch eine Stiftung, infolge deren man heute noch an diesem Tage weißes Brot an arme Kinder der Gemeinde Donaueschingen austeilt.

Von verschiedenen religiösen Vereinen mag allein der sogenannte

„Marianische Rat“ hier erwähnt werden. Dieser Rat bestand aus elf Volksältesten von anerkannter Ehrenhaftigkeit. Zum Vorstand, Präfekten, hatte er den jeweiligen Vogt. Seine Aufgabe aber war, in Verbindung mit dem Geistlichen die Kirchenordnung und Kirchenzucht, überhaupt die Sitte zu handhaben, denn selbst auf Aburteilung von Felddiebstählen und ähnliche Vergehen dehnte sich seine Befugnis aus. Diesem Kollegium angeschlossen war der jetzt noch bestehende Verein der „Geheimnis-Jungfrauen“, die, gelobend, in unbescholtenem Wandel und Sittlichkeit die heiligste Jungfrau Maria zum Muster zu nehmen, an kirchlichen Prozessionen und feierlichen Aufzügen das Bildnis der Mutter Gottes festlich geschmückt trugen, und mit brennenden Kerzen und sinnig gemalten Schildern in den Händen begleiteten.

Wenn auf solche Weise sittlicher Ernst und religiöse Anschauung in dem Thun und Lassen des Volkes überall ausgeprägt sich zeigte, so war die ganze Lebensweise doch entfernt nicht kopfhängerisch. Es fehlte durchaus nicht an Anlässen zu heiteren Lebensgenüssen. Zur Kirchweih und Fastnachtszeit, bei Hochzeiten und Kindtaufen, bei Festen und Spielen aller Art war es, wo auch diese Seite der menschlichen Natur ihre Rechte geltend machen durfte.

Begeben wir uns einmal mit der muntern Jugend auf den Tanzboden. Es ist zwölf Uhr mittags. Im Zuge, voran die Spielleute, begeben sich die Paare ins Wirtshaus. War es ein heiterer Tag, so ließ sich die ganze Tanzgesellschaft wohl auch einmal verlocken, vom Tanzboden weg einen Ausflug ins Freie zu machen — dieses hieß das „Ausziehen“. Auf eine nahe gelegene Wiese zog das junge Volk unter dem Schall der Instrumente. Nachdem die Spielleute sich auf eine Bank postiert, begann der Ländler, und auf dem grünen Platz drehten sich munter die Paare. Aber jetzt, nachdem, angelockt durch Musik und lauten Jubel, jüngere Frauen, ihre Kinder auf dem Arme, herbeigekommen und zuschauend die Tanzenden umstanden, geschah das „Wechseln“, eine Sitte, die eine anmutige Rücksicht der Mädchen gegen die jungen Frauen in sich schloß. Mitten im Tanze wurde innegehalten. Jedes Mädchen führte ihren Tänzer einer der zusehenden Frauen zu, nahm ihr das Kind vom Arme und unterhielt sich mit dem Kleinen, während die Mutter nun den Reigen antrat.

Der Tanz selbst hatte mancherlei Abwechslung und Eigentümliches: da war der Hahnen- und der Hammeltanz, sodann die sieben Sprüng', welche man nach dem Rythmus gewisser, von den Tanzenden gesprochenen Verse ausführte.

Die löbliche Sitte der Landleute, sich in selbstgefertigte Leinwand zu kleiden, hatte damals den ausgedehntern Anbau des Hanfes und

Flachses zur Notwendigkeit gemacht, und die Zubereitung dieser beiden Erzeugnisse, bevor sie in die Hände des Webers kamen, war fast ausschließliches Geschäft der Hausfrauen.

Wenn im Oktober im Freien das Geschäft des „Hanfbrechens", bei einer eigens hierzu gebauten Feuerstätte, die je einer Familie abwechslungsweise zur Benutzung zustand, vorgenommen wurde, so halfen, außer den bestellten „Lohnbrecherinnen", noch angesehene Bauerntöchter mit, welche man „Ehrenbrecherinnen" nannte. Kam nun während dem Geschäfte ein bekannter junger Mann vorüber, so beeilte sich ein Paar der Mädchen, ihm zuvorzukommen. Jede trug eine Handvoll feiner Reisten (gebrochenen Hanf), mit welchen sie dem Ankömmling den Weg bestreuten, sprechend:

„Es reist ein schöner Herr wohl übers Land,
Wir hoffen, er hab' einen großen Verstand;
Wir wollen ihm streuen in Ehren,
Er wird uns auch was in die Reisten verehren!"

Der Angesprochene, um sich loszukaufen, langt in die Tasche, reicht den schalkhaften Brecherinnen das kleinste Geldstück, welches er bei sich trägt, und spricht:

„Weil ihr mir die Ehre erweiset
Und mich gar einen Herren heißet,
So will ich mich nicht länger wehren,
Und euch diesen Kronenthaler in die Reisten verehren!"

Die Mädchen unter Scherz und Lachen:

„Dieser Kronenthaler ist viel zu klein,
So zahlen arme Bäuerlein;
Die Herren spenden immer mehr,
Drum gieb uns noch einen Zwölfer her."

Und keiner war je so ungalant, daß er nicht den schönen Drängerinnen mehr gespendet hätte. Reiche Bauernsöhne gaben sogar nicht selten in der That einen Kronenthaler, selbst mehr, vorausgesetzt daß ihnen die „Reisten" und diejenigen, welche sie gestreut, gut gefielen.

Den Schluß des ländlichen Geschäftes machte jedesmal ein Schmaus, welchen die Hausfrau ihren Helferinnen zum besten gab — und als Beweis, daß diese stets einen guten Appetit von der Arbeit mitzubringen pflegten, mag das alte Sprichwort gelten: „Er hat Hunger wie eine Brecherin." Während dem Ehrenmahl erschienen die ledigen Bursche des Ortes, jeder mit einem Stecken (Stab) in der Hand, und indem sie sich vor das Haus postierten, unterhielten sie sich durch die offenen Fenster mit den essenden Mädchen in der untern Stube. War das Essen vorüber,

so stellten sich die Bursche in Spalier vor dem Hause auf, mit vorgehaltenen Stäben — und wenn die Mädchen heraustraten, um nach Hause zu gehen, so mußte sich jede die Begleitung eines der galanten Stabhalter gefallen lassen.

Durch einen sinnigen und bedeutsamen Brauch zeichnete sich das allgemeine Kirchweihfest aus. Hatte der Hausherr das Jahr hindurch Ursache, mit seinen Dienstboten zufrieden zu sein, so wurden während der Kirchweihe die Rollen gewechselt. In langen Reihen saßen die Dienstboten zu Tische, bedient vom Meister und der Meisterin, welche sich bestrebten, aufzutragen und zu kredenzen, was nur Küche und Keller Gutes in sich schlossen.

Ein sinniger Brauch fand alljährlich beim Frühlingsanfang statt. Die Kinder gingen paarweise in den Häusern umher; eines von ihnen war in Stroh gehüllt und stellte den Winter, ein anderes, mit einem Tannenbäumchen in der Hand, den Frühling vor. Abwechslungsweise wurden Sprüche hergesagt und zuletzt trieb mit Schlägen der Frühling den winterlichen Gast zur Thüre hinaus.

Waren aber die schönen Lenztage wirklich gekommen, dann pflegte die erwachsene Jugend allsonntäglich hinauszuziehen nach den grünenden Matten, auf ihren bunten Teppich, sich zu tummeln in Spiel und Lauf. Mit dem Mai aber hörte dies „Brühlrennen“ auf; von jetzt an war das Betreten der Wiesen bis zur „Heuet“ nicht mehr erlaubt.

Der Rebbau und das fröhliche Herbsten sind dem Landwirte der Baar unbekannt, denn auf seiner Hochebene gerät der Rebstock nicht mehr. Dafür aber feiert der Baarer den Schluß seiner Getreideernte mit dem frohen Feste der „Sichelhänge“. Ist die Frucht geschnitten, sind die Garben glücklich eingeheimst, so werden die verbrauchten Sicheln an den Nagel gehängt, dem Geber alles Guten der Dank dargebracht, dann aber bei Wein und Schinken ein Gutes gethan, um im heitern Kreise der gehabten Arbeit zu vergessen.

Werden diese flüchtigen Umrisse nicht schon erkennen lassen, wie trefflich unsere Vorfahren es verstanden hatten, jedem Vorkommnisse des Lebens eine heitere oder bedeutsame Seite abzugewinnen, und wie weit wir in diesem Stücke samt unserer modernen Bildung und Weltsitte hinter ihnen zurückgeblieben?

Lucian Reich.

Lob des Flachses.

Wohl hat der Sommer sich zum Kranze
Manche Blüte zart gewoben;
Aber Flachs, die mildste Pflanze,
Muß ich doch vor allen loben.

Blauen Himmel ausgestreuet
Hast du über dunkle Auen,
Deine milde Schönheit freuet
Die gleich zart geschaffnen Frauen.

Weiches Grün den Stengel zieret,
Blüte trägt des Himmels Helle;
Leis' vom Westhauch angerühret,
Wogt sie sanft in blauer Welle.

Ist die Blüte dir entfallen,
Zieht man dich aus dunkler Erden,
Darfst nicht mehr im Westhauch wallen,
Mußt durch Feu'r zu Silber werden.

Und die Hand geschäft'ger Frauen
Rührt dich unter muntern Scherzen;
Klar wie Mondschein anzuschauen,
Bist du teuer ihrem Herzen.

In dem blanken Mädchenzimmer,
Leis' berührt von zartem Munde,
Schön verklärt von Sternenschimmer,
Wird dir manche liebe Stunde.

Nächtlich in des Landmanns Hütte,
Wo ein flammend Holz die Kerze,
In viel muntrer Mägdlein Mitte,
Bist du bei Gesang und Scherze.

Draußen brausen Sturm, Gespenster;
Wandrer wird der Sorg' entladen,
Sieht er hinter hellem Fenster
Heimisch deinen goldnen Faden.

Zarten Leib in dich gekleidet,
Tritt das Mägdlein zum Altare;
Liegst, ein segnend Kreuz, gebreitet
Schimmernd über dunkler Bahre.

Bist des Säuglings erste Hülle,
Spielest lind um seine Glieder;
Bleich in dich gehüllt und stille
Kehrt der Mensch zur Erde wieder.

Justinus Kerner.

Die Pyramiden.

Um ganz von vorn anzufangen, wollen wir uns denken, wir treten aus einem der Hotels an der Esbekieh, der weiten grünen Anlage in Kairo, und sind natürlich augenblicklich umringt von einem Schwarm schreiender Eselsjungen, die mit ihren schönen starken Tieren sich um uns drängen und uns fast über den Haufen rennen, bis wir eines davon ergriffen haben. Wir galoppieren in die Stadt, in die engen, krummen, aber reinen Gassen zwischen Häusern guter, altarabischer Architektur mit

geschlossenen Fenstern und Balkons, und durch ein unerschöpflich buntes Treiben orientalischen Lebens. Es geht unterm Hals der Kamele weg, die, in langer Reihe beladen daherschwankend, die enge Gasse fast ausfüllen, und ein Stock wird vorgehalten um alles Randeln an Mauerecken und Kamelslasten zu vermeiden. Bazarstraßen, die durch Tücher überspannt sind und kühl bleiben, auch am heißen Tag; Wasserträger, die die aus ihrem glänzend nassen Schlauch mit geworfenem Wasser den Staub ewig wieder niederschlagen; Moschee an Moschee, rot und weiß in die Quere gebändert mit dem zierlichen Tropfsteingewölb überm Portal und den schlanken Minarets, die immer neu, immer wechselnd mit der Form und Zahl ihrer Rundbalkons, sich darüber erheben. Durch die Bazars der Schuster und Waffenschmiede und über den weiten Platz von Sultan Hassans großer Moschee reiten wir endlich zur Citadelle hinauf, durch die geschlossenen Räume von Thor zu Thor, in denen einst die Mamelucken[1] niedergemacht wurden. Wir verlangen nach dem ersten Anblick der Pyramiden, und wenn wir hinaustreten auf den Wall vor der neuen Alabastermoschee, die jetzt imponierend oben steht, da wird uns ein Anblick von eigentümlich ernstem Zauber.

Tief unter uns liegt die Stadt in ihrem abendlichen Duft, aus dem mehr als dreihundert Minarets auftauchen, und weiter das Blitzen des Nils — aber gleichwohl bleibt unser Auge gewiß nur jenseits haften, wo über der ansteigenden, hellgelben Wüste die gleichfarbigen Pyramiden von Gizeh schweben, zauberhaft, geheimnisvoll, nicht wie Menschenwerk, denn jenes Gebiet, die Wüste, gehört ja nicht den Bewohnern des grünen Feldes, sondern eher wie Bollwerke, welche die Wüstengeister gegen uns errichtet haben, um ihre Wüste wild und frei zu halten.

Gewiß können wir den Morgen kaum erwarten, wo wir durch stille Gassen und Felder — denn der orientalische Tag wacht nichts weniger als früh auf — hinausreiten nach Alt-Kairo. Die Segelbarke nimmt uns und unser Reittier auf und trägt mit leichtem Wind aufwärts über den breiten, mit Barken gesäumten Strom. Es geht oben an der Nilinsel Rhoda vorbei, auf der ein indischer Park, Ibrahims verwilderte Gärten, dessen leichte Gartenpaläste überragt. Aber für jetzt ist uns der ganz gemeine Palmenwald lieber, in den wir jenseits eingehen, mit den kurzen, staubigen Büschen seiner Wipfel, denn es ist derselbe, der südwärts, dort freilich schöner, die Stätte von Memphis überzieht. Beim Verlassen desselben stehen die Pyramiden vor uns, groß, schön, mit vollkommen scharfen Kanten. Man merkt nicht, wie fern sie noch sind. Aber wenn wir allmählich näher reiten durch grünes Feld und Nilsumpf, wenn die

[1] Leibwächter des Sultans.

nackten Beduinen von Gizeh uns durch die tieferen Lachen der Überschwemmung auf dem Rücken getragen haben, dann lösen sich diese scharfen Kanten zu immer gröberen Sägen auf. Und wenn wir unser Tier vollends hinantreiben durch den tiefen Sand, dann liegt gar nur eine unförmliche Masse roter Stufenblöcke vor uns. Ist das alles? fragt man. Und wenn wir die kleinen Ameisen von Menschen nicht zum Maß nehmen, die wir auf halber Höhe oder oben sehen, so werden wir erst im Steigen inne — einmal, daß diese Stufen keine Treppe für uns sein wollen; jede hat über zwei Fuß Höhe, so daß es unangenehm hohe Schritte braucht, um sich aufwärts zu schwingen, wenn wir in der Zertrümmerung nicht leichter Fuß fassen — und weiter, daß dieser Stufen über zweihundert sind. Endlich oben, findet sich statt der Spitze eine unebene Plattform von zerschundenen Blöcken, alles der schöne gelbe Mokattamstein vom arabischen Gebirg drüben.

Wir übersehen oben das frühlingsgrüne Nilthal, scharf geschieden von der gelben Wüste, auf deren ersten, felsigen Hebung unsere Pyramiden stehen — den Palmenwald von Memphis, und jenseits Kairo, fern mit den Hunderten seiner Minarets und namentlich schön und feenhaft die neue Alabastermoschee der Citadelle, die ihre Kuppel zwischen den zwei wunderfeinen Stiften ihrer Minarets hoch darüber trägt. Hinter uns steht die zweite Pyramide, die von oben herab noch ein Stück ihrer glatten Bekleidung übrig hat. Sie verdeckt uns die dritte, beträchtlich kleinere. In dem Sandfeld umher klaffen in langen Reihen, größer oder kleiner, die Gräber, welche einst den Hofstaat dieser Könige aufnahmen. Im Süden nilaufwärts ragen die großen Pyramiden von Sakkarah, Daschur ꝛc.

Wie konnte dieser König, auf dessen Grab wir sitzen, es wagen, dieses nach einem Grundplan zu beginnen, der die Arbeitskraft von hunderttausend Menschen, wie Herodot berichtet, dreißig Jahre lang in Anspruch nahm? Konnte er denn wissen, wie lange er leben würde? Und wenn er starb, wem wäre dann eingefallen, das Werk für ihn zu vollenden? Dann hatte er ja möglicherweise gar nichts, trotz aller aufgewandten Mittel? Die Antwort auf diese Frage ist eines der Ergebnisse der preußischen Expedition. Nämlich aus der Untersuchung der zahlreichen größeren und kleineren halbzerstörten Pyramiden nilaufwärts ergiebt sich, daß die Pyramiden nicht von unten nach oben, sondern von innen nach außen gewachsen sind. Um den Kern einer ersten, mäßigen Pyramide, die in sechs oder acht großen Stufen sich aufbaut, wurden, wenn die Zeit reichte, immer neue Stufenmäntel umgelegt. Man findet die schönsten polierten Wände oft mehrfach hintereinander unter den jüngeren Steinschichten, mit denen der Bau erweitert wurde.

Wenn der König starb vor der Vollendung, dann war die Aufgabe für die Seinen nicht allzugroß, jene Stufen zur Pyramidalform auszufüllen, die äußere Bekleidung umzulegen. Oder die Pyramide konnte in ihrer Stufenform bleiben, wie die große von Sakkara drüben, an der wir sechs Absätze unterscheiden. Jedenfalls war das Grab gesichert. Der Bau ist immer innen am besten, nach außen roher, eiliger.

Wir müssen nun herab, um ins Innere zu steigen. Man darf nicht in allzuraschen Schwung kommen abwärts, denn schon Unterschiedliche sind zu Tode gestürzt.

Der Eingang ist in der Mitte der Nordseite — die ganze Pyramide nämlich ist vollkommen genau nach den Himmelsgegenden gerichtet — und in einiger Höhe über dem Boden. Zwei paar ungeheure Blöcke stemmen sich gegeneinander pyramidal, um die Last über dem Querblock zu tragen, der den Eingang deckt.

Also folgen wir, möglichst eng zusammengefaltet und dennoch mit dem Rücken an die Decke stoßend, dem vier Fuß hohen und kaum so breiten Gang, der schief abwärts führt, fast bis zur Grundlinie des Baues. Er endet in einen wahren Abgrund, wie es aussieht beim schwachen Lichtschein, nämlich die Zerstörung, die von den Schatzgräbern der Kalifen angerichtet wurde, als sie im weitern Vordringen durch Granitmassen sich gehemmt fanden, um die sie herumbrechen mußten. Der Gang, den wir herabkommen, setzt sich in gleicher Richtung durch den Felsen in jene unterste Grabkammer fort, die sicherlich auch die älteste war. Lassen wir den, und folgen wir dem andern, der im selben Winkel, aber aufwärts nach innen führt, gleich boshaft nieder und eben nur weit genug, um den Sarkophag hindurchzuzwängen. Bis hierher, bis zur Vereinigung des Gangs von unten und des Gangs von oben, mußte schon die älteste Anlage reichen, und nur das zurückgelegte Stück könnte möglicherweise späterer Ansatz sein. Also wir kriechen aufwärts zwischen glattpolierten Blöcken, haarfein gefügt, bis unser enger Gang plötzlich so hoch wird, daß wir kaum die Decke noch sehen. Es ist die sogenannte große Galerie, deren Wände in überrückenden Stufen nach oben allmählich zusammentreten. Wo sie anhebt, um unsern Gang in derselben Richtung nach innen aufwärts fortzusetzen, geht der wagrechte Gang ab nach der sogenannten Königinkammer. Es war das Gemach der Leichenfeier, genau unter der senkrechten Achse der Pyramide. Lassen wir auch dieses und folgen wir durch ein Vorgemach und unter granitner Fallthüre durch in die hohe Königskammer.

Die Granitwände glänzen im Schein der vielen Lichter. Die Beduinen, die wir nun einmal nicht los werden, kauern alsbald im Kreis und führen mit Gesang und Händeklatschen eine höllische Musik auf,

während ihr graubärtiger Schech mit den albernsten Gebärden in der Mitte tanzt. Der zerschundene, schmucklose Sarkophag von klingendem Stein, wenn man anschlägt, steht in einer Ecke.

Durch die ganze Pyramide führt ein Luftzug von zwei Seiten in diese Kammer, wo es sonst natürlich nicht auszuhalten wäre. Es ist ohnedies sehr heiß und der aufgeregte Staub in den Gängen nichts weniger als erquicklich. Über der Kammer sind noch sechs enge Räume, deren letzter seine Decke aus zusammengestemmten Granitblöcken bildet, alles, um die ungeheure Last zu tragen.

Julius Braun.

Der große Krebs im Mohriner See.

(Volkssage.)

Die Stadt Mohrin hat immer acht,
Guckt in den See bei Tag und Nacht:
Kein gutes Christenkind erleb's,
Daß los sich reiß' der große Krebs!
Er ist im See mit Ketten geschlossen unten an,
Weil er dem ganzen Lande Verderben bringen kann!

Man sagt: er ist viel Meilen groß
Und wend't sich oft, und kommt er los,
So währt's nicht lang, er kommt ans Land:
Ihm leistet keiner Widerstand.
Und weil das Rückwärtsgehen bei Krebsen alter Brauch,
So muß dann alles mit ihm zurückegehen auch.

Das wird ein Rückwärtsgehen sein!
Steckt einer was ins Maul hinein,
So kehrt der Bissen vor dem Kopf
Zurück zum Teller und zum Topf!
Das Brot wird wieder zu Mehle, das Mehl wird wieder Korn —
Und alles hat beim Gehen den Rücken dann nach vorn.

Der Balken löst sich aus dem Haus,
Und rauscht als Baum zum Wald hinaus;
Der Baum kriecht wieder in den Keim,
Der Ziegelstein wird wieder Leim,
Der Ochse wird zum Kalbe, das Kalb geht nach der Kuh,
Die Kuh wird auch zum Kalbe, so geht es immerzu!

Zur Blume kehrt zurück das Wachs,
Das Hemd am Leibe wird zu Flachs,
Der Flachs wird wieder blauer Lein
Und kriecht dann in den Acker ein.
Man sagt, beim Bürgermeister zuerst die Not beginnt,
Der wird von allen Leuten zuerst ein Päppelkind!

Dann muß der edle Rat daran,
Der wohlgewitzte Schreiber dann;
Die erbgeseff'ne Bürgerschaft
Verliert gemach die Bürgerkraft.

Der Rektor in der Schule wird wie ein Schülerlein,
Kurz eines nach dem andern wird Kind und dumm und klein.

Und alles kehrt im Erdenschoß
Zurück zu Adams Erdenkloß.
Am längsten hält, was Flügel hat;
Doch wird zuletzt auch dieses matt:
Die Henne wird zum Küchlein, das Küchlein kriecht ins Ei,
Das schlägt der große Krebs dann mit seinem Schwanz entzwei.

Zum Glücke kommt's wohl nie so weit!
Noch blüht die Welt in Fröhlichkeit:
Die Obrigkeit hat wacker acht,
Daß sich der Krebs nicht locker macht.
Auch für dies arme Liedchen wär' das ein schlechtes Glück:
Es lief vom Mund der Leute ins Tintenfaß zurück.

Aug. Kopisch.

Murmeltierjagd. Mankei-Passen.

Es war Anfang Oktober im Jahre 1840, als ich am Funtensee an der Grenze des Steinernen Meers zum erstenmale auf ein Murmeltier oder Mankei, wie sie im Berchtesgadenschen heißen, zu Schuß kam. Nach einer erfolglosen Gemsbirsche erfuhr ich bei der Rückkehr zur Holzhütte von dem Träger, daß er in der Nähe des Sees an einem Gehänge Mankein gesehen habe. „Kinnts leicht oas schieße heunt," sagte er, „weil 's Wetter so fei' is, bal Enk 's Hi'hoka nit verdrießt!" Das war mir sehr lustig zu vernehmen, denn welcher Jäger wäre nicht vor allem begierig, ein Wild zu schießen, welches die wenigsten kaum einmal gesehen haben. Ich ließ mir den Platz möglichst genau angeben und machte mich sogleich auf den Weg. Die beschriebenen großen Steine und zerstreut herumliegenden Felsblöcke waren bald gefunden, und ich sah auch ohne vieles Suchen mehrere Röhren des Baus, an einigen frisch gescharrt und Geröll und Erde herausgeworfen. Es galt also, einen geeigneten Platz zu finden, um die begangensten Röhren zu überschauen, und Geduld im „Hi'hoka". Während ich da und dort probierte, wie es taugen könnte, bemerkte ich eine kleine Mauer aus aufeinander gelegten Steinen gebaut und erkannte bald, daß diese als Schirm den Jägern wohl schon gedient hatte. Es waren einige Löcher zum Durchschauen angebracht und man konnte an der Seite mit der Büchse leicht und ungesehen in Anschlag kommen. So setzte ich mich an und war voller Hoffnung, da eine herrliche milde Luft (mit gutem Wind) wehte und die Sonne freundlich schien. Etwa nach einer halben Stunde zeigte sich unter dem ziemlich weiten Eingang der einen Röhre ein junges Mankei, kam heraus, setzte sich auf die Hinterbranten wie ein Hund, der aufwartet, und blieb so mehrere Minuten vollkommen unbeweglich, als wäre es ein ausgestopftes

Kabinetsstück. Dann aber wendete es sich, lehnte sich an einen Stein, über den es wegsehen konnte, und gegen den See hinunter, und fing nun an wiederholt zu pfeifen, daß der dickhaarige Bauch wackelte. Dann plötzlich mit einem Ruck war es wieder in der Röhre, kam nach einiger Zeit abermals hervor und verschwand nach einigem Pfeifen wie das erste Mal. „Ja, wenn's nur nicht ein so junger Grasteufel wär'," dachte ich, „so wollte ich gerne anzünden." Als es aber ziemlich lange nicht mehr erschien, da beschloß ich doch, wenn es wieder käme, nicht zu zaudern, denn die Jahreszeit war schon vorgerückt und waren vielleicht die letzten Tage, daß ein Mankei aus dem Baue ging, und ich wollte gar gerne einmal Mankeizähne, wenn auch nicht erster Qualität, erbeuten, um sie am Uhrgehäng zu tragen, wie man es bei Gebirgsjägern oft sieht. Es ist mit solchen Dingen nicht eigentlich wegen des Schmuckes, daß man sie haben will, sondern wegen des Erzählens, wenn einer gelegentlich fragt, was das für Zähne seien; denn im Erzählen macht man die Jagdscenen immer wieder durch, und handelt es sich um einen seltenen Fall, so bemerkt man gerne, wie die andern begierig oder auch neidisch zuhören. Das junge Mankei kam wirklich noch einmal und nun nahm ich die Büchse fein zusammen, denn ich wußte, daß man den Kopf treffen müsse, weil das Tier, wenn es nicht auf dem Fleck erlegt wird, in den Bau schlieft und dann verloren ist. Der Finger lag schon so am Dupfer, daß ich dachte, jetzt müsse es knallen, als das Mankei wie der Blitz verschwand und ich fast erschrak, es könne der Schuß noch losgehen. Doch glücklicherweise geschah es nicht und ich wollte eben die Büchse vom Backen nehmen, als ich mit Verwunderung den ganzen Eingang der Röhre mit Pelz sich ausfüllen sah und aus diesem wie aus einer Wildschur der graue Kopf eines alten Mankei zum Vorschein kam. Ich rührte kein Auge und atmete fast nicht. Das Mankei starrte eine Zeitlang gerade auf meine Mauer, dann wendete es langsam den Kopf und sah mit grämlicher Miene nach dem Abhang hinunter. Jetzt gilt's, ich visierte so gut wie möglich und pumps! rollte der Knall in vielfachem Echo durch die Berge.

Das Pelzwerk dort sank aber langsam in sich zusammen, ich sprang hin und zog einen herrlichen Mankeibären aus der Kluft mit prächtigen Zähnen, gut fürs Uhrgehäng und gut zum Erzählen. Später habe ich noch einige Mankein in der Nähe von Falleck, auf Tiroler Grund, geschossen, wo man's die „Kemattenbretter" heißt. Dort sind weitum die meisten und ist dieser Platz eine Art von Kar[1], durch die wundervolle

[1] Kar = eine Mulde (großer Kessel) im Gebirg, mit einem Zugang; der Ort, wo die Gemsen verkehren.

Kräutervegetation merkwürdig, denn man befindet sich in einem wahren Hochlandsgarten, wuchernd von Enzian, Meisterwurz, Almanharnisch, Hirschwurz und wie die aromatischen Gewächse alle heißen.

Die Mankein sind selten anzubirschen; man sucht, wo man sie pfeifen hört, mit dem Fernrohr die Felsblöcke ab, auf denen sie sich gerne sonnen und unter welchen der Bau ist; ersieht man dann ein geeignetes Stück, so geht man ohne weiteres darauf zu und jagt es in den Bau, dann setzt man sich an. Gewöhnlich nach einer Stunde, manchmal auch später, kommt das Mankei wieder aus dem Bau. Das Schlimme aber ist, daß mehrere Röhren sind, und daß das Tier oft unter Überhängen des Felsblockes sitzen bleibt, die nicht gestatten, daß es gesehen werden kann. Drum braucht's Geduld zum „Mankei-Pass'n", wie die Jäger sagen.

Ein Mankei ist ein seltsames Tier, etwa anderthalb Fuß lang und wie plattgedrückt, nämlich zum Schliefen durch Klüfte gebaut; der Kopf hat Ähnlichkeit mit dem eines Hasen, welchem man die Löffel vollständig abgeschnitten hat, an den beiden Seiten der Kinnlade mit langhaarigen Pauschen und mit vier langen Nagezähnen, wovon die untern mit der Wurzel über zwei Zoll lang, die obern etwas kürzer. Diese Zähne haben bei allen Tieren eine schöne, lichtgelbbraune Farbe an der Außenseite. Eine Beschreibung von 1588 von S. Münster mag Vorstehendes ergänzen: „Es sicht gleich wie ein groß Küngelin [1], hat aber abgeschnitten Ohren, vnd ein Schwantz d'einer spannen lang ist, lang vorder Zen, beißt vbel so es erzürnt wird, hat kurz Schenkl, die seind unter dem Bauch ganz dick von Haar, gleich alß hett es Schlotterhosen angezogen, hat Beren tappen vnd lange Klauwen daran, mit denen es gar unbillich tieff in das Erdreich grebt. So man jhm etwas zu essen gibt, nimpt es dasselbig in sein vorder Fuß wie ein Eichhörnlin, sitzt auffgericht wie ein Aff 2c. 2c. Kann auch auf den zweyen hindern Füssen gehn wie ein Ber." Bei dem Worte „Aff" möchte ich die Etymologen an die Ähnlichkeit des englischen monkey und unseres Mankei erinnern.

Die Mankein äsen feine Alpenkräuter, vorzüglich deren Wurzeln, und lieben besonders die Nelkenwurz (Geum montanum), aber auch die giftige weiße Nieswurz oder den Germer (Veratrum album) sollen sie benagen. Sie bewohnen Baue unter Felsblöcken und können nicht leicht gegraben werden. Wo solches möglich ist, geschieht es im Spätherbst, wo sie schlafen; denn wenn sie wachen, wird behauptet, graben sie sich so schnell weiter, daß man mit der Arbeit nicht nachkommen kann.

Je nach sich einstellender Kälte verlassen sie gegen die zweite Hälfte

[1] Küngelin = Kaninchen.

des Oktobers den Bau nicht mehr und halten den Winterschlaf, welcher in der Regel bis Mitte Mai dauert. Dann kommen sie hervor, gehen aber wieder zurück, wenn der Schnee noch nicht weggeschmolzen ist, und dann erliegen manche dem Hunger und der Ermattung. In der Schlafzeit sinkt die Temperatur des Tieres bis auf 5 ⁰ und sie atmen in einer Stunde nur etwa fünfzehnmal, der Puls ist kaum bemerkbar. Sie liegen dann zusammengerollt wie eine Kugel und sind fast gefühllos, so daß man sie wie eine Kegelkugel rollen kann, ohne daß sie erwachen; sie sollen sogar nur schwache Zuckungen machen, wenn sie im tiefen Schlaf anatomiert werden. Im Winter können sie daher in Heu gepackt leicht versendet werden. Im Zimmer bleiben sie in gewöhnlicher Temperatur fast immer wach und werden bekanntlich sehr zahm.

Um sich für ihren langen Schlaf gut zu betten, sammeln sie Gras und Kräuter und schleppen sie in den Bau, was man das Einheuen nennt; dabei helfen sich die zu einem Bau gehörigen einander in der Art, daß einige sich zum Sammeln weiter entfernen, andere näher beim Bau bleiben und diese dann den ferne Herkommenden die Grasbüschel abnehmen und in den Bau tragen, oder es nimmt noch ein drittes dem zweiten die Last ab und trägt sie in die unterirdische Schlafkammer. Wenn sie schlafen, liegen sie dann zu drei, fünf oder sieben Stück gedrängt aneinander.

Außerhalb des Baues sind sie sehr scheu und kennen ihre Hauptfeinde, die Adler, gar gut; wo ein solcher erblickt wird, flüchtet alles in das Felsenhaus. Sie können sehr laut pfeifen, fast wie wenn einer auf dem Finger pfeift, und stoßen meistens drei solche kurze Pfiffe aus, wenn sie Gefahr wittern; aber auch aus andern Ursachen, und wie es scheint, rufen sie auch damit einander zu. Nach Tschudi geschieht das Pfeifen durch die Nase.

Die Schußzeit der Mankein ist der September und Anfang Oktober, am besten auf Michaelis. Man schießt vorzugsweise die Männchen, welche Bären heißen; die Weibchen nennt man Katzen. Das Häutl oder Schwartl (man sagt nicht Balg) ist von geringem Wert und gilt höchstens 24 Kreuzer, obwohl es gar kein schlechtes Rauchwerk ist und eine schöne braungraue, auf der Bauchseite braungelbliche Farbe hat. Die Hauptsache am Tier ist das Fett (Schmalz), welches sehr wohlthätig gegen Glieder- und Gelenkleiden wirkt. In der Schweiz hält man es auch für Kolik und Keuchhusten heilsam.

Ein altes Mankei hat in der guten Zeit 2—3 Pfund Schmalz, wofür 2—3 Gulden bezahlt werden. Das ganze Tier wird zu 3—4 Gulden verkauft.

Das Fleisch oder Wildpret wird gegessen und schmeckt besonders

von jungen Tieren ganz gut. Nach altem Brauch gehört das Mankei dem Jäger, der es schießt. Man sorgt übrigens nur für den Bedarf an Mankei-Schmalz und läßt, wenn man damit versehen, die Tiere in Ruhe. Im Berchtesgadenschen werden jährlich nicht über 6—8 Stück geschossen, obwohl sie keineswegs selten sind und den ganzen Kranz von Bergen bewohnen, welcher den Bartholomä- oder Königssee und den Obersee einschließt. Auch in den Bergen der Ramsau, auf der Hochalpe, am Blaueis, Steinberg ꝛc. kommen sie vor, fast überall an der Grenze der Baumvegetation. Außer dem Berchtesgadener Gebiet finden sich in Bayern keine Mankein mehr bis jenseits des Lech in den Immenstadter Gebirgen. Besonders in den Bergen um Hindelang giebt es deren viele.

Wer die Einsamkeit zu durchwandern hat, wo nichts mehr zu sehen als öde Felskuppen und Steinfelder, der hört wohl gerne einen frischen Mankei-Pfiff, und wer in solcher Scenerie diese Tiere in dunklem Geklüfte sitzen oder einen Block ersteigen sieht, der kann sich ohne viel Phantasie ein Untersberger Mannl mit einer zottigen Kutte draus machen und beruht vielleicht die bekannte Sage von diesen Mannln ursprünglich auf dergleichen Vorstellungen; denn früher hat es auch im Untersberg Mankein gegeben, gegenwärtig aber kommen sie da meines Wissens nicht mehr vor.

Franz von Kobell.

Die Eichen.

Abend wird's, des Tages Stimmen schweigen,
Röter strahlt der Sonne letztes Glüh'n;
Und hier sitz' ich unter euren Zweigen,
Und das Herz ist mir so voll, so kühn!
Alter Zeiten alte treue Zeugen,
Schmückt euch doch des Lebens frisches Grün,
Und der Vorwelt kräftige Gestalten
Sind uns noch in eurer Pracht erhalten.

Viel des Edeln hat die Zeit zertrümmert,
Viel des Schönen starb den frühen Tod;
Durch die reichen Blätterkränze schimmert
Seinen Abschied dort das Abendrot.
Doch um das Verhängnis unbekümmert,
Hat vergebens euch die Zeit bedroht,
Und es ruft mir aus der Zweige Wehen:
Alles Große muß im Tod bestehen!

Und ihr habt bestanden! Unter allen
Grünt ihr frisch und kühn mit starkem Mut;
Wohl kein Pilger wird vorüber wallen,
Der in eurem Schatten nicht geruht.
Und wenn herbstlich eure Blätter fallen,
Tot auch sind sie euch ein köstlich Gut:

Denn verwesend werden eure Kinder
Eurer nächsten Frühlingspracht Begründer.

Schönes Bild von alter deutscher Treue,
Wie sie bess're Zeiten angeschaut,
Wo in freudig kühner Todesweihe
Bürger ihre Staaten festgebaut.
Ach, was hilft's, daß ich den Schmerz erneue?
Sind doch alle diesem Schmerz vertraut!
Deutsches Volk, du herrlichstes vor allen,
Deine Eichen steh'n, du bist gefallen!

Theodor Körner.

Friedrich Overbeck an Fräulein Emilie Linder.

Rom, den 21. Dez. 1835.

Verehrteste Freundin!

Es ist eine wahre Christbescherung für mich, daß es mir gerade in diesen Tagen und noch vor Ablauf des Jahres vergönnt ist, Ihnen die endliche Vollendung Ihres so lange erwarteten Bildes[1] anzuzeigen, indem es jetzt nur noch des Austrocknens der letzten Lasuren bedarf, um ohne Gefahr eingepackt werden zu können.

Wenn ich Ihnen nun zwar schildern sollte, was in mir vorgeht, indem ich diese Anzeige niederschreibe, so würde ich wohl allerdings fürchten müssen, die kleine Freude, die Ihnen aus dieser Nachricht erwächst, Ihnen sehr zu verkümmern; so sehr herrscht das Gefühl der Unzufriedenheit mit meiner Arbeit in mir vor, und ich muß mir selber Mut zusprechen und mir sagen, du hast gethan, was du konntest, und mehr von sich selbst fordern ist wohl mehr Zeichen der Eigenliebe als der Bescheidenheit. Aber am besten ist's, ich überlasse mich ganz dem Vertrauen, daß mein armes Bildchen in die Hände einer sehr gütigen und zur Nachsicht geneigten Besitzerin wandert, welche die gute Meinung, die ihm zu Grunde liegt, hoch anschlagen, das bißchen Gute daran recht geflissentlich aufsuchen, und dagegen seine vielen Unförmlichkeiten gerne übersehen wird. Ja, ich weiß es ja zum voraus, daß Sie es so machen werden, und Sie thun auch in der That viel besser daran, als wenn Sie es einem strengen Kunstgericht unterwerfen wollten; denn da es wohl eigentlich mehr in der Absicht gemalt ist, gute Regungen in der Seele zu erwecken, als hohe Kunstvollkommenheiten daran zu entwickeln, für die ich freilich gar nicht der Mann bin, so könnte es geschehen, daß Sie einmal in einem empfänglichen Augenblicke ein Gefühl anwandelte jener ernsten Art, die weit über die Kunst hinaus liegt, und Sie würden alsdann nur über sich selber zürnen, daß Sie jemals strenge sein konnten gegen

[1] Tod des heiligen Joseph.

das arme Bildchen. Aber nein, Sie werden nicht strenge sein, Sie können es nicht sein, und so will ich es Ihrem Schutz und Ihrem Fürwort empfehlen, wenn es zitternd und zaghaft in der großen Münchener Kunstwelt erscheinen wird. O es verlangt ja nicht, auf großer Bühne aufzutreten und die Augen der Welt auf sich zu ziehen; es will vielmehr im Kämmerlein dem einsamen Betrachter ein Wort ans Herz reden; es will ihm zuflüstern: Auch du wirst einst sterben, vielleicht bald sterben, gewiß aber nur einmal sterben! und so du es das eine Mal nicht gut gemacht, wird dir kein zweites gegeben werden, um es besser machen zu können. — Sieh da, der Platz, an dem man allein gut stirbt, in deines Heilands Schoß! — Sieh da, der Weg, der sicher an diesen Platz führt, ihn lieben, ihm dienen, ihn speisen, tränken, kleiden, dein lebelang! — Lebe denn wie die Heiligen, so wirst du auch sterben wie die Heiligen! — Und so es Ihnen dies oder ähnliches sagt, dann lassen Sie getrost die Kunstrichter richten, sie mögen nun thöricht loben oder lieblos tadeln; preisen Sie dann Gott den Herrn in Ihrem Herzen und nicht den sündhaften Knecht, durch den es Gott gefallen hat, zu Ihnen zu sprechen; nein, für den beten Sie alsdann, daß ihm Gott gnädig sein wolle im Leben und im Sterben!

Friedr. Overbeck.

Almosen.

Parabel.

Nathanael, ein deutschherziger, aufrichtiger Mann, saß unter seinem Feigenbaum, an welchem sich eine Weinrebe hinaufschlang und mit den Feigen- und Weinblättern vereinigt dichten Schatten breitete. Er aß von den Feigen und der Rebenfrucht, und gedachte mit Behagen der Fülle und Sicherheit, welche durch den Baum und die Reben angedeutet wurden. Freudig redete er sein Schattenzelt an: „Wie soll ich dir lohnen, milder, gastfreier Feigenbaum, für die süßen Früchte, die du mir jährlich so reichlich spendest, und was besitze ich, edler Weinstock, womit ich deine Freudengaben erwidern könnte! Meine geringe Mühe, euch zu behacken, zu düngen, zu reinigen und zu pflegen, vergeltet ihr mir mit überreichen Geschenken; ja, wenn ihr mir auch gar keine Frucht, wenn ihr mir nur die Frische eures vollen, duftenden Schattens vergönnet, so wäre dafür schon mehr als genug gethan, und ich bliebe euer Schuldner; die Menge eurer Wohlthaten machen mich zu einem Undankbaren." Da erwiderte der Feigenbaum mit frommem Rauschen über Nathanaels Haupt: „Nicht uns, sondern deinem und unserm Gott gieb Dank und Ehre für unsere Gaben." Da flüsterte das Rebenlaub heilig über Nathanaels Haupt: „Nicht mir, sondern dem Anwalt Gottes sollst du deinen wirklichen Dank

erstatten; schau um dich.“ Nathanael sah um sich her, da trat die Armut vor ihn hin, und die Zweige des Feigenbaums und des Weinstockes deuteten auf sie. Und Nathanael teilte die Früchte mit ihr, ja selbst seinen Mantel, und war selig und zufrieden, und sein Dach trug doppelte Früchte; denn so zwei sich sättigen an einem Brot in Liebe, macht der Herr es doppelt so groß.

Clemens Brentano.

Der Rosenkranz als katholisches Kennzeichen.

Es ist sogar ein Glaubenssatz unserer heiligen Religion, daß unsere Kirche eine sichtbare, und das ganze kirchliche Leben nicht bloß in geheimnisvollen Zuständen im Innern der Seele, sondern auch in äußerlichen wahrnehmbaren Verhältnissen sich bewege und kundthue. Was den Menschen ohne Unterschied, den Gebildeten wie den Ungebildeten, den Reichen wie den Armen, den Glücklichen wie den Unglücklichen angeht, was ihn beleben, erfreuen, trösten, ermuntern, begeistern soll, das kann und darf nicht bloß seine Seele angehen, sondern es muß den ganzen Menschen erfassen, Seele und Leib, Geistiges und Sinnliches, und so mußte denn die Religion, wenn sie die wahre, für den Menschen passende sein sollte, nebst dem für die Seele bestimmten Schatz geistiger Wahrheiten und Gnaden, auch in äußerlichen, sichtbaren Formen erscheinen, es mußten Kirchen sich erheben, aus Stein gebaut, als sichtbare Orte, wo der Mensch zum Göttlichen sich erheben konnte, es mußte ein in schönen edeln Ceremonien ablaufender Gottesdienst eintreten, mit der Kerzen freudigem Schimmer und des Weihrauchs aufsteigenden Wolken. Alle Religionen der weiten Erde, sollten sie den Menschen für sich gewinnen, mußten dies in sich beschließen und haben es zum Teil gethan, und der Unterschied der wahren und falschen Religion lag nur darin, daß das äußere Gepränge der letztern eben nur einen Leichnam kleidete, dem das Gewand kein Leben geben konnte, mit dem es aber endlich verfaulen und vermodern mußte; in der wahren Religion erhielten die äußerlichen, sinnlichen Formen Leben und Bedeutung aus dem innern geistigen Bereiche, und teilten mit der ewigen Wahrheit, in deren Dienst sie standen, ihre Eigenschaften steter Jugend und Unvergänglichkeit. Die katholische Religion versteht ihr inneres und äußeres Leben so wunderbar zu verbinden, und eben deswegen den Menschen, sei er, wer er wolle, ganz zu gewinnen, weil sie kein religiöses Bedürfnis in ihm unbefriedigt läßt. So ist auch der heilige Rosenkranz ein katholisches Kennzeichen, denn dazu hat ihn die kirchliche Weihe und der Volksgebrauch gemacht.

Als Dominikus das Gebet des Rosenkranzes einführte und daran Hoffnung knüpfte, die Irrlehren der Albigenser damit zu bekämpfen und,

was die Hauptursache war, das verblendete Volk wieder zu bekehren, war es nicht bloß das einfache Gebet, von dem er diese Wirkungen erwartete, sondern es war ihm daran gelegen, oder, wenn wir auf eine besondere Eingebung von oben dabei Rücksicht nehmen wollen, es war ihm zur Aufgabe gemacht, ein Kennzeichen der großen katholischen Verbrüderung, des gemeinsamen Glaubens an die Geheimnisse der Menschwerdung und Erlösung, und wohl auch eines an diesen Glauben sich anschließenden und auf denselben sich erbauenden Gebetes dem Volke in die Hand zu geben. Dominikus predigte mit seinem heiligen Feuereifer vom Leben und Leiden des Herrn, und widerlegte mit unwiderstehlicher Klarheit die thörichten Hirngespinste der damaligen Ketzer, und wer möchte zweifeln, daß er die Herzen erschüttert, die Zuhörer überzeugt habe! Und dennoch war es nicht genug.

Das wetterwendische Volk unterlag von neuem der Versuchung und konnte sich von dem bösen Geiste des Irrtums nicht losreißen. Da gab er, oder die seligste Jungfrau durch ihn, dem Volke jenen Kranz von Gebetskörnern in die Hand: er sollte in ihren Fingern zu einem Zeichen werden, daß sie glauben wollten an das, was er gepredigt; sie sollten an dem Kranze die Predigten und die darin gehörten Wahrheiten nachbeten, sie sollten ein Erinnerungs- und Mahnungszeichen haben, dem treu zu bleiben, der in diesem Gebetskranze verherrlicht würde; sie sollten ein heiliges Schild — einen heiligen Talisman haben, um die Versuchung abzuweisen, die sie der Wahrheit entfremden wollte, sie sollten ein Zeichen großer Verbrüderung mit allen katholischen Brüdern und Schwestern haben, die durch den einen Glauben an den einen Erlöser und die einige Kirche zum geistigen unauflösbaren Kranze sich vereinigten auf Erden.

Die Kirche hat diese Auffassung des Rosenkranzes nicht nur zugelassen, sondern dadurch gebilligt, daß sie den Körnerkranz zum Gegenstande ihrer Segnungen gemacht und dadurch ihn als heiliges Zeichen und Schutzmittel erklärt hat, wie dies bei allen übrigen ihren Segnungen unterliegenden Dingen der Fall ist. Der Rosenkranz ist wie diese ein heiliges Zeichen, hindeutend für den Eingeweihten auf geistige, höhere, dem Auge entrückte Gegenstände, deren Erinnerung immer wohlthätig erhebend wirkt; er ist aber auch ein geistiges Schutzmittel, insofern alle jene Geschöpfe, die durch den Segen der Kirche in den Kreis ihrer übernatürlichen Thätigkeit hineingezogen werden, zur Abwehr gegen gottesfeindliche Kräfte gebraucht werden dürfen. Wie ich also, ohne abergläubisch zu sein, die geweihte Medaille der Gottesmutter auf meiner Brust tragen und mich dadurch unter einen besondern Schutz der Jungfrau gestellt glauben darf, so darf mir auch mein Rosenkranz (und wie vielen Tausenden ist er es schon gewesen!) ein wirksames Zeichen des Segens und Schutzes sein, den ich

zur Stunde der Gefahr oder Versuchung vom Himmel erwarte. Der Ablaß selbst, den die Kirche für den Rosenkranz bis auf die neuesten Zeiten herab erteilt hat, knüpft sich ja an den geweihten Körnerkranz, dessen Besitz und Gebrauch mit dem Gebete verbunden sein muß, wenn man der geistigen Gnadenschätze teilhaftig werden will.

So — im echt kirchlichen Sinn — hat auch das katholische Volk seinen Rosenkranz gebraucht. Er ist ihm ein heiliges Kleinod, das unter seinen Privatheiligtümern so wenig fehlen darf, wie das gesegnete Wasser an der Thüre und Ruhestätte; er ist ihm ein treuer Begleiter zum Gotteshause und Gottesdienste, und wenn die fromme, gläubige Bauersfrau an der Kirchenthüre das Vergessen ihres Rosenkranzes bemerkt, so macht sie den Weg nach Hause gern noch einmal, um nicht mit „leeren" Händen in der Kirche erscheinen zu müssen. In der Kirche nun schlingt sich dieser mystische Kranz um die betende Hand, um sie in ihrer aufgehobenen Stellung nach oben zu heiligen und zu schützen, wie ein Dornengehege gegen äußere Feinde und Gebetsstörer. Kommt aber die trübe Stunde des Leidens, liegt der Christ auf seinem Schmerzensbette, wohin ihn ein böses Fieber oder sonst eine Krankheit geworfen, versagt der gedrückte Geist jeden höhern Aufschwung, sitzt ihm traurige Langweile und Verlassenheit am Bette, da greift er nach dem an der Wand um das Kreuz geschlungenen Kränzlein und freut sich darüber, wie über einen lieben alten Freund, der ihn besucht, und legt es auf seine Bettdecke, wie zum Schutze gegen trübe, verzweiflungsvolle Gedanken, die ihm die Brust zu beengen drohen. Geht's aber wirklich ans Sterben, da wird ihm der Rosenkranz zum Totenkranz, und die kalte Hand ließe ihn nicht los, als wäre er der Schlüssel zum jenseitigen Vaterland, und man ehrt diese Liebe, diese Treue bis zum Tod und läßt das heilige Unterpfand frommer, kirchlicher Gefühle in der Hand des Toten bis hinunter ins Grab. — So das Volk — das gute, fromme Volk, das besser betet und sich besser versteht auf das, was seiner Seele hilft, als jene gebildete, kalte Masse von Menschen, die nicht so zu beten, zu leiden und zu sterben versteht, wie jenes. — Außerdem haben ja auch noch die meisten der klösterlichen Orden, sowohl Mönche als Nonnen, den Rosenkranz als einen Teil ihrer Ordenstracht von der Kirche erhalten, und er hängt stets sichtbar an ihrem Gürtel zur linken Seite, als ein Kennzeichen für andere, daß diese gottgeweihten Personen das Gebet zu ihrem Berufe, Maria, die Gottesmutter, zu ihrer Patronin, die Demut zu ihrer Lieblingstugend erwählt haben; und wenn der Kapuzinerbruder seine Reise antritt, um an den Thüren demütig um Almosen zu betteln, oder die barmherzige Schwester in stiller Stunde der Nacht am Bette des Fieberkranken sitzt, oder der Kartäuser in einer Erholungsstunde die weiten Klosterhallen

auf und ab wandelt, da schweift ihr Geist nicht, wie es bei den Weltkindern zu geschehen pflegt, in irdischen, zerstreuenden und sündhaften Gedanken herum, sondern ihre Hand greift, alter Gewöhnung gemäß, nach dem treuen Begleiter, dem Rosenkranze, und seine Körner laufen ihnen unter frommem Aufschwunge durch die Finger, wie die Wellen eines hellen, stillen Gebirgsbächleins über das gewohnte Rinnsal. Der Rosenkranz ist also auch hier, wie überall, zum freundlichen Kennzeichen echt christlich-katholischer Denkweise geworden.

Karl Rinecker.

Auf dem Berge.

Ich stand am Bergesrand entzückenstrunken,
Und meine Seel', in Träume still versunken,
Genoß den Blick ins lachend grüne Thal,
Hell überglänzt vom Sommersonnenstrahl.

Viel Städt' und Dörfer lagen mir zu Füßen,
Ich sah den Strom herauf zur Höhe grüßen,
Und andachtsvoll vernahm mein lauschend Ohr
Der Glocken Klang vom Kloster tief empor.

Doch in die Ferne war der Blick verschlossen,
Von blauem Duft der Berge Haupt umflossen;
Die fernsten Gipfel, allzu stark besonnt,
Umrissen kaum am weißen Horizont.

Nun, als ich in der Hütte Rast genommen,
War bald gewitterschwer Gewölk gekommen:
Verzagten Sinns beklagt' ich mein Geschick,
Nur trübe Tage sah im Geist der Blick.

Allein nach kurzem Schauer lachte wieder
Vom Himmel klar der Sonne Bild hernieder,
Und wieder aus dem dumpfig engen Haus
Lockt' an des Berges Rand es mich hinaus.

Da hing der Blick an Strom und Wald und Aue,
Als ob entzückt ein neues Bild er schaue;
Die Berge, die ich halbverschleiert sah,
In klaren Formen standen nun sie da.

So magst du oft in deinem Herzen klagen,
Wenn dir der Herr nach sonnenhellen Tagen
Ein trüb Gewölk, ein Leid dem Herzen schickt,
Dein Aug' empor zu ihm durch Thränen blickt.

Gedenke, wenn der Himmel dann sich heitert,
Daß deinen Blick des Lebens Schmerz erweitert,
Und dank es ihm, der dir das Leid gesandt:
Er läßt dich schau'n in der Verheißung Land.

Karl Bartsch.

Wallfahrt nach Genazzano.

Nur wer eines der Marienfeste, welche den Hauptstrom von Wallfahrern nach dem Gnadenorte hinleiten, in Genazzano verlebt hat, kann sich einen richtigen Begriff machen von dem Ansehen, in welchem der Gnadenort steht.

Schon am Vorabende des Festes kommen die Pilgerscharen, Litaneien singend, herangewallt auf allen Straßen. Sie kommen, die meisten freilich aus dem Gebiet der lateinischen Campagna, von diesseits und jenseits der römischen Grenze, in bunten, roten, grünen und blauen Farben, und so verschiedenartig ihre Kleidung ist, so verschiedenartig ist ihr Dialekt. Die Comarca von Rom, in welcher noch Genazzano liegt, endigt eine Stunde ostwärts von der Stadt an einem Arm des Sacco, über welchen eine steinerne Brücke führt, der Ponte Orsini, ehemals berüchtigt als Räuberstation. Jenseits beginnt die Delegation von Frosinone. Hier, wo die Hügel anmutig gegen den Fluß niedersteigen, ist ein passender Ort, die Pilger zu erwarten. Da sie mit der Brücke das Weichbild von Genazzano betreten, halten sie dort eine kleine Rast, ehe sie dieselbe in brünstigem Gesang und auf den Knieen rutschend überschreiten. So sieht man ungezählte Scharen die Brücke passieren, die Weiber knieend an der einen, die Männer knieend an der andern Seite derselben. Als Chorführerin dient häufig eine alte Frau, und sie erhebt, wenn sie das Ende der Brücke auf den Knieen erreicht hat und nun aufsteht, ein helles: „Evviva Maria!“ in welches der Chor einstimmt. Dann zieht die Prozession weiter.

„Eine Wallfahrt,“ bemerkt Gregorovius, „wird selbst auf denjenigen, der sich nicht zu der Kirche bekennt, einen Reiz ausüben, zumal wenn die Illusion nicht durch die Übel gestört wird, die von einem gemischten Wanderzuge immer unzertrennlich bleiben. Ihrer sind weniger bei den Wallfahrten im Süden, als bei denen im Norden; der heitere Himmel, die Nüchternheit und Bedürfnislosigkeit des Südländers entfernen von selbst viele Unordnungen. Unter all diesen Tausenden, die an mir vorübergingen, unter allen Prozessionen, denen ich mich bei der Rückkehr nach vollendetem Feste anschloß, streckenweise mitwandernd, um das Volk, sein Vaterland, seine Sprache kennen zu lernen, bemerkte ich nie einen Zug von Roheit. Man denke ferner, daß diese Menschen, in solcher Form des religiösen Lebens erzogen, nichts Höheres haben, als eine Wallfahrt nach einem ihrer Heiligtümer. Wenn sie ein langes Jahr in Mühe geduldet und alle solche Schicksale und Verschuldungen ein Jahr hindurch sich aufgehäuft haben, welche ihre moralische Welt verwirren und ihr Gemüt belasten, dann greifen sie für ein paar Festtage nach dem Wander-

stabe. Von der harten Scholle in den einsamen Bergen sich lostrennend und von schwerer Arbeit ausruhend, bewegen sie sich einmal wieder und fühlen sich frei in Gemeinschaft ihrer Dorf- und Stadtgenossen, mit denen ein gleicher Zweck sie vereinigt."

Die Pilger ziehen in Scharen zu zehn, zwanzig, zu fünfzig, zu hundert und mehr. Jedes Alter erscheint unter ihnen; der Greis wandert noch an demselben „bordone", auf den er sich schon fünfzigmal auf derselben Straße gestützt hat, und vielleicht zieht er sie heute zum letztenmale; es wandert die Matrone mit ihren Enkeln; die blühende Jungfrau, der rüstige Jüngling, der Knabe, selbst der Säugling wandert mit in einem Weidenkorbe auf dem Kopfe seiner Mutter. Es tragen wohl die meisten der Frauen einen Korb mit Mundvorrat oder ein Bündel mit Kleidern auf dem Kopfe, was ihre Erscheinung noch malerischer macht. Und immer verschiedene Kostüme und auch verschiedene Physiognomieen. Da kommen die aus der Delegation von Frosinone: die Leute aus Anagni, Veroli, Anticoli, Caprano, Ceccano und Filettino! So einfach die letztgenannten in ihren schwarzen Sammetmiedern sich präsentieren, so bunt erscheinen die vor ihnen Aufgeführten, die von Ceccano: die Frauen in amarantfarbigen Miedern, mit langen Schürzen gleicher Farbe, das weiße Kopftuch mit weit nach hinten überhängendem Ende; die Männer im Spitzhut mit amarantener Jacke, einen aus buntem Band geflochtenen Gürtel um den Leib. Die Landbewohner um alle die vorhin genannten Städte der frosinonischen Delegation herum bis hinunter zu der neapolitanischen Grenze sind die Ciociaren, die Männer und Weiber aus dem sogenannten Sandalenlande. Es ist ein Land schöner Bergwildnisse. Dort trägt das Volk die Ciocie; ein primitiveres Schuhwerk als dieses läßt sich nicht finden. Die Ciocie wird einfach aus einem viereckigen Stück Esels- oder Pferdehaut hergestellt. Man bohrt Löcher in dasselbe, zieht eine Kordel durch und bindet diese Sohle nun so an den Fuß fest, daß die Ecken des Leders um die Zehen und die Ferse aufwärts sich biegen und dieselben gegen das Anstoßen schützen. Das Bein wird bis zum Knie hinauf mit grober grauer Leinwand fest umwickelt und vielfach umschnürt. So bewegt der Ciociare sich frei und bequem auf dem Felde, wo er gräbt, durch die Felstrümmer, wenn er mit dem Dudelsack sein Brot sich verdienen geht, oder über die Heide, wenn er als Hirt, in einen grauen kurzen Mantel oder in Felle gehüllt, Schafe und Ziegen treibt. Die Ciociaren tragen, wenn sie wie bei der Pilgerfahrt in Gala gehen, lange, brennendrote Westen und einen spitzen schwarzen Filzhut, an welchem selten eine bunte Feder, eine Schleife oder Blume fehlt. Man findet unter ihnen, wie überhaupt in der Campagna, viele mit blonden Haaren und blauen Augen. Sie scheren das Haar am Hinterkopfe kurz,

wie die altpreußische Landwehr unter Friedrich Wilhelm III., und lassen wie diese an den Schläfen die Büschel niederhängen. Auch das Weib trägt die Sandalen, einen kurzen bunten Rock, eine buntgestreifte Wollenschürze, ein weißes oder rotwollenes Kopftuch und endlich den „busto“, das Hauptstück der weiblichen Kleidung in ganz Latium. Es ist dies ein die Büste lose umgebendes Mieder von steif gesteppter Leinwand, hart wie ein Sattel und an Achselbändern auf den Schultern ruhend.

So die Pilger vom römischen Gebiete; dort kommt ein Zug Neapolitaner aus der Terra di Lavoro: Arpinaten, Landsleute des Cicero; Weiber aus der ehemaligen päpstlichen Stadt Pontecorvo, und endlich eine Schar aus Sora. Olivendunkle Gesichter vom schönsten Oval; die Frauen phantastisch aussehend, als kämen sie aus Arabien; dicke Korallenschnüre oder goldene Ketten schlingen sich um den Hals, schwere goldene Gehänge baumeln in den Ohren; ein weißes oder braunes Kopftuch mit langen Fransen umwölbt als tief herabhängender Schleier madonnenhaft Haupt und Nacken; die obere Brust bis zum Halse wird bedeckt von einem weißen, in zahllose Falten gezogenen, doch weiten und losen Hemde, die untere durch einen niedern purpurroten „busto“. Das brennendrote oder blaue Kleid ist kurz und mit einem gelben Saume verbrämt. Dazu denke man sich die großen dunkeln Augen unter schwarzen, kühn gezogenen Brauen!

Wir brauchen unserm Leser das Pilgerlager im Orte — um die Altäre herum, in allen Straßen und bei den Brunnen — nicht zu schildern, wohl auch kaum zu bemerken, daß der Festtag mit Jahrmarktskram, mit Musik, Tombola und Feuerwerk zu Ende geht. Dann tanzen wohl auch die Wallfahrer fröhlich unter den Eichen des Parks; doch die meisten ziehen schon wieder heim, sobald sie ihre Gebete verrichtet haben, in geordneten Zügen, mit Gesang, geschmückt mit Sträußen von gemachten Rosen oder Nelken, wie sie im Süden bei solchen Festen verkauft werden. Auf dem Punkt der Straße, wo man Genazzano zum letztenmale erblickt, knieen sie nieder, und die Hände um die Pilgerstäbe faltend, verrichten sie, die sich feuchtenden Augen nach dem Heiligtum gewendet, das stille Abschiedsgebet.

Fridolin Hoffmann.

Mater Christi.

(Ora pro nobis.)

Die du dich selber zum Opfer gegeben,
Daß sich der Sohn für uns opfre zum Leben,
Du, die da jegliche Schmerzen erduldet,
Du, die da sündenlos keine verschuldet —

Öffne der Menschheit dein strahlendes Herze,
Zeige ihr liebend die Lehre vom Schmerze,

Laß sie die Worte vom Opfer erfassen,
Die in den sündigen Seelen erblassen —

Schreib sie mit Sternen ans himmlische Zelt,
Zeichne sie licht in die dämmernde Welt,
Taue sie nieder als göttlichen Regen,
Laß in den Herzen keimen den Segen.

Lasse verständlich und lieblich sie werden,
Dann und nur dann kommt der Friede zur Erden.
Ach, wenn das Opfer sie nicht mehr verstehen,
Muß ja in Trümmer das Irdische gehen.

Ach und sie wollen vom Opfer nichts wissen,
Von dem Altare trotzig gerissen,
Hoffen zu leben nach eignen Gelüsten,
Wagen mit Liebe sich kecklich zu brüsten —

Ach und verscheuchen die Liebe so weit,
Daß ihr kein Plätzchen mehr bleibt in der Zeit!
Denn was sie Lieb' sich getrauen zu nennen,
Ist nicht der göttlichen Schönheit Erkennen —

Ist nicht die Sehnsucht, sie tief zu erfassen,
Ähnlich zu sein ihr, um nie sie zu lassen —
Nichts mehr zu haben und alles zu schenken,
Um sich alleinzig in sie zu versenken —

Nichts, weder Freuden noch Leid zu begehren,
Nichtig zu achten so Lächeln wie Zähren,
Nichtig zu halten so Dornen wie Rosen,
Frühlingsgesäusel wie Winternachts Tosen.

Nichtig und staubig die Fülle des Lebens,
Wenn nicht das Göttliche Ziel ist des Strebens,
Wenn nicht das Herz mit der tieftiefsten Glut
Jetzt und für ewig in Gott allein ruht —

Ihm und nur ihm darbringt sich zu eigen,
So daß das irdische Sehnen muß schweigen,
So daß, von Schattengebilden entleeret,
Rein zu dem Lichte das Herze sich kehret —

Frei von dem Ich, von dem bösen Tyrann,
Frieden und Freiheit im Opfer gewann,
Das es im innersten schweigenden Wesen
Blutend gebracht — um in Gott zu genesen. — —

Denn nur für alles wird alles gegeben!
Wollte selbst Gott ja sein göttliches Leben
Liebend hinopfern, die Welt zu erlösen,
Zahlend durch Unschuld die Schulden des Bösen!

Nimmer, o nimmer drum wird es gelingen,
Breit und behaglich zum Himmel zu dringen;
Nimmer — hienieden ein Glück zu gestalten,
Wenn nicht die Opfer sich freudig entfalten —

Wenn nicht die flammende Liebe zum Kreuze
Stark überwindet die irdischen Reize —

Wenn nicht, von göttlicher Liebe getragen,
Liebe der Seelen beginnet zu tagen —

Wenn nicht in menschlich gebrechlicher Hülle
Fest wird und gläubig geläutert der Wille,
Der, an der Liebe des Heilands entzündet,
Opferbereit eine Welt überwindet! — —

Wollte selbst Gott unsersgleichen ja werden,
Tauschen den Himmel um Leiden der Erden;
Weil nur, wenn Gott selbst als Mensch sich gegeben,
Wieder der Mensch kann zu Gott sich erheben —

Wieder voll Sehnsucht und Reue gewahret,
Daß sich mit Sion nicht Babylon paaret,
Daß sich der Kelch, der das Dürsten uns stillt,
Nimmer mit irdischem Freudenwein füllt.

Du, die ein Opfer wie keines getragen,
Du, die auf Golgatha hörtest sein Klagen,
Du, deren Busen vom Schwerte durchdrungen,
Mehr als im Tod mit dem Schmerz hast gerungen —

Laß nicht die Menschheit in Ichsucht versteinen,
Laß ihr dein strahlendes Herze erscheinen!
Schmelze in glühenden heiligen Flammen
All unsre Schwäche und Sünde zusammen!

Daß sich ein Jeder bereite mit Freuden,
Für das geliebteste Kreuze zu leiden;
Hin zum Kalvarienberge zu geh'n,
Jubelnd die ewigen Ostern zu seh'n.

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Des Matrosen Tod.

Ein Kommandant, der seine Aufgabe begreift und im echten Sinne seemännisch denkt und fühlt, liebt seine Unterthanen und fühlt sich nur unter seinen von ihm herangebildeten Matrosen wohl; es webt sich auf einem geordneten Schiffe mit der Zeit ein Band, das die ganze Besatzung eng umschlingt, man teilt vereint die Gefahren, erfreut sich zugleich an gelungenen Manövern, durchzieht im frohen Kreise die fernen Meere und fühlt sich im weiten Ocean in einer durch alle Verhältnisse des Lebens eng zusammengeketteten Welt. Kommt nun ein Kind aus dieser großen Familie in Gefahr, so müßte man gar wenig Herz haben, um nicht bange Bekümmernis zu fühlen. Einer unserer Matrosen hatte sich vor wenigen Tagen mit einem leichten Übel unwohl gemeldet; durch die furchtbare Hitze und den Mangel an allem Kühlenden schwebte er jetzt zwischen Tod und Leben. Man hatte ihn mit der Hängematte unter das Vorderkastell in die frische Luft gebracht, die Ärzte wendeten alle Mittel ihrer leider so prekären Kunst an, doch es half nichts, die Lampe

brannte ihrem Ende zu und immer geringer flatterten die Lebensgeister; häufig wendete ich mich zum Sterbenden mit der Frage, wie es ihm ginge? Doch schon konnten seine sich verglasenden Augen mich kaum mehr erkennen, und die Zunge lallte nur mehr undeutliche Worte. Als die übrige Gesellschaft heiter, aber ohne Beute von der Jagd heimkehrte, lag Marco Rugger schon in den letzten Zügen; welch trauriger Abstand gegen die fröhlich verbrachten Stunden unserer schwimmenden Kolonie! Als mir der Arzt den baldigen Tod als gewiß ankündigte, gab ich Auftrag, sich so rasch als möglich um einen Geistlichen zu bemühen. Man schickte Boten nach allen Richtungen und verabredete telegraphische Zeichen von der Albanischen Küste, um das Anlangen des Ersehnten anzuzeigen, doch die Stunden schwanden und der geistliche Trost erschien nicht; da hieß es einen Entschluß fassen, denn ein österreichischer Matrose durfte nicht wie seelenloses Fleisch und Blut aus dem Leben scheiden. Ich forderte einen aus der Mannschaft, die sich teilnehmend und staunend um den Sterbenden gruppiert hatte, auf, dem Scheidenden fromme Gebete vorzusprechen, doch keiner hatte den Mut dazu. In unserm Jahrhundert fühlt man sich in Augenblicken religiösen Ernstes von einer unbegreiflichen Verlegenheit erfaßt; die Religion ist zu einem Gegenstande des Unbehagens geworden, ihr Feuer brennt, aber erwärmt nicht mehr. Ich sah den Haufen stumm und blöde um mich herumstehen, der wichtige heilbringende Augenblick konnte leicht verscherzt werden; ich besann mich nicht lange und eilte in meine Kabine, von wo ich einen heiligen Kreuzsplitter und mein Gebetbuch holte. Jenen ließ ich auf der Hängematte befestigen, und ich selbst kniete in der Nähe des Sterbenden auf das Verdeck nieder; das brach den bösen Zauber, und bald bildete sich ein Chor frommer Gebete für das Heil der armen Seele. Als die Sonne ihre letzten Strahlen durch die Vorderluke auf die bange Gruppe warf, hauchte der arme junge Mann seine Seele aus. In zitternden Tönen erscholl die Schiffsglocke, und rasch zog die kommende Nacht ihr stilles Leichentuch über den Entseelten. Ich hatte noch nie jemand sterben gesehen, und es kostete mich eine außerordentliche Überwindung, bis zum letzten Augenblicke auszuhalten; besonders ergreifend war es, wie sich der Sterbende in den letzten Minuten mehrmals aus der Hängematte stürzen wollte und wie ihn seine Compatrioti, Leute aus demselben Geburtsorte, an den krampfbewegten Armen zurückhalten mußten. Dies alles mit anzusehen war mir fürchterlich, und doch schien mir das Sterben viel leichter, als ich es mir gedacht hatte. Der Moment war feierlich und, Gott sei Dank! religiös, und ich sah manche Thräne in den Augen unserer jungen Offiziere, die sonst wohl eher an alles andere als an den Tod denken; diese bittere Lehre war mir und ihnen allen recht heilsam.

Im Laufe des Abends baten mich noch die Matrosen um die Erlaubnis, einen Rosenkranz im Chor bei dem Verblichenen beten zu dürfen, was mich herzlich freute. Vor Mitternacht war der Schrein fertig und wurde an Seilen mit seiner Bürde langsam in ein Boot gelassen; die Ruder griffen in die See, der Mond schien kalt herab, und noch lange hörten wir das Boot in der stillen Nacht dem Kloster zurauschen, in dessen Kirche der Leichnam, von der katholischen Bevölkerung der Küste bewacht, niedergesetzt wurde. Die ganze Tragödie ging furchtbar rasch; kaum erkrankt, war der arme Matrose schon ausgeschifft und lag unter Fremden allein im fernen Kirchlein. Ernst gestimmt suchte jeder seine Lagerstätte.
Erzherzog Maximilian (später Kaiser von Mexico).

Der Zug des Xerxes.

Xerxes war entschlossen, seine Regierung durch eine große Unternehmung zu bezeichnen. Schon zu lange beschäftigte man sich mit diesen Hellenen; er wollte selbst gegen sie ins Feld ziehen und eine Rüstung gegen sie führen, welche die Heere und Flotten seiner Vorgänger überbot, welche die Hellenen schon durch ihre Zahl erdrückte. Der Angriff sollte zu Lande und zu Wasser geschehen. Xerxes wollte den Weg des Mardonios weiter verfolgen, die Flotte sollte das Heer begleiten, dasselbe verproviantieren, die Schiffe der Hellenen von der See wegfegen und nach den Umständen bereit sein, Teile des Landheeres an Bord zu nehmen, um sie an den erforderlichen Punkten der Küste ans Land zu setzen. Die Erfahrungen, welche der Zug des Mardonios an die Hand gab, lehrten, daß der Sommer nicht ausreiche, die Truppen aus dem innern Asien, von Kilikien nach Hellas zu führen. Es war notwendig, daß das Heer bereits im Frühjahr auf der anatolischen Küste versammelt war. Zu diesem Ende wurde beliebt, die Kontingente des gesamten Ostens den Sommer vorher in Marsch zu setzen und bei Sardes überwintern zu lassen. Mardonios war durch das Übersetzen der Truppen über den Hellespont aufgehalten worden; da nun ein noch bedeutend stärkeres Heer gegen Hellas marschieren sollte, war es von Wichtigkeit, diesen Aufenthalt möglichst abzukürzen. Dareios hatte eine Brücke über den Bosporos gelegt — warum sollte man sich scheuen, den nicht viel breitern und weniger reißend strömenden Hellespont zu überbrücken? Ebenso konnten die Verzögerungen beseitigt werden, welche die Überschreitung des breiten Strymon, der übrigen thrakischen Flüsse herbeiführte, wenn im voraus Brücken über diese Flüsse gelegt wurden. Die Umschiffung des Athos hatte der Flotte des Mardonios eine sehr empfindliche Einbuße gekostet. Man konnte einen Unfall dieser Art un-

möglich machen, wenn man den Hals der ganzen Halbinsel des Athos durchstach und einen Kanal von Akanthos hinüber nach Sane führte, welcher der Flotte die Fahrt um den Athos ganz ersparte und ihren Weg bedeutend verkürzte, indem er sie in gerader Linie von der Mündung des Strymon in den Busen von Torone brachte. Der Hellespont, die gesamte thrakische Küste, waren seit dem Zuge des Mardonios Bestandteile des persischen Reiches: was stand im Wege, diese Arbeiten sogleich herstellen zu lassen? Und wenn dies für die Brücke über den Hellespont wegen der Winterstürme unthunlich war, man konnte alle Erfordernisse für diesen Bau in der Weise vorbereiten, daß die Brücke beim Beginn des Feldzuges nur aufgefahren zu werden brauchte. Die Erzeugnisse der Landschaften, welche mit dem vereinigten Heere zu durchziehen waren, die der thrakischen Küste, sowie die der Kantone von Hellas, konnten nicht ausreichen, ein Heer und eine Flotte, wie Xerxes sie ins Feld zu führen gedachte, zu erhalten; man mußte, wenigstens solange man im eigenen Lande war, vom Hellespont bis an den Olympos eine Kette von großen Magazinen anlegen.

Sobald der Feldzugsplan feststand, ergingen im Frühlinge des Jahres 483 die Weisungen zu den erforderlichen Vorbereitungen, zu den Rüstungen. Die Abteilung der persischen Flotte, welche zu Eläus stationierte — es waren Triremen [1] der Phöniker und anderer Küstenvölker des Reiches —, erhielt Befehl, nach Akanthos zu segeln. Ihre Mannschaften sollten hier samt den benachbarten thrakischen Stämmen und den Einwohnern der nächsten griechischen Städte zum Bau des Kanals verwendet werden. Die Leitung des Baues wurde dem Bubares, dem Schwager des Königs von Makedonien, der mit den Verhältnissen dieser Gebiete vertraut war, und einem Achämeniden, dem Artachäos, übergeben. Sie ließen es an Eifer nicht fehlen. Obwohl die Landenge, welche zu durchstechen war, nur eine Breite von zwölf Stadien (etwas über 7000 Fuß) hatte, und das Terrain, ein sandiger Rücken mit unbedeutenden Hügeln, keine besonderen Schwierigkeiten bot, so erforderte die Arbeit doch Zeit, da der Kanal eine Breite für zwei Dreiruderer, d. h. etwa achtzig Fuß im Fahrwasser haben sollte und Ein- und Ausfahrt durch Dämme geschützt werden mußten. Der Kanal wurde in Strecken abgeteilt und jedem einzelnen Volke eine Sektion zur Ausführung übergeben. Die Phöniker kamen am schnellsten zu stande, weil sie gleich beim Beginne der Arbeit die richtige Weite nahmen, um eine haltbare Böschung in dem sandigen Boden zu gewinnen, das Doppelte der Breite des Fahrwassers. Für die Brücke über den Hellespont hatte man das Muster jener Schiff-

---

[1] Dreiruderige Schiffe.

brücke vor Augen, welche Mandrokles von Samos vor etwa dreißig Jahren über den Bosporos gelegt hatte. Sie sollte natürlich an der schmalsten Stelle des Hellespont, zwischen Abydos und Sestos, aufgefahren werden, und Xerxes bestimmte, daß die Phöniker und Ägypter als die im See- und Bauwesen erfahrensten Völker seines Reiches das Werk ausführen sollten. Nachdem die Entwürfe festgestellt und zwei Brücken beliebt waren, erging der Befehl an die Phöniker und Ägypter, eine große Anzahl mächtiger Taue von über 5000 Fuß Länge und ganz besonderer Stärke anfertigen zu lassen. Die Phöniker bereiteten ihr Tauwerk aus Flachs, die Ägypter aus der Byblosstaude.

Herodot bemerkt, daß jede Elle der phönikischen Taue gegen achtzig Pfund gewogen habe. Die zu den Bauten erforderlichen Blockschiffe (700 an der Zahl), die Masse des Balkenwerks, die nötigen Anker, Winden und Pfähle nach Abydos und Sestos zu liefern, wurde den näher gelegenen Seestädten auferlegt. Die Phöniker, die Ägypter, die Hellenen in Anatolien hatten außerdem eine starke Anzahl von Transportschiffen zur Füllung der Magazine zu stellen. Ungeheure Vorräte wurden in Sardes aufgehäuft. Jenseits des Meeres wurde das erste Magazin an der Propontis zu Tyrodiza im Gebiete von Perinth angelegt, das zweite weiter nach Westen an der „weißen Küste", nahe an der Einfahrt in den Hellespont, das dritte zu Doriskos, das vierte zu Eïon, an der Mündung des Strymon, die übrigen an der Küste Makedoniens längs des Thermäischen Busens. Diese Hauptmagazine enthielten nicht bloß Mehl- und Getreidevorräte, sondern auch Futtervorräte für die Reiterei, die Lasttiere, das Schlachtvieh, welches dem Heere nachgetrieben werden sollte. Endlich wurde den Griechenstädten der thrakischen Küste befohlen, auf ihre Kosten soviel Getreide und Schlachtvieh anzuschaffen, daß sie die Verpflegung des durchmarschierenden Heeres für einen Tag leisten könnten. Die persischen Kommandanten der Festungen und Garnisonen in diesen Gebieten wurden angewiesen, die Ausführung dieser Anordnungen nachdrücklich zu überwachen. Da nun überdies eine große, mit Lebensmitteln beladene Transportflotte die Armee begleiten sollte, durfte man mit Sicherheit darauf rechnen, daß die Armee keine Not leiden werde. Die stärksten Kriegsflotten des Dareios hatten aus 600 Dreiruderern bestanden, Xerxes wollte eine viel größere Zahl gegen Hellas führen. Die Stellung der Last- und Kriegsschiffe wurde auf die seefahrenden Völker des Reichs verteilt; die Häfen von Phokäa und Kyme wurden ihnen als Sammelpunkte bestimmt. Es waren schwere Leistungen, welche den Küstenvölkern auferlegt wurden; sie sollten dafür von der Stellung von Landtruppen ganz frei bleiben. Auch das Landheer sollte stärker sein als irgend eines, welches Kyros, Kambyses oder Dareios ins Feld geführt hatten. Die

Reiterei sollte ausschließlich von den Reitervölkern des iranischen Hochlandes vom Kaspischen Meere bis zum Indus gestellt werden; alle übrigen Satrapieen sollten nur Fußvolk senden.

Zwei Jahre lang erdröhnte Asien von den Rüstungen. Im dritten Sommer (481) wurden die Kontingente der Satrapieen am Himalaja und Indus, die Truppen vom Jaxartes und von Gedrosien in Marsch gesetzt, um Sardes gegen den Winter erreichen zu können, während an den Küsten Thrakiens der Athoskanal vollendet, Wege gebaut, Brücken geschlagen und Vorräte aufgehäuft wurden. Sämtlichen Kontingenten des Ostens war Kritalla in Kappadokien zum Sammelpunkt angewiesen. Hier erschien gegen den Herbst der große König selbst unter den versammelten Truppen und führte sie auf der königlichen Straße über Komana, Ankyra, Pessinus, Kaystrupedion, Kelannä, Kolossä, Kydrara, Kallatebos nach Sardes, wo er sein Hoflager für den Winter aufschlug. Mit dem Anbrechen des Frühjahres wurde mit der Auffahrt und Befestigung der Brücken über den Hellespont begonnen, die Kontingente der Kleinasiaten wurden teils nach Sardes, teils nach Abydos entboten, die Schiffe der Kriegs- und Transportflotte sammelten sich zu Kyme und Phokäa. Gegenüber der Küste von Abydos tritt südwärts von Sestos, zwischen dieser Stadt und Madytos, das europäische Ufer mit einem felsigen Vorsprung in den Hellespont hinein. Hier, wo die Meerenge nicht über 5000 Fuß mißt, war die schmalste Stelle; nach jenem Vorsprung wurden die Brücken von Abydos gerichtet. Die eine wurde von den Phönikern, die andere von den Ägyptern aufgestellt. Die untere Brücke nach dem Ägäischen Meere zu bestand aus 340 Schiffen, teils zu fünfzig Rudern, teils zu drei Ruderreihen, sie war für die Truppen bestimmt; die obere nach der Propontis hin war etwas länger, sie bestand aus 360 Schiffen derselben Art und sollte zum Übergange des Trosses dienen. Es lag Schiff an Schiff; die Länge der Fünfzigruderer und Dreiruderer war nicht verschieden, nur die Höhe und Breite; jene mußten deshalb mit Gerüsten versehen werden. Sie wurden am Bug so fest als möglich gegen die Strömung, welche aus der Propontis nach dem Mittelmeere hinabgeht, verankert; der Spiegel war ebenfalls durch Anker festgelegt. Über diese beiden langen Schiffsreihen wurden dicht nebeneinander jene mächtigen Taue von einem Ufer zum andern gespannt, über die eine die Flachstaue der Phöniker, über die andere die Byblostaue der Ägypter, durch starke Winden angezogen und an den Ufern befestigt. Auf dieses Tauwerk wurde eine Lage von Baumstämmen gelegt, welche wieder mit langen Tauen überspannt wurden. Auf diesen ruhte der Balkenbelag der Brücken, der mit Erde beschüttet und an beiden Seiten mit Brustwehren versehen wurde. Jede Brücke hatte unterhalb des Tauwerkes für

die den Hellespont passierenden Schiffe drei Durchlässe. Schon war der König im Begriff, mit dem Heere von Sardes aufzubrechen, als ein heftiger Sturm beide Brücken auseinanderriß. Es war ein übler Unfall gleich im Beginn; er bedrohte das Unternehmen mit einer bedenklichen Verzögerung. Die ganze Wucht des königlichen Zornes fiel auf die Baumeister; warum hatten sie, denen eine so lange Zeit zu Gebote gestanden, die Brücken nicht fester gefügt? Xerxes ließ sie enthaupten und die Wiederherstellung anderen Baumeistern übertragen. Sogar der Hellespont hatte, wie Herodot erzählt, den Grimm des Königs zu erfahren. Man trieb bei den Persern die bösen Geister durch Geißelhiebe aus; um dem Meere, dem Geiste des Meeres seine üblen Gelüste auszutreiben, soll der König dem Hellespont dreihundert Geißelhiebe erteilen und zwei Ketten in denselben haben versenken lassen. Man hatte Arme und Schiffe und, dank der großen Umsicht, mit welcher die Vorbereitungen geleitet worden waren, auch Vorrat von großen Tauen genug, um die Brücken schnell wieder herzustellen. Sie wurden an derselben Stelle in derselben Konstruktion wieder erneuert, nur daß das Tauwerk bedeutend verstärkt wurde. Für die beiden neuen Brücken wurden je zwei Flachstaue und vier Byblostaue, so stark sie waren, zu einem großen Strang zusammengewunden. Diese mächtigen, über die Schiffe gespannten Stränge erforderten dann auch wieder stärkere Befestigungen an den Ufern.

Es war Mitte April des Jahres 480, als der König von Sardes aufbrach, nachdem er einige Tage zuvor den Hellenen die Kriegserklärung zugesendet hatte. Seine Herolde sollten Wasser und Erde von allen Kantonen des Festlandes fordern, auch von denen, welche diese Zeichen der Unterwerfung bereits dem Dareios gegeben. Nur Sparta und Athen, wo die Boten des Dareios getötet worden waren, sollten sie nicht berühren. Das Heer zog noch nicht in militärischer Ordnung; der Troß ging voran, um das Zurückbleiben desselben zu verhindern. Unweit von Sardes, zu beiden Seiten der Straße nach Atarneus, auf welcher das Heer marschierte, lagen die Hälften eines Leichnams. Im vorigen Herbst hatte ein reicher Lyder — sein Vermögen betrug 23 000 000 Thaler — Pythios, des Attys Sohn, zu Kelänä den König mit seinem ganzen Heere auf seine Kosten gespeist. Xerxes hatte diesen Eifer der Loyalität sehr gnädig aufgenommen, den Pythios beschenkt und zu seinem Gastfreunde ernannt. Als nun im Frühjahr die Kontingente der Lyder und Phryger zum Heere des Königs stoßen sollten, befanden sich alle fünf Söhne des Pythios unter den Aufgebotenen. Auf die Gunst des großen Königs bauend, eilte Pythios dem Xerxes nach, erreichte ihn jenseit Sardes und bat um die Gnade, den ältesten seiner Söhne zu Hause behalten zu dürfen. Xerxes ergrimmte, daß einer seiner Unterthanen einen Sohn

daheimbehalten wollte, während er selbst mit den Prinzen des Hauses, mit seinen jungen Söhnen ins Feld zog. Die Bitte des Vaters zu bestrafen, ließ er den Sohn hinrichten und die Hälften des Leichnams zum warnenden Beispiel an die Straße legen. Von Atarneus marschierte das Heer längs der Küste über Adramyttion und Antandros, den Ida zur Rechten, nach Abydos. Das Wasser des Skamandros reichte für die Menge der Menschen, der Rosse und Lasttiere nicht aus. Auf der Höhe von Ilion, auf Pergamon, dem letzten Berge des heimischen Asiens, brachten die Magier ein großes Opfer von tausend Rindern dar. Am Fuße der Brücken hatten die Abydener eine Plattform von weißen Steinen im voraus erbauen müssen. Von dieser überschaute Xerxes die Brücken, den Heranzug und die Lagerung seines Heeres in der Ebene von Abydos, die Flotten, welche von Phokäa und Kyme heransegelten und den Hellespont mit ihren Schiffen bedeckten. Das Heer erhielt einen Rasttag und der König ließ die Kriegsflotte ein Manöver ausführen; in dem Gefecht, welches dargestellt wurde, siegten die Schiffe der Sidonier.

Artabanos, der Bruder des Dareios, war von seinem Neffen, dem Könige, ausersehen, die Aufsicht des Palastes und die Regierung des Reiches während seiner Abwesenheit zu führen. Er hatte den König bis nach Abydos geleitet und soll hier noch einmal die Vorstellungen gegen den Kriegsplan des Xerxes erneuert haben, welche er schon früher erhoben hatte. Das Heer sei zu groß, um leben zu können, die Flotte zu stark, als daß ein Hafen sie sicher aufnehmen könne; wenigstens die Schiffe der Ionier, deren Treue beim Kampfe gegen ihre Landsleute zweifelhaft sei, möge der König zurückschicken. Xerxes wies darauf hin, daß das Heer Vorräte mit sich führe, daß große Vorräte auf seinem Wege bereit lägen, daß das Land des Feindes auch einiges hergeben werde, daß er den Zug in der besten Jahreszeit beginne, daß die Ionier sich seinem Vater an der Donau treu bewiesen und daß er an ihren Weibern und Kindern ein Pfand ihrer Treue besäße.

Am nächsten Morgen warfen die Magier viele Wohlgerüche ins Feuer und bestreuten die Brücken mit Myrtenzweigen. Sobald sich der „glänzende Mithra“[1] erhob, erhob auch der König die goldene Opferschale und betete zum Gotte des Sieges, daß ihn kein Unfall auf seinem Zuge träfe. Danach soll er die Opferschale, einen goldenen Becher und ein persisches Schwert in den Hellespont geworfen haben. Die Garde des Königs, die 10000 Unsterblichen mit bekränzten Tiaren, gingen zuerst über die Brücke zur Linken, dann folgte ein Teil des Heeres. Auf jeder Brücke stand eine doppelte Reihe von Peitschenträgern, welche darauf

[1] Mithra oder Mithras, Sonnengott, Lichtgott der alten Perser.

hielten, daß niemand zurückbleibe und der Zug nicht stocke. Am zweiten Tage ging der König mit der Leibgarde, 2000 Fußgängern und 2000 Reitern, den heiligen Rossen und dem heiligen Wagen des Mithra, von den Prinzen des Hauses, den Achämeniden, den „Tischgenossen", den „Verwandten" und seinem ganzen Gefolge begleitet — Demarat und Peisistratos befanden sich unter diesem — über die Brücke. Von dem jenseitigen Ufer weidete er dann wieder sein Auge an dem endlosen Zuge seines Heeres, an dem Menschengetümmel, welches beide Ufer des Hellespont bedeckte; an den unübersehlichen Massen der Schiffe, welche den Hellespont nach allen Richtungen durchkreuzten. Sein Wink, sein Wille hatte alle diese Fahrzeuge, alle diese Männer, diese Wanderung der Völker in Bewegung gesetzt.

Der Übergang über die Brücken dauerte sieben Tage. Der Marsch ging an den Höhen des Chersones hinauf nach Kardia und wendete sich von hier westwärts nach der Festung und dem Hafen Doriskos. Hier, wo die Gebirge Thrakiens an der Mündung des Hebros weiter ins Land zurücktreten, wo die große Bucht von Änos der Flotte einen sichern Hafen gewährte und Magazine angelegt waren, sollten Heer und Flotte eingeteilt und organisiert werden. Die Kriegsflotte lief in die Bucht ein; die Transportflotte fand keinen Raum in derselben, sie mußte ihre Schiffe weiter westwärts zwischen Zone und Sale (Pflanzorten von Samothrake) ans Land ziehen. Nach der Vereinigung sämtlicher Streitkräfte kam es zunächst darauf an, die Zahl der Köpfe zu kennen, für welche täglich Verpflegung geschafft werden mußte; gleichviel ob sie dem Landheere, der Kriegsflotte oder der Transportflotte, dem Gefolge des Königs oder dem Troß, den Dienerschaften, den Harems der Befehlshaber oder den Kameltreibern angehörten. Diese gesamte Menschenmasse rasch zu zählen, kam man auf den Ausweg, beim Einmarsch in das Lager eine vollzählige Division von 10 000 Mann eng zusammentreten zu lassen, diesen Raum mit Schranken zu umgeben und durch diese successiv das gesamte Heer und den Troß, die abgesessenen Reiter, die Kämpfer der Streitwagen, die Mannschaften der Kriegs- und Transportflotte hindurchziehen zu lassen; Herodot erfuhr, daß jene Schranken sich 170mal gefüllt und wieder geleert hätten. Soweit diese unsichere Art der Zählung, welche notwendig ein übertriebenes Resultat geben mußte, zu einem Ergebnis ausreichte, waren also gegen 1 700 000 Menschen in Bewegung; für diese Zahl mußte von nun an täglich Proviant aus den Magazinen geliefert werden.

Wie die Ordnung des Heeres bei den Persern verlangte, wurden diese Massen, soweit sie zur Landarmee gehörten, in Divisionen zu 10 000 Mann eingeteilt. Auch nachdem 36 000 Mann an die Flotte als See-

soldaten abgegeben worden waren, konnten 80 Divisionen Fußgänger oder achthundert Bataillone zu 1000 Mann und acht Reiterdivisionen, ebenfalls zu 10 000 Pferden, gebildet werden. Persien, Medien, Baktrien hatten mit den Satrapien der Saken und Inder allein 300 000 Mann gestellt. Außerdem waren Streitwagen aus Libyen und Indien vorhanden, teils mit Pferden, teils mit wilden Eseln bespannt, und Dromedarreiter aus Arabien, deren Streiter Herodot zusammengenommen auf 20 000 Mann schätzt: es war eine Macht von 900 000 Kämpfern und sie hatte noch weitere Vermehrung zu erwarten. Auf dem Marsche nach dem Olympos sollten die Kontingente der thrakischen Stämme und Makedonier zu derselben stoßen. Die Zahl der Nichtkämpfer, welche dieser Armee folgten, betrug 300 000 bis 400 000 Köpfe. Bei der Verteilung der Befehlshaberstellen wurden die Prinzen des Hauses, welche fast alle den Zug begleiteten, vorzugsweise bedacht. Die Gesamtzahl der Kriegsschiffe — es waren nur Linienschiffe — betrug 1207. Um zuverlässige Seesoldaten auf der Flotte zu haben, hatten die Perser, Meder und Saken dreißig Mann auf jedes Schiff stellen müssen. Die gesamte Mannschaft der Flotte zählte etwa 250 000 Köpfe. Die Flotte wurde in vier Divisionen, jede zu etwa 300 Schiffen, eingetheilt. Die Transportflotte zählte 3000 Fahrzeuge, meist Dreißigruderer; unter ihr befanden sich 850 Pferdeschiffe, um erforderlichenfalls Reiterabteilungen überzusetzen; sonst wurden auch diese zur Nachführung von Futter und Proviant gebraucht. Die Mannschaft der Transportflotte wird etwa 150 000 Köpfe betragen haben.

Nachdem die Einteilung und Organisation der Streitmacht vollendet war, hielt der König eine große Musterung ab. Er fuhr auf seinem Streitwagen, von Schreibern umgeben, zuerst die endlose Front des Fußvolks hinab. Hier standen aus den Satrapieen des Ostens die Inder in ihren weißen baumwollenen Gewändern, mit ihren großen Bogen und Rohrpfeilen; die Äthiopen des Ostens, die schwarzen Stämme vom Indus, die Stirnhäute von Pferden mit aufrechtstehenden Ohren und Mähnen auf dem Kopfe, Schilde von Kranichhäuten in der Linken; die Gandharer, die Baktrer mit indischem Bogen und kurzen Wurfspießen. Der Kern des Heeres gehörte dem Hochlande von Iran. Von hier waren die Saken aus den Steppen des Oxus mit ihren hohen spitzen Mützen, ihren Bogen, Dolchen und Streitäxten, die Meder und Perser in Hosen und Ärmelröcken, mit leichten hölzernen Schilden und kurzen Säbeln an der rechten Hüfte, die Tiaren auf dem Haupte, die Sogdianer, die Parther, die Chorasmier, die Hyrkanier, die Arier, die Drangianer in bunten Mänteln und hohen Stiefeln, die Arachoten in ihren Ziegenpelzen. Vom Südufer des Kaspischen Meeres waren die Kaspier, d. h. die Kadusier,

Marder und Tapurer gekommen, vom Westufer desselben die Saspeirer und Alarodier, hölzerne Helme auf dem Haupte, mit Säbeln und Speeren bewehrt und durch Schilde von Rindshaut geschützt. Vom Schwarzen Meere waren die Kolcher, die Makroner, die Mosynöken, die Chalyber, die Tibarener und die Moscher. Vom Euphrat und Tigris die Armenier, die Assyrer und Babylonier mit ihren ehernen Helmen und ehernen Schilden, mit Lanzen und Streitkolben bewaffnet und durch linnene Panzer geschützt, endlich die Kissier in persischer Kleidung und Rüstung. Sogar die Inseln des Roten Meeres hatten ihr Kontingent gestellt. Dem fernen Westen gehörten die Libyer an, welche in Leder gekleidet waren, mit Wurfspießen, deren Spitzen nur im Feuer gehärtet waren; dem heißen Süden, dem Nilthale über Ägypten die Äthiopen, Panther- und Löwenfelle um die Schultern, Antilopenhörner auf ihren Wurfspießen. Die Araber aus der syrischen Wüste trugen weite Gewänder und lange, nach beiden Seiten zu spannende Bogen. Kleinasien hatte die Kappadokier, die Paphlagoner, die Phryger gesendet, in Halbstiefeln, mit geflochtenen Helmen, kleinen Schilden, kurzen Stoßlanzen und Wurspießen bewehrt, die Bithyner in Stiefeln von Hirschleder und Pelzen, Fuchsbälge auf den Köpfen, die Myser mit ihren in Feuer gehärteten Wurfspießen, endlich die Lyder, fast in hellenischer Rüstung. Das war das Fußvolk. Dann folgten 80 000 Reiter. Es waren sieben oder acht Völker von Iran, welche diese gestellt hatten: die Sagartier vom iranischen Hochlande, nur mit kurzen Schwertern und dem Lasso[1] bewehrt, die Kissier, die Kaspier, die Baktrer, die Inder, die Meder und die Perser, die meist durch Panzer, zum Teil sogar durch vollständige Rüstungen geschützt waren. Auf die Reiter folgten die Streitwagen und die Dromedare. Nach der Besichtigung des Landheeres bestieg Xerxes einen Dreiruderer, über dessen Hinterdeck ein goldener Baldachin ausgebreitet war, die Flotte in Augenschein zu nehmen. Sie lag 200 Schritte vom Ufer, den Bug nach dem Lande, zum Gefecht fertig, die Seesoldaten auf dem Vorderdeck, der Kapitän an der Spitze. Die Flotte war von acht Völkern gestellt worden: den Ägyptern, den Phönikern, den Kypriern, den Kilikiern, den Pamphyliern, Lykiern, Karern und Joniern. Die Phöniker samt den Städten der Philister hatten 300 Linienschiffe gesendet, die Ägypter 200 Schiffe, die Kyprier 150 und die Kilikier 100 gestellt. Die jonischen Städte samt Chios und Samos hatten 100 Schiffe rüsten müssen, ebensoviele die Städte des Hellespont, der Propontis und des Schwarzen Meeres; die äolischen Städte mit Lesbos 60, die dorischen 30, Lemnos, Imbros und Samothrake siebzehn. Die Karer hatten 70 Schiffe gestellt,

[1] Lasso, Lazo, Fangschlinge.

die Lykier 50, die Pamphylier 30. Die Schiffe von Sidon waren die besten der Flotte. Es war eine Seemacht, wie sie noch niemals bei einander gewesen; sie war verhältnismäßig stärker als das Landheer. Man wußte, daß das Gelingen des Zuges von der Flotte, von der unbestreitbaren Herrschaft des Meeres abhing. Wenn das Landheer 900 000 Mann zählte, so hatte Dareios bereits 700 000 über den Bosporos geführt, aber keine Flotte hatte bisher 600 Linienschiffe überstiegen. Und zu dieser doppelten Zahl sollten nun noch die Schiffe der Griechenstädte der thrakischen Küste, die Schiffe der Kykladen stoßen.

Xerxes wünschte, daß die Brücken über den Hellespont, welche die leichteste Verbindung mit Asien gewährten, wenigstens den Sommer über stehen blieben. Er übertrug den Abydenern ihre Instandhaltung und entband sie dafür von der Pflicht, ihre Schiffe zu stellen. Es waren vier Wochen seit dem Beginn des Übergangs über den Hellespont vergangen, als Heer und Flotte Anfang Juni von Doriskos aufbrachen. Der linke Flügel des Heeres unter Masistes und Mardonios marschierte längs der Küste; weiter im Lande zog der König mit dem Centrum, der rechte Flügel unter Smerdomenes und Megabyzos ging am Gebirge vorwärts. Mitten im Zuge des Centrums fuhr der König. Hinter dem ersten Bataillon der Leibgarde, dessen Abzeichen goldene Granaten an den Lanzen waren, und dem ersten Regimente der Leibgarde zu Pferde, wurden die heiligen Rosse des Mithra geführt. Es waren zehn nach besonderen Merkmalen ausgesuchte Schimmelhengste. Diesen folgte der heilige Wagen des Mithra, ein weißes Gestell, dessen goldenes Joch acht Schimmel zogen. Den Wagen des siegreichen Gottes, welcher dem Könige voranzog, durfte kein Sterblicher besteigen. Der Lenker der Rosse ging neben denselben einher. Dann folgte der Streitwagen des Königs, der König selbst in seinem bedeckten Reisewagen und das Gefolge des Königs. Das zweite Bataillon, welches goldene Äpfel an dem Lanzenschafte hatte, und das zweite Reiterregiment der Leibgarde, denen dann die Division der Unsterblichen und eine Division persischer Reiterei folgten, schlossen den Zug des Königs. Der Marsch ging über Zone, Sale, Mesembria, Stryme (eine Station der Thasier) am Ismarischen See vorüber nach Maroneia und über Abdera an den Nestos. Es war das Gebiet der thrakischen Stämme der Päter, Bistonen und Sapäer. Jnseits des Nestos zog das Heer durch die waldigen Höhen des goldreichen Pangäos, durch das Gebiet der Odomanter und Päoner, über die Städte der Thasier, Datos, Ösyme und Galepsos zum Strymon, über welchen in der Gegend von Eïon mehrere Brücken gelegt worden waren, und erreichte durch das Gebiet der Bisalten, über Argilos und Stageiros, Akanthos.

Die Städte der Griechen hatten nicht bloß ihre Schiffe zur Flotte

stoßen zu lassen: sie hatten jede die Verpflegung des Heeres für einen Tag zu tragen. Wenn die reichen Thasier diese Last für ihre Pflanzorte bestreiten konnten, die Mehrzahl der übrigen Städte wurde ruiniert. Sie vermochten es wohl, die Ausgabe für das Getreide zu leisten (der Ankauf desselben wird etwa eine Summe von 20 000 Thalern erfordert haben); aber die Kosten für die Verpflegung der Befehlshaber, für das Prachtzelt, welches für den König aufgeschlagen werden mußte, für die Polster und die kostbaren Tafelgeschirre, welche angeschafft werden mußten — dies alles fiel dann der königlichen Dienerschaft anheim —, für die ausgesuchte Mahlzeit, mit welcher der König und sein Gefolge bewirtet werden mußte, überstieg ihre Kräfte. Gegen die Akanthier bewies sich der König sehr gnädig, weil sie den Bau des Kanals eifrig unterstützt hatten und guten Willen zum Kriege gegen ihre Landsleute zeigten. Von Akanthos aus ging die Flotte durch den Kanal, um die Landspitzen Sithonia und Pallene zu umschiffen und in der nördlichen Biegung des Thermäischen Busens, bei Therme, sich wieder mit dem Heere in Verbindung zu setzen, welches von Akanthos aus quer durch das wilde Gebirgsland, das spärlich bewohnte Gebiet der Bisalten Krestonäer nach dieser Stadt marschierte. Auf diesem Zuge hatten die Kamele des Trosses von den Löwen, welche hier in den Bergschluchten hausten, zu leiden. Der Häuptling der Bisalten war mit den Seinen tiefer ins Gebirg entflohen, um nicht, wie die übrigen Häuptlinge der thrakischen Stämme, den Zug des Königs mit seinen Leuten begleiten zu müssen. Auf dem Boden Makedoniens, jenseits Therme, gab der König dem Heere eine Rast; auch die Flotten zogen ihre Schiffe ans Land; das Lager reichte längs der Küste von der Mündung des Echedoros bis zur Mündung des Haliakmon, eine Strecke von fünf deutschen Meilen. Man stand an der Grenze von Hellas; der Marsch über den Olympos sollte durch Bahnung von Wegen vorbereitet werden; die Magazine, welche längs der makedonischen Küste angelegt waren, sicherten unterdes die Verpflegung. Nur eine Straße führte von Makedonien nach Thessalien, der Paß von Tempe. Dieser zieht sich am Meere unter dem Olympos zur Mündung des Peneios hin und folgt den vielfachen Windungen des Peneios, bis sich das Flußthal erweitert. Die Länge des Engweges ist mehr als eine Meile, seine Breite beträgt auch heute an den schmalsten Stellen nicht über 13—20 Fuß. Man konnte sich unmöglich mit diesem Heere in einen solchen Engweg verwickeln. Von allen Hindernissen abgesehen, wären mehrere Wochen über dem Durchmarsch vergangen. Xerxes erfuhr von seinem Vasallen, dem König Alexander von Makedonien, daß es, wenn auch sehr schwierig, doch möglich sei, das Gebirge etwas landeinwärts über Lapathos, am Bergsee Askurias vorbei, zu übersteigen. Man kam

dann durch das Gebiet der Perrhäber bei Gonnos, etwa drei Meilen oberhalb der Mündung des Peneios in das Thal dieses Flusses, in die Ebene Thessaliens hinab. Der König beschloß, diesen Weg einzuschlagen. Ein Teil des Heeres wurde vorausgeschickt, durch die Wälder und Sümpfe Pieriens breite Wege zu bahnen, den Nordabhang des Olympos zugänglich zu machen und den Gebirgspfad über Lapathos in eine gangbare Straße zu verwandeln.

Die Gesammtkraft Asiens lagerte an den Pforten von Hellas. Vom Indus und vom Oxus, vom Hindmend und vom Herirud, aus den Thälern von Schiras, von den Höhen des Elburs waren die Arier gekommen, die Stammgenossen im Westen ihrer Herrschaft zu unterwerfen, die abweichenden Bahnen, welche ihre Stammesbrüder betreten, zu den Formen des östlichen Lebens zurückzuführen. Heer und Flotte waren am Haliakmon stärker als zu Doriskos. Jenes war durch die Krieger der thrakischen Stämme, durch die Truppen Alexanders etwa um 100 000 Mann verstärkt worden, die Griechenstädte der thrakischen Küste hatten 120 Dreiruderer gestellt. Die Flotte zählte 1327 Linienschiffe, unter diesen 427 hellenische. Diese allein waren mehr, als die Halbinsel mit vereinten Kräften aufzubringen vermochte, und dazu schickte sich eine Armee von einer Million Streitern an, den Olympos zu übersteigen.

Max Duncker.

Stark und mild.

Wenn dich Feinde hassen,
Freunde dich verlassen,
Steh für dich allein;
Stark und fest wie Stein,
Furchtlos sollst du sein.

Doch wenn andre zagen,
Hilf du ihnen tragen
Ihre Bürd' und Pein;
Mitleidsvoll wie dein
Heiland sollst du sein.

Schleuß ins Herz die Liebe,
Doch unlautre Triebe
Laß es nicht entweih'n;
Keusch und lilienrein,
Schuldlos sollst du sein.

Freue dich am Leben,
An dem Saft der Reben
Und am Sonnenschein;
Wie die Kinder klein
Fröhlich sollst du sein.

Aber immer gütig;
Schau nie übermütig,

Auch nie stolz darein;
Demutvoll und fein,
Stille sollst du sein.

Und so wandle weiter
Mutig, fromm und heiter,
Bis das Engelein
Singt: „Nun schlummre ein,
Selig sollst du sein!“

Lebrecht Dreves.

Isabella von Spanien und Elisabeth von England.

(Eine historische Parallele.)

Beide Fürstinnen waren nach langen Widerwärtigkeiten und harten Erfahrungen zum Throne gelangt, aber während Isabella dieselben durch die Ungerechtigkeit ihres Bruders Heinrich erfuhr, hatte Elisabeth in ihrer Jugend zu leiden, weil sie selbst gegen ihre Schwester und Königin (Maria) an einer tückischen Verschwörung teilgenommen hatte. Sie litt also aus eigener Verschuldung, während Isabella durch fremde Sünde in Ungemach kam.

Sehr verschieden waren auch die Wirkungen, welche die erduldeten Leiden in beiden Frauen hervorbrachten. Während nämlich das Mißgeschick das Herz Elisabeths für alle Zukunft erkältete, sie wahrhaft grausam machte und alle weibliche Zartheit so weit von ihr abstreifte, daß sie im Zorne wiederholt ihren Ministern und Räten Ohrfeigen beibrachte, oder auch ins Gesicht spuckte, der reichlichen Flut gemeiner Schimpfworte gar nicht zu gedenken; blieb das Gemüt Isabellas voll Milde und Wohlwollen, so daß sie auch bei Strafen und bei nötiger Strenge, des Christentums und der Humanität nicht vergaß.

Beide haben in langer und siegreicher Regierung den Wohlstand ihrer Länder erhöht und den Glanz ihrer Staaten gesteigert, aber während Elisabeth nur als Regentin bewundert wird, ward und wird Isabella zugleich wegen ihrer persönlichen Tugenden verehrt und geliebt.

Beide Frauen haben einen ungewöhnlichen Einfluß auf ihre Unterthanen ausgeübt und eine seltene Macht über deren Willen besessen, auch in langer Regierung die Ruhe im eigenen Reiche erhalten und die Zwiste der Parteien gebändigt; aber während der Engländer nur dem hohen Geist und despotischen Willen seiner Königin sich unterwarf, vertraute der Spanier dem Geiste und Herzen seiner edlen Landesmutter zugleich.

Beide haben ihre Königreiche als Staaten zweiten Ranges angetreten und sie durch innere Einrichtungen und Festigungen, sowie durch Schiffahrt und glückliche Kriege unstreitbar zur ersten Größe erhoben. Aber Isabella hat auch in der Politik niemals, so wenig als im Privatleben, die Ehrlich-

keit und Redlichkeit aus dem Auge gelassen, während Elisabeth, wenn auch durch großartige Förderung des Handels über Isabella hervorragend, ihre Klugheit durch Treulosigkeit und Ränke unterstützte, bei den Nachbarn überall den Samen der Zwietracht ausstreute, in andern Staaten Rebellion und Bürgerkrieg nährte und sogar durch das schändlich vergossene Blut einer fürstlichen Base die eigene Krone zu befestigen nicht verschmähte.

Elisabeth und Isabella haben beide das Scepter kräftig geführt und in den Zeiten des höchsten Regentenabsolutismus gelebt. Aber dennoch hat letztere die hergebrachten Freiheiten des Volkes, sowie die Stimme der Cortes [1] geachtet und selbst in ihrem Testamente noch die Entscheidung der letztern über die Rechtmäßigkeit gewisser Einkünfte verlangt. Elisabeth dagegen war bei all ihrem Haschen nach Popularität und ihrer erkünstelten Freundlichkeit gegen Bauern und Pächter eine entschiedene Despotin, die für sich absolute Gewalt, von andern nur unbedingten Gehorsam verlangte, das Parlament zu einem Schatten herabwürdigte, es in dieser Erniedrigung noch schmähte und durch neue willkürliche und sklavische Gerichtshöfe über Leben und Freiheit aller ihrer Unterthanen nach unbeschränkter Willkür gebot. Charakteristisch ist in dieser Beziehung ihre Äußerung, als das Gericht den Norfolk nicht schuldig erklären wollte. „Wenn die Gesetze," so rief sie zornglühend, „zu seiner Verurteilung nicht hinreichen, so wird meine königliche Autorität dies vermögen." Andere Fürsten betrachten das Begnadigungsrecht als den schönsten Juwel ihrer Krone, aber Elisabeth freute sich über die Macht, auch denjenigen morden lassen zu können, welchen die Gesetze befreiten. Viele Beispiele ihrer despotischen Willkür hat die Geschichte verzeichnet: sie verbot z. B., nicht nur Waid zu bauen, weil der Geruch dieser nützlichen Pflanze ihr widerwärtig war, sondern wollte sogar über den Glauben ihrer Unterthanen mit einer Allgewalt herrschen, wie sie ihr Zeitgenosse, Philipp II. von Spanien, nicht besaß.

Mit Eifer sorgte Isabella für die redlichste Pflege der Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person, und wie keine Bestechung groß genug war, die Vollziehung des Gesetzes abzuwenden, so konnte sie auch kein Einfluß, selbst nicht der ihres Gemahls, zur Abweichung von dem, was ihr Recht und Pflicht schien, bewegen. „Die Gerechtigkeit," sagt Marineo Siculo, „welche ein jeder unter ihrer glücklichen Regierung genoß, war der Art, daß sie Edelleuten und Rittern, Bürgern und Landleuten, Reichen und Armen, Herren und Knechten, allen gleichmäßig zu teil geworden ist." Personen und Eigentum standen unter dem gleichmäßigen Schutze der

[1] Reichsstände.

Gesetze; man hörte keine Klagen über willkürliche Gefangennehmung und ungerechte Besteuerung.

Desto mehr kamen solche Klagen unter Elisabeth vor, Beschwerden über Tyrannei, Veruntreuung und Raubgier, so daß man im Parlamente einen Friedensrichter als ein Tier definierte, „welches für ein halb Dutzend junge Hühner von einem halben Dutzend Gesetze dispensiere“. Namentlich machte die Königin selbst durch die berüchtigte Sternkammer und den hohen Kommissionshof die Rechtspflege unsicher, dehnte mit beispielloser Härte die Martialgesetze sogar auf gewöhnliche Verbrecher aus, setzte nach Willkür die Richter ab, hemmte ums Geld den Lauf der Gerechtigkeit und erlaubte selbst den Damen und Herren ihres Hofes gegen ansehnliche Geschenke, sich in die Prozesse zu mischen, so daß der französische Gesandte mit Recht sagen konnte, die Verwaltung der Gerechtigkeit sei unter Elisabeth schlechter gewesen, als unter ihrer Vorgängerin Maria. „Ein anderer unleidlicher Mißbrauch,“ sagt Lingard, „war die Befugnis, welche sich die Königin anmaßte, ihren Zorn oder Eigensinn durch die Verhaftung oder Einkerkerung derer zu befriedigen, die sie beleidigt hatten.“ In der That hat Elisabeth eine persönliche Beleidigung, namentlich eine Verletzung ihrer Eitelkeit, niemals verziehen und unerbittlich gerächt, während Isabella gerne denen vergab, die sich bloß gegen ihre eigene Person, nicht aber gegen die öffentliche Wohlfahrt verfehlt hatten.

Beide Fürstinnen haben großartige Erwerbungen in Amerika gemacht, aber während Isabella beständig für das Wohl der armen Indianer besorgt war und keine Mißhandlung derselben duldete, treffen wir im Jahre 1667 an der Küste von Nord-Amerika zwei große englische Schiffe auf *eigene Rechnung* Elisabeths mit dem Sklavenhandel beschäftigt.

Beide Fürstinnen bevorzugten die Talente und suchten und fanden große Männer, welche den Ruhm ihrer Regierung unsterblich machten; aber während Isabella mit kluger Wahl und großer Menschenkenntnis für das Wohl des Reichs weise Ratgeber suchte, ließ sich Elisabeth, obgleich nicht minder scharfsichtig als jene, vielfach auch durch äußerliche und körperliche Vorzüge der Kandidaten bestimmen und wollte in ihren Räten nicht selten zugleich ihre Verehrer sehen.

Isabella behandelte ihre Räte mit Wohlwollen, Vertrauen und Freundschaft, nahm an ihrem Glücke herzlichen Anteil, belehnte sie würdig, schützte sie gegen Feinde und Neider, tröstete sie in Unglücksfällen, besuchte selbst die Erkrankten und übernahm sogar manchmal in eigener Person das Amt einer Vollstreckerin ihres Testamentes, wie bei dem Tode des Kardinals Mendoza und des Großkomturs Cardenas. Gleiches Vertrauen und gleiche Freundschaft bewies sie ihren Frauen, vergaß unter

ihnen den gewöhnlichen Unterschied des Ranges, benützte die passenden Gelegenheiten, dieselben durch zarte Geschenke zu erfreuen, und behandelte sie durchweg mit ungekünstelter Herzlichkeit, vor allen die Freundin ihrer Jugend, Donna Beatrix Bobadilla, nachherige Marquisin von Moya.

Elisabeth dagegen kannte und wollte kein freundschaftliches Verhältnis zu ihrer Umgebung, sondern bewegte sich stets in zwei schlimmen Extremen, bald die Kokette an ihrem eigenen Hofe spielend, bald dem von ihrem Vater Heinrich VIII. ererbten Temperamente bis zu Flüchen und Beohrfeigungen ihrer Damen und Minister folgend. Dabei mißtraute sie ihrer ganzen Umgebung und hielt niemanden aufrichtiger Treue fähig, ward aber dafür auch in der That von allen Seiten hintergangen und durch List und Verstellung ihrer Räte und Frauen zu manchem falschen Entschluß getrieben. Ein Hauptübel ihres Hofes floß aber aus ihrer Kargheit gegen die Beamten und die Glieder des Hofstaates hervor. Darum riß arge Bestechlichkeit ein, Stellen, Monopole und Patronagen wurden überall am Hofe verkauft und mit Prozessen sogar förmlicher Schacher getrieben. Auch die Königin selbst war eine große Freundin des Annehmens von Geschenken, half durch Selbstfordern den Säumigen nach und wußte aus jedem gnädigen Besuche klüglich einen Raubzug zu machen.

Beide Fürstinnen waren in ihrer Jugend von mehr als gewöhnlicher Schönheit der Gestalt, aber während sich Elisabeth von der lächerlichsten Eitelkeit, Gefallsucht und Putzsucht beherrschen ließ, zeigte Isabella auch nicht die leiseste Anwandlung dieser weiblichen Schwachheit[1]. Wenn die englische Thetis[2] Audienzen erteilte, zog sie beständig ihre Handschuhe aus und an, um den aufwartenden Herren ihre schönen Hände zu zeigen, hörte keine Schmeichelei lieber, als das Lob ihrer „himmlischen“ Schönheit, und verlangte für diese, sogar als sie schon den Siebzigen nahe stand, noch immer die reichlichste Huldigung in orientalischen Phrasen. Ja sie verkündete selbst ihre eigenen Reize und ließ ihren getreuen Unterthanen erklären, daß bisher kein Porträt von ihr dem Urbilde Gerechtigkeit widerfahren lasse; jetzt aber habe sie ihr Bild von geschickten Künstlern fertigen lassen, wonach nun alle früheren korrigiert werden müßten. Obgleich sie aber ihrer Schönheit in so hohem Grade selbstbewußt war, glaubte sie doch keineswegs die Künste der Toilette und des Schmuckes verschmähen zu dürfen. Als aber der Bischof von London es einst

---

[1] Isabellas Gestalt war etwas über mittlere Größe; von Gesichtsfarbe klar; ihr Haar, hellkastanienbraun, schimmerte ins Rötliche, und ihr mildes blaues Auge strahlte Verstand und Gefühl. Sie war ausgezeichnet schön und anmutsvoll in ihrem Wesen.

[2] Thetis = Meernymphe im altgriechischen Glauben.

wagte, in einer Predigt die Königin auf den höhern Schmuck der Seele hinweisen zu wollen, ergrimmte die despotische Kokette so sehr, daß sie dem armen Manne mit dem Tode drohte, wenn er sich noch einmal solches erlaube.

Die Spanierin dagegen schildert uns ihr neuester Biograph Prescott mit folgenden Worten: „Auch in ihrer Kleidung war sie einfach und sparsam. Bei allen öffentlichen Veranlassungen entfaltete sie allerdings eine königliche Pracht; aber im Privatleben hatte sie kein Vergnügen daran und verschenkte freigebig ihre Kleider und Juwelen an ihre Freundinnen.“

Weiterhin erzählt Prescott, daß Isabella wenig Geschmack fand an den kleinlichen Vergnügungen, welche einen so großen Teil des Hoflebens ausfüllen; Elisabeth dagegen hat die Vergnügungen, Bälle und Ergötzlichkeiten aller Art in hohem Grade geliebt und im Alter noch ihre größte Freude im Tanzen gefunden und täglich auch gesucht.

Der schönste Schmuck Isabellas war ihre für alle Verleumdung unzugängliche Reinheit und Lauterkeit. Wie wenig aber die „jungfräuliche“ Königin ihr hierin gleichstehe, bedarf kaum der Erwähnung. Von Isabella mußte man gestehen, daß in ihrem schönen Leibe eine wahrhaft schöne Seele wohnte; von der gealterten Elisabeth dagegen hat Essex, der Freund ihrer alten Tage, wohl mit Recht gesagt, „daß ihre Seele so höckerig sei, wie ihr Leib“, eine Äußerung, die vielleicht mehr zu seiner Hinrichtung beitrug, als alle politischen Fehler, die er gemacht hatte.

Der Hof Isabellas von Spanien war für den jungen Adel beider Geschlechter eine Schule der Zucht, reiner Sitte und edlen Anstandes; vom englischen Hofe dagegen versichern die Zeitgenossen, daß dort „Unschicklichkeiten“ im höchsten Grade herrschten. „Die einzige Unannehmlichkeit,“ schrieb ein Berichterstatter vom englischen Hofe, „die ich hier habe, ist, an einem Ort leben zu müssen, wo so wenig Gottseligkeit und Religionsübung und allgemein so ausschweifende Sitten und schlechte Gespräche sind, welches ich jetzt noch schlimmer finde, als da ich zum erstenmal hier war.“

Neben dem Diademe der Herrschaft wollte Elisabeth auch den Lorbeer der Gelehrsamkeit tragen. In der That war sie gebildeter in den Wissenschaften, als alle Frauen ihrer Zeit, verstand nicht weniger als fünf fremde Sprachen und war im Stande, den griechischen Text des neuen Testamentes ohne Anstoß zu lesen. Äußerst widerlich trug sie jedoch alle diese Fertigkeiten zur Schau und haschte gierig nach jeder Gelegenheit, um ihren Witz und Verstand, ihre Beredsamkeit und Sprachkenntnis zu zeigen. Auch Isabella, obgleich an Gelehrsamkeit hinter der Engländerin zurückstehend, besaß doch nicht gewöhnliche wissenschaftliche Bildung, war

des Lateinischen mächtig, und wußte gut und geläufig, ja auch witzig zu sprechen, machte jedoch selten von letzterer Fähigkeit Gebrauch und war auch in dieser Richtung, wie überall, bescheiden und anspruchslos. Isabella führte die Buchdruckerkunst nach Spanien ein, gründete Bibliotheken, stiftete Akademieen und förderte die Wissenschaften aller Art; Elisabeth dagegen wollte selbst gelehrt sein und war nach Humes Geständnis mehr eine Prahlerin mit eigener Gelehrsamkeit, als eine Freundin der Wissenschaften. Darum schützte sie die Wissenschaften aus Eitelkeit, Isabella dagegen aus Achtung vor denselben und aus der Überzeugung von dem hohen Einfluß, den sie auf das Glück und die Wohlfahrt eines Volkes ausüben können.

Beide Fürstinnen zeigten Unduldsamkeit gegen Andersgläubige. Aber während bei Elisabeth nur die Politik, nicht die Wärme der gläubigen Überzeugung alle Verfolgungsbefehle diktierte, bewies Isabella die Aufrichtigkeit ihres religiösen Eifers durch innige Andacht, tugendreichen Wandel und zahlreiche Werke der Barmherzigkeit, so daß notwendig ihre Härte gegen Mauren und Juden tausendmal entschuldbarer ist, als die kalte und grausame Verfolgung der Puritaner und Katholiken durch die wahrscheinlich selbst überzeugungslose Elisabeth. Bei ihrer Thronbesteigung noch hat letztere feierlich die katholische Religion beschworen und Aufrechthaltung derselben eidlich gelobt, ja selbst wiederholt heuchlerisch die katholische Kommunion empfangen, um bis zum gelegenen Zeitpunkte ihre unter Maria wieder katholisch gewordenen Unterthanen zu täuschen. Als sie aber die Maske abwarf, erließ sie so bittere und blutige Strafgesetze gegen die Katholiken, und ließ dieselben mit solcher Grausamkeit morden, daß selbst die Greuel der spanischen Inquisition dagegen erbleichen. Güterkonfiskation war auf die erste, der Tod aber auf die zweite Weigerung gesetzt, die Königin auch für das kirchliche Oberhaupt Englands erkennen zu wollen, und die überfüllten Kerker, die immer gebrauchte schreckliche Folter, die stets beschäftigten Galgen, die aufgeschlitzten Leiber der Altgläubigen, die Vierteilungen und schändlichen Verstümmelungen aller Art gaben unausgesetzt die unwidersprechlichsten Belege von der Glaubensdespotie Elisabeths. Gewiß, wenn die Inquisition unter Isabella Tausende schlug, so hat die Reformation Elisabeths Zehntausende geschlagen.

Die letzten Tage beider Fürstinnen waren von Kummer getrübt, aber während Isabella für die Zukunft des Reiches bangte, mit starkem, hellem Geiste ihre letzten Anordnungen traf und als fromme Christin, durch die Segnungen der Kirche gestärkt, mit Mut und Fassung ihrem Tode entgegenging, war Elisabeth in tiefen Kummer versunken, von bittern innern Vorwürfen über die Hinrichtung ihres Günstlings gequält, durch

den sichtbaren Verlust der Volksgunst tief gekränkt und durch die übelste Laune eine Qual für ihre Umgebung. Statt mit den Sterbsakramenten hatte sie sich mit dem Schwerte bewaffnet, womit sie oft wütend in die Tapeten hieb, während sie aus Furcht vor dem Tode bis in die letzten Tage das Bett nicht betrat, sondern sich mitten auf den Boden ihres Zimmers halb verzweifelnd niedersetzte. Wohl betete ihr der Erzbischof von Canterbury vor, aber ihr Herz schien den Trost der Religion nicht zu fühlen. So starb sie den 24. März 1603, fast ein Jahrhundert später als Isabella.

Karl Joseph Hefele.

Vom Schmied und seiner Werkstatt.

Ich kenn' ein kleines verborgenes Haus,
Da gehen viel Leute stets ein und aus.
Ein Schmied wohnt drin. Den ganzen Tag
Und die Nacht durch pocht sein Hammerschlag.

Das kleine Haus ist das Menschenherz,
Ein geht und aus die Freude und der Schmerz,
Viel Gutes und Böses verkehren auch dort,
Und erscheinen im Leben als That und als Wort.

Der Schmied ist der Puls, der rastlos sich regt,
Von seinem Schlag wird das Haus bewegt;
Wenn er nicht mehr hämmert, dann wirds still,
Das geschieht, wenn Gott, sein Meister, es will.

Dann zieht nicht die Freude mehr und der Schmerz
In das kleine Haus, in das Menschenherz.
Vom Bösen, vom Guten geschieden steht's leer,
Bald zerfällt es in Asche — der Schmied ist nicht mehr.

Doch was er gehämmert bei Tag und bei Nacht,
Was er Gutes gewirkt und Böses vollbracht,
Vor der Welt er gewesen, im stillen geschafft:
Das bleibt, das hat ewige Lebenskraft.

So schmiede denn rastlos in mir fort,
Du wackrer Gesell, nach des Meisters Wort.
Laß sprühen die Funken! Zur Arbeit brav!
Nach tüchtigem Thun winkt sanft der Schlaf.

Ernst Heinr. Pfeilschmidt.

Die Nilreise.

Während jetzt häufig Dampfboote den Nil hinauffahren und die Reisenden in gewohnter Weise wenigstens bis Theben bringen, mußten wir es zum erstenmale fühlen, daß wir von den erleichternden Bequemlichkeiten europäischer Civilisation entfernt waren. Im Hafen von Bulak mieteten wir ein Boot, das wir für die ganze zweimonatliche Fahrt bis

zu den zweiten Katarakten bei Wadi-Halfa und zurück für 3000 Piaster, d. h. etwa 200 Thaler erhielten; dafür mußte der Kapitän uns außer dem Steuermann acht Bootsleute stellen. Der Kontrakt wurde sogleich in einem benachbarten Hause von einem Kopten[1], der im Gürtel sein Schreibzeug bereit hatte, aufgezeichnet, und der Kapitän (Rais) drückte als Namensunterschrift sein Petschaft darunter. Wir fanden auch einen Bedienten, der die Stelle des Dolmetschers und zugleich die des Kochs bekleiden sollte, und der uns auf unserer ganzen Reise durch Ägypten, die Wüste und Syrien bis nach Beirut, sechs Monate lang, die trefflichsten Dienste leistete. Dann mußten Betten, Tisch und Stühle gekauft werden. Große Kisten von Palmenholz nahmen das Küchengerät und die Vorräte auf, welche besonders aus Kaffee, Thee, Reis, Maccaroni, Linsen und Früchten bestanden.

Am 12. Dezember nachmittags zogen wir in unser Boot ein. Außer einer bedeckten Vorhalle hatte es zwei Kajüten; die hintere war für unser Gepäck bestimmt, in der vordern diente an jeder der beiden Seiten ein breiter Divan bei Nacht zum Lager, bei Tag als Sopha; zwischen ihnen konnte der Tisch stehen. Zwei hohe Segel waren an den langen Mastbäumen befestigt, und an dem einen wehte unsere preußische schwarz und weiße Flagge. Es war Windstille, weshalb ein Teil der Mannschaft das Boot zu ziehen begann; oft fuhren wir im Sande auf, oder wurden beim Hinüberrudern an das gegenüberliegende Ufer durch den starken Strom in wenigen Minuten um eine Strecke zurückgetrieben, die nur durch langes Ziehen wieder einzubringen war. Bei dem Rudern hörten wir den muntern Gesang unserer Matrosen, deren Gestalten die verschiedensten Farben-Schattierungen vom hellen Braun bis zum dunkelsten Schwarz zeigten. Dem Vorsänger antwortete im fröhlichen Chor das Schiffsvolk; die Lieder waren oft religiösen Inhalts, wie überhaupt Gebete und religiöse Ausdrücke in dem Leben der Araber häufiger als unter uns hervortreten. Zu unserer Freude trat nach wenigen Tagen Wind ein und unsere gewaltigen Segel führten das Boot eilig durch die reißenden Fluten.

Immer neue Eindrücke und Anschauungen nahmen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Bald flogen Boote an uns vorbei den Nil hinab, durch lauten Zuruf der Schiffer angekündigt; man schaut nach der Flagge, ob etwa Landsleute oder Bekannte nahen; der Rais und der Dragoman begrüßen ihre Genossen; man teilt sich in wenigen Worten die Zahl der Reisetage und das Ziel der Fahrt mit; und schon ist das Wort nicht mehr vernehmbar. Oder es gelingt, durch kluges Segeln ein Boot

[1] Nachkommen der alten Ägypter.

einzuholen, und es beginnt eine Wettfahrt welche sich Stunden, oft Tage lang fortsetzt. Der Blick wendet sich zum Ufer. Eine Karawane beladener Kamele zieht bedächtigen Schrittes hin; in fliegendem Lauf eilt ein Dromedar an ihr vorüber: es ist die Post des Pascha, die regelmäßig bis nach Ober-Ägypten besorgt wird; dort nahen große Rinderherden, die nach Kairo bestimmt sind, aber bei dem anstrengenden Marsche kaum zur Hälfte dort anlangen. Am Horizont erscheinen Palmenhaine, sie deuten auf ein Dorf, eine Stadt, die sich unter ihrem Schatten angebaut; Weiber in bunten Gruppen schöpfen das Wasser des Nil, mit Leichtigkeit heben sie die großen steinernen Krüge auf das Haupt und wenden sich in graziösem Gange ihrem Hause zu, vor dem vorbeifliegenden Fremdling sorgfältig sich verhüllend. Schon ruht der Blick wieder auf einem Ägypter, der durch Schöpfräder im Schweiße seines Angesichts das Land mit dem Wasser des Flusses tränkt, oder bei größerer Wohlhabenheit die Ochsen oder Esel stachelt, welche die Räder treiben. Will der Eifer des Steuermanns oder der Matrosen nachlassen, so muß sie ein kleines Geschenk an Tabak antreiben, oder das Versprechen eines Trinkgeldes, des Backhschisch, eines Wortes, das den Reisenden im Morgenlande durch unaufhörliche Bettelei schnell bekannt wird; plötzlich fährt das Boot fest, was bei dem stets wechselnden Wasserstande und der Menge hinabgeschwemmten Sandes auch der erfahrenste Steuermann nicht ganz vermeiden kann; schnell springt die Mannschaft in das Wasser, um das Fahrzeug wieder flott zu machen. Zogen wir uns von solchen mannigfaltigen, stets von neuem fesselnden Eindrücken in die Kajüte zurück, so waren die Tagebücher anzufüllen und Briefe in die Heimat zu schreiben, oder wir forschten über die Geschichte des Morgenlandes in den Werken, welche wir mit uns führten. Die Abende mit ihrer gemütlichen Stille in der kleinen Kajüte oder mit dem Blick in den klaren Sternenhimmel brachten uns reich gesegnete Stunden — kurz ein solches Leben in Gemeinschaft mit einem geliebten Freunde war so anziehend, daß es meinem Herzen nach den letzten Jahren angestrengter Thätigkeit unaussprechlich wohl that.

Am Abende des achten Tages kündigten Freudenschüsse und jubelnde Gesänge die Vorfeier des großen Beiram[1] an. Unsere Matrosen ruhten nicht, bis wir ihnen nach der Sitte des Landes ein Lamm kauften, das für den Festabend zubereitet wurde. Am Mittage erreichten wir Manfalut; der laute Klang von Trommeln und Pfeifen und wildes Geschrei ließ uns von ferne die Feier des Tages vernehmen. Wir stiegen an

---

[1] Beiram = Name zweier religiöser Feste am Ende der Fastenzeit, von drei bis vier Tagen.

das Land; das Volk wogte durch die Straßen nach den Bazaren, wo jeder noch etwas zur Festfreude erkaufen wollte. Wo wir in ein Haus blicken konnten, war man mit der Bereitung des Lammes beschäftigt. Aus einem der Häuser trat eine Frau mit einem Becken, das mit dem Blute des geschlachteten Lammes gefüllt war; zuerst sprengte sie mit der Hand an die Außenseite der Thüre; lebendig wurden wir an die Besprengung mit dem Blute des Osterlamms bei dem Auszuge Israels erinnert. Aus der feiernden Menge führte uns der günstige Wind bald weiter; erst am Abend legte er sich, um, wie unsere Leute sagten, auch Bairam zu feiern, und ihnen Zeit zu lassen, am Ufer bei einem flackernden Feuer ihr seltenes Festmahl zu halten.

Die Windstille hielt leider lange an und so feierten wir auch das Christfest auf unserm Boote. Wir freuten uns der stillen, gesegneten Herzensfeier in dem Lande, welches einst das Christkindlein aufnahm, als es nach seiner Geburt Schutz suchte gegen die, welche ihm nach dem Leben standen. Zu der Zeit, wo man in der Heimat am heiligen Abend die Christgeschenke aufbaut, wurde uns das zur Zeit liebste Geschenk: ein starker Nordwind schwellte die Segel; der strahlende Sternenhimmel gab uns die Weihnachtslichter; Palmzweige erhoben sich als Christbaum. So feiernd gedachten wir der Feier im elterlichen Hause, an der wir oft gemeinsam teilgenommen hatten und bei der ich zum erstenmal fehlte. Hatte doch der Christbaum dort schon durch seinen Ursprung an die Palme Ägyptens erinnert. Die Palme, welche alle Monate neue Zweige ansetzt, ein Sinnbild des Jahres, erscheint am Christfeste als Sinnbild des großen Weltjahres, der alten Zeit vor Christo, und als Stammbaum des Menschensohnes, während im Abendlande die Tanne ihre Stelle vertreten muß. Die Palme, die Königin der Bäume, bildet in ihrem dauernden Grün den blühenden und dauernden Zustand des Frommen ab: „Der Gerechte wird grünen wie ein Palmbaum". Sie ist das Bild stets neuen Lebens, des Sieges im Kampfe; mit Palmenzweigen zog Israel einher bei den Lobgesängen; die Sieger im Kampfe für das Evangelium, die Märtyrer, treten mit Palmen in ihren Händen vor den Thron des Herrn. Ist sie doch auch so schwungreich, daß sie trotz ihrer Höhe von etwa sechzig Fuß mit ihrem schlanken Bau den Stürmen widersteht, welche die starke Sykomore umstürzen; sie beugt ihr Haupt, berührt mit den langgefiederten Blättern fast den Boden und schwingt sich alsbald wieder kühn empor.

Diese Königin der Bäume, welche sich gewöhnlich in einem kahlen Stamme erhebt und an der Spitze eine breite Krone trägt, zeigte sich jetzt, wo wir ein südlicheres Klima erreicht hatten, als Dompalme, die von der Wurzel aus sich in zwei Stämme teilt, die mit dichten Zweigen

bis zu den Kronen bedeckt sind. Pelikane wanderten am Strande, von Scharen wilder Gänse umgeben; Adler nisteten an den Bergen, mit kühnem Fluge aufsteigend; und auf den Sandbänken des Nil sonnten ganze Reihen von Krokodilen ihren dunkeln unförmlichen Leib, bis sie sich, durch lauten Ruf oder durch Schüsse von ihrem Schlafe erweckt, schnell in die Fluten verbargen. Wir kamen in Kenneh an. Von unserm Generalkonsul in Kairo waren wir mit einem Briefe an den dortigen englischen Agenten, Sayd Husseyn, versehen. An der Thüre seines Hauses empfing uns ein prächtig gekleideter schwarzer Sklave und führte uns durch eine niedrige Thür an der Seite des Hofes in ein spärlich erleuchtetes Zimmer; nahe dem Fenster auf weichem Divan ruhte Sayd Husseyn, ein ehrwürdiger alter Ägypter mit lang herabwallendem weißen Barte. Ich mußte mich an seiner Seite niederlegen, und sofort reichte er mir seine Pfeife mit langem Rohre und kostbarem Bernstein-Mundstück, deren Kopf vorsichtig auf einem metallenen Teller ruhte, damit die Kohlen nicht den bunt gestickten Teppich verletzten. Nachdem mehrere Pfeifen gebracht waren, wurde uns Kaffee gereicht, dann folgte Limonade, endlich als besondere Auszeichnung köstliche Datteln von Mekka, von denen wir noch eine reiche Sendung auf unser Boot erhielten. Als die Stunde des Abendgebets kam, verrichteten die Söhne ihr Gebet, nach Mekka gewandt, unbekümmert um die Gespräche der Anwesenden, die darum auch nicht beschränkt wurden. In kindlicher Weise erkundigte sich der Greis nach manchen Sitten der Europäer und freute sich besonders, wenn wir ohne Vermittlung des Dragomans mit ihm reden konnten. Erzählungen über frühere Reisende belegte er mit ihren Empfehlungsbriefen, welche er unter dem Divan, wo er seine Geschäftsbriefe aufbewahrte, hervorzog und von seinem Sohne vorlesen ließ. Es war unser erster recht eigentlich orientalischer Besuch.

Friedr. Ad. Strauß.

Der römische Karneval.

Rom, den 25. Februar 1852.

Am ersten Tage meiner Ankunft in Rom regnete es so, daß ich zu Hause blieb, auch den folgenden Morgen war das Wetter noch grau und trübe; als ich aber mit Bekannten nach Tisch gegen 4 Uhr in die Nähe des Korso kam, hatte es sich aufgehellt, die Sonne schien lustig in die engen Straßen hinein, und die große Lebendigkeit des Treibens, das viele Fahren und Reiten konnte nicht umhin, dem an venetianische Stille gewöhnten Fremden aufzufallen. Alles schien sich nach dem Korso hin zu drängen, an den Häusern standen ganze Reihen von Blumenverkäufern, die von den feinsten Bouquets bis zu besenartigen Sträußen,

an denen die Stiele die Hauptmasse bildeten, ganze Körbe voll feilboten; neben ihnen waren die Verkäufer von Confetti aufgepflanzt, die für ihre weiße, stäubende Ware noch größern Absatz fanden; Wagen an Wagen rollte an uns vorbei nach dem Korso und eine Masse von Fußgängern schlüpfte zwischendurch eben dahin, von woher uns der lauteste Jubel entgegenscholl, in den sich die Klänge mehrerer Musikchöre, in das Getöse fröhlichen Rhythmus bringend, mischten.

Endlich hatten wir uns auch durchgedrängt bis auf den Schauplatz, aber Himmel, wie sah die heute morgen noch so graue, unfreundliche Straße verändert aus! Die Häuser alle, mit zahlreichen Balkons vor fast jedem Fenster versehen, besonders in den Mezzaninen und Parterre-Etagen, hatten dieselben mit prächtigen seidenen Tapeten und Teppichen, meist von purpurroter Farbe, behängt, die oft, mit Gold reich geschmückt, mit Guirlanden und weißen flatternden Unterlagen verziert, den herrlichsten, heitersten Anblick darboten. Sie waren bis in die höchsten Etagen hinauf dicht besetzt mit geschmückten Frauen, unter denen die zahlreichen Römerinnen durch ihre Schönheit leicht herausgefunden wurden. Es ist wohl kein Ort der Welt wo die Schönheit sich so entschieden in der Majorität befände, wie hier, und es als eine Ausnahme erscheint, wenn eine sie nicht besitzt. Jetzt aber hatten diese herrlichen Gestalten sich aller Gravität entledigt, die mutwilligste, schelmischste Lust schien sie zu beseelen und das Vergnügen leuchtete aus aller Augen. Auf den Trottoirs waren Bänke und Stühle gestellt, Tribünen errichtet, alle fast ausschließlich mit römischen Mädchen und Weibern aus den untern Klassen besetzt, während in den obern Etagen die ungeheure Anzahl der Fremden, die zu dieser Zeit Rom besuchen, vielleicht den größern Teil ausmachte und nicht immer zum Vorteil des Festes. — Eine ununterbrochene Reihe von Wagen, die auf der einen Seite herauf und auf der andern herunterfuhren, füllte die ganze Länge des Korso, dazwischen bewegte sich ein dichter Strom von kostümierten und unkostümierten Fußgängern, doch durften noch keine Masken getragen werden; die niedern Stände, die natürlich hier die große Mehrheit ausmachten, behalfen sich mit Mehl, Kohle ꝛc., womit sie sich das Gesicht unkenntlich zu machen suchten; überhaupt hatte dieser Teil des Karneval-Publikums sich vielleicht am meisten seit Göthes Anwesenheit verändert, und die alten stehenden Figuren, die er beschreibt, als der Marchese, Colombini ꝛc., sahen diesmal samt und sonders ziemlich ruppig aus, waren auch nicht sehr zahlreich.

Um so brillanter fand man dagegen die römischen Nationalkostüme, sowie die der Umgegend, die Albanen, Nettuneser, Sonnineser und andere vertreten, die gewiß zu den kleidsamsten Trachten der Welt gehören und die daher nicht nur von den Römerinnen der niedern Schichten, sondern

bei dieser Gelegenheit auch von den höhern, ja selbst von Fremden getragen wurden, da sie so brillant sind, daß Pariser Tracht gar nicht dagegen aufkommt. Eine hochrote, reich mit Gold gestickte, eng anschließende Jacke und ein weißes, gesticktes, reiches Spitzenhalstuch bedecken den Leib; in das Haar ist ein hochrotes, breites seidenes Band wie eine Krone geflochten, dessen eines Ende lang herabhängt, während ein silberner, mit goldenen Ähren verzierter Pfeil die schweren Flechten zusammenhält. Große, goldene, breite Armspangen tragen nebst dem brennenden Rot das Ihrige dazu bei, den gedämpften Teint noch feiner und reizender zu machen, die dunkle Nacht der reichen Haare noch mehr zu heben. — Ein hellblau oder violett schillernder, kurzer Taffetrock und eine weiße, reichgestickte Florschürze, sowie atlassene, mit roten Maschen geschmückte Schuhe vollenden den glänzenden Anzug, der den schönen Gestalten eine Frische und Lebendigkeit giebt, daß ein Balkon mit ihnen gefüllt aussieht wie ein prachtvoller Blumenstrauß. — Der Teil des Publikums nun, der sich zu Wagen oder zu Fuß bewegt, ist durchschnittlich der herausfordernde, angreifende Teil, der fest placierte der verteidigende. Der Krieg wird mit Bouquets und Confettis geführt, die beide wieder in gute und schlechte zerfallen, und welche Munition man in möglichster Fülle vor sich zu haben pflegt. Mit Bouquets bewaffnet erstürmt man die Wagen, wirft sie den schönen Frauen oder Bekannten auf den Balkonen zu, und empfängt je nach dem Wohlwollen, das man erregt, schönere oder eben so schöne, schlechte oder gar einen Strom von Confettis zurück, die aus wirklichem Zuckerwerk oder aus feineren und gröberen Gipskügelchen bestehen und an jeder Ecke centnerweise zum Verkauf bereit stehen. Dieser Austausch von Gunstbezeugungen und Neckereien von Balkon zu Wagen, von der Straße in die Wagen und Balkone, ohne irgend einen Unterschied der Stände, ist nun so ununterbrochen, so lebhaft, der schöne Krieg wird mit einem solchen Jubel und zugleich durchschnittlich mit solcher Liebenswürdigkeit geführt, daß auch der ärgste Hypochonder in diesen Strudel von Mutwillen und tollster Jugendlust hineingezogen werden müßte. Kaum ist man zwei Minuten in der Straße, so sieht man sich schon mitten im Gefecht, hat Sträuße ausgeteilt und empfangen und ist über und über mit Confettis beschüttet. — Wenn etwas so kühn Herausforderndes und bacchantisch Lustiges bei uns versucht werden wollte, so würde das unzweifelhaft zu Zank und Streit aller Art führen, Roheit und Ausgelassenheit den Platz behaupten und Schönheit und Grazie gar bald davon vertrieben werden. Hier ist dies keineswegs der Fall, trotzdem daß auch die alleruntersten Klassen ebenso leidenschaftlich an dem Feste teilnehmen, als die höherstehenden, und es sind fast nur Fremde, die sich erlauben, die Grenzlinie zu überschreiten. Streit und Zank habe

ich in all diesen der Freude und Lust gewidmeten Tagen niemals bemerkt, wenn auch hie und da etwas Malice unterlaufen mochte.

Je trüber mein Eintritt in Rom gewesen war, um so heiterer stimmte mich nun dieses Übermaß von Freude und Lust, Schönheit und anmutiger Herausforderung in der einem wogenden, blitzenden Meere gleichenden Straße, in dem Sonnenglanz, Blumenzauber, Schönheit und Keckheit in unaufhörlichem brausendem Jubel durcheinander wogten. — Das Fest war auf seinem Höhepunkt, als zwei Kanonenschüsse das Signal zum Beginn des Wettrennens gaben. Es war hohe Zeit, denn viele Menschen sahen aus, als ob sie Schneemänner geworden wären, und bei manchen der schönen Frauen in den Wagen, die natürlich dem Bombardement von oben am meisten ausgesetzt waren, konnte man schier nicht mehr erkennen, ob sie ursprünglich blondes Haar oder schwarze Flechten besaßen, denn obwohl sich die meisten mit Schleiern und Gaze-Masken das Gesicht schützen und die nicht kostümierten gewöhnlich helle Kleider mit Kapuzen oder Dominos zu tragen pflegen, so drang der Staub doch zuletzt überall durch.

Nach dem zweiten Kanonenschusse müssen alle Wagen den Korso durch die nächste Straße verlassen; aber noch füllte ihn die dichte Menschenmenge, die sich seither zwischen den Wagen mit anscheinend dringendster Gefahr, überfahren zu werden, hin und her bewegt hatte. Auch diese wurde jetzt durch ein Spalier von Soldaten und durch reitende Karabiniere allmählich mit vieler Anstrengung und großer Höflichkeit an die Trottoirs gedrängt, nicht ohne daß sich der einmal angeregte Mutwille derselben noch vielfach Luft gemacht hätte. So waren besonders die Hunde, die sich zwischen den beiden Menschenlinien befanden, der Gegenstand einer förmlichen Hetze, indem der geängstigte Mops jedesmal, wenn er irgendwo in die dichtgedrängte Masse schlüpfen wollte, mit allen Sträußen und Confettis zurückgescheucht wurde, so daß er zum Jubel von alt und jung oft den ganzen Korso hinauf gleichsam Spießruten laufen mußte.

Endlich war das Zeichen zum Abspringen der acht Pferde gegeben; die bisher mit Mühe an der Porta del Popolo Zurückgehaltenen sprengten in Carriere die lange enge Gasse, die ihnen das Volk gelassen, zum venetianischen Palast, dem eine halbe Stunde davon entfernten Ende des Korso, unter dem Jubel der Menge für die vordersten und deren Verhöhnung für die zurückgebliebenen Pferde, hinunter. Natürlich dauert das Schauspiel nur einen Augenblick, und ich habe nichts Besonderes daran finden können, um so mehr als die Tiere jetzt in der Regel erbärmliche Klepper zu sein pflegen; es dient dies also gewissermaßen nur zum Schluß des schönen Festes, denn nach beendigtem Wettrennen fahren die meisten Wagen zwar noch über den Korso nach Hause, aber der

einbrechende Abend macht denn doch der Lust ein Ende. Zehn Tage wiederholt sich dieses reizende Schauspiel, nur der Freitag und Sonntag bleiben frei, sonst beginnt jedesmal der fröhliche Kampf von drei Uhr bis Ave Maria aufs neue, in immer steigender Lebendigkeit, so daß am Dienstag, der den Karneval beschließt, kaum mehr durchzukommen ist.

Den Glanzpunkt dieses letzten Tages aber macht nach beendigtem Wettrennen der berühmte Moccoli-Abend, der dem Ganzen die Krone aufzusetzen gar sehr geeignet ist.

Gleich nach dem Ave Maria füllt sich der Korso wieder mit Wagen, und jedermann zündet sein Moccolo, ein kleines dünnes Wachskerzchen an, so daß bei der eben einbrechenden Nacht bald der Korso in einem Flammenmeer zu schwimmen scheint, das bis in die höchsten Etagen hinaufwogt. Die Pointe nun ist, daß man sein Licht brennend zu erhalten und das des Nachbars auszulöschen sucht, woraus dann der ergötzlichste Kampf entsteht, den man sich denken kann. — Die Fußgänger, für die es fast unmöglich ist, in dem dicken Gedränge ihr Licht zu erhalten, haben dies auch gewöhnlich aufgegeben und begnügen sich damit, die Wagen, Tribünen und Balkons zu erstürmen, die Lichter der Frauen mit weißen Schnupftüchern auszulöschen, oder wenn sie unersteiglich sind, mit Bouquets auszuwerfen. Ich gesellte mich zu dieser letztern Partei als neugebackener Finsterling, und bald war ich mitten im lebhaftesten, ausgelassensten und jubelndsten Kampfe. Die Damen fordern dich auf alle Weise heraus, zeigen dir ihre brennenden Lichtchen, rufen dir spottend zu: O! senza Moccoli, senza Moccoli! Natürlich muß man den hingeworfenen Handschuh aufnehmen und sucht den Wagen oder Balkon zu ersteigen, welchen Angriff dann mit Plumpsäcken und, obwohl selten, mit Confettis abzuwehren versucht wird. — Die flutende Menge drängte aber weg zu neuen jubelnden Anstrengungen, man stieg auf die Wagentritte der im langsamen Schritt fahrenden Wagen, man kletterte mit Katzentalent an die höhern Balkone hinauf, man führte lange Stangen mit Wedeln, um die Lichtchen in den höhern Etagen auszulöschen, alles schrie, schlug, lärmte, lachte; die Frauen besonders waren von einer wahrhaft bacchantischen Lust ergriffen; man wußte nicht, was reizender aussah, ihre unaufhörlichen Herausforderungen, oder ihre mehr lärmende als gefährliche Verteidigung; kurz den ganzen Korso hinauf flammte, glühte, jubelte es, dort erlosch plötzlich ein Balkon, da entzündete sich ein anderer aufs neue; das Geschrei der Angreifer, die melodischen Stimmen der Verteidigerinnen, alles das brachte jeden Einzelnen in einen Rausch fröhlichsten Entzückens in diesem Wettkampf von Schönheit und Lust, List und Gewalt, der keine Grenzen kannte als die, die natürliches Zartgefühl hier überall setzte, und nur die äußerste Erschöpfung aller kriegführenden

Parteien konnte nach einer Stunde dem lieblichsten Volksfeste, welches die Welt besitzt, ein Ende machen.

Noch jetzt, indem ich mir alle Scenen dieser herrlichen Tage zurückrufe, erstaune ich, welche Kultur, Mäßigkeit und natürliche Grazie dieses Fest charkterisiert im Vergleich gegen andere Volksfeste, und ich kann nicht umhin, daraus einen sehr günstigen Schluß zunächst auf viele Seiten des Volkscharakters zu machen. Man sah keinen Betrunkenen, hörte nie etwas Unschickliches, keinen Streit trotz der unaufhörlichen, zum ausgelassensten Mutwillen gesteigerten Neckerei, keine Gemeinheit irgend einer Art.

Friedrich Pecht.

Vor Menschen sei ein Mann, vor Gott ein Kind!

Vor Menschen sei ein Mann, vor Gott ein Kind!
Vor Menschen zeige deiner Menschheit Größe,
In kräft'ger That bewähre sich dein Wille;
Vor Gott erkenne deine Schwäch' und Blöße,
Nur Bitten gilt vor ihm aus Herzensfülle.
Vor Menschen mußt du stets nach Siegen streben,
Zumeist im Kampf mit eignem bösem Triebe;
Gott kannst du gänzlich dich zu eigen geben,
Denn er ist ja die ew'ge Vaterliebe.
Und fühlst du dich allein auf weiter Erden:
Sei nur ein Kind, Gott will dein Vater werden.

Im Denken sei ein Mann, fühl als ein Kind! —
Dein Geist durchdringe ohne Rast das Leben,
Nur dazu wurden ihm die regen Triebe;
Dem Wohl der Brüder gelt' all dein Bestreben,
So kräftigest du dich zu höh'rer Liebe.
Doch diese Liebe, die du sollst erringen,
Im Kindesherzen ist ihr Keim gelegen;
Drum töte nicht mit selbstisch eitlen Dingen
Der Paradiesesblume zarten Segen.
In reinem Herzen sollst du ihrer warten
Zu schönerem Erblüh'n im Himmelsgarten.

Sei Mann im Leben, Kind in der Natur! —
Flieh nicht des Lebens Wirrsal und Beschwerde,
Doch laß nicht Sorge gänzlich dich umspinnen!
Der ew'gen Jugend dieser schönen Erde
Erhalte rein und lauter deine Sinnen.
Wenn du in späten Jahren dann dich sehnest
Zum Vaterhaus, zu deiner Kindheit Räumen,
Nicht sind entschwunden sie, wie oft du wähnest:
Tritt nur hinaus zu Blum' und Blütenbäumen,
Sie schmücket nach wie vor des Vaters Segen,
Geh als ein fröhlich Kind ihm nur entgegen!

Robert Reinick.

Des Phidias Athene Parthenos und olympischer Zeus.

Als das gesamte hellenische Leben seinen Höhepunkt erreicht und überschritten hatte, zwischen dem medischen und dem peloponnesischen Kriege,

hat, wie in jeder gesunden naturwüchsigen Entwicklung, nach dem politischen Leben auch die Skulptur mit den übrigen Künsten ihren Palmenstand gefeiert.

Die Perserkriege hatten Vaterland, Religion und die ganze Existenz des hellenischen Wesens bedroht, die innersten Kräfte seines Lebens aufgeregt, das Bewußtsein der nationalen Kraft aufs höchste gesteigert und durch ihren wunderbar glücklichen Erfolg mit der glänzenden Siegesbeute auch die materiell reichsten Mittel gewährt. Athen, durch Themistokles zur ersten Seemacht erhoben, und in dem Kampfe wider die Barbaren als das Bollwerk der hellenischen Freiheit bewährt, erlangte nicht nur die politische Hegemonie[1] über das übrige Hellas, sondern wurde auch unter der Staatsverwaltung des Perikles der Sammelplatz und Mittelpunkt aller hellenischen Geistesbildung, das Hellas in Hellas, wie die Alten selbst es priesen. Der große Reichtum, der damals dort zusammenfloß, wurde anfangs vorzüglich zur Befestigung der Stadt und zum Baue der langen Mauern verwendet, welche die Landstadt mit der Seestadt des Piräeus verbanden; dann aber zur großartigen Wiederherstellung und Ausschmückung der zerstörten Burg und Stadt mit Tempeln, Säulenhallen und Theatern. Es wurden nacheinander eine Reihe von Bauten aufgeführt, die Majestät und Anmut auf die glücklichste Weise vereinigten: das große steinerne Theater, die mit Wandgemälden geschmückte Säulenhalle an der Agora, das Odeon zur Feier der Panathenäen[2], endlich die Prachtbauten der Burg, der Parthenon, das Erechtheion, die Propyläen: so daß das damalige Athen, was seine Tempel und öffentlichen Gebäude betrifft, die glänzendste Stadt der bewohnten Erde genannt wird. Und in dieser Zeit erreichte auch die Skulptur, befreit von aller altertümlichen Steifheit und durchdrungen von dem großartigen Sinne der perikleischen Zeit, in Phidias ihren Gipfelpunkt. Damals und in diesem Geiste sind die Wunder der Skulptur, der olympische Zeus und seine unsterbliche Tochter, die den Krieg und die Kunst und die Weisheit liebende Göttin, von Phidias, dem Athener, gedacht und ausgeführt worden: Werke, die an Erhabenheit der Conception und an Schönheit der Ausführung so einzig in ihrer Art waren, daß noch acht Jahrhunderte später, kurz vor ihrem Untergange, ein dem Hellenismus feindlich gesinnter Kirchenlehrer folgende Vergleichung machte: „Aus seinen Werken wird oft der Werkmeister erkannt, auch wenn man ihn nicht sieht. Und wie man von dem Bildhauer Phidias sagt, daß, wer dessen Werke schaue, aus dem schönen Ebenmaß und dem richtigen Verhältnis ihrer Teile sofort den Meister

[1] Oberleitung.

[2] Volksfeste der Athener zu Ehren der Pallas.

erkenne, obgleich er persönlich nicht gegenwärtig ist; so auch erkennt man aus der Ordnung des Weltalls den Gott, der es geschaffen hat."

Die kolossale Athene Parthenos im Parthenon, 26 Ellen hoch, die nackten Teile, Gesicht, Hals, Hände und Füße aus Elfenbein, die Augensterne aus einem dem Elfenbein ähnlichen Edelstein eingesetzt, alles übrige aus geschlagenem Golde gearbeitet, war ganz als eine in heiterer Majestät herrschende Götterjungfrau gedacht, deren grandiose Einfachheit, wie in allen Werken des Phidias, durch reichen Schmuck an der Basis, an den Waffen, selbst am Rande ihrer goldenen Sohlen gehoben war. Die züchtige, streng jungfräuliche Göttin, stehend, mit einem bis auf die Füße herabfließenden Gewande, trug auf der Brust die Ägis mit dem Gorgoneion[1]; auf dem Helme, der ihr Haupt bedeckte, ruhte in der Mitte eine Sphinx, auf beiden Seiten Greife in Relief. In der Rechten hielt sie den Speer, daneben am Boden lag die heilige Schlange, auf der ausgestreckten Linken trug sie eine vier Ellen große Nike[2], darunter zu ihren Füßen stand der Schild, dessen äußere Seite eine Amazonenschlacht, die innere den Kampf der Götter und Giganten in ciselierter Arbeit zeigte: darin auch war es, wo er sein eigenes Bildnis und das seines Freundes Perikles so kunstvoll eingefügt hatte, daß sie ohne Gefahr des Ganzen nicht herausgenommen werden konnten. Auch die tyrrhenischen Sohlen der Göttin waren mit einem Relief verziert, den Kampf der Lapithen und Kentauren darstellend.

Noch kolossaler und grandioser war auf einem Throne sitzend das Bild des olympischen Zeus in Elis, aus demselben Stoffe gebildet, die nackten Teile aus Elfenbein, die Gewandung aus Gold, 50 Fuß hoch, auf einer zwölf Fuß hohen Basis. Obgleich Phidias von Natur ein Heros war wie der ihm geistesverwandte Michel Angelo, ein Künstler, dem es leichter wurde, Götterkolosse als Menschenbilder zu machen, so soll er doch, Hand anlegend zur Ausführung dieses Werkes, vor demselben erschrocken sein, daß er, ein Mensch, es wagen wolle, den König der Götter abzubilden. Da sei er einst in Gedanken sinnend über den Markt gegangen, als ein Rhapsode[3] den ersten Gesang der Ilias vorgetragen, und da hätten ihn die berühmten Verse getroffen, in welchen Zeus der Mutter des Achilleus die Gewährung ihrer Bitte bestätigt:

Also, sprach er und winkte mit dunkelen Brauen Kronion,
und die ambrosischen Locken des Königes wallten vorwärts
von dem unsterblichen Haupt: es erbebten die Höh'n des Olympos.

---

[1] Schild mit dem Gorgonenhaupt. Gorgone = ein weibliches, schreckenerregendes Ungetüm, dessen Haare Schlangen waren und dessen Anblick versteinerte.

[2] Nike = Siegesgöttin.

[3] Rhapsode = Volkssänger.

Dies Wort habe gezündet in ihm, und auf einmal stand, wie infolge einer göttlichen Einstrahlung, das ideale Bild des Gottes vor seiner Seele, und indem er alle Kräfte derselben zusammengenommen, sei ihm gelungen, ein Werk zu schaffen, welches weit über alle Werke der frühern und der spätern Künstler hervorragte. Und als der Meister sein Werk vollendet, da bekräftigten Blitz und Donnerschlag die Wahrheit desselben, in welchem alle Hellenen fortan den Gott geschaut haben.

Die dem Bilde zu Grunde liegende Idee ist demnach die des allmächtig herrschenden, überall siegreichen Gottes, in huldvoll gewährender gnädigen Erhörung menschlicher Bitten, des Vaters der Götter und Menschen, in ruhiger, leidenschaftsloser Hoheit und Majestät.

Der von der Mitte der Stirn (in der bekannten vatikanischen Maske) löwenartig emporstrebende, dann zu beiden Seiten in mächtigen Locken herabwallende Haarwuchs, die gewaltigen Wellen des Bartes und die edel und breit geformte offene Brust drücken in sich beruhende göttliche Macht, die oben klare und helle, nach unten löwenartig vorgewölbte Stirn ruhige göttliche Willenskraft aus; die zurückliegenden, aber weit geöffneten und gerundeten Augen blicken heitere Weisheit; die feinen milden Züge der Wange und des Mundes zeigen die Güte, Milde und Liebe des Vaters der Götter und Menschen. Und überschwängliche Schönheit war über den ganzen Bau des gewaltigen Leibes ausgegossen. Auch der Thron von Cedernholz, auf dem er saß, war reich verziert mit Elfenbein, Gold und Edelsteinen, Reliefs und Gemälden; er selbst trug auf dem Haupte einen goldenen Kranz aus künstlichen Ölzweigen, grün emailliert, in der Rechten die Siegesgöttin, ebenfalls aus Gold und Elfenbein, in der Linken sein Scepter, aus allen Metallen kunstvoll zusammengesetzt, auf dessen Spitze der König der Vögel, des Gottes Diener, ein Adler saß. Von Gold auch waren die Sohlen des Gottes und der ganze Mantel, und auf diesem Tiergestalten und Lilien gepreßt und mit Farben eingebrannt; eine Locke seines Hauptes wog 300 Goldstücke. Um die Füße des Thrones führten, an den Händen sich fassend, vier goldene Siegesgöttinnen einen Reigentanz auf; an den obern Teilen desselben waren auf der einen Seite die Chariten[1], auf der andern die Horen[2] abgebildet, um die geistige Schönheit des Weltalls und die geordnete Reihe der Jahreszeiten zu versinnlichen und anzudeuten, daß von den Lippen beider stets der Ruhm ihres himmlischen Vaters ertöne und mit Frohsinn erfülle alle ihm Nahenden. Auch der Schemel seiner Füße war geschmückt mit goldenen Löwen und der Schlacht des Theseus gegen die Amazonen in erhabener Arbeit. Ja selbst die zur Erhaltung des Bildes

---

[1] Chariten = Huldgöttinnen. [2] Horen = Zeitgöttinnen.

nötigen technischen Mittel waren so kunstvoll angeordnet, daß ihr praktischer Zweck verdeckt und nur die symbolische Bedeutung empfunden wurde. Um den hölzernen Kern des Bildes fortwährend mit Öl zu tränken, waren für dieses im Innern Röhren angebracht und der ganze Koloß stand in einem flachen schwarzen Marmorbecken, dessen weißer Rand die abfließende Feuchtigkeit zusammenhielt. Zugleich aber wurde durch dieses einerseits von dem Gotte, wie es schien, ausgegossene und ihm dargebrachte, anderseits von ihm kommende Öl, als des Fettes der Erde, symbolisch sowohl die menschliche Dankbarkeit als auch der göttliche Segen und Frieden angedeutet, der von ihm ausging.

Der ganze Koloß, mit der Basis 62 Fuß hoch und in seinen einzelnen Teilen mit großer Feinheit nach den Gesetzen der Optik berechnet und ausgeführt, erschien in dem nur 6 Fuß höhern Tempel noch größer, als er wirklich war. Es sollte dadurch die Erhabenheit des Gottes über alle menschliche Größe, alles, was ihn umgab, klein, seine Wohnung selbst, die ja nur für ihn, nicht er für sie bestimmt war, recht augenscheinlich zu enge erscheinen, um ihn zu fassen: damit nur er, nichts anderes der Gegenstand der Bewunderung und Anbetung sei und bleibe.

Und die Urteile der Alten stimmen alle darin überein, daß dieses Bild des Phidias das großartigste und schönste gewesen sei, was je menschliche Hände geschaffen, menschliche Augen geschaut haben. Der römische Feldherr Paulus Ämilius, ein Mann von starken Nerven, gestand, daß, als er in den Tempel zu Olympia eingetreten und den gleichsam gegenwärtigen Gott geschaut, es ihm die Seele erschüttert habe, so daß er sofort, wie dem kapitolinischen Gott in Rom, das schönste Opfertier dargebracht. Man reiste daher auch noch zu des Epiktetus Zeit eigens nach Olympia, um den Zeus des Phidias zu sehen, und zu sterben, ohne ihn gesehen zu haben, galt als ein Unglück; ja es wird bezeugt, daß durch dieses Bild der religiöse Glaube selbst einen Zuwachs erhalten und erhöht worden sei, so sehr habe das Bild die Majestät des Gottes erreicht. Ja noch am Abend des hellenischen Lebens schildert der bithynische Redner Dion Chrysostomus den Eindruck des Bildes in folgenden denkwürdigen Worten: „Ist ein Mensch, dessen Seele ganz von Kummer niedergedrückt wird, da er viel Mißgeschick und Leiden im Leben erduldet hat, so daß selbst der süße Schlaf ihn flieht: auch dieser wird dem Bilde gegenüber alles vergessen, was er Schweres in seinem Leben erfahren hat; denn wie ein leidenverscheuchendes Zaubermittel (Nepenthes) wirke das Bild, von Licht und Anmut umflossen; wer es gesehen, könne fortan keine andere Vorstellung mehr von dem Gotte sich machen. Also throne er friedlich und durchaus gnädig über das einträchtige und ruhige Hellas, in der Stadt der Eleer, mild und ehrwürdig, in heiterer Gestalt,

als Verleiher des Lebens und aller Güter, gemeinsamer Vater der Menschen und ihr Erhalter und Wächter, also gebildet, wie es je einem Sterblichen vergönnt war, den unendlichen Gott aufzufassen und nachzubilden." Aus diesen Urteilen ist auch klar ersichtlich, was die Alten von ihrer Kunst verlangten: daß sie Geist und Herz über die Leiden des Lebens erhebe, reinige, stärke, in die Gegenwart Gottes versetze und alle Gefäße des Denkens so weit ausdehne und mit Licht und göttlicher Freiheit erfülle, daß darin Zweifel, Angst und Gram fürder nicht wohnen können.

Ernst v. Lasaulx.

Venedig.

1.

Mein Auge ließ das hohe Meer zurücke,
Als aus der Flut Palladios Tempel stiegen,
An deren Staffeln sich die Wellen schmiegen,
Die uns getragen ohne Falsch und Tücke.

Wir landen an, wir danken es dem Glücke,
Und die Lagune scheint zurückzufliegen,
Der Dogen alte Säulengänge liegen
Vor uns gigantisch mit der Seufzerbrücke.

Venedigs Löwen, sonst Venedigs Wonne,
Mit ehrnen Flügeln sehen wir ihn ragen
Auf seiner kolossalischen Kolonne.

Ich steig' ans Land, nicht ohne Furcht und Zagen,
Da glänzt der Markusplatz im Licht der Sonne:
Soll ich ihn wirklich zu betreten wagen?

2.

Dies Labyrinth von Brücken und von Gassen,
Die tausendfach sich ineinander schlingen,
Wie wird hindurchzugeh'n mir je gelingen?
Wie werd' ich je dies große Rätsel fassen?

Ersteigend erst des Markusturms Terrassen,
Vermag ich vorwärts mit dem Blick zu dringen,
Und aus den Wundern, welche mich umringen,
Entsteht ein Bild, es teilen sich die Massen.

Ich grüße dort den Ocean, den blauen,
Und hier die Alpen, die im weiten Bogen
Auf die Laguneninseln niederschauen.

Und sieh! da kam ein mut'ges Volk gezogen,
Paläste sich und Tempel sich zu bauen
Auf Eichenpfähle mitten in die Wogen.

Aug. Graf v. Platen-Hallermünde.

Aus dem Leben des Bibers.

Der Biber ist ein geselliges Tier, welches einzeln nur in solchen Gegenden sich aufhält, wo es der Ausrottung nahe gebracht worden ist. An den Flüssen, Strömen und Seen Nordasiens und Amerikas, welche im Winter nicht bis zum Grunde ausfrieren, bildet er Ansiedelungen, welche Hunderte von Bewohnern zählen können. Der einzelne gräbt sich vom Grunde des Gewässers aus eine 30—40 Fuß lange, schief nach oben aufsteigende Röhre mit Kessel und Ausgang nach dem Lande unter dem Uferboden. Die Mitglieder einer Ansiedlung erbauen sich Burgen, und in Flüssen mit wechselndem Wasserstande Dämme, um das Wasser aufzustauen. Die Burgen, welche regelmäßig im Wasser, jedoch nah am Ufer stehen, sind backofenartige Gebäude von 6—10 Fuß Höhe über dem höchsten Wasserspiegel und 10, 15, 20 und mehr Fuß Durchmesser. Sie werden aus Knüppeln, Ästen und Reisig aufgeführt, mit Erde und Schlamm gedichtet und so fest zusammengebaut, daß sie nicht bloß dem Wasser, sondern auch den Zerstörungswerkzeugen in der Hand des Menschen erheblichen Widerstand leisten. Mit dem Lande stehen sie oft durch einen Holzdamm in Verbindung. Im obern Teile der Burg befindet sich die Kammer der Tiere; zuweilen liegen auch zwei solcher Kammern übereinander. Der Zugang zu ihr ist eine Röhre, welche vom tiefen Wasser aus durch den Unterbau der Burg nach oben führt und gewöhnlich mehrere Zugänge hat. Das Innere der geräumigen Kammer ist mit Gras und Moos dick ausgefüttert. Größere Bauten, d. h. Dämme, welche 30—300 Fuß lang sein können, werden ausschließlich im seichten, stillen Wasser ganz ruhiger, von dem Menschen nicht oder wenigstens nur selten besuchten Waldungen ausgeführt. Die Dämme selbst bestehen aus Baumstämmen, welche nahe am Ufer gestanden haben und von den Bibern einseitig so angeschnitten wurden, daß sie ins Wasser fallen mußten, aus Knüppeln von verschiedener Länge und Stärke, welche durch die Tiere zur Stelle geflößt wurden, aus Reisig, Steinen, Sand, Erde, Moos u. dgl. Außerdem legen die Biber, wie so viele andere Nager, auch Vorratskammern für den Winter neben oder in ihren Röhren und Burgen an.

Der Biber gehört zu den begabtesten Nagetieren. Seine Bewegungen ermangeln zwar der Gewandtheit, sind aber doch nicht ungeschickt zu nennen. Im Sitzen nimmt er die Stellung der Eichhörnchen, Murmeltiere und Mäuse an, bekommt hierdurch seine Vorderpfoten frei und gebraucht sie mit viel Geschick. Der Gang ist schwerfällig, langsam, watschelnd, auf unebenem Boden zumal äußerst unbeholfen. Demungeachtet ist er im stande, an Bäumen in die Höhe zu klettern: man hat ihn schon oft auf den Köpfen abgestutzter Weiden liegen sehen. Größere Meisterschaft

bethätigt er im Wasser. Er schwimmt mit tief eingesenktem Leibe, zwar nicht mit der Behendigkeit des Fischotters, jedoch immerhin ziemlich rasch und sehr ausdauernd, taucht auch ganz vorzüglich und kann lange unter Wasser verweilen. Beim Schwimmen rudert er fast ausschließlich mit den Hinterfüßen und steuert mit dem Schwanze; die Vorderfüße braucht er z. B. gar nicht, wenn er irgendwelche Lasten durchs Wasser schleppt oder stößt. Unter seinen Sinnen dürfte der Geruch oben anstehen; Gesicht und Gehör sind weniger entwickelt, Gefühl und Geschmack nicht zu beurteilen. Der Verstand des Bibers ist sicherlich weit geringer, als man, verführt durch die Kunstfertigkeit des Tieres, oft angenommen hat. Der Biber ist scheu, vorsichtig, mißtrauisch, wird durch Erfahrungen gewitzigt und beweist, daß er ein gutes Gedächtnis hat; er zeigt sich friedlich unter seinesgleichen, mutig und kampflustig dem ihn bedrohenden Feinde gegenüber; er bekundet Überlegung beim Aufbau seiner Wohnung und namentlich dadurch, daß er an ihr notwendig werdende Verbesserungen anbringt. Ähnliches aber sehen wir auch vom Eichhorn, vom Murmeltier und anderen Nagern, ohne daß es uns deshalb einfallen sollte, ihren Verstand bewundernd zu preisen. Im Umgange mit dem Menschen beweist der Biber sehr wenig Bildungsfähigkeit; er wird zwar erträglich zahm, läßt sich aber zu nichts abrichten, und lernt auch seinen Gebieter nur dann von anderen Menschen kennen, wenn er sehr jung in die Gesellschaft des Menschen kam und sorgfältig behandelt wurde.

Pflanzenstoffe mancherlei Art, hauptsächlich aber die saftige Rinde der Weiden, Eschen, Espen und Birken bilden die Nahrung dieses sonderbaren Geschöpfes. Er schneidet Schößlinge und Stämme von Zoll- bis mehr als Fußdicke ab, entästet sie, nachdem sie zu Falle gekommen, teilt die Äste und Zweige in tragbare Stücke und schleppt diese, manchmal unter Zuhilfenahme anderer seiner Art, dem Wasser zu, wo er sie aufspeichert und gelegenerzeit entschält. Von der Rinde stehender Bäume äst sich der Biber nicht; das Fällen des Baumes scheint ihm Bedürfnis zu sein. Außer der Rinde frißt er Knollen, Wurzeln, Schachtelhalm, Seerosen und andere Wasserpflanzen. Er äst sich, auf dem Hinterteile sitzend, indem er ein Aststück mit beiden Vorderhänden packt, es fortwährend schnell herumdreht und währenddem eifrig mit den Zähnen schält und nagt.

Die Thätigkeit des Bibers beginnt erst nach Einbruch der Dämmerung. Bei Tag liegt er im Bau oder in der Burg versteckt, bei Hochwasser auf dem Dach der letztern oder auf niederen Weiden. Beim Ausgehen pfeift er laut und fällt dann mit Geräusch ins Wasser. Zuerst schwimmt er in der Nähe des Baues auf und nieder, um zu sichern, hierauf dehnt er seine Streifzüge weiter aus, und endlich steigt er ans Land, um Holz

Francis Drake landete am 28 Jul. 1586 im Hafen von Plymouth.

zu schneiden. Er entfernt sich halbe Meilen weit vom Bau, kehrt aber immer in derselben Nacht zu ihm zurück. So treibt er es allnächtlich jahraus, jahrein; nur besondere Ereignisse, veränderter Wasserstand oder der Winter z. B. unterbrechen die Gleichmäßigkeit dieses Lebens. Das Wasser zerreißt die Dämme, welche dann wieder gebaut werden müssen und gewöhnlich auch in der ersten Nacht nach dem Unfall wieder gebaut werden; der Winter fesselt oft wochenlang an das Haus und zwingt den Biber, sich von den aufgespeicherten Vorräten zu äsen, obwohl es ihm ein Leichtes wäre, sich, wie sonst auch, im Walde Nahrung zu holen; denn das Eis ist ihm kein Hindernis: er bildet sich, wenn er sonst will, durch Nagen überall eine Pforte in der krystallenen Decke, welche ihm den Zugang zu seiner Hausthüre versperrt.

Die Jungen kommen blind zur Welt und werden lange gesäugt und noch länger geführt von der zärtlichen Mutter. Der Vater scheint sich nicht um die Erziehung zu bekümmern; er schweift während des Sommers umher und findet sich erst im Herbst wieder in der Ansiedlung oder bei dem Weibchen ein.

Brehm und Roßmäßler.

Die Kartoffel.

Amerika war schon entdeckt;
Ich lag im Urwald noch versteckt.
Da kam ein Europäer an
Und nahm mich mit in seinem Kahn.
Und als er mich den Köchen wies
In Amsterdam und in Paris,
Entschied ihr superkluger Rat:
„Der grüne Bollen kocht sich fad —
Die Staude da ist kein Gericht,
Der Kerl verlohnt das Sieden nicht!"
Doch lächelnd sprach der Admiral:
„So kehrt ihn eben um einmal
Und schaut nur, statt auf seinen Rock,
Da unten nach dem Wurzelstock,
Wie der auf roten Eiern ruht,
Gleich einer Henne auf der Brut.
Die rote Indianerschar,
Bei der er sonst zu Hause war,
Kocht ihren Braten auch nicht viel,
Sie ißt ihn auf mit Stumpf und Stiel.
Dies aber geht in Kürze so:
Man macht ein Feuer lichterloh,
Wirft fleißig Holz und Heu hinein
Und den Gefang'nen mitten drein.
Der schmalzt sich schnell im eignen Schmalz
Und salzt sich selbst im Aschensalz;
Dann greift man zu, wie's jeder braucht,
Und schlingt's hinunter, daß es raucht.

Kocht also diese Rothaut hier
Auf indianische Manier,
Und geht sie dann nicht glatter ein,
So will ich nicht Franz Drake sein!
Sobald ihr nämlich sie skalpiert,
Mit Salz bestreut und Butter schmiert
Und etwas röstet an der Glut:
Alsdann probiert's, dann schmeckt es gut." —
Gesagt, gethan. Es riß der Koch
Beim Schopf den Wildfang aus dem Loch,
Und schnitt und schmorte, sott und briet
Ihn Stück für Stück und Glied um Glied.
Und als darauf die neue Tracht
Zur Tafel ward hereingebracht,
Da schrie der Gäste ganzes Heer:
„Prosit, ihr Herrn, das schmeckt nach mehr!"
Bald zog der hohe Adel frisch
Den Parvenu an seinen Tisch;
Es ward beim deutschen Sauerkraut
Der Bürgersmann mit ihm vertraut;
Der Bauersmann in grobem Zwilch
Lud gleichfalls ihn auf seine Milch,
Und dieser Wilde kupferrot
Ward endlich unser täglich Brot.
Wo eine Gemse weidet still
Und sie ein Schütz' beschleichen will;
Und wo ein Schiff voll Landungshast
Sein „Land!" herunter ruft vom Mast,
Am himmelhohen Gletscherrand,
Am sturmbestrichnen Meeresstrand:
Da ist er überall zugleich,
Die ganze Welt ist sein Bereich.
Ein Ehrendenkmal steht aus Stein
Errichtet ihm am deutschen Rhein,
Und jeder kennt dies Monument,
Wer Offenburg in Baden kennt.
Doch wer noch nichts davon erfuhr,
Der frage unsern Boten nur,
Der ordinär nach Wandsbeck geht,
Denn dorten wohnt sein Hofpoet,
Und was er singt, weiß jedes Kind:
„Schön rötlich die Kartoffeln sind."

Ernst Ludw. Rochholz.

Raupe, Puppe und Schmetterling.

(Ein Sinnbild.)

Die ersten Citronenvögel und Nesselfalter, welche von der Aprilsonne geweckt wurden und vor mir in der lauen Sonntagsluft umhergaukeln, erinnern mich an ein einfaches und schönes Sinnbild. Schon auf den altgriechischen Totenurnen finden wir die Figur eines Schmetterlings, als Sinnbild der Seele. Auch sonst wurde die Psyche mit Falterflügeln

dargestellt. Schon frühe hatte man nämlich das Geheimnis der Umwandlung des Schmetterlings belauscht, und man hatte es als ein entsprechendes und schönes Bild auf den Menschen angewandt. Man verglich die Raupe mit dem Menschen im Todeszustande und erblickte dann in dem aus der Puppenhülle hervorkommenden, bunt beschwingten Falter ein Bild der zu einem schönern Leben erstehenden Seele.

Jenes altbekannte Sinnbild wird um so anziehender, je genauer man seinen einzelnen Zügen nachspürt. Beobachten wir einmal die Raupen, die wir auf dem fahlgrünen Raine längs der Hecke finden. Sie sind wie alle Raupen an einen kleinen Raum gebannt, den sie, auf dem Bauche kriechend, durchmessen. Ihre größte, fast einzige Sorge gilt dem Fressen. Eine besondere Eigenschaft ist noch die, daß sie lichtscheu sind. Sehet da ein keineswegs schmeichelhaftes Sinnbild: den Menschen in seinem irdischen Trachten, in der alles verschlingenden, alles beherrschenden und alles bewegenden Sorge für die tägliche Notdurft, für den Magen, in seinem vom Lichte der Wahrheit abgewandten Streben.

Die Raupe beginnt nach mehrmaligem Kleiderwechseln, d. i. Häutungen, endlich träge, müde und krank zu werden; sie spinnt dann selbst ihr Leichentuch oder sucht sich ihr Grab in der Erde. Sie schrumpft zusammen, verliert ihre frühere Form und Farbe und erstarrt zu einer dunkel gefärbten Puppe, der alle Sinneswerkzeuge und Gliedmaßen fehlen. Sie ist ein Bild des Todes. Wenn wir ein solch eingesargtes Wesen aus dem Moos oder aus der Erde scharren und seine schwarze oder braune Hülle zerbrechen, finden wir diese angefüllt mit einem trüben, gelben oder rötlichen Schleim, gleichwie mit Eiter und Verwesungsstoffen. Es erscheint unbegreiflich, wie aus diesem gestaltlosen Schmutz die herrlichen, silbernen und goldenen Flecken, die purpurnen Bänder, die schillernden Augen, kurz die ganze schöne Bemalung der Falterflügel entstehen kann. Diese Erscheinung scheint immer wie ein Wunder, als ein Werk von Gott gemacht. Wir staunen immer von neuem, wenn vor unsern Augen eine jener unscheinbaren Puppen sich spaltet und ein solch ätherisches und schönes Wesen aus seinem Grabe steigt, um dahinzuschweben und bei den Blumen der Wiese ein Leben voller Freude in Sonnenglanz und warmer Lenzesluft zu führen.

So wird der Mensch aus dem Grabe erstehen zu Herrlichkeit und Glück! Die Gnade Gottes, welche den Falter so schön zierte, wird auch den Moder des Todes, den menschlichen Leib, mit unverwelklicher Schönheit umgestalten. Doch wird nicht jeder Mensch eine solche selige Auferstehung feiern. Wie aus den Raupen, die von Schlupfwespen angestochen sind, ein verkrüppelter häßlicher Falter entsteht, oder wie gar eine scheußliche Brut jener räuberischen Feinde aus der Puppenhülle hervorbricht, so wird eine von Leidenschaften und Sünden tödlich verwundete Seele

keiner fröhlichen Auferstehung in Vollkommenheit und Schönheit harren können. Und wie es ferner düster gefärbte Falter giebt, die in der Nacht an unheimlichen Stellen im moderigen Dunkel des Dickichts umherschwärmen, gleichsam um ihre Häßlichkeit zu verbergen, so wird es auch Seelen geben, die nicht zu der Anschauung Gottes erstehen. Sie werden, wie hier auf Erden, so auch im Jenseits dem Lichte der Wahrheit abgewandt leben.

So giebt uns das Sinnbild, das wir auf die Schwingen der Falter geschrieben finden, zugleich eine Warnung: denn von uns selbst, von dem Gebrauche unserer Freiheit wie der Gnadengaben Gottes wird es abhängen, ob unsere Auferstehung einst eine traurige oder eine fröhliche sein wird.

Karl Berthold.

Wachtelschlag.

Wie frisch erquickt, wie frisch erquickt
Der muntre Wachtelschlag,
Wenn's aus dem Kornfeld bickberwickt
Am heißen Sommertag!
Das klingt aus voller Brust so hell,
Wie sprudelnd aus dem Fels ein Quell.

„Sei wohlgemüt! sei wohlgemut!"
Das ist der Wachtel Rat.
„Brennt noch so heiß der Sonne Glut,
Nur fröhlich bei der That!
Ein fröhlich Singen spät und früh
Versüßt des Tages Last und Müh'."

„Vertrau dem Herrn! vertrau dem Herrn!"
Das ist der Wachtel Ruf.
„Der Herr behütet jährlich gern
Die Saaten, die er schuf;
Und ob es donnert, blitzt und kracht,
Getrost! der Herr im Himmel wacht!"

„Gott Lob und Preis! Gott Lob und Preis!"
Das ist der Wachtel Lehr'.
„Die Felder sind zur Ernte weiß,
Gebt unserm Gott die Ehr'!
Für jede Garbe Gott sei Dank,
Die unter eurer Sichel sank!"

„Vergeßt nicht mein! vergeßt nicht mein!"
Das ist der Wachtel Bitt'.
„Und räumt mir auch ein Restchen ein
Von eurem Ährenschnitt;
Vergesset nicht des Armen heut',
Wenn euch der gute Tag erfreut."

„Behüt' euch Gott! behüt' euch Gott!"
Das ist der Wachtel Gruß.

„Es kömmt die bittre Wintersnot,
Darum ich scheiden muß:
Der Herr bewahr' euch alle fromm,
Bis übers Jahr ich wieder komm'."

Adolf Stöber.

Gesellige Liebe.

Übet in der Frömmigkeit die Bruderliebe,
in der Bruderliebe aber die Gottesliebe.

Wie alle sittlichen Übel, durch welche die Menschenwelt verwüstet wird, aus der Einen Wurzel der Selbstsucht, des lieblosen Egoismus hervorsprossen, so entwickeln sich alle Tugenden und edeln Gesinnungen, welche die menschliche Gesellschaft erbauen und schmücken, aus dem Einen Lebenskeime, der heiligen Charitas. Daraus erklärt es sich, warum, nach einer hinlänglich bekannten Erfahrung, nicht bloß die Laster und Frevel miteinander verbunden und verkettet sind, sondern auch die verschiedenen Richtungen und Werke der Tugend. So geht z. B. aus der Hoffart der Neid hervor und aus diesem der Haß, der seinen höllischen Hunger bald durch Heimtücke und Verleumdung, bald durch mörderische Gewaltthat zu befriedigen sucht. Wie es hingegen mit der Verkettung des Guten sich verhalte, darüber werden wir vom Apostelfürsten Petrus belehrt, der die Gläubigen in folgender Weise ermahnt: „Verbindet mit eurem Glauben die Kraft der Entschiedenheit, mit dieser die (praktische) Einsicht, um jederzeit das Rechte zu erwählen, mit der Einsicht die Selbstbeherrschung, Geduld und Mäßigung; bewahrt euch durch die Geduld in gottergebener Frömmigkeit, in solcher Frömmigkeit, die nicht müßig und unfruchtbar sein darf; übet das Wohlwollen gegen eure Nächsten oder die Bruderliebe und in dieser die heilige Gottesliebe." Daß die wohlthätigsten Werke, selbst solche, die den Anschein großer Opfer an sich tragen, wenn sie nicht im Geiste der Gottesliebe geschehen, für den, der sie übt oder darbringt, verdienst- und wertlos bleiben, bezeugt Paulus in den bekannten Worten: „Wenn ich mein ganzes Vermögen austeilte, um die Armen zu ernähren, und wenn ich meinen Leib dargäbe zum Verbrennen, hätte aber die Liebe (Charitas) nicht, so bleibt es für mich ohne Frucht."

Die Nächstenliebe hat also ihre Kraft und ihren Wert nur aus der Gottesliebe, so wie hinwiederum diese ihren Erweis oder ihre thatsächliche Probe in der Nächstenliebe findet. Denn „wer die Güter dieser Welt besitzt, und da er seinen Bruder Not leiden sieht, sein Herz vor ihm verschließt: wie sollte die Liebe Gottes in ihm wohnen? Wenn wir einander lieben, bleibt Gott in uns, und seine Liebe ist in uns vollkommen."

Die Nächstenliebe geht also über den Egoismus hinaus; die Bruderliebe hat ihren Quell in dem Glauben an einen gemeinsamen Vater.

Bevor Jesus in seinem Testamente sich selber als Opfer und Heilsgabe (Sakrament) allen Menschen schenkte und dieses Testament sodann durch seinen Tod besiegelte und durch seine Auferstehung in Vollzug brachte, hatte er zu den Jüngern gesprochen: „Ein neues Gebot gebe ich euch, daß ihr einander liebet, gleichwie ich euch geliebt habe." Wieso ein neues Gebot? War nicht das Gesetz der Gottes- und Nächstenliebe schon im Alten Bunde vorgeschrieben? Allein während dort das Maß dieser Vorschrift in den Worten bezeichnet war: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst", ist hier die Liebe als Richtschnur gegeben, wie Christus sie geübt hat. Das Neue an seinem Gebote ist also das Vorbild sowohl als der Beweggrund, beides aus dem Gebiete der neuen Schöpfung, aus dem Wesen der Erlösung. Der Christ soll seinen Nächsten lieben: nicht bloß wie ein Mensch den andern, weil in allen eine und dieselbe Menschennatur sich ausprägt, sondern als Teilnehmer an derselben Gnade und Liebe des Herrn und als Glieder Eines Leibes. Daher ist auch dieses Mandat, ohne die übrigen Menschen von unserer Liebe auszuschließen, doch vorzugsweise den Christen gegeben, wozu die Mahnung des Apostels den Beleg giebt: „Solange wir Zeit haben, lasset uns Gutes wirken für alle, vorzüglich aber für die Genossen unseres Glaubens", weil nämlich diese, als Teilnehmer am Mysterium unseres Glaubens und von demselben Lebensquell ernährt, uns auch näher angehen und enger mit uns verschwistert sind, als es mit irdischen Worten sich sagen läßt.

Wie weit aber soll die Liebe reichen, der ein so erhabenes Vorbild gesetzt ist? Wo ist das Maß der Opfer, die der Christ für den Hilfsbedürftigen zu bringen hat, wo die Grenze? Soll jeder verpflichtet sein, all das Seinige hinzugeben und selber dürftig zu werden? Kann das Beispiel eines Serapion für alle gelten, der sein letztes Gewand auszog, oder eines Martinus, der die Hälfte seines Soldatenmantels einem Armen an der Straße schenkte, wozu ein Kriegsmann nach jetziger Sitte gar nicht einmal berechtigt wäre?

Das evangelische Gesetz, als Norm der Gerechtigkeit und Sitte, ist für alle Christen ohne Ausnahme verpflichtend, und diese Kraft besitzt auch das Mandat der Nächstenliebe. Die evangelischen Ratschläge hingegen haben vorzugsweise für solche ihre Geltung, von welchen, gleich den auserwählten Jüngern Christi, eine heroische Tugend gefordert wird, weil sie zu einer apostolischen Wirksamkeit, zur Ausbreitung des Gottesreiches, zum Heile vieler anderer, und somit zu einer Vollkommenheit und zu außergewöhnlichen Werken bestimmt sind, für welche nicht jeder

berufen sein kann. Jener jugendliche Mann, der mit dem guten Bewußtsein, alle Gebote pflichtmäßig erfüllt zu haben, dem Herrn sich vorstellte, um zu fragen, was ihm ferner noch zu thun obliege, um zur Vollkommenheit zu gelangen, erhielt die Antwort: „Wenn du vollkommen sein willst, so verkaufe alles, was du besitzest, teile es den Armen aus und dann komme und folge mir nach.“ Offenbar war dieser Jüngling, dessen Herz die Sehnsucht nach höheren Dingen bewegte, in den engern Kreis der Jünger und Apostel berufen, und diesem Berufe konnte er ohne Hingabe aller irdischen Güter nicht nachkommen. Wenn aber ein jeglicher verpflichtet wäre, alle seine Habe zu verkaufen, wo sollte zuletzt ein Käufer sich finden? Da nun in der Regel jeder einzelne für den besondern Kreis seiner Angehörigen und seines Geschäftes verpflichtet ist, so kann ihm die Wohlthätigkeit nur nach Maßgabe dieser Verhältnisse zur Pflicht gemacht werden. Daß man aber niemanden ein größeres Opfer zumuten dürfe, als diese Verhältnisse gestatten, darüber belehrt uns der weise und menschenfreundliche Paulus, indem er den Gläubigen, die für die dürftige Gemeinde von Jerusalem milde Gaben darbrachten, erklärt: es sei mit dieser Sammlung nicht so gemeint, als sollten sie, um andern Erleichterung zu bringen, sich selber in Not und Trübsal versetzen [1]. Wer wird an einen Reichen die Forderung stellen dürfen, daß er seines Besitzes sich entäußere, um dann selber den Bettelstab in die Hand zu nehmen? Freilich sagt das alte deutsche Sprichwort: „Wenn ein Bettler dem andern Almosen giebt, freuen sich die Engel im Himmel.“ Damit aber das möglich werde, damit Ein Armer dem andern beistehe, wie es Gregor der Große vom hl. Servulus berichtet, muß er ja selber Almosen empfangen: es darf also, wenn wohlthätige Liebe geübt werden soll, an Bemittelten nicht fehlen.

Wenn es nun von den Anhängern socialistischer Lehren bekannt ist, daß sie jede Art der milden Hilfe, sie möge von einzelnen, von Gemeinden oder vom Staate ausgehen, als etwas dem Menschen Schmachvolles verwerfen, und daß sie die Barmherzigkeit, die sich der Leidenden annimmt, eine Rabenmutter nennen, so folgen sie dabei doch jedenfalls ihren grundsätzlichen, wenn auch verkehrten Ansichten, in denen das Streben liegt, zugleich mit dem Privatbesitze auch jede Ungleichheit des Einkommens aufzuheben, wodurch dann die fernere Notwendigkeit des Almosens von selbst wegfallen würde. Gefährlicher als die haltlosen Pläne dieser Schwärmer sind die vermeintlich wohlgesinnten Gedanken solcher Ordnungsbeschirmer, welche, indem sie das gesamte Geschäft der Wohlthätigkeit als die Aufgabe des absoluten Staates erklären, jenen

---

[1] 2 Kor. 8, 13.

Verwüstern der Gesellschaft nur in die Hände arbeiten. Der Staat soll alles in allem sein und alles nur Erdenkliche zu stande bringen. Er soll die Kinder erziehen, die Jugend belehren, über Beruf und Standeswahl entscheiden, die Rohen bilden, die Betrübten trösten, die Verzagten aufrichten, die Dürftigen nähren und kleiden, alle Thränen trocknen, alle Leidenschaften mäßigen, die Unzufriedenen begütigen, den Gelangweilten Belustigung verschaffen, die Herzen zu hohen und edeln Gesinnungen erheben, die inneren Kreise der Familie ordnen, vielleicht auch den Sterbenden beistehen und durch diese allseitige Thätigkeit wohl gar die Welt erlösen und die Kirche, deren Aufgabe er übernimmt, ganz überflüssig machen!

Wie wenig begreifen diejenigen, welche den Staat als die einzige, alles lenkende Macht verherrlichen möchten, daß sie, wenn auch von einer andern Seite her, auf dasselbe Ziel lossteuern, wie jene Feinde des persönlichen Rechtes, des Familienlebens und aller religiösen Tugend! Der Staat, der innerhalb seines Gebietes allerdings eine absolut berechtigte Macht ist, vermag unter weisen Lenkern sehr viel, wenn die Völker weise genug sind, seinen Anordnungen ohne Zwang sich zu fügen; dieser freie Gehorsam selbst aber steht unter einer Macht von höherem Ursprung, unter dem innern Gesetze des Gewissens. Der Staat vermag Großes im Gebiete der Freiheit und Ordnung, aber Wunder kann er nicht thun. Wunder wirkt einzig nur die himmlische Charitas; diese aber ist nicht Sache des Staates, sondern Christi und seiner Kirche. Wollte der Staat allein es übernehmen, allen Dürftigen und allen Leidenden zu helfen, so müßte er eine Armensteuer auflegen, die nach dem Maße ihres unvermeidlichen Mißbrauches immerfort zunehmen und die Bemittelten zu Grunde richten, dabei aber das sittliche Leben vielmehr zerrütten als fördern müßte. Denn er könnte dies Geschäft nicht ganz und gar in seine Hände nehmen, ohne das Recht und die Pflicht des Wohlthuns den Einzelnen zu entziehen und so in den Herzen der Christen jede Regung der Liebe zu lähmen.

Alle wahrhafte Liebe auf Erden ist durch Christus vermittelt und vom göttlichen Geiste in die Herzen gepflanzt; ihr eigentliches Gebiet, aus welchem ihre Lebenskraft in die bürgerliche Gesellschaft einströmt, ist daher das Gottesreich, die Kirche. Wenn aber die echte Nächstenliebe in Christo ihre Quelle hat, der das Wunder und der Segen der Menschheit ist, so folgt daraus, daß sie ebenfalls im Gebiete des Wunders und des Segens sich bewegt. Wer also ohne unlautere Beimischung, ohne eitle oder sonstwie eigennützige Absicht, mit Freudigkeit und herzlichem Wohlwollen diese Liebe ausübt, der steht im Wunder, und die Segnungen der göttlichen Providenz können seiner Thätigkeit nicht fern bleiben. So

hat es sich im Leben und Wirken heiliger Menschen überall bewährt, von Johannes dem Almosengeber und Gregor dem Großen bis herab zu Thomas von Villanova, Karl Borromeo und Vincenz von Paul; von der frommen Dorcas (Tabitha), Melania und Paulina bis herab zu Elisabeth von Thüringen, Franziska Romana und unzähligen andern. Überall sind die Verheißungen wörtlich in Erfüllung gegangen: „Gebet, und es wird euch gegeben werden. Nach dem Maße, mit dem ihr ausmesset, wird man auch euch zumessen. Wer reichlich aussäet, wird reichlich ernten. Wer bereitwillig ist zum Wohlthun, wird Segnung empfangen.“ [1] Die Vervielfältigung des Brotes in der Einöde von Bethsaida hat sich in der christlichen Welt oft genug und in mannigfacher Weise überall da wiederholt, wo die Charitas ihre Macht entfalten konnte.

„Übet in der Frömmigkeit die brüderliche Liebe und in der Bruderliebe die Charitas.“ Die Wurzelverbindung dieser beiden Sätze wird uns nun deutlicher verständlich. Die Liebe Gottes ist schöpferisch; ihre neue Offenbarung in der durch Schuld zerrütteten Menschenwelt ist Christus und sein Werk. Er ist für alle gestorben, um für alle zu leben. Er wandelte in der Welt unter der Gestalt des Knechtes; er bleibt in der Welt unter der Gestalt des Brotes. Die Liebe Gottes zu den Menschen ist es, die dieses zu allen fortgesetzte Wunder der neuen Schöpfung erwirkt; dieses Wunder soll in uns die Gottes- und Nächstenliebe wecken, und die letztere, in ihrer wahren Energie, abermals Wunder zu stande bringen, indem sie unter göttlicher Segnung Großes bewirkt durch anscheinend geringe Mittel. Wiederum sollen diese Werke und Opfer der Nächstenliebe, weil vom lebendigen Glauben und von Gottesliebe hervorgerufen und getragen, auch ihrerseits in andern den Glauben und die Charitas wecken oder stärken und so die Ausbreitung des Gottesreiches fördern.

Hier vorzugsweise ist es, wo der Beruf der christlichen Frauen hervortritt, welche, der wunderbaren und gesegneten Jungfrau nachfolgend, so oft und vielfältig als die Heldinnen und Pflegerinnen der heiligen Liebe sich bewährt haben. Sie vor allen sind befähigt und darum auch verpflichtet, die Keime des Glaubens und der Gottesfurcht in die Herzen der Kleinen zu pflanzen und dadurch auch für das sittliche Leben und die ewige Bestimmung die Bildnerinnen ihrer Kinder zu sein. Durch ihr Zartgefühl, durch die Fertigkeit und Gewandtheit in den Geschäften des häuslichen Lebens, durch den Scharfblick in der Auffassung und Beur-

---

[1] Sprichw. 22, 9.

teilung vorhandener Leiden und Bedürfnisse sind sie geeignet, nicht bloß als Helferinnen und Trösterinnen Großes zu wirken, sondern auch den Glauben zu wecken, und, indem sie Zeugnis geben von der Herrlichkeit der göttlichen Liebe, die Gottentfremdeten vorzubereiten für die Wege der Gnade. Wenn die Nachfolgerinnen der heiligen Fürstin Elisabeth seit sechs Jahrhunderten unberechenbares Gute in allen europäischen Landen gewirkt, wenn wir die Barmherzigen Schwestern, selbst mitten unter den Kabylen [1], überall mit Heldenmut thätig sehen, wo Pest und Cholera und Typhus wüten, wenn Frauen anderer religiöser Verbindungen die Urwälder Amerikas, die Sonnenglut Senegambias nicht scheuen, um unter Halbwilden und Negern christliche Gesittung zu pflanzen, so gehört es zu den Zeichen einer bessern Zukunft, daß neben diesen Schwesterschaften, die ihr ganzes Leben dem Dienste der göttlichen Charitas gewidmet, überall, auch in den weltlichen Ständen, wohlthätige Frauenvereine sich bilden, welche nach dem Vorbilde von Bethsaida kein Geld unter die Armen austeilen, sondern Brot, die Wohnungen der Armen aufsuchen und sowohl der körperlichen Not als der sittlichen Verkommenheit abzuhelfen suchen. Diejenigen, die einem solchen Werke, soviel ihre Lebensaufgabe gestattet, mit Beharrlichkeit, Geduld und Güte um Christi willen sich widmen, dürfen dann auch Engel genannt werden, weil sie, gleich diesen, emporblicken zum Angesichte des Vaters.

So schön und segensvoll aber solche Verbindungen zum gemeinsamen Wirken, so giebt es doch nur Ein Mittel, das ihnen Bestand und Segen verbürgt, und auch dieses ist wieder nur die Liebe. Darum ermahnen die Apostel, daß wir uns nicht begnügen mit bloßen Reden und Worten, sondern durch gute Werke unsern Beruf sicherstellen, weil nur durch diese uns der freie Eingang verschafft wird in das Reich unseres Herrn und Erlösers [2]. Barmherzigkeit und Treue liebt der Herr, mit Gnade und Glorie wird er sie lohnen [3]. Und so hat auch der Seher Isaias es gelehrt: „Breche dem Hungrigen dein Brot, die Dürftigen führe in dein Haus; wenn du einen Nackten siehst, so kleide ihn und verachte dein Fleisch (deinen Nebenmenschen) nicht. Dann wird wie am Morgen dein Licht aufgehen, deine Gesundheit wird erblühen und deine Seele mit Glanz erfüllt werden; deine Barmherzigkeit wird dir vorangehen; die Glorie des Herrn wird dich aufnehmen. Du wirst ihn anrufen, und er wird dich erhören; du wirst deine Stimme zu ihm erheben und er wird antworten: ‚Siehe, hier bin ich'." [4] Denn nur wer

---

[1] Kabylen = die auf den Gebirgen Algiers wohnenden freien arabischen Stämme.
[2] 1 Joh. 3, 18. 2 Petr. 1, 10. 41.
[3] Ps. 83, 12. [4] Isai. 58, 7.

ihn geliebt und ihm gedient hat in seinen Brüdern, wird sein seliges Wort vernehmen: „Wohlan, du guter und getreuer Knecht, gehe ein in die Freude deines Herrn."

Joh. Em. Veith.

Das Grab des heiligen Petrus.

Als die heiligste Stelle des Abendlandes gilt das Grab des Apostelfürsten Petrus. Es findet sich dasselbe in der Unterkirche des Petersdomes, gerade unter dem Altare der Confessio [1], der in Mitte des Kreuzschiffes prangt. Das Grab bildet selbst einen Altar. In der Tumba liegt der Sarg mit den heiligen Gebeinen, auf welchen man von der Oberkirche durch das vergoldete Gitterwerk hinblicken kann.

Nachdem der Apostelfürst Petrus außerhalb der Mauern des alten Rom das ruhmreiche Martyrium am Kreuze bestanden hatte, soll sein Jünger Anaklet den Leichnam desselben gerettet und in einer Grabkammer niedergelegt haben. Oft fanden sich die Christen an der Stätte ein, um ihre Verehrung den heiligen Überresten zu bezeigen; viele verlangten sehnsüchtig, in möglichster Nähe begraben zu werden. Als dann Konstantin der Kaiser dem christlichen Glauben sich zugewendet, erbaute er hier auf Bitten des Papstes Silvester an der Marterstelle die herrliche Basilika des heiligen Petrus. Die Grabeskammer wurde stattlich aufgeführt und die Gebeine des heiligen Apostels wurden im kostbaren Sarg geborgen. Der Fußboden der Oberkirche hatte eine Öffnung; man sah zum Grabe hinunter, berührte es mit Tüchern, Mützen u. dgl. und legte diese Gegenstände dann zur Heilung den Kranken auf. Ein Altar stand auch bereits über dem Grabe. Als der bisherige untere Altar baufällig und gebrechlich geworden, hat Papst Calixtus II. denselben erneuert und im Beisein der Väter des Konzils im Jahre 1123 konsecriert. Auch Innocenz III. hat hier gebaut. Die Goldgitter, welche das Grab gegen außen schließen, sowie das Mosaikbild Christi in der innern Nische stammen von ihm.

Der heilige Leib des Apostels und die Kostbarkeiten der Kirche mußten oft geflüchtet werden. Man brachte sie bei feindlichen Einfällen in die geschütztere Stadt, wo sie versteckt wurden. So that es Papst Hadrian I., als der Langobarde Desiderius heranzog; so Johannes XXII., der aus Furcht vor den Scharen Ludwig des Bayers alle diese Pretiosen im Jahre 1328 in die Kirche S. Maria Rotonda (Pantheon) schleppen und verbergen ließ. Seit dem fünfzehnten Jahrhundert ist der Leib des heiligen Petrus nicht mehr von der Stelle gekommen. Dagegen ist die Krypta selbst noch vielfacher Veränderung unterlegen. Klemens VIII.

[1] In den Basiliken das Grab des Heiligen, dem die Kirche gewidmet ist.

ließ die Unterkirche und Kapelle des heiligen Petrus, wie man sie nannte, mit parischem Marmor und farbigen Steinen auslegen. Ebenso wurden dort an den Wänden vergoldete Tafeln aufgestellt, welche die Thaten der beiden Apostelfürsten in Reliefbildern enthalten und noch dort prangen. Paul V. endlich ließ im Jahre 1615 nach dem Neubau der Kirche auch die obere Confessio, zu der man auf zwei Treppen hinabsteigt und um welche immer 89 Lampen brennen, durch Karl Maderno und Martin Ferabosco in eine stattlichere Form bringen: er ließ sie mit kostbaren Steinen, Säulen und den Erzstatuen der Apostelfürsten zieren. Durch Urban VIII., der den großen Ciborienbau von Bronze über dem Hauptaltare durch Bernini vollführen ließ, und durch Pius VI., dessen eigene Porträtstatue von Canova hier angebracht wurde, erhielt der Oberbau die gegenwärtige Gestalt.

Nun aber wenden wir uns nochmal dem Grabesaltare des Apostels in der Krypta[1] zu. Er steht als Hauptheiligtum in einem Gang, der mit einem Tonnengewölbe oben abschließt und mit Engeln, mit Porphyrplatten und den Reliefs der Apostelthaten geschmückt ist. Auf drei Stufen sich erhebend, hat er noch die Kleinheit der alten Altäre. Die Vorderseite des Tisches enthält kostbare Ornamentalmosaik. Auf dem Altare aber befinden sich zwei Gemälde der Apostel Petrus und Paulus in Silberumrahmung, welche unser Interesse verdienen. Es sind Gemälde auf Holz, welches wie gewöhnlich im Mittelalter mit Leinwand überzogen wurde, um den Kreidegrund für die Farben fester zu behalten. Es sind also nicht Leinwand-, sondern Holzgemälde. Dieser Umstand, sowie die Gesamterscheinung der beiden Apostel, die Auffassung und die Malerei derselben auf Goldgrund scheinen mir sicher dafür zu sprechen, daß es deutsche Gemälde des Mittelalters sind. Die beiden Apostel sind stehend dargestellt, in ruhiger Haltung, mit kurzen Verhältnissen, mit rundlichen Kopfformen und mildem Gesichtsausdrucke. Dazu kommt die weiche Temperafärbung mit bräunlichen Schatten. Kurz, es sind Werke der Art, wie man sie bisher als alte Kölner Schule bezeichnet hat, wie sie aber vor van Eyck in ganz Deutschland vorgekommen. Ich vermute, daß dieses Gemälde vielleicht durch den Kaiser Sigismund hierher gelangte. Derselbe war 1452 in Rom und wurde hier in St. Peter als Kaiser gekrönt durch Papst Eugen IV. Dieses wichtige Ereignis ist auch auf den Pforten von Erz dargestellt. Unter den Geschenken, die er am Grabe des Apostels brachte, mag nun auch dieses Gemälde gewesen sein, und dieses wurde sofort zum ewigen Andenken in geeigneter Umrahmung über dem Altare aufgestellt. Jedenfalls scheint sicher, daß dieses Bild durch einen

---

[1] Unterirdische Kapelle oder Kirche; Gruft.

deutschen Künstler gemalt ist. Seltsame Fügung! Während die Meisterwerke der italienischen Malerei ringsum die Säle des Vatikan, die Kirchen und Paläste Roms in reicher Fülle zieren, ist doch die heiligste Stätte Roms durch ein bescheidenes, aber innigfrommes Bild von deutscher Hand geschmückt!

Joachim Sighart.

Seebilder.

1.

Am Untersberg steigt Gewölk auf,
Die Staufen umziehen sich fahl,
Vom Ost gepeitscht, gischtschäumig
Jagen die Wellen zu Thal;

Graudunstig lagert ein Schleier
Um Himmel und Wasser und Land,
Der Fischer lupft hastig sein Netzwerk
Ins Boot und flüchtet zum Strand.

Sturmfinster ballt sich's zusammen,
Und finstrer. Die Sonne erlischt.
Platzregen gießt. In die Seeflut
Zischt Blitzgefunk — und verzischt.

Vom Stiftsdach wirbelt's mit Schindeln,
Dumpf knarrt am Kreuzgang das Thor ...
Die Klosterfrauen psallieren
Im donnerumgrollten Chor.

2.

Und als das Wetter vertoset war,
Da wiegte der See sich wie blühend,
Da lachte der Himmel rosig klar,
Die Ferne färbte sich glühend.

Am Ufer blieben die Schiffer steh'n,
Aus der Zelle lauschte die Nonne:
Noch niemals spielte im Tau so schön
Der Wundergluthauch der Sonne.

Vergessen hatten ein Feierkleid
Gewebt um der Alpen Zinnen:
Der Hochgörn blinkend und frisch beschneit,
Wie ein Freier im Hochzeitslinnen;

Der Teisenberg, die Staufen auch
Getaucht in rotschimmernde Düfte;
Eisblau, durchsichtig wie ein Hauch,
Des Watzmann fernheimliche Klüfte.

Mit Worten läßt sich's erschildern nicht
Und nicht mit Farben ermalen;
Mich dünkt, so purpurgetempert und licht
Muß das heilige Land erstrahlen.

Drum sei, o Sturm, auch du gelobt;
Wenn deine Donner mir singen,
Sprech' ich fortan: Nur zugetobt,
Die Welt braucht Tau, sich zu jüngen!

Jos. Vikt. Scheffel.

Armut und Edelsinn.

In einer jener Mansarden, deren es in Paris viele tausend giebt, zeigt uns das Elend die blasse, lumpenverhüllte Leidensgestalt einer kranken Frau auf einer Strohschütte im Winkel der Stube, drei abgemagerte, nach Brot schreiende Kinder und einen verzweifelnden Vater, der keinen Rat weiß. Er hat bis dahin noch in der nahen Knopffabrik in sechzehnstündiger Arbeit einen kärglichen Tagelohn von drei Franken, fast wie ein Blutgeld, verdient, von dem er oft die Hälfte und mehr für nutzlose Medikamente verausgabte und sich nie satt aß, um seinen Kindern nichts zu entziehen; jetzt ist er selber krank geworden und kann nicht mehr. Das Fieber, gegen das er wochenlang, ohne ein Wort zu sagen, angekämpft, hat ihn endlich bezwungen: Krankheit geht mit dem Elend als schreckliche Schwester Hand in Hand, und der Stärkste erliegt endlich unter diesem tödlichen Doppeldruck. Er ist neben seiner Frau niedergesunken und er muß ein guter Christ sein, um sich nicht den Tod zu wünschen und gegen Gott zu murren. Der Vater winkte noch sein ältestes Kind, ein Mädchen von kaum zwölf Jahren, an sich heran und flüsterte ihm zu: „Ich kann nicht mehr; sieh zu, ob du etwas Geld oder etwas Brot bekommst; bettle, wenn's nicht anders geht, thu es für deine beiden kleinen Brüder, die seit gestern Mittag nichts gegessen haben . . ." Dann fiel er ohnmächtig zurück. Das Mädchen eilte hastig die Treppen hinab, aber unten auf der Straße überfiel es sie wie Todesangst; sie war an Not und Entbehrung gewöhnt, aber — gebettelt, gebettelt hatte sie nie! Fliegende Röte bedeckte ihr bleiches Gesicht, als sie gegen den ersten Vorübergehenden die bittende Hand ausstreckte, ohne ein Wort zu sagen, denn sie konnte keines hervorbringen. „Faules Kind! so arbeite doch!" war die barsche Antwort. Ein anderer drohte gar mit dem Stadtsergeanten und fragte sie, ob sie sich denn gar nicht schäme, zu betteln. Die Kleine verlor fast die Besinnung, aber sie ermannte sich sofort wieder und zwar zu einem letzten verzweifelnden Schritte.

In der Dachstube war es mittlerweile still geworden. Der Mann und die Frau ruhten in dumpfer Betäubung, und vor dem kalten Kamine saßen die beiden hungernden Kinder und sagten nichts, denn ihre kleinen Seelen verstanden es nicht. Hungernde Kinder sind wohl die schrecklichste Vorstellung, die den Menschengeist erschüttern kann. Die banalsten Sprichwörter, lieber Leser, sind eben nur deswegen so banal, weil sie so wahr

sind; dahin gehört auch dasjenige: „Wenn die Not am größten, ist Gottes Hilf' am nächsten." So auch hier. Denn als das Elend am äußersten angelangt zu sein schien, da öffnete sich leise die Thüre des Dachzimmers und der Retter tritt ein, und zwar in Gestalt eines reizenden, blondgelockten Mädchens, ganz wie ein Engel; eine Dienerin bleibt mit einem Korbe auf der Schwelle stehen. „Mich sendet Ihre Tochter," sagte das kleine Fräulein zu den Eltern, die aus ihrem Fieberschlummer erwachen und zu träumen glauben, als sie die liebliche, elegante Erscheinung an ihrem ärmlichen Lager sehen; — „mich sendet Ihre Tochter, die noch bei meiner Mutter geblieben ist; ich bin nur schnell gekommen, um Ihnen zu essen zu bringen." Die Magd packt die Vorräte aus, ein ganzes Mittagsmahl, macht Feuer im Kamin und beschäftigt sich alsdann mit der kranken Frau; der Mann ist vor Freuden fast wieder gesund geworden, und die beiden Kinder essen und essen, fangen auch an zu schwatzen und zu lachen und thun bald ganz vertraut mit ihrer unbekannten Wohlthäterin. Seht ihr wohl, ihr armen Leute, der alte Gott lebt noch!

Wie aber war diese rätselhafte Hilfe gekommen? — Die unglückliche kleine Bettlerin war nach ihren vergeblichen Bitten um Almosen davongelaufen, mit einem Entschluß, den ihr die Verzweiflung eingab, nämlich ein Brot zu stehlen. Sie trat an einen Bäckerladen und schaute durch die Fenster: es war zufällig kein Mensch darin; sie schlich hinein, faßte sich Mut, griff herzhaft nach einem Brot und flüchtete dann mit ihrem Raube. Aber aus dem offenen Hinterzimmer hatte man sie gesehen, und die Bäckerfrau stürmte schreiend auf die Straße hinaus und dem Kinde nach, das auch bald eingeholt wurde und sich von einer neugierigen Menge umgeben sah. Einige alte Weiber schrieen Zeter über die frühzeitige Diebin, man stieß das Mädchen, das mehr tot als lebendig war, hin und her; man rief einen Polizeidiener um es zu arretieren. „Ich bin keine Diebin," stammelte sie in grenzenloser Angst, „meine Eltern sind krank und meine Brüder haben kein Brot! ... Dort, in der andern Straße, oben in Nummer 9!" Sie wurde trotzdem halb ohnmächtig auf den nächsten Wachtposten geführt, und die Leute liefen alsdann gleichgültig auseinander. Nur ein junges Mädchen (der Engel von oben), das zufällig mit seiner Bonne stehen geblieben war, hatte sich genau die Worte der Unglücklichen gemerkt. Oft schläft in dem Gemüte eines Kindes wie unbewußt der Keim zu einer edlen Handlung: es bedarf nur eines leisen Anlasses, und wie durch einen fallenden Funken steht alsdann das kleine Herz in hellen Flammen opferfreudiger Nächstenliebe.

Unsere Heldin geht nach kurzem Besinnen zu dem Coiffeur an der Ecke und bietet ihm ihre blonden Locken zum Verkaufe an; sie erinnerte sich nämlich sehr gut, daß eben dieser Coiffeur ihr zu verschiedenen Malen

ein Kompliment über ihr schönes Haar gemacht und ihr sogar einmal, allerdings nur im Scherze, denn sie gehörte einer bemittelten Familie an, die er recht gut kannte, gesagt hatte: „Mademoiselle, wenn Sie Ihre Locken verkaufen wollen, so gebe ich Ihnen einen Louisd'or dafür." Jetzt staunte er natürlich, als ihn die Kleine an sein Versprechen erinnerte und aus dem Handel Ernst machte. Er that auch, als wenn er darauf eingehen wollte, und gab ihr fünfzehn Franken auf Abschlag, mit dem Bemerken, daß er ihr morgen die restierenden fünf Franken bringen und sich das Haar holen würde. Er hatte aber einfach die Absicht, der Mutter die abenteuerliche Sache zu erzählen. Das Fräulein, hochvergnügt über die erhaltene Summe, läßt sofort durch ihre Bonne die nötigen Einkäufe machen und — doch mein lieber Leser kennt bereits den Schluß der Geschichte. Der völlige Schluß ist nun freilich noch der, daß das arme, aus Not zur Diebin gewordene Kind durch den Vater des Fräuleins, einen Obersten von der Garde, in der nächsten Stunde auf der Polizei reklamiert und ihrer Familie zurückgegeben, und daß für diese ebenfalls durch die Eltern des blondgelockten Engels auf das beste gesorgt wurde.

Adolf Ebeling.

Vertraue auf den Herrn.

Nimm Christum in dein Lebensschiff
Mit gläubigem Vertrauen,
Stoß ab vom Strand und laß vor Riff
Und Klippe dir nicht grauen;
Und flög' auf wilder Wogenbahn
Dein Schifflein auch hinab, hinan,
Und schlügen selbst die Wellen
Ins Schiff hinein,
Kannst ruhig sein,
Er läßt es nicht zerschellen.

Und sollt' er bei des Sturmes Wut
Das Steuer nicht gleich fassen,
Nur Mut, nur Mut! mußt seiner Hut
Dich gläubig überlassen.
Wie mächtig auch die Woge grollt,
Die Blitze sprüh'n, der Donner rollt,
Dein Schifflein ist geborgen:
Trägt's doch den Herrn,
Dem treu und gern
So Wind wie Meer gehorchen.

Drum sei nur wach und sei bereit
Und laß nicht ab zu beten,
So wird der Herr zu seiner Zeit
Gewiß ans Steuer treten;
Dann schweigt der Sturm, von ihm bedroht,
Dann legen sich auf sein Gebot

Die wildempörten Wogen,
Und ausgespannt
Von seiner Hand
Wölbt sich der Friedensbogen.

Julius K. R. Sturm.

Der Triumphzug des Titus.

Nach Jerusalems Zerstörung war Titus nach Berytus, dann nach Cäsarea gegangen, wo jüdische Gefangene in Masse zu Ehren von Vespasians Geburtstag im Cirkus niedergemetzelt wurden. Hierauf war er nach Rom zurückgekehrt, wo Vater und Sohn den Triumph über Judäa feierten. Diesen Triumph schildert Flavius Josephus, welcher, bei der Einnahme Jotapatas gefangen, während der Belagerung der Hauptstadt in Titus' Lager und ohne Erfolg als Unterhändler gebraucht, den traurigen Mut hatte, Augenzeuge des Siegesjubels zu sein, wie er sich dazu hergab, wenn nicht die Thatsachen, doch die Motive der tragischen Begebenheiten im römischen Interesse zu entstellen. „Das Heer," so erzählt er, „war bei Nachtzeit in Reih' und Glied unter seinen Führern aufgestellt worden vor den Thoren des Isistempels, wo die Imperatoren die Nacht zubrachten. Bei Tagesanbruch erschienen Vespasian und Titus mit Lorbeerkränzen und im Purpurgewand und schritten nach der Halle der Octavia, wo der Senat, die angesehensten Würdenträger, die vornehmsten Ritter ihrer harrten. Vor der Halle standen auf einer Bühne elfenbeinene Sessel; auf diese setzten sich die beiden Imperatoren unter dem Jubelruf des ihre Thaten preisenden Heeres. Die Krieger waren unbewaffnet, in seidenen Gewändern, mit Lorbeer bekränzt. Nachdem Vespasian ihren Zuruf vernommen, unterbrach er den Jubel durch ein Zeichen zum Schweigen, und als Stille eingetreten, erhob er sich, verhüllte sein Haupt und sprach ein Dankgebet. Titus that ein Gleiches. Nach dem Gebet richtete Vespasian an die Versammlung einige Worte und entließ dann die Soldaten zu dem nach herkömmlicher Weise von den Imperatoren bereiteten Mahl. Er selbst ging mit Titus nach dem Triumphthor zurück, wo sie etwas Speise genossen, Triumphatorentracht anlegten, in den dem Thor angebauten Tempeln opferten, worauf der Umzug begann, zuerst durch das Theater, um dem dort versammelten Volke dies Schauspiel zu gewähren.

„Die Mannigfaltigkeit dieses Schauspiels und die Pracht sind nicht zu beschreiben. Alles was je an Kunstwerken und Seltenheiten einzelne besaßen, schien an diesem Tage vereinigt, die Größe des Römerreichs zu zeigen. Schmuck von Gold, Silber und Elfenbein sah man hier in allen Formen, nicht etwa als einzelne Prunkstücke des Festzugs, sondern gewissermaßen einen Strom bildend. Gewänder so mit feinstem Purpur

gefärbt, wie mit der Kunst Babylons aufs zierlichste gestickt, schimmernde Edelsteine in goldene Kronen gefügt oder in anderer Fassung wurden in solcher Menge getragen, daß man versucht ward, solche Dinge nicht mehr für selten zu halten. Es folgten Götterbilder so durch Größe wie durch Kunst ausgezeichnet. Tiere verschiedener Art mit seltensten Zieraten wurden vorbeigeführt. Sämtliche Träger dieser Kostbarkeiten erschienen in Purpurkleidung mit Goldschmuck. Auch die an dem Triumph teilnehmenden Krieger waren reich geschmückt. Selbst die Schar der Gefangenen zog die Aufmerksamkeit auf sich, und ihre bunten Trachten entzogen den Blicken der Zuschauer den widerlichen Anblick der abgemergelten Gestalten. Das größte Staunen weckten die prachtvollen Baldachine, welche zu schwer schienen für die Träger, drei- und vierfach gewölbt und aufs kunstreichste ausgeführt mit goldgewirkten Teppichen und Schmuck von Gold und Elfenbein. Da sah man die Darstellungen einer verheerten Gegend, ganze Reihen Gefallener, Fliehende, Gefangene, unermeßlich hohe Mauern unter dem Stoß der Belagerungsmaschinen einstürzend, feste Burgen zertrümmert, die Wälle volkreicher Städte erstiegen von stürmender Mannschaft, ein Blutbad unter Hilfeflehenden und Wehrlosen, brennende Tempel und ihre Bewohner im Einsturz erschlagende Häuser, hereinbrechende Ströme zum Löschen allgemeinen Brandes. Alles dies, erzählten die Juden, hätten sie im Krieg erduldet. Selbst dem Unkundigen ward alles klar. Bei jedem Baldachin standen die feindlichen Anführer in dem Aufzug, wie sie gefangen genommen waren. Nun folgten zahlreiche Schiffe nebst anderer Kriegsbeute. Alles jedoch mußte erbleichen vor den Tempelgefäßen von Jerusalem. Ein goldener Tisch, mehrere Talente wiegend, ein goldener Kandelaber eigentümlicher Form, der Schaft in der Mitte im Fuß befestigt, die Arme als Äste wie im Dreizack auswärts gebogen mit einer ehernen Lampe an jedem, sieben an der Zahl als Symbol der Heiligkeit des siebenten Tages bei den Juden; das Gesetz Gottes als Schluß der Beute. Endlich kamen Männer, welche Bildsäulen der Victoria von Gold und Elfenbein trugen. Nun erschien Vespasian auf dem Siegeswagen, hinter ihm Titus, neben welchem Domitian in prächtigem Gewande ein herrliches Roß ritt.

„Das Ziel des Triumphzugs war der Tempel des kapitolinischen Jupiter. Vor diesem angelangt, hielt der Zug der Sitte gemäß, bis der Herold den Tod des feindlichen Heerführers verkündet hatte. Simon Gioras Sohn war es, der auch im Zuge mitgegangen war. Mit einem Strick um den Hals ward er auf den Felsenrand gegen das Forum gezogen, da wo die nach römischem Gesetz verurteilten Verbrecher gerichtet werden, und dort mit Ruten gestrichen. Als sein Ende verkündet ward, erscholl allgemeiner Jubelruf und das Opfer begann. Nach Gebet und

Spenden kehrten die Imperatoren zum Palast zurück. Viele speisten sie an ihrer Tafel, andern wurden in ihren Wohnungen reiche Mahle bereitet. Die ganze Stadt feierte den Tag als Dankfest für den glücklich beendeten Feldzug, für das Aufhören der Bürgerkriege, für die frohe Aussicht auf eine segenreiche Zukunft."

Alfred von Reumont.

Das alte Haus.

Der Maurer schreitet frisch heraus,
Er soll dich niederbrechen;
Da ist es mir, du altes Haus,
Als hörte ich dich sprechen:
„Wie magst du mich, das lange Jahr
Der Lieb' und Eintracht Tempel war,
Wie magst du mich zerstören?

Dein Ahnherr hat mich einst erbaut
Und unter frommem Beten
Mit seiner schönen stillen Braut
Mich dann zuerst betreten.
Ich weiß um alles wohl Bescheid,
Um jede Lust, um jedes Leid,
Was ihnen widerfahren.

Dein Vater war geboren hier
In der gebräunten Stube,
Die ersten Blicke gab er mir,
Der muntre, kräft'ge Bube.
Er schaute auf die Engelein,
Die gaukeln in den Fensterschein,
Dann erst auf seine Mutter.

Und als er traurig schlich am Stab
Nach manchen schönen Jahren,
Da hat er schon, wie still ein Grab,
In meinem Schoß erfahren;
In jener Ecke saß er da,
Und stumm und händefaltend sah
Er sehnlich auf zum Himmel.

Du selbst — doch nein, das sag' ich nicht,
Ich will von dir nicht sprechen;
Hat dieses alles kein Gewicht,
So laß nur immer brechen.
Das Glück zog mit dem Ahnherrn ein,
Zerstöre du den Tempel sein,
Damit es endlich weiche.

Noch lange Jahre kann ich steh'n,
Bin fest genug gegründet,
Und ob sich mit der Stürme Weh'n
Ein Wolkenbruch verbündet.

Kühn rag' ich wie ein Fels empor,
Und was ich auch an Schmuck verlor,
Gewann ich's nicht an Würde?

Und hab' ich denn nicht manchen Saal
Und manch geräumig Zimmer?
Und glänzt nicht festlich mein Portal
In alter Pracht noch immer?
Noch jedem hat's in mir behagt,
Kein Glücklicher hat sich beklagt,
Ich sei zu klein gewesen.

Und wenn es einst zum Letzten geht,
Und wenn das warme Leben
In deinen Adern stille steht,
Wird dies dich nicht erheben,
Dort, wo dein Vater sterbend lag,
Wo deiner Mutter Auge brach,
Den letzten Kampf zu streiten?"

Nun schweigt es still, das alte Haus,
Mir aber ist's, als schritten
Die toten Väter all heraus,
Um für ihr Haus zu bitten,
Und auch in meiner eignen Brust,
Mir ruft so manche Kinderlust:
„Laß steh'n das Haus, laß stehen!"

Indessen ist der Mauermann
Schon ins Gebälk gestiegen,
Er fängt mit Macht zu brechen an
Und Stein und Ziegel fliegen.
„Still, lieber Meister, geh von hier,
Gern zahle ich den Taglohn dir,
Allein das Haus bleibt stehen."

Friedr. Hebbel.

Charakteristik Maximilians I.

Maximilian I. gehört zu den volkstümlichsten Königen der deutschen Geschichte. Noch jetzt leben im Munde des Volkes manche kühne Großthaten des „letzten Ritters" und wunderbare Abenteuer, die er im Getümmel der Schlachten oder in den Turnieren oder auf seinen Jagden im Kampfe mit Bären und wilden Ebern zu bestehen hatte. Er gewann Achtung und Zuneigung, wo immer er sich persönlich bethätigte: sei es in jenem Zweikampf zu Worms, wo er ungekannt und in gewöhnlicher Rüstung den von allen gefürchteten französischen Ritter zu Boden warf und dann, das Visier aufschlagend, dem jubelnden Volke sein Heldenantlitz zeigte; oder sei es am Tage der Schlacht von Guinegate, an welchem er, nachdem er die ersten Lorbeeren errungen, gleich hochherzig gegen Freund und Feind sich in eigener Person an der Pflege der Ver-

wundeten beteiligte; oder sei es auf jenem einsamen Spazierritte vor Augsburg, wo er in einem Hohlwege einen plötzlich schwer erkrankten Bettler antraf, vom Pferde stieg, dem Kranken einen Labetrunk reichte, sein kaiserliches Oberwams auszog, um den vor Kälte Zitternden damit zu bedecken, und dann eiligst zur Stadt zurückritt, um einen Priester zu holen, der dem Sterbenden die letzten Tröstungen der Religion bringen sollte.

Schon Maximilians äußere Erscheinung war fesselnd und wohlthuend: seine edle Gestalt, sein fester sicherer Gang, der Adel und die Würde in all seinen Bewegungen, der Ausdruck unverkümmerten Wohlwollens auf seinem Antlitze, die unversiegbare Heiterkeit seines reinen Gemütes und seine herzgewinnende Rede, die manchen feindlich Gesinnten oft bei der ersten Begegnung versöhnte. Als er einmal beim Empfange seiner Gemahlin Maria von Burgund in Gent seinen Einzug hielt, „auf hohem braunen Roß, alle überragend, in glänzender silberner Rüstung, unbedeckten Hauptes, seine reichen blonden Locken in einen Kranz von Perlen und Edelsteinen gefaßt", da schrieb ein Anwesender: „Welch eine prächtige Erscheinung! Maximilian ist so jugendlich frisch, so männlich kräftig, so strahlend vor Glück, daß ich nicht weiß, was ich mehr bewundern soll, ob seine blühende Jugend, oder seine Kraft, oder sein Glück. Man muß ihn gern haben, den glänzenden Mann." Man muß ihn ebenso gern haben, wenn man ihn im einfachen grauen Jagdrock, den Stulphut auf dem Kopf, mit Stegeisen, Armbrust und Jägerhorn versehen, die höchsten Gebirge und Felsschluchten Tirols durchwandern sah, oder ihn ein trauliches Gespräch mit einem vorübergehenden Bauer anknüpfen hörte, oder wenn er bei geselligen Vergnügungen, etwa in Frankfurt oder Ulm, in launiger Rede mit den Bürgern oder Bürgerstöchtern scherzte und es den Patricierfrauen nicht verübelte, daß sie, die von seiner baldigen Abreise gehört, ihm Stiefel und Sporen versteckten, damit er noch einen Tag länger bleibe und auch den morgigen Tanz mit der Königin des Festes eröffne.

Maximilian war in seinem ganzen Wesen und Thun das gerade Widerspiel seines trägen und unschlüssigen Vaters. Während Friedrich am liebsten stets in den breiten Geleisen des privilegierten Herkommens fortging und aus Scheu vor Verantwortlichkeit jede durchgreifende Maßregel vermied, fühlte Maximilian den lebendigen Trieb in sich, „für eine neue jugendliche Zeit Kraft und Leben einzusetzen, alle geistig Hochstrebenden zu ermuntern und zu fördern, alles gute und bewährte Alte zu ehren, zu erhalten und neu zu befestigen, dagegen alles wirklich Veraltete zu entfernen. Seine Wißbegierde war unbegrenzt, und er lernte ebenso leicht Geschütze gießen und bohren und Harnische anfertigen, als er das Studium der Geschichte, Mathematik und Sprachkunde betrieb. Wie als

der waffenfähigste, so galt er auch als der sprachengewandteste Fürst der Christenheit, denn außer dem Deutschen und Flämischen sprach er geläufig Latein, Französisch, Wallonisch und Italienisch und eignete sich auch die Kenntnis des Englischen und Spanischen an. Sein lebhafter, feuriger und unternehmender Geist, den er von seiner südländischen Mutter, einer portugiesischen Prinzessin, geerbt hatte, war in beständiger Thätigkeit, und er war frühzeitig durch eine reiche Schule des Lebens gegangen und hatte die Menschen beobachtet und die Wechselfälle der menschlichen Dinge kennen gelernt. „Die Not des Volkes begreift nur," sagte er einst zu einem Herzog von Sachsen, „wer selbst Not gelitten." Dabei mochte er sich daran erinnern, wie er als Knabe, zur Zeit der Belagerung und Beschießung der kaiserlichen Burg durch die Wiener, in den Erdgeschossen des Schlosses umhergeirrt war und unter Thränen von der Dienerschaft ein Stückchen Brot sich erbettelt hatte. Keine Widerwärtigkeit konnte ihn aus der Fassung bringen, und wenn ihm alle seine Pläne fehlschlugen, tröstete er sich damit: „Gott sorgt schon, es könnte noch schlimmer gehen." Überhaupt bezeichnete man schon damals als besondere Eigenschaften des habsburgischen Herrscherhauses: „Seelenruhe und Gottvertrauen beim Mißgeschick; viel Not, viel Ehr'".

„Der Kaiser ist ein vortrefflicher Feldherr," schreibt Machiavell, „er erträgt jede Strapaze gleich dem Abgehärtetsten, in der Gefahr ist er mutvoll; er hält große Gerechtigkeit in seinem Lande aufrecht; in den Audienzen ist er gefällig und freundlich und besitzt viele andere Eigenschaften des besten Fürsten." Seine wesentlichsten Fehler dagegen seien übermäßige Verschwendung, Mangel an Festigkeit in seinen Entschlüssen und allzugroßes Vertrauen auf die Menschen. Auch der florentinische Gesandte Francesco Vettori macht ihm „unmäßige Freigebigkeit" zum Vorwurf. Im Übrigen, sagt er, „ist der Kaiser, man kann es nicht leugnen, umsichtig; im Kriegswesen sehr geschickt; unermüdlich; von großer Erfahrung. Er genießt mehr Vertrauen, als einer seiner Vorfahren seit hundert Jahren; aber er ist so gut und so menschlich, daß er allzu hingebend und leichtgläubig geworden ist".

Allzu leichtgläubig war Maximilian insbesondere in Bezug auf die von den deutschen Fürsten ihm gemachten Versprechungen. „Es war ein schwerer Fehler Maximilians," schreibt Johann Cochläus, „daß er, wie oft er auch betrogen worden, sich immer wieder auf die von den Fürsten und anderen Ständen auf den vielen Reichstagen bewilligten Hilfeleistungen an Mannschaft oder Geld verließ, und dann zu voreilig, als habe er die Hilfe bereits in Händen, seine Maßnahmen ergriff. Die Fürsten, nur auf ihren eigenen Nutzen bedacht, waren freigebig in Worten und Versprechungen, aber nach ihrer Rückkehr von den Reichstagen er-

füllten sie entweder gar nicht, oder nur zum kleinsten Teil und niemals zur rechten Zeit, ihre Zusagen. Dadurch entstanden für den Kaiser Unzuträglichkeiten und Hindernisse aller Art. Mitten im voreilig begonnenen Werk mußte er stillstehen, weil ihm zur Fortsetzung die Mittel fehlten, und Gegner und Freunde, unbekannt mit der wahren Lage der Dinge, konnten dann leicht sagen: Sehet, wie unbeständig der Kaiser ist! Die Not des Reiches hat dem Kaiser oft genug Thränen ausgepreßt, denn er wollte in Wahrheit das Wohl seines Volkes und die Ehre des Reiches." Darin stimmen alle deutschen Schriftsteller der Zeit überein. Alle rühmen Maximilians treue deutsche Gesinnung, seine aufopfernde Thätigkeit für das Gedeihen des Volkes, seine Verdienste um Reich und Vaterland. Getreu seinem Wahlspruche: „Mein Ehr ist deutsch Ehr, und deutsch Ehr ist mein Ehr", wendete sich der Kaiser mit voller Hingebung den Interessen des Gesamtwohles zu.

Johannes Janssen.

Zum Neujahr.

Jetzt schlägt die Glocke Mitternacht:
Wer ist es, der so laut sich macht?
Geschlossen ist schon lang das Thor,
In aller Welt! wer steht davor?

Wo kommst du her? was willst im Land?
Wo ist dein Paß? was ist dein Stand?
Du bist, mich dünkt, ein Vagabund,
Komm morgen um die neunte Stund'. —

Das neue Jahr bin ich genannt,
Ich bin von gutem, alten Stand,
Schon wohnten viel der Schwestern hier;
Drum, Wächter, sag' ich, öffne mir. —

Nur sachte, sacht, gestrenges Kind!
Es öffnet sich nicht so geschwind;
Die Schwestern lebten gar zu frei,
Drum ist nun streng die Polizei.

Man rühmt die Schwestern gar nicht recht,
So halber gut und halber schlecht;
Drum sag, wo ist dein Ursprungsschein?
Wir leben hier im Zollverein. —

Ich komme her von Gott gesandt,
Mit reichen Gaben für das Land;
Jetzt, alter Wächter, öffne bald,
Sonst brauch' ich an dem Thor Gewalt. —

Kömmst du herab von Gott gesandt,
Dann willkomm' hier im deutschen Land,
Und bringe uns als frommer Gast,
Was du von Gott empfangen hast.

Gieb Regen uns und Sonnenschein
Für unser Brot und unsern Wein,
Und gieb uns auch ein mildes Herz,
Zu lindern bittrer Armut Schmerz.

Die Fürsten nimm in deine Hut,
Gieb ihnen rechten Fürstenmut,
Der weise ist, gerecht und mild,
Nach Gottes heil'gem Ebenbild.

Dem Bürger gieb Zufriedenheit
Und Gottesfurcht und Redlichkeit,
Die heilig alle Rechte ehrt,
Und nicht nach fremdem Gut begehrt.

Bewahre unser ganzes Land
Vor Aufruhr, Mord und Höllenbrand,
Und schenk' der Welt und jeder Brust
Des wahren Friedens süße Lust.

Bring auch der ganzen Christenheit
Den einen Geist von Ewigkeit,
Der jedes Herz in Liebe eint,
Was nun im Zwiste zankt und weint.

Den armen Seelen schenke Ruh'
Und decke ihre Sünden zu;
Und wen du nimmst aus dieser Zeit,
Den führe in die Seligkeit. —

Da sprach das Mägdlein mit Bedacht:
Das alles hab' ich mitgebracht,
Denn unser Herr ist gnadenreich
Und alles Gute schickt er euch.

Er sandte mich mit voller Hand
Zum Heile jedem guten Land;
Doch manche Rute bring' ich auch,
Die ich vielleicht im Notfall brauch'.

So nehmt denn hin, was ihr begehrt,
Denn jedem wird, soviel er wert,
Und wählt ein böser Thor nicht recht,
Dann sprech' er nicht: das Jahr war schlecht.

Guido Görres.

Der See Genesareth.

In dem ganzen weiten Becken des Sees Genesareth ist Tiberias die einzige nennenswerte Sammlung menschlicher Behausungen. Und dieser traurige Überrest aus einer größern Vergangenheit, heute ein armseliges, schmutziges Judenstädtchen, war gerade zur Zeit Christi eine ausschließliche Heidenstadt, von Herodes zu Ehren des Kaisers Tiberias erbaut, von den Juden, scheint es, als unrein und verunreinigend gemieden. Die zwei oder drei Haufen schlechter mohammedanischer Hütten, die sonst noch die

Karte am langgestreckten Seegestade verzeichnet, verdienen kaum den Namen Dörfer. Außerdem kennt der weite Kessel nur unstete Bevölkerung, benachbarte Stämme, die, auf einem flüchtigen Durchzuge oder an den Grasplätzen die Herden weidend, am See ihre Zelte aufschlagen. Noch verlassener erscheint die Wasserfläche selbst. Kein Nachen weit und breit: der einsame Fischer treibt nur vom Ufer aus sein Geschäft, und der Reisende mag froh sein, für seine Zwecke in irgend einem Winkel ein verfaulendes Fahrzeug zu finden. Dafür ist ein Leben anderer Art, das die Einsamkeit nicht stört, ein wahres Stillleben eingezogen. Der See birgt in seiner Tiefe einen unendlichen Reichtum an Fischen: ein neuester Reisender spricht von „erstaunlichen Schwärmen“, die er gesehen, „von schwarzen Klumpen, viele hundert Ellen lang, mit den schwarzen Flossen aus dem Wasser ragend, so dicht als sie sich nur zusammendrängen mochten“. Das giebt an warmen Abenden ein Aufhüpfen der Fische nach allen Seiten, und über dem Wasser schweben zahlreich, auf Beute lauernd, niederstoßend, die befiederten Feinde der Fische, Eisvögel, Möwen, Geier. Auch sonst scheint die Vogelwelt in dieser Einsamkeit wohl vertreten, und der nämliche Gewährsmann erzählt von Wachteln, Birkhühnern, Falken, von Steinschwalben und Felstauben und Adlern aller Art, die über den Sümpfen und Feldern oder über den Klippen nach Nahrung suchten. Nicht die ganze Fauna[1] des weiten Bergkessels kennen zu lernen, kann uns interessieren, aber wenn ich etwa noch beifüge: Büffel und Wildschweine, der Hirsch und die Gazelle, der syrische Bär hausen hier im Moraste des Jordans, in den tiefen Schluchten der Berge, so mögen die ungeselligen Gestalten dieses ganze, eigentümliche Tierleben unsere Vorstellung mächtig unterstützen, wo sie eine große, gefeierte Natur in ihrer Einsamkeit, in ihrem wahren heutigen Charakter zu erfassen strebt.

Welch anderes Bild zeigt der nämliche See zur Zeit Christi! Den ganzen Halbbogen des Westgestades entlang spiegelt sich ein Kranz blühender, bevölkerter Städte in seinen grünen Fluten: Tarichäa und Tiberias, Magdala und Kapharnaum, Chorazin und Bethsaida, diese Städte alle, anderer nicht zu gedenken, erscheinen auf einem Streifen von fünf bis sechs Stunden Länge zusammengedrängt. Da breitet sich von selbst in dem engen Landstriche Leben und Bewegung auch über die einladende Wasserfläche aus, und dem berufsmäßigen Fischfange, dem Verkehre nach allen Seiten dienen zahlreiche Schiffe und Nachen. Auch das Evangelium führt uns gerne auf den weiten See hinaus: es zeigt uns die Jünger als beschäftigte Fischer, oder den Heiland, wie er vom Schifflein aus predigt, dem Sturme gebietet, nach dem jenseitigen Gestade fährt,

---

[1] Verzeichnis und Beschreibung der in einem Lande einheimischen Tierarten.

wohl auch die Volksscharen, wie sie zu Schiffe den großen Wunderthäter aufsuchen. Der See feiert da sein goldenes Zeitalter: wenige Jahrzehnte später, und wieder, erzählt die Profangeschichte, wimmelt es von Schiffen auf seinem Spiegel. In seiner südlichen Ecke flüchten die belagerten Bewohner von Tarichäa auf ihre „zahlreichen Schiffe", und von den Belagerern verfolgt, finden sie auf dem Wasser in einer förmlichen Seeschlacht ihren Untergang.

Dem See zur Seite erglänzte aber auch die Landschaft in ihrem schönsten Schmucke. Namentlich der Mittelpunkt des ganzen Seegebietes, die Ebene Genesareth, die dem See selbst ihren Namen geliehen, wie sie uns von Flavius Josephus geschildert wird, erscheint als ein Paradies im kleinen. Man liebt es, hierbei von einer Übertreibung zu reden, aber ich mache aufmerksam: der Geschichtschreiber, der übrigens selbst kein Galiläer ist, schildert wirklich, er ergeht sich nicht etwa in allgemeiner Bewunderung und Phrase, sondern giebt die ganz konkreten Züge, gewissermaßen die einzelnen Thatsachen, aus denen sich der Leser das Bild selbst zusammenstelle. „Die Landschaft," schreibt er, „ist bewundernswert durch natürliche Beschaffenheit und Schönheit. Mit ihrem fetten Boden versagt sie keiner Pflanze das Gedeihen, und alles Mögliche haben ihre Bewohner angepflanzt: die günstige Mischung des Klima aber vereint auch das Unverträgliche. Die Walnußbäume, die von allen Bäumen am meisten Kälte ertragen, gedeihen ohne Ziel und Ende: es gedeihen die Palmen, welche Gluthitze brauchen, und neben ihnen Feigen- und Ölbäume, für die milderes Klima angezeigt ist. Man möchte von einem Ehrgeize der Natur reden, die sich Gewalt anthut, das Widerstrebende auf einen Punkt zu vereinen, von einem schönen Wettstreite der Jahreszeiten, indem jede das Gefilde für sich in Anspruch nehmen möchte: denn es bringt nicht bloß zur Überraschung die verschiedenartigsten Früchte hervor, sondern bewahrt sie auch lange. Die Königinnen unter den Früchten, die Traube und die Feige, stellt es durch zehn Monate ununterbrochen zur Verfügung, während die übrigen Früchte neben ihnen das ganze Jahr hindurch reifen und altern."

Joseph Grimm.

Gottesfriede.

Auf Blumen ruht ein schöner, lieber Knabe,
Ein klarer Stern blinkt sanft in finstrer Nacht,
Ein Blümlein blüht am thränenreichen Grabe,
Ein Engel steht am Thor der Tugend Wacht,
Ein Silberquell macht grün die öde Wüste,
Ein Felsen schützt, wenn mächt'ger Donner kracht,
Ein Leuchtturm steht an felsenstarrer Küste
Und wehrt der Wogen finstrer Unglücksmacht:

Und frägst du, wer der Engel sei, die Quelle,
Der Felsenschutz, des Leuchtturms mächt'ge Helle,
Der holde Knabe und der klare Stern?
„Das ist der Friede in der Hand des Herrn."

Edmund Behringer.

Der Menschengeist ohne Gottesliebe.

Ein Adler, der am Felsenthrone
Die raschen Schwingen seines Flugs zerbrach,
Ein Eichbaum mit entlaubter Krone,
Ein nachtumheulter Wetterbach,
Ein Kahn, geschleudert in des Weltmeers Weiten,
Mit sturmzerriss'nem Segelbaum,
Und eine Harfe mit gesprung'nen Saiten,
Ein Kind umtanzt von einem wüsten Traum:
Das ist der Geist im wilden Weltgetriebe,
Der frech verwirft die hohe Gottesliebe.

Edmund Behringer.

Das Heim.

Aus dem Lechrain[1].

Ohne Heimatsliebe keine Vaterlandsliebe. Wem nicht der Ort, in welchem er geboren wurde und wo er als Kind gespielt, als Jüngling gejubelt, als Mann gewirkt, entbehrt und genossen hat; wem nicht die heimischen Felder, Wiesen und Wälder, der Friedhof selbst, wo seine Lieben ruhen, neben denen er dereinst auch ruhen will; — wem dies alles nicht wert und überaus teuer ist, dem wird auch das Vaterland wenig sein.

Noch besteht auf dem Lande, im Gegensatz zu großstädtischer Zerfahrenheit, unter deren schlimmem Einflusse man je von Ziel zu Ziel eine halbe Bevölkerung andere Mietwohnungen beziehen sieht, ein fester häuslicher Herd: das Heim, das elterliche Haus mit dem Gut zu Feld, zu Wies und zu Holz. Hier gilt noch das Sprichwort: „Ein eigener Herd ist goldeswert; ist er auch arm, hält er doch warm." Noch kann man zu Hunderten die Güter finden, Bauernhöfe wie Selden und selbst Leerhäuser, welche sich seit unvordenklichen Zeiten vererbt haben, wenn auch nicht im Geschlecht, doch in der Sippschaft. Steht doch über dem Geschlecht noch das Heim; und führt dies so gut seinen ererbten Namen je für und für wie ein Geschlecht, und steht der Hausname über dem Geschlechtsnamen.

Ganz richtig giebt demgemäß der Bauer auf die Frage, wie er heiße? den Namen seines Hauses an, denn nur unter diesem ist er

[1] Das Land, welches sich auf beiden Seiten des Lechs von Füssen bis Rain erstreckt.

bekannt. Bei Nennung seines Geschlechtsnamens sagt er: Ich schreibe mich so und so. Wird doch seines Geschlechtes Name wirklich nur geschrieben bei kirchlichen oder gerichtlichen Verhandlungen und ähnlichen Gelegenheiten. Seiner Freundschaft, den Nachbarn und allen Bekannten ist er immer nur der Meier des Heims mit dessen ererbten Namen; und wird dasselbe vererbt oder verkauft, das gilt gleich, der alte Name bleibt.

In ihrer Entstehung sind diese Namen jedoch sehr verschieden. Bauernhöfe, ohnehin von stätigerem Wesen, haben meist Namen, deren Ursprung sich sehr weit zurück verliert und oft mit der ältesten Besitzer Tauf- oder Geschlechtsnamen in Verbindung steht. Besonders ist dies bei Einöden der Fall, deren vorteilhaft geschlossener Besitz der Bauern höchstes Vorbild. Nicht ohne Grund sagen sie: „Vor einer Ainet soll man den Hut herabthun.“

Sonderbare Vorkommnisse, spöttische Nachreden, vorzüglich auch gewerbliche Hantierungen haben vielfach bleibende Namen gegründet.

Auffallend klingen Benennungen, wenn, wie so häufig, der Gewerbe mehrere einander angehängt sind. Heißt das Haus z. B. beim Metzger, der Meier desselben ist aber gerade ein Weber, dann fügt man des letztern Gewerbe dem ersten Namen bei und hängt dem Ganzen den Taufnamen desselben an, so daß es dann beim Metzger-Weber-Simon (Michel-Vincenz-Seppel oder wie er gerade getauft ist) heißt.

Dies Heim ist dem Bauern in Fleisch und Blut gewachsen, und die Gründe, die dazu gehören, sind seiner Meinung nach allemal die besten im ganzen Gefild. Nicht das kleinste oder schlechteste Stück davon giebt er gerne her, denn das alles hat ja der Ähni schon so gehabt. Nur eines von den Kindern kann dereinst das Heim erben, aber alle denken mit Freude oder Wehmut, je nachdem dasselbe bemeiert wird, daran zurück. In dem Worte: „Des is mei Haemet“, und wenn es der roheste Bauernknecht sagt, liegt mehr Tiefe wahren Gefühls, als in dem schönsten Klingklang moderner Humanitätsphrasen.

Finden wir diese Liebe an die elterliche Herdstadt noch so innig und warm, so wird es vielleicht auch erlaubt sein, daß einmal einer dies Haus mit allem, was drum und dran hängt, beschreibe. Ich gebe es hier in treuester Auffassung. Wenn ich vorzugsweise das Seldhaus zu Grunde lege, so geschah es, weil dies einesteils die ganze ungeheure Mehrzahl bildet, und anderenteils, weil etwaige Verschiedenheit mit dem Bauernhofe nur in dessen größerer Räumlichkeit oder gegen Augsburg zu in städtischem Anhängsel besteht, welch letzteres anzuführen nicht der Mühe wert ist.

Der mittlere Lechrain teilt sich bayerhalb in das Ober- und Unterland. Je nach dem Wohlstande seiner Bewohner sind die Häuser stattlich, heimlich oder notig; die Stadeln und Stallungen großmächtig oder klein

beisammen. Die bei weitem schöneren Häuser findet man in den wahrhaft prächtigen Dörfern des Unterlandes. Ihr stattliches Wesen wird in keiner andern Gegend des Bayerlandes übertroffen, im übrigen Deutschland aber wohl nur an wenigen Orten erreicht. Die Bauart ist jedoch im Ober- wie Unterlande die gleiche. Noch zu Beginn dieses Jahrhunderts waren sämtliche Wohnungen von Holz; dies hat sich nun derart geändert, daß ein gutes Drittel aller Häuser und Stallungen bereits aus Backsteinen besteht. Die Stadeln beläßt man dagegen selbst bei größeren Neubauten gerne von Holz, in der Meinung, inner hölzerner Wände bewahre sich das Getreide wie das Heu besser. Alle Häuser sind zweigädig[1], und allzeit Haus, Stall und Stadel unter einem Dache. Dieses besteht im Unterlande mehr aus Stroh, im Oberlande aus Legschindeln mit großen Steinen beschwert. Das Schindeldach ist sehr flach und geht in seinem Fürschuß gewöhnlich fünf, oft aber bis an die zehn Schuh über den Hausstock hinaus. Dies nennt man den Wettermantel, da er das Haus ebensosehr vor dem Regen wie vor Sonne und Kälte schützt. Alle Holzbauten sind von ebenso gefälligem Schnitzwerk als freundlichem Anstrich begleitet, und der Eindruck sicher für jeden Fremden behaglich. Die Ausdehnung der so zahlreichen Bauernhöfe im Unterlande grenzt an das Unglaubliche. Man sehe nur derselben Gebäude u. a. in Egling, Weil, Prittriching, Mehring, in deren je eines man gleich zehn polnische oder ungarische Schlösser hineinstellen könnte. Für Neubauten besteht eigentlich das Gesetz, daß nur mit Ziegelplatten das Dach gedeckt werden solle. Dies wird jedoch häufig unter verschiedenen Ausreden, besonders daß der Dachstuhl nicht stark genug sei, umgangen. Wenn einesteils nicht geleugnet werden kann, daß Stroh- und Schindeldächer für Orte, wo die Häuser nahe beisammen stehen, viel Feuergefährliches haben, so muß andernteils jedoch zugegeben werden, daß dieselben dem Landmanne billiger, dem Getreide zuträglicher und unserm Erdstrich anpassender sind; davon zu schweigen, daß im Oberlande, wo sich die Dörfer in ihren einzelnen Wohnungen ohnehin ganz vereinöden, von einer Feuergefährlichkeit für die Nachbarn keine Rede sein kann. Wer auf dem Lande seinem Hause freiwillig ein Plattendach giebt, den plagt jedenfalls der Hoffartsteufel; er will, sein Haus soll städtisch aussehen.

Die größeren Häuser haben eine eigene Thüre in das Hausfletz. Bei den älteren und kleineren ist das Stadelthor zugleich der Eingang, und die Tenne bildet das Fletz. Gleich nebenan befindet sich die Stube, allemal ein Eckzimmer mit vier und oft noch mehr Fenstern; darin wird gegessen, während der kältern Jahreszeit auch gekocht und gesponnen, überhaupt

[1] Gaden = Stockwerk.

jedwede Hantierung getrieben, die im Zimmer thunlich ist. Die so zum Heimgarten kommen, werden darin empfangen. Auch bei ganz Fremden oder Vorgesetzten bleibt dann der Hausvater sitzen oder, wenn er gestanden, setzt er sich nieder, damit die Einladung zum Niederlassen ausdrücken wollend. Bleibt der Städter gleichwohl stehen, so fragt ihn der Bauer, ob er ihm etwa die Ruhe aus dem Hause tragen wolle. Beide ärgern sich, besonders der Städter über die vermeintliche Grobheit des Bauern, da er dessen zwanglose Einladung selten versteht.

Wer ein Zimmer gesehen hat, hat sie alle gesehen. An der Rückwand befindet sich die Kammerstiege und der Kachelofen, welcher mit seiner Ofenbank gut ein Vierteil des Gemaches einnimmt. Den Ofen umgeben auf drei Seiten, in der Höhe an eisernen Klammern hangend, fichtene Stangen, an welchen alles Mögliche zum Trocknen aufgehängt wird. Im Ofen selbst befinden sich einige Koch- und Bratröhren und der Hellhafen. Dies ist ein eingemauerter irdener Hafen, der zum Wärmen und Sieden des benötigten Wassers dient. Diese Seite des Ofens heißt deshalb die Hell. Dieses Wort hat mit dem hochdeutschen Begriff der Hölle, wie mancher der an diesem Orte stattfindenden Feuerhitze halber denken möchte, nichts gemein. Es ist viel älter und steht in Beziehung zu dem alten helan, giebt demnach den Begriff des Verborgenen. — Die Ofenbank ist eine hölzerne Bank mit Kopfgestell, letzteres Faulenzer genannt, auf einer Seite des Ofens; hat sie noch einen Sprüwesack und Federkissen, heißt sie Gautschen; gepolstert und mit einer Rücklehne versehen, wird sie Kanapee genannt. Letzteres ist noch selten, erstere beide bilden die große Mehrzahl. Sehr selten dagegen macht sich nun die Lotterbank. Während die ersteren sehr schmal sind, hat die Lotterbank Ähnlichkeit mit den Britschen in unsern Wachtzimmern, so daß immer drei bis vier Leute darauf ruhen können. Unterhalb ihrer befand sich sonst die Hennensteige. Diesen ist jetzt ein Platz im Stall angewiesen. Niemand mag mehr dieselben im Zimmer haben. Man findet es nur noch bei alten Leuten, die ihrer Angewohnheit treu bleiben; dafür legen ihnen die Hennen der Ofenwärme halber schon um Lichtmeß Eier. Die Ofenbank dient für alle möglichen Gelegenheiten zur Liegerstatt und gehört zu den Hauptgerätschaften des Hauses.

Derselben gegenüber im Eck zwischen den Fenstern befindet sich ein großer vier- oder achteckiger Tisch mit Sitzbänken, an dem die ganze Haushaltung, Eltern, Kinder und Ehehalten, die fünf verschiedenen Mahle des Tages halten. Hat man eine Stör im Hause, wird deren Arbeit meist auch an diesem Tische verrichtet. Ober demselben an der Wand im Ecke hängt ein geschnitztes Kruzifix mit der Mutter Gottes und dem hl. Johannes dem Evangelisten zu Füßen in Begleitung einiger Tafeln der Hausheiligen, als da

sind St. Sebastian, Rochus, Wendelin, Lienhart u. a. Neben der Thüre ist der Milchkasten, auf welchem die Schüsselrem mit möglichst vielen und blankgeputzten Schüsseln, Tellern und Kandeln steht. Hartan befindet sich eine hölzerne Hänguhr, der Weihbrunnkessel und der Salzstein. Letzterer wird um heilig Dreikönig mit geweihtem Salz, Weihbrunnen und diemalen auch mit etwas geweihtem Mehl angerührt und in der Form eines kleinen runden Kuchens auf dem Ofen getrocknet und dann an seiner innern Öffnung aufgehängt. Wird er feucht, bedeutet es Regen. Es ist allgemein Sitte, daß jeder Fremde, wenn er herein- oder hinaustritt, einen Weihbrunnen nimmt; vom Salzstein dagegen bricht nur ein oder das andere der ehelichen Haushaben, wenn es über Land reist, ein kleines Stückel ab und verzehrt es zum Wohlergehen in der Fremde.

Von der Stuben führt eine enge, gewundene Stiege in die Kammer, wie man das Schlafgemach heißt und welches sich immer oberhalb der Stuben befindet. Nur bei großen Bauern, den Wirten u. s. w. befindet sich mit mehreren Zimmern auch eine eigentliche Treppe im Hause. In der Kammer befindet sich das zweischläferige Ehebett (eine breite Himmelbettstatt), dann zwei Gewandkästen, einer für den Mann, einer für die Frau, und eine Truhen für die Leinwand und den Flachs. Außerdem steht noch das ein und das andere kleine Bettstattl für Kinder in diesem Zimmer, so daß man in Wirklichkeit nur darin schlafen, aber kaum sich rühren kann. Ein Benediktuspfennig, die an heilig Dreikönig mit geweihter Kreide geschriebenen Buchstaben C † M † B †, eine Wetterkerze, Palmkätzeln, ein Drudenfuß von geweihtem roten Wachs, irgend ein christlicher Haussegen, wie ihn die Landkrämer feil haben u. dgl., fehlen in keinem Schlafgemach. Nebenan ist noch eine kleine Kammer und von dieser führt eine Thüre auf den Soler, einen offenen Gang um einen Teil des obern Hauses, durch das weit vorspringende Dach vor Regen geschützt. Derselbe soll wo möglich gegen Morgen oder Mittag angebracht sein, denn auf ihm werden die Betten gesonnt und gelüftet, und darf das Bett nicht wieder herein, bis der Schatten darauf gelegen, sonst trägt man die Sonne in die Bettstatt und mithin die Nachtruhe aus derselben. Diese Laubengänge gereichen einem Hause ebensosehr zur Zierde wie zum Nutzen, und nur der heutigen nichtsnutzigen Bauführung war es gegeben, dieselben, gleich den Erkern in den Städten, abstellen zu wollen. Von genannter Nebenkammer geht auch noch ein Eingang in das sogenannte Kümichkammerl, so sich über der Küche befindet und an dessen Kümich anlehnt. Darin verwahrt man gewöhnlich Kunkeln, Spinnräder und sonst altes Geraffel. Eine Öffnung im Rauchfang, zur Räucherung eines allda aufzuhängenden Fleisches, kommt aus Ursache

des so seltenen Fleischgenusses nicht vor. Die Kuchel ist immer zu ebener Erde, klein, aber reinlich, hat gewöhnlich einen Wassergrand, wo möglich mit fließendem Wasser, und, wenn es der Platz leidet, auch nebenan eine Speis mit Keller. Kuchel und Speis sind gern auf der Seite nach Mitternacht. Über der obern Stube ist die Heulege. Neben der Tenne ist der Stall, die Kornkammer und ein Einlegviertel für das Getreide. Im Unterlande hat man häufig die Tenne über dem Stall, so daß von außen auf einer oft zehn Schuh langen Brücke zum Stadelthor hinaufgefahren werden muß. Wenn einesteils dadurch unten mehr Raum gewonnen wird, so muß anderenteils das Gebäude um so höher sein. Es kommt daher nur bei Bauernhöfen vor. Ober dem Viertel befindet sich die Plan, der obere Boden, auf den ebenfalls das Getreide gelegt wird, und über diesem die Bretten, welche den obersten Boden unter dem Dachfirst bildet und nur in guten Jahren sich anfüllt. Ihr Name kommt von dem das Haus durchziehenden obersten Querbalken, Bretten genannt.

Das Hausgeräte erneuert sich größtenteils bei jedesmaliger Übernahme eines neuen Meiers teils durch neue Anschaffung, teils und noch mehr durch das mitgebrachte Gerät der jungen Frau. Letzteres begreift jedoch mehr die Bettstatt samt Bett, einem schönen Kleiderkasten ꝛc. Die Einrichtung in der Stube bleibt oft durch vier oder mehr Menschenalter. Bisher war das alles von Fichtenholz mit sehr bunten Farben, meist lichtblau mit rot angestrichen, darin Blumensträuße, an dem Himmel der Bettstatt die Dornenkrone Jesu und das Herz Mariens, auch die Namenszüge der ehelichen Haushaben. Es fängt dies jedoch an zu verschwinden und einem Anstrich von nußbrauner Farbe Platz zu machen; mehr nach Angaben der Tischler denn der Leute, welche sich, besonders die Müller, deren Leibfarbe das Blaue ist, oft mächtig dagegen sperren. Jedoch die Versicherung, daß es nun so Mode sei, übt auch hier ihre Allgewalt.

Die Zimmer sind im Durchschnitt noch alle getäfelt, sowohl die Decken als die Mauersohlen bis zur Höhe der Fenster. Die Höhe der Zimmer beträgt im untern Stock selten viel über sechs Schuh, im obern dagegen oft kaum fünf, so daß viele nicht einmal aufrecht darin stehen können. Nur die Stuben ist heizbar, doch geht durch die Decke oberhalb des Ofens ein Schieber in die Schlafkammer zum Wärme-Einlassen. An Wärme fehlt es überhaupt auch bei dem Ärmsten nicht. Dagegen herrscht vielmehr den Winter durch eine Hitze zum Braten. Den Landleuten ist es aber nie zu warm; immer mit dem Rücken hart am Ofen, zu Hause allzeit die Hauben auf, im Wirtshaus auch den Mantel an. Auch wird im Winter kein Fenster geöffnet. Im Auswärts und Herbste (Ostern und Kirchtag) werden Stuben, Kammern, Fletz, diemalen der Stall und

auch das Äußere des Hauses frisch mit Kalk geweißt, welches kaum von den Ärmsten unterlassen wird.

Der Stall bei den Seldnern ist klein, nieder und dunkel, eine wahre Höhle. Nur zu bedauern ist das arme Vieh, daß es durch die immer mehr eindringende Stallfütterung auch den Sommer über in solchen Keuchen zubringen soll. Bei dem geringen Umfang der Wohnungen, wie er bei allen Seldhäusern besteht und welche die ungeheure Mehrzahl bilden, kann dies gar nie geändert werden ohne bedeutenden Geldaufwand, zu welchem der Seldner täglich mehr die Mittel verliert. Der Seldner bildet den Mittelstand auf dem Lande und fängt bereits an zurückzugehen, wie dies mit dem Mittelstande in den Städten schon mit Riesenschritten geschehen ist. In solchem Stalle stehen in der Regel drei Kühe, ein Pferd oder ein Öchslein, ein Kalb oder ein Rind, oft auch ein Schwein, dann befinden sich die Hennen darin, die Milch- und Trinkgeschirre, ein Wassergrand 2c., und alles dicht aufeinander.

Hinten am Hause ist das Pfründstübl angebaut. Eine kleine Stube mit einem Kämmerl, manchmal auch einer Küche, dient dieser Anbau zur Wohnung der Eltern, welche dem Sohne oder der Tochter das Gut übergeben haben. Bei Bauern findet sich wohl auch ein eigenes Häusl für die Austrägler. Dies ist dann auch zweigädig. Zwischen dem Austrägler und dem neuen Meier, sehr häufig statt des Sohnes ein Schwiegersohn, findet leider selten ein gutes Verhältnis statt. Vorzüglich bildet die Ausnahme (die jährlichen Reichnisse an den Pfründner) den Hauptgegenstand des Streites, der oft nur mit dem Tode endigt.

Ist das Pfründstübl selten in gutem Zustande, so befindet sich dagegen die Herberg meist im allerschlechtesten. Die Herberg ist ein weiteres Stübl, das manchen Häusern angehängt ist und in dem sich irgend welche der Geschwister oder Kinder früherer Besitzer zeitlebens die Wohnung vorbehalten haben. Das nennt man derselben Herbergsrecht. Sie müssen dies Stübl unterhalten, und da sie es nur dann einmal beziehen, wenn sie alters- oder krankheitshalber nicht mehr dienen können, so kann man sich denken, in welchen baulichen Würden die Herberg steht. Solche, die darin wohnen, werden Insassen genannt.

Irgend ein kleiner hölzerner Schupfen für die Wagen und jedwedes Ackergerät steht wohl auch hie und da in die Quere, ist aber neuern Ursprungs. Bei den meisten hat dies noch seinen Platz in der Tenne und wird, wenn darin gedroschen wird, auf eine Weil hinausgeschoben.

Der Eingang des Hauses ist gerne auf der Seite gen Mittag. Angemalte Heiligenbilder, vor allen St. Florian und St. Lienhart, wohl auch die Mutter Gottes von Wessobrunn, finden sich häufig ober der Thüre, ebenso der schöne Spruch: „Gelobt sei Jesus Christus in Ewigkeit“, welcher

übrigens als Begrüßungsform gänzlich verschwunden ist. Neben der Thüre befindet sich eine Bank, die heißt man die Sonnenbank; auf ihr rastet man des Sommers am Abend aus, pflegt des Heimgartens, und das Weib verrichtet da wohl auch häusliche Arbeit. Nächst dieser Bank oder am Eck des Hauses hat der Hund seine Liegerstatt. Ist er angebunden, dann zieht sich eine Stange am Hause hin, an welcher der Hund mit seiner Kette hin und her laufen und das Haus verteidigen kann. Dann kann kein Fremder zur Thüre hinein, der Hullafaß risse ihm zuvor einige Fetzen vom Leib. Seine Wildheit ist des Bauern Stolz, und die Hundehetze ein allgemeines Vergnügen.

Vor dem Hause ist der kleine Wurzgarten, darin werden Blumen, Rettiche, Rahnen, Salat und die kleinen Krautpflanzen, die später auf die Krautäcker versetzt werden, gepflanzt. Jedermann hat die Blumen gerne und pflegt deren im Winter so viele in der Stube, als er Platz hat. Ein schöner oft vier Schuh hoher Buxbaum fehlt in keinem Wurzgarten. Desgleichen steht da häufig in den Zaun verflochten der Säbling.

Das Ganze umgiebt eine Wiese, der Hausgarten genannt, mindestens ein Drittel Tagwerk groß, darinnen stehen Obstbäume, Äpfel, Zwetschgen, Kriechen, Kirschen, Welschnüsse u. dgl., die je nach ihrem geschützten Standort ihre Früchte tragen. In dem Geäste dieser Bäume sind Starenkobel (ausgehöhlte Fichtenstöcke) angebracht. Da nisten und brüten im Frühjahre die Staren und erfreuen den Eigner des Hauses mit ihrem fröhlichen Gesang.

Nie werden die Jungen ausgenommen, im Gegenteile, die Staren hegt man nach Herzenslust. Nie fehlt auch der Hollunder, oft zu einem starken Baum erwachsen, der seine Zweige über das Dach des Hauses ausbreitet. Er steht allzeit nächst demselben, und ist ihm eine besondere Verehrung geweiht.

Karl Freih. v. Leoprechting.

Die Domanlage zu Pisa.

Wer je in Italien war, wird nie die denkwürdigen Städte Toscanas, nie die herrlichen Berge und beglückten Thäler dieses gesegneten Landes vergessen können. Und wer je einen Blick in die Bücher der Kunstgeschichte gethan, der weiß, daß an den Gestaden des Arno und auf den Höhen der tuscischen Berge die Wiege erhabener Kunstschöpfungen stand. Dort wendet sich Erinnerung oder Verlangen des Kunstfreundes immer wieder hin und die Gedanken weilen wohl ganz besonders oft und gerne auf den Hügeln von San Miniato und Fiesole, auf den Straßen und Plätzen oder in den kunsterfüllten Kirchen und Palästen der Stadt, die vor allen anderen die blühende heißt. Doch ehe Florenz seine Schwingen

erhob und für Jahrhunderte jeden Nebenbuhler überflügelte, hatten andere Städte Toscanas in den Künsten schon Großes und Dauerndes geschaffen. Ja, das mächtige Pisa war es, das in Niccolò Pisano den kühnen und glücklichen Vorboten der künftigen allgemeinen Wiedergeburt der italienischen Kunst hinstellte und das in seiner Domanlage Denkmäler von unvergleichlicher Bedeutung hinterließ.

Fast am Ausgange des Arnothales und nur noch eine Stunde vom Tyrrhenischen Meer entfernt, winken die Kuppeln und Türme der einst gewaltigen und stolzen Freistadt dem erwartungsvollen Wanderer, der sich Pisa nähert, verheißungsvoll entgegen. Schnell erledigt er seine äußeren Angelegenheiten und dann eilt er an die nordwestliche Ecke der Stadt. Hier erblickt sein staunendes Auge den schiefen Turm, den Prachtbau des Domes, die herrliche Taufkirche dicht nebeneinander auf weitem Plane und hinter ihnen sieht es die Außenmauern des berühmten Friedhofes. In eine architektonische Anlage tritt man ein, die in ihrer Monumentalität und Schönheit, ihrer geschichtlichen Denkwürdigkeit und kunstgeschichtlichen Bedeutung ihresgleichen nicht hat. Andere Gebäudegruppen mögen prächtiger, größer und im einzelnen vollkommener sein, allein würdiger und historischer ist keine. Nur die Ruinen Roms und die Tempel in Pästum muß man nicht mit in Betracht nehmen wollen; aber für das ganze christliche Italien darf man jene Behauptung aufrecht erhalten. Die offenen Thüren des Domes ziehen unwillkürlich in den hohen Bau, und eine vollkommene Freude genießt der Eintretende. Ein Wald schöner, antiker Säulen umfängt ihn, doch wohlgeordnet und einem großen Gedanken dienend; eine lange Perspektive leitet den Blick in die Tribuna, aus deren Wölbung ihm das kolossale Bild des Erlösers, von lichtem Goldgrunde umgeben, ein Werk Cimabues, des Vaters der italienischen Malerei, entgegenstrahlt. Wandelt man nun in diesen weiten Räumen betrachtend umher, so erkennt man bald, daß die prächtigen Säulen des Altertums, die hier verwendet wurden, in der bedeutendsten und maßgebendsten Weise den Eindruck bestimmen. Vier Reihen, durch Bögen verbunden, scheiden die fünf Schiffe, und noch ein zweites Stockwerk ist angefüllt mit kleineren Säulen. Wie voll muß damals im 11. Jahrhundert, wo der Bau unternommen wurde, Toscana noch von Römerwerken gestanden haben, wenn man so rauben konnte! Und wie begünstigt war man, wenn man nur die alten Bauwerke zu berauben brauchte, um das beste fertige Material zu gewinnen! Man konnte sich freilich im Gefühle technischer Schwäche noch nicht zur Wölbung des Mittelschiffes entschließen, mußte das Schema des Aufbaues im Mittelschiffe auch über die Öffnungen der Kreuzarme wegführen, so daß der Gedanke des Querhauses und Kreuzes sehr verdunkelt wird; man wölbte über der Kreuzung

eine windschiefe elliptische Kuppel ein und baute überhaupt so, daß wohl kaum eine einzige durchgehende gerade Linie am ganzen Denkmal sich findet. Aber dennoch liegt der Anlage und der Verwendung der antiken Säulen eine geistvolle und schöpferische Idee zu Grunde, so daß einheitliche Harmonie die große Wirkung der räumlichen Verhältnisse bestimmt. Dieser Bau ist ziemlich gleichzeitig mit dem Kaiserdom zu Speier entstanden und es liegt eine Vergleichung beider wohl nahe; allein es kann keine Frage sein, daß nach Abzug der antiken Bestandteile in Pisa, ein Vergleich beider Werke nicht mehr möglich ist, wenigstens was das Innere betrifft. Das Äußere ist freilich an dem italienischen Dome, gegenüber der Kärglichkeit in Speier, mit großem Reichtum und in epochemachender Weise entwickelt, so daß wir in diesen beiden mittelalterlichen Denkmälern wesentliche Grundunterschiede italienischen und deutschen Wesens erkennen können. Sobald aber die Italiener das antike Baumaterial erschöpft hatten, wendeten sie an Stelle der Säulen Pfeiler an und bildeten unter unmittelbarem nordischen Einfluß sich in der Kunst des Gewölbebaues aus.

Es war im Jahre 1063, 33 Jahre nachdem Kaiser Konrad II. den Dom zu Speier gegründet hatte, daß die Republik Pisa für einen über die Mauren bei Palermo errungenen Sieg und im stolzen Bewußtsein ihrer Macht diesen Dom stiftete. Unter der Leitung des Busketus wurde der Bau begonnen und unter der des Rainaldus etwa 50 Jahre später beendigt. Das Maß seiner Längenachse, das etwa 100 Meter beträgt, giebt ein Mittel zur ungefähren Vorstellung der beträchtlichen Größe des ganzen Werkes an die Hand. Nach Plan und Aufbau bildet dasselbe einen gewissen Übergang von der Basilikenform, wie sie die alten, ebenfalls fünfschiffigen Kirchen des Petrus und Paulus zu Rom zeigten, zu den durch strengere Kreuzesform, beträchtlichere Höhentendenz und monumentale Deckenkonstruktion sich auszeichnenden Bausystemen des eigentlichen Mittelalters. Das hervorragend Epochemachende dieses Denkmales lag aber vorzugsweise in der reichen, entwickelten Außenarchitektur, die sich als künstlerisch organisierter Ausdruck des Innern, als des eigentlich beabsichtigten Raumes, ausspricht. Ihre bunten Marmorbekleidungen und reizvollen Säulenstellungen wurden bald zu einem mustergültigen Vorbild für viele andere Bauten in und außer Toscana, wenn auch der große Hauptgedanke nirgends eine strenge und treue Nachahmung fand.

Nicht lange nach Beendigung dieses gewaltigen Werkes und 90 Jahre nach dessen Gründung fingen die Pisaner den Bau der Taufkirche gegenüber der Vorderseite des Domes an, und nach weitern 21 Jahren, 1174, begannen sie den des Glockenturmes seitwärts hinter der Rückseite des Domes. Hierdurch ergänzten sie nicht nur, dem damaligen kirchlichen

Bedürfnis gemäß, ihre Domanlage, sondern sie gaben ihr auch einen künstlerischen Abschluß und vereinigten so eine Gebäudegruppe, die, ihrer unmittelbaren Erscheinung wie ihrem geschichtlichen Zusammenhange nach, jene Zeiten — als die Republik über Sardinien, Korsika und Elba gebot, als ihre Flaggen an den Gestaden von Afrika und Asien gefürchtet waren — heute noch mit unvergänglichem Glanze schmückt. Aber der eigentümlichste Teil der Domanlage, wie sie auf uns gekommen, war noch zurück. Noch hatten die Pisaner keinen monumentalen Raum, wo sie die großen Männer ihres Vaterlandes bestatten konnten. Nach mehrfachen Verzögerungen kam endlich dann, etwa 100 Jahre nach dem Beginn des Glockenturmes, das denkwürdige Campo santo zu stande. Zwar wirkte die südliche Außenmauer desselben, von der man einen Teil in der Gesamtansicht der Domanlage zwischen Dom und Taufkirche sieht, im Gesamteindruck nur untergeordnet mit, allein die Hallen dieses Friedhofes gehören mit zum Ganzen und hier in ihnen tritt uns großartig und machtvoll Kunst und Geschichte entgegen. Doch bevor wir eintreten, wollen wir noch einen Blick auf die Taufkirche und den Glockenturm werfen.

Jene, ein runder, in konstruktiver Beziehung etwas unbeholfener Bau von ungefähr 30 Metern Durchmesser, mit gewaltiger, kegelförmig auslaufender Kuppel bedeckt, hat an ihrer Außenseite während des vierzehnten Jahrhunderts einige gotische Zuthaten erleiden müssen, die zwar den Charakter der pisanischen Bogenarchitektur erheblich beeinträchtigen, die aber doch, durch die Jahrhunderte geweiht, einen nicht geringen malerischen Reiz ausüben. Der Erbauer dieses Denkmales ist Dioti Salvi. Mehr aber noch als durch die Architektur ist dies Baptisterium durch ein Kunstwerk, das in seinem Innern steht, die berühmte Marmorkanzel des Niccolò Pisano, beachtenswert. Diese Kanzel wurde im Jahre 1260 fertig; sie kann als das Meisterwerk dieses großen Künstlers angesehen werden, wenigstens zeigt kein anderes seiner Werke einen so entschiedenen und glücklichen Rückgang auf die Antike. Ganz besonders ist in dieser Beziehung, als eines der wertvollsten kunstgeschichtlichen Denkmäler, das Relief der Anbetung der Könige hervorzuheben, das durch einfache Komposition und seltenes Stilgefühl die anderen noch überragt.

Der Glockenturm, das eigentliche Wahrzeichen von Pisa und unter dem Namen des schiefen Turmes weltbekannt, zeigt das System der pisanischen Bogenarchitektur in seiner Vollendung; diese ist durch ein hohes, als Unterbau dienendes Stockwerk und sechs niedrigere Stockwerke mit ebenso viel Strenge als Geschmack durchgeführt. Aber nicht allein für die große Menge, welche diese künstlerische Eigenschaft weniger würdigt, sondern auch für die Fachleute liegt ein hervorragendes Interesse dieses

Bauwerkes in seiner Schiefheit. Man bedenke nur, welch eine rätselhafte Erscheinung ein 54½ Meter hoher Turm ist, der beinahe 4½ Meter oder etwa 14 Fuß nach einer Seite überhängt! Es ist dies etwas ganz Anderes, unvergleichlich Großartigeres, als was wir an den dünnen, schiefen Türmen zu Bologna oder an dem windschief gedrehten Turme zu Gelnhausen sehen. Ganz ungewöhnlich fordert die Erscheinung zu Pisa den Scharfsinn heraus, ihren Grund zu erklären, und es hat auch nicht an allerlei Vermutungen gefehlt. Die Frage dreht sich darum, ob die Schiefheit absichtlich oder unabsichtlich verursacht wurde? Für beide Meinungen wurden stichhaltige Gründe vorgebracht, allein die Vertreter jeder einzelnen Meinung hielten nur die ihrige als die ausschließlich richtige fest. Man sah sich deshalb von unparteiischer Seite die Gründe dieser Meinungen genauer an und fand leicht, daß die Anzeichen für die Unabsichtlichkeit des schiefen Baues in dem untern Teil des Turmes, und daß diejenigen für die Absichtlichkeit im obern sind; woraus man dann natürlich schloß, daß der Turm während des Baues sich gesenkt habe und daß er dann, da die Sache nicht mehr zu ändern war, schräg weiter gebaut wurde.

Doch ich komme nun zu dem merkwürdigsten der Pisaner Denkmäler, dem in seiner Art einzigen Campo santo. Giovanni Pisano, der berühmte Sohn des großen Niccolò, erbaute diesen Friedhof von 1278 bis 1283 und führte ihn in Form eines Rechteckes von 129½ Meter Länge und 44½ Meter Breite nach der Art der antiken Atrien als hallenumgebenen Hof durch. Es war eine kühne und der Unsterblichkeit werte That, daß eine einzige Stadt — und hatte diese auch die Macht der Republik Pisa — ein solches bedeutendes Bauwerk für den ausgesprochenen Zweck hinstellte, hier ihren großen Toten ewigen Nachruhm und ein lebendiges Fortleben in den spätern Geschlechtern zu sichern. In der Ausführung dieses der Bewunderung würdigen Gedankens aber errichtete sich Pisas stolze Großsinnigkeit gleichsam ihr eigenes Grabmal, denn das Schicksal wollte, daß fast zu derselben Zeit, nämlich am 6. August 1284, die pisanische Flotte, auf deren Größe und Tüchtigkeit die Macht der Republik beruhte, bei La Meloria der genuesischen List und Tapferkeit erlag. Die Niederlage war so vollständig, daß Pisa damals wie ausgestorben schien und daß durch Italien das Sprichwort lief: „Chi vuol vedere Pisa, vada a Genova!" — Wer Pisa sehen will, der gehe nach Genua. — Nichtsdestoweniger erholte sich die Republik, wenn sie auch ihre alte Höhe nicht erreichte, und sie schmückte ihr Campo santo trotz ihres Falles mit den ausgezeichnetsten Werken der damaligen Kunst.

Durch die stillen Straßen der Stadt kommt man jetzt auf den noch stillern Domplatz, und setzt man dann seinen Fuß in diese ehrwürdigen

Hallen selbst, so glaubt man für einen Augenblick von einer heiligen Totenstille ganz umfangen zu sein. Allein bald gewinnen die hohen Bögen und die langen Hallen Leben, die Steine gewinnen Sprache und die wunderbaren Gestalten der Malerei fangen an zu reden. Sie erzählen uns von fernen, dahingesunkenen Zeiten und bringen uns diese in ihrem jahrhundertelangen Laufe so lebendig vor die Seele, daß wir ausrufen: Hier ist ein Stück Weltgeschichte! Mit leibhaftigem Auge schauen wir das Walten des Geistes. Von den ältesten Spuren der Kultur dieser Lande bis auf die neuesten Ereignisse sind ringsum zwischen den Grabmälern, die ein halbes Jahrtausend hier aneinander gereiht, Denkzeichen der verschiedensten Art aufgerichtet. Eine hetrurische Aschenkiste steht neben einem römischen Götterbild, Mosaik und Kaiserbüste vertragen sich friedlich mit altchristlichen Symbolen und Heiligengestalten, der fabelhafte erzene Greif mit seiner kufischen Inschrift hält gute Nachbarschaft mit einem römischen Sarkophag und einem christlichen Taufbecken; prächtige Werke des Mittelalters und der Renaissance schließen sich an, und die Barbarei der Barockzeit hat sich nur allzu breit gemacht. Auch die neueste Zeit hat Schickliches und Edelstes, wie eine schöne Arbeit Thorwaldsens, hinzugefügt. Dort ist das Standbild Niccolò Pisanos, hier der Grabstein Benozzo Gozzolis, an jener Wand ruhen unter schönem Grabmale die Gebeine Kaiser Heinrichs VII. von Luxemburg, der Dantes Hoffnung war. Daneben steht die Büste Cavours und ringsum überall rufen Namen und Werke große Ereignisse der entferntern und nähern Vergangenheit zurück, bis dann endlich die merkwürdigen Hafenketten von Pisa, ein Denkmal alten italienischen Städtehasses und neuer nationaler Einheit, die Folge geschichtlicher Gedanken gleichsam noch einmal in sich zusammenfassen und schließen. Denn sie erinnern uns an den Ursprung und die Macht des alten Pisa, an seine unglücklichen Kämpfe mit Genua und Florenz, und Inschriften melden, daß diese Ketten jahrhundertelang als Kriegstrophäen in jenen Städten mit Stolz gezeigt wurden, bis neuerlichst zum Zeichen brüderlicher Eintracht und zum Pfande nationaler Zukunft Florenz und Genua diese Denkmäler verjährten Hasses an das versöhnte Pisa schenkten.

Die Malereien nun aber, mit denen die Wände der Hallen ringsum geschmückt wurden, leiten jene historische Betrachtung auf das Gebiet der Kunst über, während sie doch auch zugleich durch ihre Gegenstände an den Ursprung und die höchsten Schicksale des Menschengeschlechtes in Vergangenheit und Zukunft erinnern. So bildet sich ein Kreis reicher und großartiger Anregungen, die, wenn auch mannigfaltig und im einzelnen sehr verschieden, nicht zerstreuen, die vielmehr eine ernste Sammlung und friedliche Erhebung im Gemüte ausbreiten. Diese gehobene und weihe-

volle Stimmung ist nicht anzutasten, und wenn ja ein einzelnes Stück wie jene wilde Barbarei der Zopfzeit, die garstige Grabmäler hoch hinein in unersetzliche Gemälde gebaut hat, uns herausfordern wollte, so schauen wir rückwärts in die Hallen, wo Jahrhunderte zu uns sprechen und uns sagen: es ist ewiger Wandel unter der Sonne! So blicken wir hinaus in den stillen grünen Hof, der inmitten dieser geschichtlichen Hallen mit ihrem Wechsel feierlich und ernst als ein Stück der unwandelbaren Natur liegt. Vier alte Cypressenbäume, seit so vielen Jahren fest an die enge Stelle gewurzelt, strecken, gleichsam wie ein Hoffnungssymbol der hier Bestatteten, sehnsüchtig ihre Zweige und Nadeln hinauf in die blaue Luft, aus der, ewig gleich, verheißungsvoll und leuchtend Helios[1] herniederschaut auf diese Welt im kleinen.

Etwa 50 bis 80 Jahre nach Beendigung des eigentlichen Baues, um die Mitte des 14. Jahrhunderts, fing man die Malereien an, ohne sich jedoch zu dem Plane eines geordneten Schmuckes zu erheben. Der sogenannte Buffalmaco malte, von der südöstlichen Ecke beginnend, die Kreuzigung, die Auferstehung, den Thomas und die Himmelfahrt. Es folgten andere Meister mit andern Darstellungen, so daß innerhalb eines Zeitraumes von etwa 150 Jahren ausgeführt wurden: die letzten Ereignisse der Geschichte Jesu, Darstellungen der sogenannten letzten Dinge, dann Ortsheilige mit wundersamen Thaten, die Geschichte Hiobs, die Anfänge der Welt und des Menschengeschlechtes und die Geschichte der Juden von Noe bis Moses.

So bildet das Campo santo an sich ein Denkmal und ein Museum für die Kunst und Kulturgeschichte Italiens, wie etwas Ähnliches sonst nirgend vorhanden ist, und mit den übrigen drei Denkmälern der Domanlage schließt es sich zu einem Ganzen zusammen, das durch die Macht und Schönheit seiner unmittelbaren Erscheinung, wie durch den Geist, der ihm Ursprung gab und der aus ihm spricht, auf jeden empfänglichen Menschen einen unauslöschlichen Eindruck macht. Und alles trägt dazu bei, diesen Eindruck zu steigern. Denn hinter dem Gesamtbilde dieser Anlage erheben sich die schwarzen mächtigen Berge, die den Lauf des Arno umkränzen und die sich hier als ein Hintergrund der prachtvollsten Art darstellen. Die helle Sonne am tiefblauen Himmel ergießt die Fülle ihres Lichtes über dieses Bild, oder sie umspielt, in die Abenddämmerung hinabsinkend, die weißen Marmormassen und die zierlichen Säulenstellungen mit rosigem Dufte. Einen seltenen Zauber auch breitet der milde Schein des Mondes aus, wenn er die Einzelheiten der Architektur in weiche Nacht zurücktreten und nur die Massen in ihren großartigen Linien und

---

[1] Sonnengott = die Sonne.

Verhältnissen wirken läßt. So bieten Tag und Nacht in ihrem Wandel diese Denkmäler mit immer neuem und neuem Reize dar, und hat sich das Auge an der Kunst gesättigt, so darf es von der Höhe des Glockenturmes herab auf die glücklichen Gefilde und die gesegneten Höhen des Arnothales schauen und sich im Anblick des von Abend herüberwinkenden ewigen Meeres erquicken. Menschenwerk und Natur fordern so in anmutigem Wechsel mächtig zum Bleiben auf und deshalb wird der Entschluß, sich von einer so hervorragenden Stätte des Schönen und Großen, der Kunst und Geschichte zu trennen, allemal ein schwerer, um so schwerer, je redlicher wir uns gestehen, daß wir viele Dinge zurücklassen, die wir genauer und liebevoller betrachten, über die wir uns eingehender hätten belehren sollen. Allein wem wäre es vergönnt zu bleiben, bis er Werke von diesem Reichtume und dieser Tiefe erschöpft hätte! Wir raffen auf, was wir in dem schnellen Laufe des Lebens erhaschen können, und erfreuen uns an der Hoffnung, daß unser Weg uns noch einmal an Orte zurückbringe, deren bloße Erinnerung und Vorstellung schon so wohlthuend und beglückend ins tägliche Dasein noch nach Jahren einwirkt. Und so scheidet jeder vertrautere Freund des Schönen von der Domanlage zu Pisa in der sichern Meinung, diese liebgewonnene Stätte dereinst wiederzusehen.

Hermann Riegel.

Zweite Makame des Hariri[1].

Die beiden Gulden.

Hareth Ben Hemmam erzählt:

Mich hielt mit frohen Genossen — ein trauter Kreis umschlossen, — von welchem eingeschlossen war Geselligkeit — und Gefälligkeit, — und ausgeschlossen Mißhelligkeit. — Und während wir nun die Fäden der Reden hin und wieder spielten, — und im Schwanken der Gedanken uns unterhielten — mit Geschichten — und Berichten — und Gedichten, — trat herein ein Mann mit gebrechlichem Mantel — und schwächlichem Wandel, — der den einen Fuß schleifte — und auf einen Stab sich steifte; — der sprach: O ihr köstlichen Steine der Schreine! — o ihr tröstlichen Scheine der Reine! — Froh gehen euch auf die Tage — und unter ohne Klage! — Freundlich weck' euch der Frühschein, — und lieblich schmeck' euch der Frühwein! — Seht einen Mann, der einst besessen — Haus und Hof, Esser und Essen, — Weiden und Weidende, — Kleider und zu Kleidende; — Gabe, zu schenken, — Labe, zu tränken, —

[1] Der arabische Dichter Hariri ist nach mohammedanischer Zeitrechnung geboren 446 und 515 oder 516 gestorben (also nach christlicher Zählung geboren 1068 und gestorben 1137 oder 1138).

Äcker und Äste, — Feste und Gäste. — Doch es schnob der Sturm des Leides, — und es grub der Wurm des Neides, — und der Einfall der Unfälle — brach über des Glückes Schwelle; — bis mein Hof leer ward, — und dünne mein Heer ward, — mein Brunnen erschöpft, — mein Wipfel geköpft, — mein Lager staubig, — mein Barthaar straubig, — mein Gesinde murrend, — meine Hunde knurrend; — im Stalle kein Rossegestampf, — in der Halle kein Feuerdampf; — daß mir der Neider — ward zum Mitleider, — und der Schadenfroh — vor meinem Schaden floh. — In des Unglücks Kammer, — in der Armut Jammer — ward unser Schuh die Schwiel' am Fuß, — und unsre Speise der Verdruß. — Wir schnürten knapp den Leib zusammen, — um zu ersticken des Hungers Flammen. — Aus ging uns des Stolzes Befiederung, — und wir wohnten in der Niederung. — Statt Rosse blutig zu spornen, — gingen wir uns wund auf Dornen. — Der Tod bleibt unsere Zuflucht vor Bedrängnis; — wir klagen an das säumende Verhängnis. — Oder ist hier ein Beirätiger, — Menschenfreundlicher, Gutthätiger, — der einen Kraftlosen, Haftlosen stütze, — ein Tröpflein der Milde auf einen Saftlosen spritze? — Bei dem, der mich hat entsprossen lassen von Kaile [1] — der den Mangel mir gab zu teile! — ich habe nicht, wo ich die Nacht verweile.

Hareth Ben Hemmam spricht: Um seine Notdurft zu letzen, — und zugleich seinen Witz auf eine Probe zu setzen, — nahm ich ein Goldstück und wies es, — und sagte: Dein ist dieses, — wenn du uns in Versen sein Lob lässest hören. — Und auf der Stelle ließ er sprudeln seine Brunnenröhren:

Gesegnet sei der Gelbe mit dem lichten Rand,
Der wie die Sonne wandelt über Meer und Land,
In jeder Stadt daheim, zu Haus an jedem Strand,
Gegrüßt mit Ehrfurcht, wo sein Name wird genannt.
Er geht als wie ein edler Gast von Hand zu Hand,
Empfangen überall mit Lust, mit Leid entsandt.
Er schlichtet jedes menschliche Geschäft gewandt,
In jeder Schwierigkeit ist ihm ein Rat bekannt.
Er pocht umsonst nicht an die taube Felsenwand,
Und etwas fühlt für ihn ein Herz, das nichts empfand.
Er ist der Zaubrer, dem sich keine Schlang' entwand,
Der Schöne, welchem keine Schönheit widerstand,
Der Held, der ohne Schwertstreich Helden überwand;
Der Schwachen Kräfte giebt, und Thörichten Verstand,
Und Selbstvertrau'n einflößet, das mit Stolz ermannt.

---

[1] Ein arabischer Stammname, dessen sich hier Abu Seid gelegentlich bedient.

Wer ihn zum Freund hat, ist den Fürsten anverwandt,
Wenngleich sein Stammbaum auf gemeinem Boden stand.
Der trifft des Wunsches Ziel, dem er den Bogen spannt,
Er ist des Königs Kron' und seiner Herrschaft Pfand,
Er ist der Erde Kern, und alles sonst ist Tand.

Und wie er war am Ende, — streckte er seine Hand nach der Spende, — und rief: Wer verspricht, muß segnen; — die Wolke, die donnert, muß regnen. — Da gab ich ihm das Goldstück hin — und sprach: Sei es dir zum Gewinn! — Er schob es in seinen Mund — und sprach: Gott erhalte mir's gesund! — Dann macht' er sich auf, von dannen zu wanken, — mit Grüßen und Danken. — Doch der Duft des Geistes, den er verstreute, — berauschte mich so, daß ich nicht Aufwand scheute. — Ein zweites Goldstück nahm ich aus der Tasche — und sprach: Da hasche! — Dieses ist dein, wenn du nach seinem Adel — uns nun auch hören lässest seinen Tadel. — Da ließ er auf der Stelle — noch einmal rauschen die Welle:

Verflucht der Heuchler mit dem doppelten Gesicht,
Dem kalten Herzen und dem Lächeln, das besticht.
Er stammt vom Abgrund, aus den Finsternissen dicht,
Doch überstrahlt sein falscher Schein der Sonne Licht.
Die Wahrheit dringt nicht durch das Trugnetz, das er flicht.
Er giebt der Welt in allem Bösen Unterricht,
Lehrt, wie man falsche Eide schwört und Treue bricht.
Er ist's, um den man streitet, tobt und kämpft und ficht,
Er ist's, der aus des Richters Mund dein Urteil spricht,
Um den der Dieb die Hand verliert am Hochgericht.
Für ihn verkauft man seinen Glauben, seine Pflicht,
Für ihn erkauft der Schlechte sich ein Lobgedicht.
Er ist's, um den das Herz aus Furcht dem Geiz'gen bricht;
Er ist's, um den des Neides Blick den Reichen sticht.
Das Schlimmste ist: Wer ihn bewahrt, dem nutzt er nicht;
Und wer ihn nutzt, der thut dadurch auf ihn Verzicht.
Darum verachtet ihn ein edler Mann und spricht:
Du Taugenichts, hinweg von meinem Angesicht!

Ich rief: Gott müsse deinen edlen Mund vergulden! — Doch er rief: Versprechen macht Schulden; — und ich gab ihm den zweiten Gulden — und sprach: Verwend ihn zum Erwerb von Gottes Hulden! — Er schob ihn mit Dankgeflüster — in den Mund zu seinem Geschwister — und hinkte ab am Stabe, — preisend Geber und Gabe.

Hareth Ben Hemmam spricht: Mir sagte das Herz, es sei Abu Seid — und seine Lahmheit ein angelegtes Kleid. — Ich hielt ihn an und rief: Bei Gottes Gnade! — dein Witz verriet dich; warum gehst du nicht

grade? — Er sprach: Und bist du der Hareth? — so bleibe mir ewig schwarz gehaaret, — der Lust gepaaret, — den Frohen und Edlen gescharet! — Ich sprach: Ich bin der Hareth Ben Hemmam; — wie geht es mit dir und deinem Kram? — Er sprach: Bald frisch, bald lahm; — ich segle mit zweierlei Winden, — gelinden und ungelinden. — Ich sprach: Du solltest dich schämen, — Zuflucht zu einem Gebrechen zu nehmen. — Da verfinsterte sich seine Mienen — und er sprach: Laß dir dienen!

Ich hinke, doch nicht aus Vergnügen am Hinken,
Ich hink', um zu essen, ich hink', um zu trinken.
Ich hinke, wo Sterne der Hoffnung mir winken,
Ich hinke, wo Gulden entgegen mir blinken.
Was man nicht erfliegen kann, muß man erhinken.
Viel besser ist hinken, als völlig zu sinken.
Die Schrift sagt: Es ist keine Sünde, zu hinken[1].

Friedrich Rückert.

Moose.

Der herbstliche Wald ist von dem eigentümlich herben, feuchten Duft erfüllt, der von der Ausdünstung vermodernder und trocknender Blätter, sowie von der Nässe des Bodens herrührt. Regenschauer und Windesgebraus wechseln mit kurzen Sonnenblicken. Eben prallt der goldene Pfeil eines Lichtstrahls von Geäst und Stamm ab und entzündet die von Feuchtigkeit frischen Moosrasen auf dem Boden, daß sie wie Juwelen grün und klar aufschimmern. Sie waren den Sommer hindurch vergilbt und dürr; jetzt beim Nahen des Winters erwachen sie zu neuem Leben, und ihr stilles, anmutiges Wirken und Weben zieht um so mehr unsere Aufmerksamkeit auf sich, je mehr ringsum die trockenen Stengel der großen Pflanzen entleerte Samenkapseln tragen, je mehr das kahle Gesträuch und die gelben Halme den Waldboden öde erscheinen lassen.

Wir wissen, daß der Schöpfer auch in seinen kleinsten Hervorbringungen seine Vollkommenheit abspiegelt, und gehen deshalb an dieser kleinen Mooswelt nicht teilnahmslos vorüber. Wir unterscheiden leicht die verschiedensten Arten der Moose, deren jede ihr bestimmtes Plätzchen hat, und staunen über die Mannigfaltigkeit. Ganz glatte Bodenabhänge sind mit einem dichten Gewebe feiner, grüner Seidenhärchen wie mit einem einzigen Pelze überdeckt, in dem wir die einzelnen Moosstämmchen kaum unterscheiden. Ein schattiger Raum des Bodens im

---

[1] Der Koran sagt, bei Gelegenheit einer Aufmahnung zum heiligen Kampfe: Doch wer hinkt, für den ist's keine Sünde (nämlich vom Kampfe zu Hause zu bleiben).

Schutze hoher Bäume ist mit einem dunkelgrünen Mooswäldchen bedeckt, dessen einzelne, dicht zusammenstehende Bäumchen Ähnlichkeit mit Nadelholzbäumen zeigen. Ein anderes hellgrünes Moosbüschelchen ähnelt mehr einem Laubholzbäumchen. Es steht indes mehr vereinzelt. Andere Moose gleichen feinen, allerliebst verzweigten Federn, die in Hellgrün, Olivengrün und Gelbgrün schillern. Einige Arten tragen an der Spitze ihres Stämmchens blumenartige, schwarzbraune oder rot gefärbte Blättersternchen. Auf andern Stämmchen stehen Fruchtstielchen, wie aus Schmelzwerk von Purpur und Gold gezogen, empor. Sie tragen mit schwanenhalsartiger Biegung die nickende Fruchtbüchse, deren Sämchen allgemach zu reifen beginnen. Nirgends aber erblicken wir in dieser ganzen Ausrüstung der Moosarten einen überflüssigen Tand.

Diese kleinsten Pflanzengeschlechter werden die Wohlthäter des ganzen Waldes. Ihre Decke saugt die Feuchtigkeit der Luft, Nebel und Regen begierig auf, leitet sie in den Boden und schützt die einmal eingedrungene Nässe vor dem Verdunsten. Dem Moose ist es zum großen Teile mit zuzuschreiben, daß in den Wäldern die äußersten und ersten Adern unserer Stromsysteme entstehen. Außerdem wird das Moos nützlich, indem es unzählige Samen und Keime anderer Pflanzen während des Winters vor der Kälte und somit vor dem Untergange bewahrt. Auch unzähligen kleinen Tierlein bereitet das Moos sowohl während des Winters als während des Sommers ein sicheres und ruhiges Bett. Und wie trägt es zur Verschönerung der ganzen Waldhalle bei! Es deckt die schwarzen Blößen des Bodens freundlich zu, es hüllt jede Klippe mit sammetnen Streifen und Teppichen, es schafft Leben, wo sonst alles starr und tot ist. Den Fuß der Waldbäume bekleidet es mit glatter Decke und schmiegt in die Klüfte und Narben des abgestorbenen Stammes seine reichen Binden. Wie gänzlich erstorben schiene namentlich unser deutscher Wald im Winter, wenn ihm auch das Grün des Mooses geraubt würde, welches so tröstlich das im Stillen fortdauernde Wirken und Schaffen der Natur verkündet!

Das Moos verleiht alten Gebäuden einen malerischen, romantischen Anstrich. Auf den Ruinen der Burgen oder auf alten Denkmälern ist das Moos eine Schrift, welche in ihren grünenden Zügen den Sieg der Natur über das Menschenwerk ausdrückt, das, von den Menschen vergessen und verlassen, in die Arme der Naturkräfte zurücksinkt.

Anders wieder wirkt das Moos, welches das strohbedeckte Dach der ländlichen Gehöfte überzieht. Es giebt der Hütte einen idyllischen Ausdruck, den der ungestörten Ruhe und des Friedens.

Noch anders wirkt das Moos an den Stämmen und Rinden der Bäume und auf dem Waldboden. Den Bäumen verleiht es den entschie-

denen Ausdruck ehrwürdigen Alters und schmückt sie hinwieder so freundlich durch den Gegensatz seiner Kleinheit zu der Größe der Stämme, durch sein frisches Grün neben dem Grau der Rinde. Da die Moose zudem allenthalben hervorwuchern, zeugen sie von der unversiegbaren Lebenskraft und Frische der Natur. Ein winterlicher Wald ohne Moos würde uns wie ein der Tapete entkleidetes Zimmer vorkommen.

Je mehr wir aber von der ganzen Schar der allenthalben verbreiteten Moose auf das Einzelne blicken, je genauer wir die einzelnen Fäden des herrlichen Gewebes betrachten, um so größer wird unsere Überraschung sein.

Unten auf den vorspringenden Wurzellehnen der Buche wächst ein Moos, das mit seinen schuppigen Blättchen einem feinen Cypressenzweige gleicht. Seitwärts an ihm kommen rote feine Fädchen, die Fruchtstielchen, hervor. Die Früchte selbst gleichen den zierlichsten Büchsen und Vasen. Sie sind nur eine Linie groß, doch können wir alle ihre Teile deutlich wahrnehmen. Die noch unreifen Früchte sind mit einer Bedeckung versehen, die einer keck auf ein Ohr gerückten Spitzmütze gleicht. Diese schützt die junge, zarte Frucht gegen die Unbilden des Wetters. Zur Zeit der Reife der Früchte ist diese Mütze bereits abgefallen, und ein Deckelchen, welches sorgfältig die kreisförmige Öffnung der Samenkapsel verschloß, ist zugleich mit abgestoßen. Aber welche wunderniedliche Erscheinung bemerken wir jetzt an der Öffnung! Diese ist mit einem Kranze von äußerst feinen, gelenkigen und biegsamen Wimpern besetzt, deren hier 32 an der Zahl sind. Eben haben sie sich strahlenförmig nach außen gebogen und lassen die Öffnung der Kapsel frei. Wir stoßen an das Kapselstielchen, und bei dieser Erschütterung steigt ein kaum sichtbares gelbes Wölkchen aus der Öffnung der Kapsel. Es sind die unzähligen staubähnlichen Sämchen des Mooses. Wenn wir aber auf die Kapsel hauchen, so biegen sich in einem Nu die von der Feuchtigkeit des Odems getroffenen Wimpern der Mooskapsel nach innen und verschließen die Öffnung wieder wie früher, als der Same noch nicht reif war. Was jetzt unser Odem bewirkte, wird auch durch jede feuchte Witterung, besonders durch den Regen bewirkt. Dann bleiben alle die Kapseln geschlossen und keines der Moosstäubchen kann hinausdringen. Käme der Same dann an das Tageslicht, so würde er nämlich entweder meistenteils verderben, ehe er auf den Boden gelangte und keimen könnte, oder es wäre doch nicht wohl möglich, daß sich die Keimstäubchen weit verbreiteten. Meistens würden sie in ihrer Kapsel, wenn diese offen wäre, von Nässe zusammengeklebt bleiben und nutzlos verwesen. Jetzt aber ist es so eingerichtet, daß sie während jeder ungünstigen Witterung, sorgsam eingeschlossen, daheim bleiben. Kaum aber tritt heiteres Wetter und trockene Luft ein, so öffnen sich wieder wie von selbst die Wimpern und den Keimchen ist es gestattet, ihre Geburts-

stätte zu verlassen und, vom Zuge der Luft getragen, weithin ihre Reise in die Welt anzutreten. Wer weiß, wie viele Meilen sie umherwandern, das eine hierhin, das andere dorthin, bis sie niedersinken und eine Stelle finden, wo sie zu keimen anfangen! So ist die Vorsehung um die kleinsten Keimchen der Moose, die nicht größer sind als Sonnenstäubchen, mütterlich bedacht. Sie schützt dieselben sorglich und beseitigt die Gefahren, die an ihrer Wiege drohen; sie bahnt ihnen den Weg, der sie von dem Vaterhause ihrer Bestimmung entgegenführt.

Wie viel mehr gilt aber in Gottes Augen das Menschenkind, als das Keimchen des Mooses! Mit wie viel größerer Liebe und Sorgfalt wird also die Vorsehung Gottes unser ganzes Los bestimmen, um uns unserm Ziele entgegenzuführen! Ja nicht einmal die kleinsten Ereignisse unseres Lebens sind zufällig. Man hört freilich kurzsichtige Leute sprechen: Wie kann Gott, der das ganze Weltall regiert, sich mit allen Kleinigkeiten befassen, wie deren unzählige in unserm Leben vorkommen? Wie kann Gott alle einzelnen Begegnisse unseres Lebens, alle unsere Bekanntschaften, unsere kleinen Freuden und Leiden, alle kleinen Veränderungen unserer Lage mit in den Plan seiner Vorsehung aufnehmen? Diejenigen, welche so denken, erwägen nicht, daß Gott, wie er alle Dinge geschaffen hat, die großen wie die kleinen, auch notwendig alle erhalten muß. Es ist Lehre der Kirche und der Vernunft, daß auch nicht die kleinste Veränderung ohne steten Beistand Gottes stattfindet, und daß auch sie von seiner Vorsehung gelenkt wird.

Das winzige, mit freiem Auge nicht einmal sichtbare Keimchen des Mooses, das von der Hand Gottes beschirmt und gelenkt wird, mag uns belehren, daß wir uns mit unbedingtem Vertrauen und sorgloser Liebe Gott hingeben müssen, daß wir alle unsere Sorgen auf ihn wenden können, und auch die kleinsten Fügungen des Lebens, ja des einzelnen Tages, auf ihn beziehen müssen.

Karl Berthold.

Sieg der Wahrheit.

— Denn das hat die Wahrheit, — sie altert nicht!
Sie trägt ihre Stirne in Glanz und Licht!
Sie teilt mit Gott sein ewig Reich,
Und nichts auf Erden ist ihr gleich!
Die Zeit, der alles ist unterthan,
Die den Marmor zernagt mit ihrem Zahn,
Die Berge erniedrigt, die Sonne bleicht
Und alles im Siegesfluge erreicht:
Sie muß der Wahrheit weichen auch
Und kann verweh'n den leisesten Hauch
Ihres Odems nicht, — so mächtig, wißt,
Eure Feindin, ihr Lügner, die Wahrheit ist! —

Selbst wo sie scheinbar unterliegt,
Nur desto herrlicher sie siegt! —
Und, wie die Sonne die Nebel dicht,
Die schwärzesten Wolken sicher durchbricht:
So sie die Lüge, und die sie erdacht,
Zu Schanden und zu nichte macht!
Die Lüge aber, der Blume gleich,
Die bald verblüht ist, welk und bleich,
Wenn auch keine frevle Hand sie pflückt,
Kein Hagel sie trifft, kein Frost sie knickt,
Wenn auch kein Feuer sie verzehrt
Und sie der Sturm läßt unversehrt:
Sie altert in sich und kann nicht besteh'n,
Sie muß von selber untergeh'n! —
Und schritte sie auch stolz einher,
Mit kühner Stirne, durch Land und Meer,
Und machte sich überall freie Bahn,
Frei frevelnd die Welt sich unterthan:
Doch folgt das Verderben ihr auf dem Fuß,
Daß mitten im Sieg sie erliegen muß! —
Wo immer herrscht ihr gift'ger Hauch,
Da folgt ihr der Fluch und die Strafe auch!
Und all', die da steh'n im Bund mit ihr,
Begräbt im Sturze ihr Panier! —
Drum lebe die Wahrheit und wer es hält
Wo immer mit ihr in aller Welt! —
Denn allen Segen schließt sie ein,
Und alles Heil liegt in ihr allein;
Weil sie aus Gott und das Geleit
Zu ihm und seiner Herrlichkeit!
Doch über die Lüge Weh und Weh!
Alles Unheil ist, wo ich sie seh'! —
Und wohl dem, der es nie vergißt,
Daß ihr Vater der Fürst der Hölle ist,
Und daß sie führt zum Abgrund die,
Die ihr vertrau'n und bau'n auf sie!

Joh. Bapt. Berger.

Die vier Schwestern.

Es kamen einstmals vier Jungfrauen zusammen und unterhielten sich in freundlichen Gesprächen und waren guter, fröhlicher Dinge. Da sie nun Abschied voneinander nehmen wollten, sprach die eine zu den andern: „Ach, es ist uns nun so wohl beisammen; wenn wir wieder gern einander hätten, wo finden wir uns?" Und die eine hieß Feuer, die andere Wasser, die dritte Luft, die vierte hieß die Wahrheit. „Ach," sprach die eine: „Feuer, wo finden wir dich?" Sie sprach: „In einem harten Stein; da schlaget mit einem Stahl daran, so findet ihr mich." Da sagte die: „Luft, wo finden wir dich? wo bist du daheim?" Sie sprach: „Ihr müßt sehen, wo ein Blättlein an einem Baum sich bewegt und zittert; da findet ihr mich, da bin ich daheim." Da sprach sie:

„Wasser, wo finden wir dich, wo hast du deine Stätte?“ Sie sprach: „Wo ihr Binsen findet, da grabet, bis ihr zu der Wurzel kommt; da werdet ihr mich finden, da ist meine Stätte und Wohnung.“ Da sprach sie: „O du edle Wahrheit, wo finden wir dich?“ Die Wahrheit antwortete ihnen allen dreien: „O ihr lieben Schwestern, ihr habt alle eure Orte genannt, da man euch zu finden weiß. Ich bin geächtet, und niemand will mich beherbergen; ich bin verhaßt, und niemand will mich hören; und wer auch nur meinen Namen nennt und mein Lied singt, des Lohn ist Undank und sein Los Verfolgung.“

Ludwig Aurbacher.

Johann Friedr. Böhmer an Marie Görres in München.

Frankfurt, den 31. Juli 1852.

Erlauben Sie mir, nachdem nun die Tage des ersten Schmerzes vorüber sind, Ihnen und allen verehrten Ihrigen meine innige Teilnahme an dem Verlust zu bezeugen, den Sie alle erlitten haben, der aber in hohem Maße auch mich betroffen hat, denn ich wußte den Wert des seligen Freundes [1] zu schätzen, und unter den Lebenden war meinem Herzen keiner teurer als er. Wenn ich auf die Jahre zurückblicke, während deren ich ihn kannte, so finde ich keine Spur von irgend etwas Mißliebigem an ihm, aber mit der herzlichsten Dankbarkeit erinnere ich mich seines liebreichen Wesens und seiner Heiterkeit, der reichen Anmut und des Gehaltes seines Umganges. Ich gedenke dabei, wie er, ungeachtet der Kindlichkeit, die Grundzug seines Wesens war, und neben der ihm eigenen poetisch-heitern Lebensauffassung, im guten Kampfe für Wahrheit und Recht dennoch so viel Mut und Kraft entwickelte, besonders seit dem Tode seines seligen Vaters, den er in seiner Weise ergänzte. Wie oft habe ich ihm im stillen gedankt, wenn er in diesen letzten bösen Jahren so fest und ungescheut das Schlechte strafte und dem Rechten die Fahne trug; wie mich gefreut, mich mit ihm in so gleichen Überzeugungen zu finden!

Daß seine Gesundheit in diesen Zeiten gelitten haben solle, war mir allerdings bekannt geworden; aber meine Besorgnisse verschwanden, als ich ihn endlich am 30. September vorigen Jahres ganz heiter wiedersah: etwas bleich war er ja immer gewesen. Ich kann nicht sagen, wie ich mich damals innerlich freute, als ich nach vier Jahren wieder unter Ihnen allen stand, so freundlich empfangen wie immer und jener Sorge frei. Als er sich dem Ausflug, den ich ins Gebirg machen wollte, im Oktober anschloß und mich weiterzog nach Tirol, blickte er erst mich

[1] Guido Görres, † am 14. Juli 1852.

an, prüfend, wie er sagte, ob ich ihm auch werde folgen können. Noch so kräftig fühlte er sich also damals, daß er mir mißtraute. Wie heiter und lieb war er in diesen letzten Tagen, die ich mit ihm verlebte! Überall band er in freundlicher Rede mit den Leuten an, mit denen uns die Reise zusammenführte, und rühmte sich gegen mich mit kindlicher Zufriedenheit, wie praktisch er unsern Marsch ordne. Noch am letzten Tage, den ich mit ihm verlebte — am sonnigen 23. Oktober —, war er so munter und kletterte, den Weg unnötigerweise verlängernd, an den Bergwänden herum. Nach dem lustigen Mittagsmahl in Matrei begleitete ich ihn noch bis vor das Städtchen, wo wir nun schieden. Ich fühlte mich ihm aufs innigste zugethan und kehrte wehmütig zurück in unser stiller gewordenes Logis in Innsbruck. Daß es unser letztes Scheiden war, ahnte ich damals nicht.

Hörte ich auch seit dem Frühjahr von Ihrer Frau Schwester Ungünstigeres von seinem Befinden, so waren mir doch seine Aufsätze in den „Historisch-politischen Blättern“ hinwieder beruhigende Zeugnisse seiner Geistesfrische, und ich dachte mir ein Leberleiden, von dem ich gehört hatte, eher langwierig und neckend, als gefährlich. Dennoch hätte ich sicher einmal persönlich nach ihm gesehen, wenn ich nicht seit dem Frühjahr hier durch Familiengeschäfte wäre festgehalten gewesen, die ich mit der treuen Beihilfe meiner Schwester gänzlich erledigen wollte, um später um so freier zu sein, die mir aber unterdessen jeden Ausflug unmöglich machten, mich ermüdeten und abstumpften. Eben war meine Schwester wieder abgereist; an dem traurigen 14. Juli hatte ich auch meinen alten Oheim heimwärts geleitet und war nun eher Herr meiner selbst. Da las ich am 16. morgens die erste, geradezu üble Nachricht in einer Zeitung, worauf ich mich sofort zur Reise rüstete, aber schon nachmittags brachte mir Steingaß die Trauerbotschaft. So war es mir denn unter dem Druck dieser Störungen und bei mangelnder Kenntnis der Gefahr versagt, dem liebsten Freunde noch einmal die Hand zu reichen und etwa einen letzten Wunsch zu vernehmen, dessen zugesicherte Erfüllung ihm beim Scheiden zur Beruhigung hätte gereichen können.

Wie herb schneidet der Verlust dieses Guten und Liebreichen, dieses Begabten und Tüchtigen in mein Leben und in meine Vorsätze! Auch das ist mir an ihm ganz unersetzlich, daß er noch mit Träger der Erinnerung an so manche edle Hingeschiedenen war, die ihn kannten und liebten, deren Andenken ich nun nicht mehr mit ihm erneuern und ehren kann.

Wenn nun aber Sie den Kreis treuer Freunde überblicken, der Ihnen und den Kindern unseres seligen Guido geblieben ist, dann bitte ich Sie alle, mich nicht zu vergessen und mir auch ferner das alte Wohlwollen zu bewahren, das nun auch durch diesen gemeinschaftlichen Schmerz

geheiligt ist. In diesen Gesinnungen grüße ich Sie alle aufs herzlichste und besonders auch Ihre verehrte Frau Mutter und verbleibe, wie immer, treu ergeben

Friedrich Böhmer.

Des Kindes Scheiden.

Über des Bettes Haupt flog säuselnden Fluges ein Engel
Und des Unsterblichen Blick fiel auf das schlafende Kind.
Wie sein eigenes Bild im Spiegel silberner Wellen
Lächelt freundlich und hold an ihn die süße Gestalt.
Leise sinkt er herab, sich freuend der lieblichen Täuschung,
Und tritt luftigen Schritts neben das schlafende hin.
Ach! es schlummert so süß, und Unschuld und himmlischer Friede
Säuseln im Atem des Munds, ruh'n auf der silbernen Stirn,
Kräuseln zum Heiligenschein des Hauptes goldene Locken,
Ruh'n, wie ein Lilienzweig, in der gefalteten Hand.
Freundlich lächelt der Engel; doch bald umwölkt sich sein Antlitz,
Trüb, mit brütendem Ernst, wendet er seufzend sich ab.
Er überschauet im Geist den Sturm der kommenden Tage,
Dem die Eiche nur steht, welcher die Blume zerknickt;
Rauschen hört er des Unglücks seelenmordende Pfeile,
Wider die Unschuld und Recht nur ein zerbrechlicher Schild;
Thränend sieht er das Aug', das weich die Wimper bedecket,
Und zerschlagen die Brust, die jetzt atmend sich hebt.
Banges Mitleid erfaßt die Seele des himmlischen Boten,
Fragend sieht er empor, und — der Allmächtige nickt.
Da umfängt er den Nacken und küßt die zuckenden Lippen;
Spricht: „Sei glücklich, o Kind!" — und — die Kleine war tot.

Franz Grillparzer.

Nach geschehener Arbeit ist gut ruhen.

Es ist ein uraltes, weltbekanntes Sprichwort, das auf den Zungen aller Völker schwebt: „Nach geschehener Arbeit ist gut ruhen." Es wußten nämlich alle Nationen der Alten und Neuen Welt, daß der Mensch sich erst dann wahrhaft freuen, erst dann aus der innersten Seele frohlocken kann, wenn er sein Aug' auf eine glücklich verwendete Thätigkeit, auf ein gut verrichtetes Werk zurückwerfen kann, wenn er sich selbst sagen kann: Ich bin keine unnütze Erdenlast gewesen, ich habe mich angestrengt und etwas Gutes und Nützliches vollbracht. Ich selbst werde die Früchte meines Fleißes genießen, und meine Mitmenschen werden meine edle Wirksamkeit segnen. Das Brot, das er mit diesem Bewußtsein ißt, wird ihm süßer und erfreulicher, seine Kraft wird durch das glücklich vollendete Werk größer und wirksamer, und das Bewußtsein der erfüllten Pflicht stärkt ihn zu neuen Thaten wie ein heilbringendes Öl des Himmels. Deswegen hat ein alter Dichter gesagt: „Die Himmlischen geben nichts ohne Schweiß und Mühe, nicht einmal die kümmerliche Kost der Erde, folglich

noch viel weniger wahre Zufriedenheit mit sich selbst, wahre Freude des Herzens." Ich erinnere an die schöne Dichtung des Altertums, die unter dem Namen „Die Rast des Herkules" bekannt ist. Der schöne, kräftige Jüngling sitzt auf einem gefällten Baumstamme, das Haupt auf den linken Arm gestützt; seine rechte Hand läßt die Keule fallen, mit welcher er so viele menschenverderbliche Ungeheuer getötet und ganze Länder und Völker mit Ruhe und Sicherheit erfreut hat. Vor ihm liegt die reichliche Beute, die er den übermütigen Straßenräubern und mordlustigen Diebsgesellen abgenommen, nachdem er sie selbst für ihre Frevelthaten mit dem Tote bestraft hatte. Über sein ganzes Gesicht ist eine unverwüstliche Ruhe und Heiterkeit ausgegossen, daß man es ihm gleich ansieht, wie fröhlich sein Herz gestimmt, wie voll Jubel seine Seele ist. Man merkt es ihm gleichsam an, daß er diesen Gedanken freudig in seiner ganzen Seele denkt und empfindet: Jetzt sei fröhlich, mein Herz, und überlaß dich ganz der Freude! Du hast tapfer ausgehalten im Streit, in Not und Tod, und tausendfachen Segen allenthalben gestiftet. Die Menschen segnen deine Thätigkeit, deinen Schweiß, und dein Innerstes hat den unaussprechlichen Trost, den die erfüllte Pflicht dem redlichen Manne giebt. Wenn du gestorben bist und ausgeatmet hast, so lebt noch deine That auf Erden und wirkt noch fort in ihren guten Folgen, und erhält dein Andenken in Segen und deine abgeschiedene Seele in Frieden. Durch diese Vorstellung, die in Marmor unzähligemale wiederholt ist, wollten die Alten ihren Jünglingen einprägen, daß wahre Ruhe, wahre Herzensfreude nur den Menschen heimsucht, wenn er seine Pflicht gethan, wenn er sein Werk, das ihm aufgetragen war, getreulich ausgerichtet hat. Diesen Ausspruch der Vernunft hat Gott durch ausdrückliche Offenbarung bekräftigt und bewährt. David braucht das schöne Gleichnis von den Schnittern und Garben. Im Schweiße seines Angesichtes geht der Säemann hinaus, den Samen in die mühsam gezogenen Furchen zu streuen; mancherlei Sorge beängstigt sein Herz um eine günstige Zukunft, manchmal fällt sogar eine bittere Thräne auf den ausgestreuten Samen, die ihm von der Not des Lebens, von dem ungewissen Erfolg ausgepreßt wird. Aber das Korn sproßt in vollen Ähren auf, und die Ähren neigen ihre Häupter voll reichen Samens. Jetzt beginnt die herzerfreuliche Schnitterzeit. Der Säemann geht mit heller Freude hinaus ins Feld, und jubelnd voll lauter Gesänge kehrt er mit den reifen Garben heim in seine Hütte. Jetzt ist seine Arbeit vollendet und seine Mühe belohnt; jetzt kann er ausrasten von seiner Mühsal und sich ganz in heiliger Freude überlassen; denn die reifen Garben, die Frucht seines Schweißes, liegen aufgehäuft in seiner Hütte. Die wahre Freude ist also erst dann ein Eigentum des Menschen, wenn er sich durch Arbeit darauf vorbereitet hat, wenn er sie selbst durch

edle Thaten, durch gute Werke errungen hat. Und wie könnt' es auch anders sein! Wenn jemand im Winter oder Frühlinge zu einem Baume hinzuginge und wollte ihn aus allen Kräften schütteln, in der Hoffnung, eine Frucht in seine Hände zu bekommen, so wäre seine Hoffnung sehr übel bestellt. Einige zusammengeschrumpfte Blätter, Würmer und Baumfraß wäre alles, was er herunterschütteln könnte. Die Frucht wird er ewig nie erbeuten, weil sie noch nicht ausgewachsen, weil sie noch nicht gezeitigt ist. Im Herbste hingegen ist ein leichtes Rütteln und Schütteln genug, und hundertfältige Frucht in vollreifer Schönheit rauscht von den gebeugten Ästen und erfüllt jedes Herz mit Freude und Frohlocken. So ist auch das Leben des Menschen bestellt; will der Mensch wahre Herzensfreude ohne Arbeit und Mühe, so verlangt er etwas, was nicht gewachsen, was nicht gereift ist. Er muß sich selbst Sonne und Frühlingsregen sein, er muß sich seine Freude durch Thätigkeit und Arbeit selbst zeitigen, und wenn seine Thätigkeit gelungen ist, wenn seine Arbeit ein glückliches Ende genommen hat, so kommt die Freude ohne Ruf, ohne Anmelden in sein Herz, sie fällt ihm wie eine überreife Frucht in seinen Schoß.

Beda Weber.

Jungfer Lorenz von Tangermünde.

„Guten Morgen, du Sonntagsglockenschall!
Guten Morgen, ihr meine Blümlein all!
Wie tragt ihr so blitzender Perlen Zier!
Wie neigt ihr euch grüßend herüber zu mir!

„Ich will mir winden einen schönen Kranz, —
Nicht für mein Haupt und nicht für den Tanz:
Für das arme leidende Gottesbild,
Dem das Blut hervor aus den Dornen quillt.

„Doch die Blumen im Garten sind viel zu bunt,
Die Christusstirne, die ist ja wund;
Ich will hinab auf die Wiesen geh'n,
Wo stillere, kühlere Blümlein steh'n.

„Und drüben, da zieht sich der duftige Wald,
Wo der Amsel Flöten so lockend erschallt;
Waldblumen, sie tragen seltsamlich
Gar heilende, lindernde Kraft in sich.

„Wie ist's im Walde so heimlich und still!
Horch, horch, was der Specht nur, der klopfende will?
Eichkätzlein, ei, wie hüpft ihr so flink!
Was schaust mich an, du listiger Fink?" —

So wandelt das Mägdlein durch den Wald
Und pflücket sich Blumen mannigfalt;
Doch als der Kranz nun fertig ist,
Da hat sie des Weges Zeichen vermißt.

„Ach Thörin ich! und sollt' ich zu spät
Zur Kirche nun kommen und zum Gebet?"
Zur Linken eilt sie, zur Rechten bald,
Doch dichter und dichter nur wird der Wald.

Es schwinden die Stunden in flüchtigem Lauf,
Es ziehet der Mittag drückend herauf,
Verstummt ist der Vögel munteres Spiel,
Und unter den Kiefern, da weht es so schwül.

„Ach Vater, und rufst du dein Töchterlein,
Ich werde zu Tische nicht bei dir sein!
Ach Mutter, und sendest du Boten hinaus,
Sie werden mich finden in keinem Haus."

Sie läßt sich nieder zur kurzen Rast,
Sie springt empor in erneuerter Hast,
Sie eilet zur Linken, zur Rechten bald,
Doch dichter und dichter nur wird der Wald.

Es schwinden die Stunden in flüchtigem Lauf,
Es ziehet der Abend, die Nacht herauf,
Dem Schrei der Eulen lauschet ihr Ohr,
Irrlichtlein tanzen über dem Moor.

Da versagt ihr der Atem, da wankt ihr Knie,
Da sinket ohnmächtig zu Boden sie:
„Und muß es hier gestorben sein,
Herr Jesu Christ, erbarm dich mein!"

Doch wie die Sinne ihr vergeh'n,
Ist weiter ihr kein Leid gescheh'n;
Ich glaub', es hat die ganze Nacht
Ein Engel über ihr gewacht.

Es kam geflogen der Morgenwind:
„Ihr Schläfer all, wacht auf geschwind!"
Da schüttelten sich Baum und Äst',
Da schwangen die Vögel sich aus dem Nest.

Und als das Mägdlein mit erwacht,
Was ist's, daß sie so fröhlich lacht?
Ein Hirschlein, sieh! das unerschreckt
Liebkosend ihr die Hände leckt.

Und seine Füße beugt es dann,
Und blickt sie klugen Auges an:
„O sprich, wer dich gesendet hat!
O sprich, und führst du mich zur Stadt?"

Sie schwingt sich frischen Muts hinauf,
Das Hirschlein schickt sich an zum Lauf,
Und noch war's eine Stunde nicht,
Da ward der finstre Wald so licht.

Und nun lag frei die Stadt davor,
Nun ritt sie ein durchs alte Thor,
Nun ging's die Gassen ab und auf,
Zur Kirche noch im schnellen Lauf.

Da schwingt sie nieder sich zur Stund',
Lobpreisend Gott mit Herz und Mund,
Und mit den Blumen, die sie gepflückt,
Hat sie des Heilands Bild geschmückt.

Franz Kugler.

Festrede zur feierlichen Wiedereröffnung des Kaiserdomes zu Speier am 15. November 1853.

Es war am 13. Juni des Jahres 1843, als König Ludwig von Bayern nach Speier kam, den altehrwürdigen Dom dieser Stadt zum zweitenmale zu besuchen. Es war in der sechsten Frühstunde. Auf dem weiten Ringe vor dem Münster harrten schon zahlreiche Volksscharen, den königlichen Gast zu begrüßen. Aber alle, die da im Kreise umherstanden, harrten diesmal mit zweifach gespannter Erwartung der kommenden Dinge. Es war kund geworden, des Königs Besuch sei diesmal für den Dom von besonderer Bedeutung, es gelte der Prüfung, ob das alte Gotteshaus für die Ausführung der großartigen Kunstschöpfungen, die der königliche Gedanke in sich trug, sich eigne; und es war hinzugesetzt worden, noch schwanke des Königs Wahl in der Bestimmung des Gotteshauses, dem er sein fürstliches Geschenk zuzuwenden gedenke, ob dem Dome zu Speier oder einem andern im Königreiche. Das hielt die Gemüter in Spannung. Der König kam. Am Portale vom hochwürdigsten Bischof von Speier und dem Regierungspräsidenten der Pfalz empfangen, betrat er die Hallen dieses Gotteshauses. Er schritt durch das Schiff und die Abseiten, und sein aufmerksames Auge betrachtete prüfend die Pfeiler und Mauern. Er durchwanderte den Stephans-, Marien- und Stiftschor, und überallhin drang sein Blick forschend hinauf in die hochaufsteigende Kuppel und in die weitgesprengten Kreuz- und Tonnengewölbe und haftete sinnend an den Gewölbedecken, Bogenfeldern und Wandflächen. Im Königschore angekommen, bemerkte einer der Begleiter: „Hier sind die Kaiser begraben." Der König stand dort lange gedankenvoll still vor den Grabmalen Rudolfs von Habsburg und Adolfs von Nassau. Sodann verließ er den Dom schweigend. Aber die Prüfung war vollendet. In die Vorhalle zurückgekehrt, wendete sich der König zum Bischof von Speier und sprach: „Der Dom wird gemalt." Das Wort flog rasch unter die umherstehende Menge, und allgemeiner Jubelruf antwortete dem königlichen Entschlusse. Alle Herzen erfüllte hohe Freude. Unter lauten Segenswünschen fuhr König Ludwig wieder von dannen.

„Der Dom wird gemalt." So sprach der König; und sein Wort ist That geworden. An dem nämlichen Tage noch, als er Speier wieder

verließ, wurde schon die Vorbereitung des Werkes begonnen, und seitdem dasselbe Jahr um Jahr rüstig und beharrlich fortgeführt. Und nach acht Jahren sehen wir dasselbe vollbracht, eine fromme, wundervolle Kunstschöpfung, so herrlich und großartig, so reich an Glanz und Pracht, wie sie ihresgleichen nicht leicht wieder findet. Wir feiern heute ihre Vollendung. Und wenn wir nunmehr mit Bewunderung vor diesem Werke stehen, dessen Größe und Herrlichkeit wir erst jetzt, nachdem die weiten Räume, die es schmückt, wieder frei geworden, in ihrem ganzen und vollen Eindruck ermessen können, da fragen wir uns wohl: „Was wollte der König in der Schöpfung dieses herrlichen Werkes? Was war der Gedanke des frommen, kunstliebenden Monarchen, als er dieses Gebäude in so wundervoller Weise zu schmücken beschloß?" Der königliche Gedanke ist so lauter und klar, daß es genügt, ihn nachzudenken, um ihn zu verstehen, und er spricht sich von selbst so offen aus, daß ich ihm nur Worte leihen darf, um ihn euch darzulegen. Der hochsinnige Monarch wollte die Mutterkirche dieses Landes würdig ausstatten. Ein Gotteshaus wollte er schmücken und ein Mausoleum, einen Kaiser-Dom und ein Kaiser-Grab.

Der Dom zu Speier ist eine heilige und ehrwürdige Stätte; denn seit mehr denn dreizehnhundert Jahren ist er der geistige Licht- und Feuerherd, von welchem aus die Leuchte des Glaubens und durch ihn christliche Bildung und Gesinnung hinausgetragen wurde in das in weiten Kreisen umherliegende Land. Frühe schon, als noch die jetzt da und dort in Thal und Feld den Todesschlaf schlummernden römischen Kohorten in den Stationen am Rhein heerlagerten, hatten die Apostelfürsten an diesem Orte dem welterlösenden Gottessohne Jesus Christus eine gläubige Herde gewonnen. Speier wurde die Wiege des Christentums für die Bewohner der angrenzenden Gaue. Wenn auch das noch kaum aufgepflanzte Kreuz, als die Römerwelt unter den wiederholten und vereinten Schlägen der Völkerwanderung zusammenbrach, wieder niedergeworfen wurde, so erhob es sich dennoch wieder aus Schutt und Zerstörung. Der junge Baum des Evangeliums wuchs wie das Senfkorn über dem Grabe der unter Tempeltrümmern versunkenen alten, heidnischen Götterwelt und breitete seine weiten friedlichen Zweige mächtig über das Land. Unter den austrasischen Frankenkönigen wurde Speier der Sitz eines Bischofs, und seine Kirche die Mutterkirche des Landes diesseits und jenseits des Rheins, sein leben- und segenspendender Mittelpunkt. Mächtiger aber noch wuchs dieser Lebens- und Segensquell, als das erste Jahrtausend nach unseres Herrn und Heilandes gnadenreicher Geburt ablief. Konrad der Salier, des rheinischen Frankenlandes Herzog, war auf den deutschen Königsthron erhoben worden. Da starb, wie die

Sage berichtet, des Kaisers erstgeborner Sohn auf Limburg, dem alten Stammsitze des Hauses, durch einen Sturz vom Pferde eines frühen Todes, und der darob erschütterte Vater gelobte, die altangeerbte Salburg in eine Abtei umzuwandeln und in der Hauptstadt seines Speiergaues einen neuen Dom zu erbauen „Gott zur Ehre und der hochbenedeiten, reinen Jungfrau zu Lob, die er fortan für des Domes und des ganzen Bistums oberste Patronin haben und halten wollte". Mit Eifer und frommer Liebe löste er sein Gelübde, nachdem er am 12. Juli des Jahres 1030 den ersten Stein dazu gelegt. Und wenn es ihm auch nicht gegönnt war, das riesenhaft angelegte Werk zu vollenden, so setzte sein Sohn Heinrich III. dasselbe mit ererbter gleicher Liebe fort, und als auch dieser zu seinen Vätern versammelt wurde, bevor er damit zu stande gekommen, führte es der Enkel Heinrich IV. glücklich zu Ende. Einunddreißig Jahre hatte der Bau gedauert, und vollendet stand er nun da, in reinem Stile durchgeführt und abgeschlossen vom Sockel bis zum Knauf, vom Fundamente der unterirdischen Gruftkirche bis hinauf zum First; dabei ein mächtiger, gewaltiger Bau in seinen Mauern, Pfeilern und Gewölben, ein in Anlage und Ausführung überall sich kundgebender Kaiserbau, ein Kaiserdom, unter den Domen am Rheine damals der größte und auch jetzt noch unter allen Kirchen der Erde in der Reihe der größten der siebente. Seine vier Türme und seine beiden Kuppeln ragten weit hinaus in die Gaue ringsum, und auf ihrer Spitze verkündete das Kreuz, das Zeichen der Erlösung, das Gotteshaus, des Landes Mutterkirche. Und des Landes Mutterkirche blieb von da an dieser von den Kaisern erbaute Dom durch acht Jahrhunderte bis auf diesen Tag. Hier stand zu allen Zeiten der Stuhl des Bischofs, des gottbestellten Verkündigers und Hüters der katholischen Lehre aus heiliger Schrift und kirchlicher Überlieferung, des Hüters und Spenders der göttlichen Gnadenschätze. Hier, an dem Hochaltare dieses Domes, war der Herzschlag des ganzen christlichen Lebens für das umherliegende Land, denn hier war der Brennpunkt des Glaubens; hier quoll der siebenfache Born der heiligen Sakramente; hier war die Stiftshütte, in welcher der Herr im Tabernakel unsichtbar, aber sichtbar dem gläubigen Auge, thronte in der Hülle des allerheiligsten Sakramentes; hier war die neue Bundeslade, der Opferaltar, auf dem alltäglich das Kreuzesopfer in unblutiger Wiederholung dargebracht wurde; hier war der Mittelpunkt des Gottesdienstes, und von hier aus trugen die an diesem Hochaltare durch die heilige Weihe ausgerüsteten Priester den Glauben, die Sakramente und den Gottesdienst, und mit ihnen das ganze christliche Leben hinaus in die Städte und Dörfer, in jedes Haus und in jedes Herz, damit so alle Gläubigen, von dieser einen Mutterkirche abstammend, als Glieder des

einen geistigen Leibes, der Kirche, unter sich verbunden blieben, und der von diesem Hochaltare ausgehende, immerwährende Herzschlag in allen Gliedern fort und fort, lebengebend und lebenerhaltend, sich wiederholte. Also war dieser Dom dem Lande ringsum allzeit eine segenvolle geistige Mutter, in Wahrheit des Landes Mutterkirche. Mit Recht war sie daher auch von allen vergangenen Geschlechtern heilig gehalten und hoch verehrt. Im Lauf der Zeiten sah der Dom seit seiner Erbauung vierundzwanzig Menschengeschlechter durch seine Hallen wandeln und eins ums andere zu Grabe gehen. Sie alle hatten von hier aus Heil und Segen im Leben empfangen und Hoffnung und Trost im Tode. Darum blieb auch dieser Dom jedem nachfolgenden Geschlechte teuer und wert; und wie mancherlei Schicksale durch teilweisen Brand und mehrfache Plünderung er auch erlebte, wie mancherlei Mißgeschick und selbst sakrilegische Greuel auch seine Pfeiler und Wände erzählen können: er bestand fort, ein hohes geheiligtes Gotteshaus, ein großartiges Denkmal der Frömmigkeit und Glaubenskraft seiner kaiserlichen Gründer, ein durch die Erinnerung an diese hohen Erbauer ehrwürdiger Kaiserdom. Selbst aus der großen Zerstörung, als neue Vandalen im Jahre 1689 die Brandfackel in seine Hallen trugen, und Dom und Stadt an einem Tage in gemeinsamem, allgemeinem Brande in Trümmer gingen, und als hundert Jahre später die Söhne der Republik seine Schiffe und Türme und Kuppeln niederzuwerfen beschlossen und ihrer seit Jahrhunderten geheiligten Stätte die Entwürdigung eines Marktes zugedacht hatten, ging er wieder verjüngt hervor. Aber er ging hervor, wie ein unbesiegter Krieger aus schwerem Kampfe, bis zum Tode verwundet, mit verstümmelten Gliedern; und wenn auch seine Mauern und Pilaster, seine Wände und Gewölbe sich wieder erhoben, so stand doch das Gotteshaus nur dürftig, arm und schmucklos, nur in stiller, stummer Majestät.

So sah König Ludwig den Speierer Dom, und sein hoher, für die Würde der Religion und das Gedächtnis der großen Vorfahren lebendig fühlender Sinn beschloß, den schmucklosen Dom zu verschönern und ihn in einer Weise zu verherrlichen, wie es der Mutterkirche eines Landes und Bistums und dem Gedächtnisse der kaiserlichen Erbauer entsprechend, wie es eines Gotteshauses und eines Kaiserdomes würdig ist. Das war der eine Gedanke des Königs, und mit dem Kaiser-Dom auch ein Kaiser-Grab zu schmücken, war der andere.

Wie ehemals die Stadt Frankfurt, wo die Kurfürsten zusammenkamen, einen deutschen König zu küren, die Wahlstadt, und wie Aachen, wo der Erkorene mit dem Schwerte und Mantel des großen Karl bekleidet und mit seiner Krone gekrönt wurde, die Krönungsstadt, so war Speier die kaiserliche Totenstadt. Welcher Kaiser diesseits der Alpen mit

Tod abging, so verordnete es der Salier Konrad, der sollte im Königschore zu Speier bestattet werden. Und also wurde es auch gehalten lange Zeit. Vom Throne stiegen die Kaiser hier hinab in ihren Sarg, und aus den stolzen Reichspfalzen kamen sie hierher in ihr letztes, stilles Haus. Hier liegen sie nebeneinander, wie einst die Inschrift auf ihren Särgen dem Wanderer verkündete: Filius hic, pater hic, avus hic, proavus iacet istic. Hier der Sohn, der Vater hier, da der Ahn, dort ruht der Urahn. Zuerst der fromme, ehrenfeste Salier Konrad, ob seiner Vorliebe für Speier, das er glänzend erhob und mit Wall und Türmen umgab, der „Speierer" genannt, des Doms Erbauer. Neben ihm sein Sohn Heinrich III., der Hochgewaltige, wie vor ihm keiner seit dem großen Karl auf dem deutschen Throne, der Wenden- und Ungarnbezwinger und „der Gerechtigkeit Richtschnur", der dem Dome von seinem Römerzuge das Haupt des heiligen Papstes Stephan überbrachte, und dessen Leiche, vom Papst Viktor II. eingesegnet, hier hinabgesenkt wurde. Neben ihm ruht der Enkel, der durch Selbstverschuldung unglückliche Heinrich IV., der, durch den eigenen Sohn vom Throne in die Armut gestoßen, sein Schwert für Brot hingab und nach einem vielbewegten Leben erst nach langem Harren hier eine späte Ruhestätte fand. An seiner Seite ruht der noch unglücklichere Urenkel Heinrich V.; mit Schild und Helm haben sie ihn, den kinderlos Verstorbenen, hier hinabgelegt als seines Hauses letzten Sprossen. Dort ruht Philipp der Hohenstaufe; von Bamberg, wo ihm der Wittelsbacher die Todeswunde geschlagen, brachten sie ihn hierher in sein Grab. Dort liegt Rudolf, der edle Habsburg, der mächtige Handhaber des Gottes- und Landfriedens. Krank und altersmüde in der Reichspfalz zu Germersheim rastend, sprach er zu seinen Hofherren: „Lasset uns gen Speier reiten, zu unsern kaiserlichen Vorfahren." Und er kam herab, links und rechts am Wege von dem herzueilenden Volke zum letzten Abschied begrüßt, zu seinem Grabe im Dome zu Speier. Neben ihm ruht Adolf von Nassau, der in heißer Feldschlacht bei Göllheim seinem Gegenkönige, dem österreichischen Albrecht, unterliegend, Krone und Leben verlor. Mit ihm und neben ihm wurde auch derselbe Albrecht, den der eigne Brudersohn erschlagen, begraben: von Kloster Rosenthal der eine kommend, von Kloster Wettingen der andere, fanden sich die Todfeinde nach elf Jahren wieder unter dem Portale dieses Domes und stiegen an demselben Tage und in der nämlichen Stunde, unter den gemeinsamen Grabgebeten und Totengesängen, in das enge, stille Haus zu ewigem Frieden. Zwischen den Königen ruhen auch noch Gisela, Konrads des Erbauers, Bertha, Heinrichs IV., und Beatrix, Friedrichs des Rotbarts Gemahlin, und des letztern jung verstorbene Tochter Agnes.

So ruhen hier die Kaiser nebeneinander in zwei Reihen. Während des Zeitraumes von mehr denn anderthalbhundert Jahren saßen sie auf dem höchsten Throne der Erde. Weltbeherrschende Gedanken wohnten unter ihrer Königskrone und hohe Herzen schlugen unter ihrem Kaisermantel. Ihre feste Hand trug den mit dem Kreuze überschatteten Reichsapfel, der Weltherrschaft Sinnbild, und hielt den mächtigen Scepter weithin über die christlichen Länder. Ihr starker Arm schützte das deutsche Vaterland gegen fremden Feind. Nach innen waren sie des Rechtes und der Gerechtigkeit Quell, des Gottes- und Landfriedens starker Hort, des heiligen römischen Reiches deutscher Nation oberster Pfleger und Lehensherr, und des Glaubens und der Kirche schirmender Vogt, von Gottes Gnaden gesetzt und von ihm betraut mit Majestät, das Reich zu ehren und zu mehren. Gern und oft hoflagerten sie in der Reichspfalz, dem Retscher zu Speier, und feierten hier ihre curia coronata, ihre gekrönten Hoftage, an denen sie in diesen Dom kamen, die Festtage des Herrn und seiner Heiligen nach der Kirche Ordnung feierlich zu begehen. Da standen und saßen sie dann hier im Angesichte dieses Hochaltars, von den Fürsten des Reiches umgeben, mit dem Kaiserschmucke angethan, die Königskrone auf dem Haupte. Und nun liegen sie hier, des Glanzes und der Herrlichkeit entkleidet, der Krone bar, still und einsam, Staub und Asche. Welch ein Kirchhof! Ein Gottesacker von Königen! Wie predigt diese Stätte, die so viel Großes begraben, so laut, daß nur einer allein groß ist, Gott allein! Schon viele Jahre ruhen sie da auf diesem Gottesacker, und viele Geschlechter sind über ihr Grab hinweggegangen. Ja, mehr noch. Im Mißgeschicke der späteren Jahrhunderte waren sogar die Denk- und Ehrenmale, die ihre Zeit zur Kunde für die Nachwelt auf ihre Gruft gesetzt, unter der zerstörenden Mordbrennerhand schon längst bis auf die letzte Spur verschwunden, und den Sarg des letzten unter ihnen, des dreimal begrabenen Albrecht, hatten schätzesuchende Räuber durchwühlt und seine Gebeine umhergestreut. Da sah ein anderer deutscher König den Dom, und sein hoher Sinn beschloß, die der erlauchten Totenstätte angethane Schmach hinwegzunehmen. Schon früher erhob er dem König Rudolf ein Denkmal über seine Gruft, und wir sehen ihn, den kräftigen Habsburg, mit den Insignien der Königswürde angethan, auf dem kaiserlichen Stuhle sitzend, über seinem Grabe. Und wiederum kam König Ludwig zum Dome, da beschloß er, dieser Stätte neuen Glanz zu verleihen und den Königschor mit nie gesehenem Schmucke zu verherrlichen, damit er der da ruhenden erlauchten Toten wieder würdig sei, damit er sei, was sie im Leben gewollt, ein königlicher Gottesacker, in Wahrheit ein Kaisergrab.

Der Doppelgedanke des Königs ist Verwirklichung geworden; wir

stehen mit freudiger Bewunderung vor seiner Vollendung. Auf des Königs Ruf kam ein hochbegabter Meister [1] mit seinen Kunstjüngern und Schülern, und mit ihm kam ein zweiter, gleichbegabter Kunstgenosse [2], gemeinsam das Werk zu schaffen. Unter ihren kunstfertigen Händen wuchs es rasch, und von Jahr zu Jahr reihte sich Bild an Bild, Ornament an Ornament. Aus alten Wänden traten hohe, heilige Gestalten heraus, und überall, an allen Gewölbedecken und Bogenfeldern, an allen Pfeilern und Knäufen sah man Licht und Glanz, Glut und Farbe, Bewegung und Leben. Und nun stehen sie fertig und vollendet da, die zahlreichen Bilder, alle in strahlenden Reihen, durch alle Räume des Gotteshauses, und blicken aus ihren prachtvoll ornamentierten Feldern herab, voll Gemüt und Seele. Was ist es doch, das ihre Gestalten so belebt und ihren Blick so beseelt? Ein Wort des Meisters beantwortet die Frage. Der Meister sagte einmal: „Wer nicht beten kann, kann auch nicht malen.“ Wie wahr und tief dieses Wort! Wer nicht beten kann, kann nicht malen. Die echte Malerei ist eine heilige Kunst, sie ist ein wahrhafter Gottesdienst, sie predigt in Geschichten, sie betet in Bildern, sie lobsingt dem Herrn in aufjubelnden Farbentönen. Der Meister hat seine Bilder gebetet, seine fromme Seele hat er in sie hineingetragen. Drum stehen sie auch alle so farbenfrisch leibhaftig und wahr, jedes ein fertiges Stück Geschichte, ein vollendetes Stück Leben. Drum blicken sie überall von den Wänden und aus den Bogenfeldern herab so treuherzig fromm dich an, Aug' in Aug', und blicken dir ins Herz hinein, daß es dir warm wird, und du, du wollest oder nicht, mit den Bildern betest und mit ihnen aufjubelst und mit ihnen dem Herrn lobsingst. Lobsinge drum mit ihnen und verherrliche mit ihnen den Herrn. Sieh, wie sie überall umher die Verherrlichung Gottes predigen, wie sie seinen Gang auf Erden, das Walten seines heiligen Geistes unter den Menschen verkündigen und preisen, angefangen hoch oben in der Kuppel vom Opfer Abels, Abrahams und Melchisedechs und herabsteigend auf Moses und die Propheten, die Vorgeschichte der Kirche im Alten Testamente darstellend, sodann die Kirche Gottes selbst, ihre Geburt und Ausbreitung, ihr Leben und Wirken unter den Menschen, ihre Leiden, die stets nur Prüfungen sind, ihre Kämpfe, die allzeit nur Siege sind, ihre Verfolgungen und Bedrückungen, die überall und allerwege nur in Triumphe umschlagen, und die auch in unsern Tagen, das können wir im festen Gottvertrauen mit Zuversicht voraussagen, wiederum in endliche Triumphe umschlagen müssen, — die ganze streitende und triumphierende Kirche, dargestellt in ihren Aposteln, ihren Blutzeugen, ihren Bekennern und

---

[1] Maler Professor Johannes Schraudolph.

[2] Ornamentenmaler Joseph Schwarzmann.

Jungfrauen. So sehen wir sie hier an den Wänden umher; und sie alle in den Schiffen und Chören reihen sich in einen großen reichen Heiligenkranz um die hoch oben thronende, unbefleckte Gottesmutter, die von ihrem Sohne gekrönte Himmelskönigin, des Domes und Bistums gnadenvolle Patronin. Und die glorreiche Himmelskönigin, mit des Domes andern beiden Patronen, dem heiligen Papste Stephan, dessen hochheilige Gebeine nach einer fast sechzigjährigen Entfernung morgen wieder in feierlicher Prozession in dieses Gotteshaus einziehen werden, um aufs neue, wie seit den Tagen Heinrichs III., hier zu rasten, und dem heiligen Bernhard, dessen lieblicher Mariengruß [1], als er das Kreuz hier predigte, zum erstenmale in diesen Hallen von seinen begeisterten Lippen erklang, und seitdem in allen Kirchen der Welt mit gleicher Begeisterung nachgesungen wird: diese Schutzpatrone des Kaiserdoms mit den andern Heiligen allen, sie alle blicken fürbittend und segnend von den Wänden herab auf dieses Gotteshauses gnadenvollen Mittelpunkt, den neuerbauten, wie der herrliche Kaiserdom gleich herrlichen, prachtvoll prangenden und heute mit den Segnungen der Kirche eingeweihten Hochaltar, auf welchem fortan alltäglich das unblutige Kreuzesopfer dargebracht wird, ein Dank-, Bitt- und Sühnopfer für die Lebendigen und Toten, für die hier unten ruhenden Kaiser und eure jetzt lebenden hochverehrten Könige, für diese Stadt und dieses Land, für alle Menschen.

Wie ist doch dieser Dom so herrlich geworden! Wahrlich, er ist eine reichgeschmückte würdige Mutterkirche, ein hohes, hehres Gotteshaus, ein erhabener Kaiserdom und ein würdiges Kaisergrab. Wahrlich, in ihm ist der Spruch erfüllt worden: „Die Herrlichkeit dieses zweiten Tempels wird größer sein, als die des ersten.“ Johannes v. Geissel.

Engere Welt.

Der ganzen Welt gefallen
Ist schwer und auch nicht gut;
Nur der gefällt wohl allen,
Der allen recht es thut;
Und allen recht es machen,
Heißt: passen jedem Kopf,
Dem Starken wie dem Schwachen,
Dem Wackern wie dem Tropf.

Nicht sollst du so dich beugen,
Nein, strebe grad' empor;
Sich hierhin, dorthin neigen
Kann nur ein schwankes Rohr;

[1] O clemens, o pia, o dulcis virgo Maria! — O gütige, o milde, o süße Jungfrau Maria!

Nicht mit dem Strom zu treiben
Ist gut zu jeder Frist,
Treu sollst du selbst dir bleiben,
Und scheinen, was du bist.

Wer rings nach Gunst nur schielet,
Nach Huld gefügig strebt,
Nach Lob nur lüstern zielet,
Nur für den Beifall lebt,
Wer stets gesenkten Hauptes,
Was andre meinen, meint:
Der Allerweltsfreund, glaubt es,
Ist keines Menschen Freund.

Nicht oft erscheint im Leben,
Was unser Wunsch begehrt;
Doch, wem es ward gegeben,
Der halt' es hoch und wert;
Der Wenigen hienieden,
Doch Gleichen sich gesellt,
Sei glücklich und zufrieden
In seiner engern Welt.

Dort, wo in trautem Kreise
Der Hauch der Liebe weht,
Wo jeder Sinn und Weise
Des andern ganz versteht,
Wo, wie bei Tagesschimmer,
Ein Herz ins andre schaut,
Wo eins am andern immer
Sich freut, erhebt, erbaut:

Dort ist's, wo dir auf Erden
Ein Eden blühen mag,
Und dort auch besser werden
Wirst du mit jedem Tag.
Willst du dich so versenken,
Die Welt vergißt dich dann;
Doch darf dich das nicht kränken,
Bist du ein rechter Mann.

Karl Egon v. Ebert.

Die Prinzessin von Oranien und der Papagei.

Der Papagei der Prinzessin von Oranien (einer Mutter Wilhelms III., Königs von England) spielte am Hofe dieser ehrenwerten Fürstin eine Rolle von großer Bedeutung; man würde alle Ursache gehabt haben, sich seiner Protektion zu empfehlen, wäre ihm neben seinem Witze nur etwas weniges von Menschenverstand eigen gewesen. Schon die ungemeine Zierlichkeit seiner kleinen Gestalt, die Nettigkeit seines schneeweißen Gefieders und die Pracht seiner feuerfarbenen leuchtenden Schopf- und Schweiffedern würden jeden Naturfreund entzückt haben, wenn nicht sein ganz stupendes Papageien-Genie, die Lebhaftigkeit seiner possenhaften

Bewegungen, die Stärke seines Gedächtnisses und seiner Nachahmungsgabe ihn vollends zum liebenswürdigsten und anmutigsten von allen unvernünftigen Schwätzern erhoben hätten, die jemals aus den Affenwäldern der heißen Zonen in die gebildeten Zirkel des kühlen Europas eingewandert sind. Was jedoch sein Ansehen vorzüglich begründete, war die ganz ausnehmende und zärtliche Liebe, welche die Fürstin zu ihm hegte. Sie konnte sich niemals an ihm satt sehen, und so groß war ihre Anhänglichkeit an diesem Liebling, daß sie oftmals selbst von Jagdpartieen, an denen sie ein großes Wohlgefallen hatte, sich ausschloß, ja sogar Besuche, welche die Etikette und andere Rücksichten vorschrieben, nicht selten unterließ, bloß allein, um den Anblick ihres Lieblings nicht entbehren zu müssen, den sie bei solcher Gelegenheit nicht mitnehmen konnte.

Mußte die gute Fürstin zuweilen doch der Notwendigkeit gehorchen und für mehrere Stunden von dem kleinen Günstling sich entfernen, so war man's bereits an ihr gewohnt, daß sie bei ihrer Rückkehr mit fast leidenschaftlicher und beflügelter Hastigkeit die Treppen hinan und durch alle Säle und Zimmer eilte, um das Gemach zu erreichen, das ihren artigen Liebling beherbergte, und die langersehnte Lust seines Anblickes wieder zu genießen.

Über alles dies wird kaum jemand sich verwundern, auch nicht einmal die Nase rümpfen, am wenigsten Damen, die mit der erlauchten Fürstin von Oranien gleiche Empfindungen teilen, und zwar für ähnliche, wenn schon nicht durchaus so liebenswürdige Geschöpfe, zumal da man ohne weitere Beweise kühnlich behaupten darf, daß gar keines mehr zu finden sei, das an Wohlgestalt und Schöngeisterei mit jenem weiß und flammenrot gefiederten, kleinen eloquenten Stutzer sich vergleichen ließe. Allein was nunmehr zu berichten kommt, ist allerdings verwunderlich zu nennen, und seltener noch als der unvergleichliche kleine weiße Papagei selber.

Als die Fürstin nämlich eines Morgens auf die Jagd ritt, um gegen Abend erst nach Hause zu kommen, ließ sie ihren Liebling der Obhut ihrer Kammerfrauen und Zofen über, indem sie, wie bei solchen Gelegenheiten immer, in einer ausführlichen Ermahnung ihnen die große Pflicht ans Herz legte, nicht das mindeste von allem zu versäumen, was zu dieser Obhut und Fürsorge gehöre, und insbesondere ihnen die Vorsicht einschärfte, ihn ja niemals aus dem Auge zu verlieren.

Wie groß mochte aber nun die Bestürzung der guten Fürstin sein, als sie bei ihrer Rückkehr, anstatt den kleinen Liebling ihres Herzens auf der Hand einer ihrer Zofen wieder zu finden, alle diese Kammerfrauen, Zofen und Mägde samt und sonders, bleich und zitternd sich ihr zu Füßen werfen sah!

„Wo habt ihr meinen Papagei?" rief sie. — „Ach, Ihro Durchlaucht,"

erwiderte eine von ihnen, „sein Käfig hat sich aufgethan, er ist herausgeflogen, und wie sorglich und an wie vielen Orten wir auch seitdem gesucht und nachgefragt haben, so war doch keine Spur von ihm mehr aufzufinden.“ Alle vergossen heiße Thränen, alle rangen angstvoll die Hände. Sie machten sich sämtlich auf nichts anderes gefaßt, als augenblicklich aus dem Dienste gejagt zu werden, und die Trostlosigkeit der armen Leute erreichte die höchste Stufe, als die Prinzessin eben zu sprechen anfing, denn nun schien der Zeitpunkt da, wo der härteste Ausbruch ihrer Ungnade erfolgen sollte.

Die tugendhafte Fürstin aber sprach ganz ruhig: „Ihr seid wohl recht thöricht, meine Kinder, um eines Tieres willen so zu weinen! So schön es auch immer sein mag, ist es doch der Thränen eines Christen nicht wert. Das Unglück ist so groß nicht; tröstet euch nur darüber, so wie gleichfalls ich, und daß ja keine Rede mehr davon sei.“

Wer hierin nicht wahre und zwar christliche Geistesgröße findet, der überlege und forsche doch zuvor mit einiger Wahrheitsliebe, wie er selbst wohl sich gebärden werde, wenn ihm dasjenige entzogen wird, was bei ihm die Stelle des Lieblingspapageien vertritt.

Joh. Emanuel Veith.

Auf dem Gotthard.

Im Alpenkranz kaum übertroffen,
Ein Gottesherd bist, Gotthard, du!
Des Schöpfers Werkstatt seh' ich offen
Und schaue seinem Wirken zu:
Wie er in deinem Riesenschoße
Den Landen weithin Segen schafft,
Wie er aus deinem Felsenmoose
Die Ströme ruft aus dunkler Haft.

Hell jauchzend eilt von deinem Rücken
Ins Urnerthal die kühne Reuß;
Des Tellen Heimat auszuschmücken,
Durchbricht sie manche Felsenschleus'.
Aus voller Urne rauscht im Grünen
Der alte Rhein so stark und frei,
Daß er bis an der Nordsee Dünen
Dem deutschen Land ein Segen sei.

Aus deinen Flanken springt so munter,
Kaskaden bildend, der Tessin,
Und eilt in leichtem Schwung hinunter
Zum Lago maggiore hin.
Die Rhone bricht zu deinen Füßen
Aus ihrem Eispalast herauf;
Den schönen Süden zu begrüßen,
Nimmt sie zum Mittelmeer den Lauf.

Du Gottesherd, so reich an Segen,
Den Gott in deiner Tiefe schafft!
In Strömen gießt er allerwegen
Nach Süd und Norden Lebenskraft.
Sein Schöpfungswerk ist nicht zu Ende,
Ich seh' durch seiner Werkstatt Thür,
Wie seine milden Segenshände
So rastlos schaffen für und für.

O Herr, deß ewigreiche Liebe
Nicht feiern und nicht rasten will,
Vor deines Schöpferwerks Getriebe
Steh' ich voll Ehrfurcht betend still!
O weih auch mich zum Gottesherde,
Zur Werkstatt dien' ich gerne dir,
Daß ich ein Quell des Heiles werde
Und Leben ströme stets von mir!

Adolf Stöber.

Charakteristik des Gajus Julius Cäsar.

Der neue Monarch von Rom, der erste Herrscher über das ganze Gebiet römisch-hellenischer Civilisation, Gajus Julius Cäsar, stand im sechsundfünfzigsten Lebensjahre (geb. 12. Juli 652 [?]), als die Schlacht von Thapsus, das letzte Glied einer langen Kette folgenschwerer Siege, die Entscheidung über die Zukunft der Welt in seine Hände legte. Weniger Menschen Spannkraft ist also auf die Probe gestellt worden, wie die dieses einzigen, schöpferischen Genies, das Rom, und des letzten, das die Alte Welt hervorgebracht und in dessen Bahnen sie denn auch bis zu ihrem eigenen Untergange sich bewegt hat. Der Sprößling einer der ältesten Adelsfamilien Latiums, welche ihren Stammbaum auf die Helden der Ilias und die Könige Roms zurückführte, waren seine Knaben- und ersten Jünglingsjahre vergangen, wie sie der vornehmen Jugend jener Epoche zu vergehen pflegten. Auch er hatte von dem Becher des Modelebens den Schaum wie die Hefen gekostet, hatte recitiert und deklamiert, auf dem Faulbett Litteratur getrieben und Verse gemacht und sich einweihen lassen in alle Rasier-, Frisier- und Manschettenmysterien der damaligen Toilettenweisheit, sowie in die noch weit geheimnisvollere Kunst, immer zu borgen und nie zu bezahlen. Aber der biegsame Stahl dieser Natur widerstand selbst diesem zerfahrenen und windigen Treiben; Cäsar blieb sowohl die körperliche Frische ungeschwächt wie die Spannkraft des Geistes und des Herzens. Im Fechten und im Reiten nahm er es mit jedem seiner Soldaten auf, und sein Schwimmen rettete ihm bei Alexandria das Leben; die unglaubliche Schnelligkeit seiner gewöhnlich des Zeitgewinnes halber nächtlichen Reisen — das rechte Gegenstück zu der prozessionsartigen Langsamkeit, mit der Pompejus sich von einem Ort zum

andern bewegte — war das Erstaunen seiner Zeitgenossen und nicht die letzte Ursache seiner Erfolge. Wie der Körper war der Geist. Sein bewunderungswürdiges Anschauungsvermögen offenbarte sich in der Sicherheit und Ausführbarkeit all seiner Anordnungen, selbst wo er befahl, ohne mit eigenen Augen zu sehen. Sein Gedächtnis war unvergleichlich, und es war ihm geläufig, mehrere Geschäfte mit gleicher Sicherheit nebeneinander zu betreiben. Obgleich Gentleman, Genie und Monarch, hatte er dennoch ein Herz. Solange er lebte, bewahrte er für seine würdige Mutter Aurelia — der Vater starb ihm früh — die reinste Verehrung; seinen Frauen und vor allem seiner Tochter Julia widmete er eine ehrliche Zuneigung, die selbst auf die politischen Verhältnisse nicht ohne Rückwirkung blieb. Mit den tüchtigsten und kernigsten Männern seiner Zeit, hohen und niedern Ranges, stand er in einem schönen Verhältnis gegenseitiger Treue, mit jedem nach seiner Art. Wie er selbst niemals einen der Seinen in Pompejus' kleinmütiger und gefühlloser Art fallen ließ und, nicht bloß aus Berechnung, in guter und böser Zeit ungeirrt an den Freunden festhielt, so haben auch von diesen manche, wie Aulus Hirtius und Gajus Matius, noch nach seinem Tode ihm in schönen Zeugnissen ihre Anhänglichkeit bewährt. Es versteht sich von selbst, daß Cäsar ein leidenschaftlicher Mann war, denn ohne Leidenschaft giebt es keine Genialität; aber seine Leidenschaft war niemals mächtiger als er. Die Litteratur beschäftigte ihn lange und ernstlich; aber wenn Alexandern der homerische Achilles nicht schlafen ließ, so stellte Cäsar in seinen schlaflosen Stunden Betrachtungen über die Beugungen der lateinischen Haupt- und Zeitwörter an. Er machte Verse, wie damals jeder, aber sie waren schwach; dagegen interessierten ihn astronomische und naturwissenschaftliche Gegenstände. Wenn der Wein für Alexander der Sorgenbrecher war und blieb, so mied nach durchschwärmter Jugendzeit der nüchterne Römer denselben durchaus. Noch in späteren Jahren blieb ihm eine gewisse Stutzerhaftigkeit im äußern Auftreten oder richtiger das erfreuliche Bewußtsein der eigenen schönen Erscheinung. Sorgfältig deckte er mit dem Lorbeerkranz, mit dem er in späteren Jahren öffentlich erschien, die schmerzlich empfundene Glatze und hätte ohne Zweifel manchen seiner Siege darum gegeben, wenn er damit die jugendlichen Locken hätte zurückkaufen können. Wie gern er auch noch als Monarch mit den Frauen verkehrte, so hat er ihnen doch keinerlei Einfluß über sich eingeräumt. Cäsar war durchaus Realist und Verstandesmensch; und was er angriff und that, war von der genialen Nüchternheit durchdrungen und getragen, die seine innerste Eigentümlichkeit bezeichnet. Ihr verdankte er das Vermögen, unbeirrt durch Erinnern oder Erwarten energisch im Augenblick zu leben; ihr die Fähigkeit, in jedem Augenblick mit gesammelter Kraft

zu handeln und auch dem kleinsten und beiläufigsten Beginnen seine volle Genialität zuzuwenden; ihr die Vielseitigkeit, mit der er erfaßte und beherrschte, was der Verstand begreifen und der Wille zwingen kann; ihr die sichere Leichtigkeit, mit der er seine Perioden fügte, wie seine Feldzugspläne entwarf; ihr die wunderbare Heiterkeit, die in guten und bösen Tagen ihm treu blieb; ihr die vollendete Selbständigkeit, die keinem Lieblinge, ja nicht einmal dem Freunde Gewalt über sich gestattete.

Aus einer solchen Anlage konnte nur ein Staatsmann hervorgehen. Von früher Jugend an war denn auch Cäsar ein Staatsmann im tiefsten Sinne des Wortes und sein Ziel das höchste, das dem Menschen gestattet ist, sich zu stecken: die politische, militärische, geistige und sittliche Wiedergeburt der tiefgesunkenen eigenen und der noch tiefer gesunkenen, mit der seinigen innig verschwisterten hellenischen Nation. Die harte Schule dreißigjähriger Erfahrungen änderte seine Ansichten über die Mittel, wie dies Ziel zu erreichen sei; das Ziel blieb ihm dasselbe in den Zeiten hoffnungsloser Erniedrigung wie unbegrenzter Machtvollkommenheit, in den Zeiten, wo er als Demagog und Verschworener auf dunkeln Wegen zu ihm hinschlich, wie da er als Mitinhaber der höchsten Gewalt und sodann als Monarch vor den Augen einer Welt im vollen Sonnenschein an seinem Werke schuf. Alle, zu den verschiedensten Zeiten von ihm ausgegangenen Maßregeln bleibender Art ordnen in den großen Bauplan zweckmäßig sich ein. Von einzelnen Leistungen Cäsars sollte darum eigentlich nicht geredet werden; er hat nichts Einzelnes geschaffen. Mit Recht rühmt man den Redner Cäsar wegen seiner aller Advokatenkunst spottenden männlichen Beredsamkeit, die wie die klare Flamme zugleich erleuchtete und erwärmte. Mit Recht bewundert man an dem Schriftsteller Cäsar die unnachahmliche Einfachheit der Komposition, die einzige Reinheit und Schönheit der Sprache. Mit Recht haben die größten Kriegsmeister aller Zeiten den Feldherrn Cäsar gepriesen, der, wie kein anderer, ungeirrt von Routine und Tradition, immer diejenige Kriegsführung zu finden wußte, durch welche in dem gegebenen Fall der Feind besiegt wird und welche also in dem gegebenen Fall die rechte ist, der mit divinatorischer Sicherheit für jeden Zweck das rechte Mittel fand, der nach der Niederlage schlagfertig dastand wie Wilhelm von Oranien und mit dem Siege ohne Ausnahme den Feldzug beendigte, der das Element der Kriegsführung, dessen Behandlung das militärische Genie von der gewöhnlichen Offizierstüchtigkeit unterscheidet, die rasche Bewegung der Massen mit unübertroffener Vollkommenheit handhabte und nicht in der Massenhaftigkeit der Streitkräfte, sondern in der Geschwindigkeit ihrer Bewegung, nicht im langen Vorbereiten, sondern im raschen, ja verwegenen Handeln selbst mit unzulänglichen Mitteln die Bürgschaft des Sieges fand. Allein

alles dieses ist bei Cäsar nur Nebensache; er war zwar ein großer Redner, Schriftsteller und Feldherr, aber jedes davon ist er nur geworden, weil er ein vollendeter Staatsmann war. Namentlich spielt der Soldat in ihm eine durchaus beiläufige Rolle, und es ist eine der hauptsächlichsten Eigentümlichkeiten, die ihn von Alexander, Hannibal und Napoleon unterscheidet, daß in ihm nicht der Offizier, sondern der Demagog der Ausgangspunkt der politischen Thätigkeit war. Seinem ursprünglichen Plane zufolge hatte er sein Ziel wie Perikles und Gajus Gracchus ohne Waffengewalt zu erreichen gedacht, und achtzehn Jahre hindurch hatte er als Führer der Popularpartei ausschließlich in politischen Plänen und Intriguen sich bewegt, bevor er, ungern sich überzeugend von der Notwendigkeit eines militärischen Rückhalts, schon ein Vierziger, an die Spitze einer Armee trat. Es war erklärlich, daß er auch späterhin immer noch mehr Staatsmann blieb als General. Einzelne seiner Handlungen sind darum militärisch tadelhaft, aber der Feldherr verliert nur, was der Staatsmann gewinnt. Die Aufgabe des Staatsmannes ist universeller Natur wie Cäsars Genie: wenn er die vielfältigsten und voneinander entlegensten Dinge angriff, so gingen sie doch alle ohne Ausnahme zurück auf das eine große Ziel, dem er mit unbedingter Treue und Folgerichtigkeit diente; und nie hat er von den vielfältigen Seiten und Richtungen seiner großen Thätigkeit eine vor der andern bevorzugt. Obwohl ein Meister der Kriegskunst, hat er doch aus staatsmännischen Rücksichten das Äußerste gethan, um den Bürgerkrieg abzuwenden und um, da er dennoch begann, wenigstens keine blutigen Lorbeeren zu ernten. Obwohl der Begründer der Militärmonarchie, hat er doch mit einer in der Geschichte beispiellosen Energie weder Marschallshierarchie noch Prätorianerregiment aufkommen lassen. Wenn überhaupt eine Seite der bürgerlichen Verdienste, so wurden von ihm vielmehr die Wissenschaften und die Künste des Friedens vor den militärischen bevorzugt. Die bemerkenswerteste Eigentümlichkeit seines staatsmännischen Schaffens ist dessen vollkommene Harmonie. Ein geborener Herrscher, regierte er die Gemüter der Menschen, wie der Wind die Wolken zwingt, und nötigte die verschiedenartigsten Naturen, ihm sich zu eigen zu geben: den schlichten Bürger und den derben Unteroffizier, die vornehmen Damen Roms und die schönen Fürstinnen Ägyptens und Mauritaniens, den glänzenden Kavalleriegeneral und den kalkulierenden Bankier. Sein Organisationstalent ist wunderbar; nie hat ein Staatsmann seine Bündnisse, nie ein Feldherr seine Armee aus ungefügen und widerstrebenden Elementen so entschieden zusammengezwungen und so fest zusammengehalten, wie Cäsar seine Koalitionen und seine Legionen, nie ein Regent mit so scharfem Blick seine Werkzeuge beurteilt und ein jedes an den ihm angemessenen Platz gestellt.

Er war Monarch; aber nie hat er den König gespielt. Auch als unumschränkter Herr von Rom blieb er in seinem Auftreten der Parteiführer; vollkommen biegsam und geschmeidig, bequem und anmutig in der Unterhaltung, zuvorkommend gegen jeden, schien er nichts sein zu wollen, als der Erste unter seinesgleichen. Den Fehler so vieler ihm sonst ebenbürtiger Männer, den militärischen Kommandoton auf die Politik zu übertragen, hat Cäsar durchaus vermieden, wie vielen Anlaß das verdrießliche Verhältnis zum Senat ihm auch dazu gab; er hat nie zu Brutalitäten gegriffen, wie die des 18. Brumaire eine war. Cäsar war Monarch; aber nie hat ihn der Tyrannenschwindel erfaßt. Er ist vielleicht der einzige unter den Gewaltigen des Herrn, welcher im großen wie im kleinen nie nach Neigung oder Laune, sondern ohne Ausnahme nach seiner Regentenpflicht gehandelt hat und der, wenn er auf sein Leben zurücksah, wohl falsche Berechnungen zu bedauern, aber keinen Fehltritt der Leidenschaft zu bereuen fand. Er ist endlich vielleicht der Einzige unter jenen Gewaltigen, der den staatsmännischen Takt für das Mögliche und Unmögliche bis an das Ende seiner Laufbahn sich bewahrt hat und nicht gescheitert ist an derjenigen Aufgabe, die für großartig angelegte Naturen von allen die schwerste ist: an der Aufgabe, auf der Zinne des Erfolgs dessen natürliche Schranken zu erkennen. So war dieser einzige Mann, den zu schildern so leicht scheint und doch so unendlich schwer ist. Seine ganze Natur ist durchsichtige Klarheit, und die Überlieferung bewahrt über ihn ausgiebigere und lebendigere Kunde als über irgendeinen seiner Pairs in der antiken Welt. Eine solche Persönlichkeit konnte wohl flacher oder tiefer, aber nicht eigentlich verschieden aufgefaßt werden; jedem nicht ganz verkehrten Forscher ist das hohe Bild mit denselben wesentlichen Zügen erschienen, und doch ist dasselbe anschaulich wiederzugeben noch keinem gelungen. Das Geheimnis liegt in dessen Vollendung. Menschlich wie geschichtlich steht Cäsar in dem Gleichungspunkt, in welchem die großen Gegensätze des Daseins sich ineinander aufheben. Von gewaltigster Schöpferkraft und doch zugleich vom durchdringendsten Verstande, nicht mehr Jüngling und noch nicht Greis, vom höchsten Wollen und vom höchsten Vollbringen, erfüllt von republikanischen Idealen und zugleich geboren zum König, ein Römer im tiefsten Kern seines Wesens und wieder berufen, die römische und die hellenische Entwicklung in sich wie nach außen hin zu versöhnen und zu vermählen, ist Cäsar der ganze und vollständige Mann.

Theodor Mommsen.

Die Sieger.

Es sitzen zu Wien im Kaisersaal
Die Fürsten und Helden in reicher Zahl.

Sie haben entsetzet die bange Stadt,
Nach der so gelüstet den Heiden hat.
Und als nun geendet das reiche Mahl,
Und freudig geleert der Siegespokal,
Spricht einer: „Genug nun mit Sang und Klang!
Nun sagt, wer die beste Beute errang!“
Ein Pole entgegnet: „Des Sultans Gold
Hab' ich mir aus seinem Zelte geholt.“
Ein Lothringer drauf: „Sein stolzes Panier
Erkämpft' ich mit blutigem Degen mir.“
Ein Wiener sodann: „Manch reiches Gewand
Entriß ich den Flücht'gen mit dieser Hand.“
Ein andrer: „Ich wählt' in aller Eil'
Kamel und Pferde zu meinem Teil.“
So wußte ein jeder nach seiner Art
Zu sagen, was ihm für Beute ward.
Nur Einer im Kreise der Sieger saß,
Der über die andern das Wort vergaß.
„Wie stumm doch, Herr Bischof! Bekennet auch Ihr,
Mich dünkt, Ihr errangt das Geringste schier.“
Herr Kollonits, also der Bischof hieß,
Entgegnet mit Lächeln: „Eins ist gewiß:
Was ihr auch erlangt durch der Heiden Flucht,
Nach meiner Beute hat keiner gesucht.
Und doch ist's das köstlichste in der That,
Was man erobert vom Schlachtfeld hat.“
Drauf winkt er den Dienern, auf thut sich das Thor,
Da dränget ein Heer sich von Kindern hervor,
Von Knaben und Mägdlein, so zart und hold,
Die Wangen wie Röslein, die Locken wie Gold.
Die sinken aufs Knie vor dem Gottesmann
Und schmiegen mit Weinen an ihn sich an.
„Das ist meine Beute,“ der Bischof sagt,
„Nach der hat nicht Einer von euch gefragt.
Ich fand sie verlassen in Harm und Not,
Erwürgt ihre Mütter, die Väter tot.
Da führt' ich sie alle nach Wien herein
Und will den Verwaisten ein Vater sein.“
Und als er zu ihnen gesagt das Wort,
Gestanden beschämt die anderen dort,
Was alle sie auch nach Hause gebracht,
Nichts gleicht der Beute, die er gemacht.

Joh. Nep. Vogl.

Eine über das Festland segelnde Flotte.

Herzog Filippo Maria Visconti von Mailand bekriegte Venedig; er beherrschte den Gardasee durch Landtruppen und eine kleine Flotte. Da machte 1439 der Kandiote Sorbolo dem venetianischen Feldherrn Gattamelata den Vorschlag, eine Flotte über die Alpen in den See zu führen. Man lachte über seinen Plan anfangs, dennoch wußte er es durchzusetzen und erhielt zwei Galeonen, drei Galeeren, eine große Veroneser Barke und 25 kleinere Schiffe. Dieses Geschwader führte er die

Etsch hinauf bis Ravazzone, von wo es zu Land auf Walzen oder besonderen Wagen weiter befördert wurde. 2000 Arbeiter füllten die Vertiefungen aus, überbauten die Schluchten mit Brücken, sprengten die Felsen und ebneten den Weg, auf welchem 2000 Ochsen (2—300 an einer Galeere) das Geschwader in den See von Loppio brachten.

Jenseits des Sees stieg die Flotte in der Bahn eines Wildbaches bis auf die Wasserscheide, welche die Etsch vom Gardasee trennt. Da nun der Gardasee bedeutend tiefer (über 300 Fuß) liegt, als das Etschthal bei Mori, und diese Tiefe nicht durch ein langes Thal gemildert wird, sondern im Gegenteil durch jähen Absturz abgebrochen ist, so fand die Flotte im Hinabgleiten die größten Schwierigkeiten zu bekämpfen. An starke Ankertaue befestigt, wurde sie mit vielen Winden langsam auf die schiefe Bahn hinabgelassen, welche sie in den See geleitete. Mit Staunen sahen die Umwohner die Meeresschiffe hoch oben von den Schultern des Monte Baldo herabschweben. Die Reise hatte 15 Tage gedauert und 30 000 Gulden gekostet.

Heinrich Noë.

Beschränkung.

Kannst du das Schönste nicht erringen,
So mag das Gute dir gelingen;
Ist nicht der große Garten dein,
Wird doch für dich ein Blümchen sein;
Nach Großem dränget dich die Seele,
Daß sie im Kleinen nur nicht fehle!
Thu heute recht — das ziemte dir:
Der Tag kommt, der dich lohnt dafür.
So geh' es Tag für Tag: doch eben
Aus Tagen, Freund, besteht das Leben;
Gar viele sind, die das vergessen:
Man muß es nicht nach Jahren messen.

Eduard v. Bauernfeld.

Rom.

Nicht am Bahnhofe auf dem Viminal, sondern an der Porta del Popolo, dem nördlichsten Punkte der Stadt, erwarten wir den freundlichen Leser. Der Eintritt durch dieses Thor, durch welches die deutschen Pilger, alle kaiserlichen Romfahrer von Karl dem Großen an, von jeher in die Stadt eingezogen sind, führt uns sofort in das Rom der Gegenwart. Nur der nördliche Teil des von den Stadtmauern umzogenen Terrains ist bewohnt; die größere im Süden und Südosten gelegene Hälfte, in welcher die Eisenbahn mündet, giebt dem Ankömmling, der begreiflich mit tausend seit den Knabentagen genährten phantastischen Vorstellungen erfüllt ist, ein gar trostloses Bild von der

„Weltstadt". Wohin der Blick sich wendet — unbebaute Strecken, Weinpflanzungen, Gemüsegärten, zu landschaftlichen Zwecken dienende Gebäude, ausgedehnte Ruinenreste!

Auch die Enttäuschung dessen, der von Norden her einrückt und in Rom eine sozusagen moderne Stadt zweiten Ranges ohne besonders südlichen Charakter findet, ist noch groß genug. Rom ist in seinem einen Teile durchaus antik, in dem andern durchaus modern. Was das christliche Rom an Kirchen aus der mittelalterlichen Epoche hatte, ist unter den Händen so vieler sogenannter Restauratoren durchgegangen, daß man entweder etwas völlig Neues an Stelle des Dagewesenen, oder dieses in der unwürdigsten Verstümmelung findet; die Fassaden sind verschnörkelt, verklebt und übertüncht. Das bewohnte Rom gehört den drei letzten Jahrhunderten an. Was wir von dem wenig südländischen Charakter der Stadt gesagt haben, ist vorwiegend begründet durch die schiefen Ziegeldächer, wie wir sie auch im Norden sehen; erst zu Neapel und von dort südwärts nimmt der flache Altan deren Stelle ein. Damit soll nicht gesagt sein, Rom biete in seiner Totalität nicht einen ihm eigentümlichen Anblick. Einen solchen genießt der von Florenz kommende Fremde schon von weitem.

Eccola Roma! — „Da ist Rom!" rufen der Kutscher und der Reisende wie aus einem Munde, wenn der Wagen die letzte Höhe vor Ponte Molle, der seit Konstantins schließlichem Sieg viel gefeierten milvischen Brücke erreicht hat; die Stadt mit ihrem Meer von Dächern, Kuppeln und Türmen liegt vor den sehnsüchtigen Blicken ausgebreitet. Die sieben oder vielmehr — seit dem Hereinziehen des Pincio, des Janiculo und des Vaticano in den Bereich der Stadtmauern — zehn Hügel kommen dem Effekte des ersten Anblicks aus erhöhter Ferne sehr zu statten; die Hügel scheinen von selbst ihre Rücken darzubieten, um Kirchen und Paläste zu tragen. Sieh! da tritt jetzt auch der Petersdom in seiner alles beherrschenden Majestät hinter dem Monte Mario hervor. Dann rollt der Wagen über Ponte Molle, die langgestreckte, mit Villen garnierte vorstädtische Straße entlang, an der Einfahrt zum Garten der Villa Borghese vorbei, durch das Popolo-Thor auf den großen fast kreisrunden Platz.

In der Mitte des letztern erhebt sich auf einem mit antiken Löwen gezierten Brunnen ein Obelisk, genannt nach Rhamses-Sesostris. Dieser ägyptische König — im 16. Jahrhundert v. Chr. — war der Dränger der Hebräer unmittelbar vor Mosis Zeit; sein Obelisk hatte demnach den Sturz eines Weltreiches überlebt, bevor er — unter Augustus — nach Rom gebracht wurde. Dann sank das Römerreich um ihn herum zusammen.

Vom Brunnen-Obelisken zur Stadt gewendet, sieht man in die ganze Länge von drei Straßen, welche, fortgesetzt, in der Mitte des Popolo-Platzes zusammenlaufen würden. Wo sie durch die Peripherie des Platzes abgeschnitten werden, erheben sich, dem letztern ihre symmetrischen Fronten zukehrend, zwei Kirchen; sie tragen das Gepräge ihrer Erbauungszeit, des 17. Jahrhunderts. Die drei von dem Platze ausstrahlenden Straßen hat man nicht unpassend verglichen mit drei Gitterstäben eines Fächers, dessen Griff dann die von den Ankommenden eben passierte, von der milvischen Brücke bis zum Stadtthor sich hinziehende Chaussee bilden würde. Die drei Straßen sind die Hauptstraßen der Stadt; sie reichen mit ihren Verlängerungen bis etwa in die Hälfte des von der alten aurelianischen Mauer eingeschlossenen Stadtgebietes. Links nach Südosten wendet sich dem Pincio entlang die Babuina bis zur Kirche Maria Maggiore, rechts nach Südwesten die Ripetta bis zum Ghetto, nahe am Flußufer; die mittlere, der volle 5000 Fuß, also fast eine halbe Stunde lange Korso, bis zu dem Fuße des Kapitolhügels. Zwischen diesen drei Endpunkten dehnt sich ein Labyrinth winkliger Straßen aus, wie man in schlechtgebauten Landstädten sie findet. Dies ist das Revier der kleinen Leute; es bildet so ziemlich die Grenzscheide zwischen dem heute bewohnten Rom und dem, wie gesagt, fast doppelt so großen verlassenen Stadtteile im Süden und Südosten, wo das Auge zwischen den höheren und den niederen Einfriedigungen weitere Strecken von Gemüsefeldern und Vignen nur hier und dort auf eine Ruine, ein einsames Kloster, eine verlassene Kirche trifft.

Von allen erhöhten Standpunkten zur Orientierung auf dem Terrain der Stadt ist der Turm des Kapitols am zweckmäßigsten, weil von ihm das Auge am gleichmäßigsten weit nach allen Seiten reicht; wir befinden uns dort so ziemlich in der Mitte der etwa drei Meilen langen Peripherie der Stadtmauer. Ehe wir uns diese Überschau verschaffen und, um zu dem Kapitol zu gelangen, den Korso durchwandern, wollen wir einen Blick werfen links hinauf nach dem Monte Pincio, dessen Hügelplatte den Hauptspaziergang der Römer bildet. Die Auffahrt vom Popolo-Platze, sowie die architektonisch dekorierte Vorderseite ist reich umkleidet von Pinien und Cypressen. Gelegen unmittelbar über den Quartieren des hauptsächlich von den Fremden bewohnten vornehmsten Stadtteils — dem Korso, der Via Condotti, der Via Babuina und der Piazza di Spagna samt deren Umgebung —, bietet der Pincio Scenerieen völlig südlicher Naturkraft, eine wahre Prachtschau von Baum- und Pflanzenwuchs. Da stehen Cedern von stattlicher Höhe, da laden zum Sitzen Bänke unter rotblühenden Oleanderbäumen, unter Dattel- und Fächerpalmen. Da sind die Kaktus- und Agavenhügel, Magnolienwäldchen, und die Yucca senkt ihre

große weiße Blütenglockentraube aus dem Busch von schwertscharfen Blättern. Der Fontaine-Teich in der Mitte tränkt mit einem ewig fließenden Schlauch die Rasen- und Blumenfelder und erhält sie frisch durch alle Dürre des Sommers. Im Grün der Lorbeerbüsche stehen Büsten der berühmten Italiener aller Zeiten zurück bis fast zur Gründung der Stadt.

Der Korso war eine schnurgerade Hauptstraße schon in altrömischer Zeit und führte durch einen Triumphbogen Mark Aurels. Diesen Bogen ließ Papst Alexander VII. (1655—1667) abbrechen, damit er dem Pferderennen nicht hinderlich sei. Dieses Pferderennen im Karneval ist eine edle Schau: Pferde ohne Reiter, nur vom Zurufe der aus Menschen gebildeten Gasse durch den ganzen eine halbe Stunde langen Korso gejagt und vorüberstürmend, daß das Auge kaum die Formen des Renners zu erfassen vermag. Jetzt also ruht der Korso tief zwischen hohen Häusern, die selbst im Sommer einige Schattenkühle sichern. Mit einem Schritte ist man ohnehin im Garten oder Hofe bei springenden Wassern und unter duftenden Orangenbäumen; die den Korso säumenden Paläste sind nämlich teilweise Kaffeehäuser. Reiche Läden und Magazine mit Bronze- und Marmorwaren, Photographieen, Mosaiken, Muschelkameen und stilvollen Goldschmucksachen nehmen die Erdgeschosse fast aller Gebäude ein; zwischen letztern liegen in gleicher Linie zahlreiche Kirchen, öffnen sich einzelne Plätze, mitunter sehr ansehnliche.

Wir stehen jetzt vor dem mäßigen Hügel des Kapitols, so ziemlich in der Mitte des weiten von Mauern umschlossenen Stadtraums. Eine breite Treppe führt hinauf auf den kleinen Platz, der rechts und links und nach jenseits von drei Renaissance-Palästen — zum Teil, gleichwie die erstiegene Prunktreppe, von Michel Angelo erbaut — eingeschlossen wird. Mitten auf dem Platze steht die antike, eherne Reiterfigur des Kaisers Mark Aurel. Über dem mittlern der drei Paläste, über demjenigen, der die Aussicht nach dem jenseitigen Abhang, wo das Forum liegt, verschließt, erhebt sich der schlanke, offene Kapitolturm. Ihn ersteigen wir und treten hinaus auf die enge, das vierseitige Turmdach umgebende Galerie, so daß wir mit der Hand fast hinanreichen können an die das Dach krönende weiße Marmorstatue, die Roma mit dem Kreuze. Jetzt haben wir Rom unter uns, eingefaßt von den weiten Zügen einer ungefähr drei deutsche Meilen langen Stadtmauer, deren Zinnen da und dort zum Vorschein kommen; südwärts und ostwärts die Stadt der großen Trümmer und des Grüns, mit einzelnen Klöstern und Villen besetzt; darüber weg Campagna und Gebirg; nordwärts und westwärts die Stadt der Kuppeln und Paläste, die heutige Stadt bis zum gelben Tiber. Auf dem jenseitigen Ufer liegen Engelsburg und St. Peter mit einem

am Flusse von Nord nach Süd sich hinziehenden Stadtteil. Die ganze Ebene vom Kapitol nördlich bis zur Brücke der Engelsburg, jetzt der dicht gedrängteste Stadtteil, war vor alters nicht eingenommen von den Quartieren der Bevölkerung, sondern eine Stadt von Tempeln und Säulenhallen, Theatern, Cirkus-Anlagen, Bädern und großartigen Grabdenkmalen — es war das alte Marsfeld.

Der Turm, auf den wir uns gestellt haben, erhebt sich über dem sogenannten Senatoren-Palast, und dieser, die Scheide zwischen der heutigen Stadt und dem Forum, ruht auf dem alten Tabularium, dem Reichsarchiv von Alt-Rom. An diesen alten eingemauerten Resten streben die Säulen empor, die von den einstmals angelehnten Tempeln übriggeblieben sind, oder ragen weiterhin rechts und links aus den ummauerten Löchern, die man um sie ausgegraben hat. Dort stehen deren acht, da drei, drüben eine einzelne, hier wieder drei zusammen, welche noch ein Stück Steingebälk tragen und Gesims. Zwanzig, dreißig Fuß tief lagert der Schutt auf dem alten Forumboden; über die aufgedeckten Stellen muß die Fahrstraße, die vom Kapitol hinabführt, auf Brückenbogen hinwegsetzen. An den bei diesen Ausgrabungen im Durchschnitt bloßgelegten geschwärzten Erdschichten kann man die Geschichte Roms rückwärts lesen. Die erste Zerstörung war der ungeheure Brand, mit dem die Gallierhorden unter Brennus das Rom der Königszeit dem Erdboden gleich machten. 450 Jahre später legte der neuntägige Neronische Brand zwei Drittel der Stadt in Schutt; und die Stadt zählte damals, die Sklaven eingeschlossen, an zwei Millionen Menschen in ihren Mauern. Es folgten die Feuersbrünste unter Titus und Commodus. Im elften Jahrhundert kam die Zerstörung der Normannen; seit ihr ist der südliche Stadtteil auf und um den Cälius und Aventinus nicht mehr bewohnt. Nach dieser Zerstörung folgten Zeiten, in welchen Rom, durch Seuchen und Not entvölkert, in Betracht seiner Ausdehnung fast verödet genannt werden konnte. Die verheerenden Baronalfehden des 13. und 14. Jahrhunderts waren nicht dazu angethan, die Schäden zu heilen. Infolge aller dieser Verwüstungen hat sich in Rom eine neue Erdoberfläche gebildet. Wenn der Boden der alten Stadt durchweg über 15 Fuß sich erhöht hatte, so mache man sich einen Begriff von dem Forum, welches seit Ende des 14. Jahrhunderts als Ablagerungsplatz für Schutt und Scherben diente, bis Raphael den Plan faßte, durch eine regelrechte Ausgrabung der erhaltenen Reste alter Baukunst wenigstens „einen Schatten des alten Roms" ans Licht zu stellen.

Heben wir den Blick aus der Tiefe und lassen wir ihn schweifen über die hervorragenden Punkte in dem Trümmerfeld Roms. Dort in der Ferne die gewaltigen Ruinenmassen der diokletianischen Thermen; weiter nach rechts Santa Maria Maggiore und an der Stadtmauer

Johannes Laterano; im Mittelgrunde das Kolosseum und die Titus-Thermen; ganz rechts die Höhenplatte des Palatin mit schwachen Überbleibseln der Kaiserpaläste; darüber fern hinaus die Via Appia; vorn das Riesenkastell der Caracalla-Bäder, und zwischen der Appia und dem Tiber außerhalb der Mauern die große vereinsamte Basilika des Paulus-Grabes. Vor uns, jenseits vom Palatin, auf dessen ganzer Südseite, der Cirkus Maximus, jetzt eine grüne bebaute Tiefe, von einem schilfbewachsenen trüben Bach durchschlichen. Die Sitzreihen und Säulenhallen, die zu beiden Seiten sich übereinander türmten, das Werk von Jahrhunderten, sind verschwunden; der Cirkus Maximus ist stille geworden, wie alle die großen Hügel auf dieser Seite, Palatin, Aventin, Cälius, verlassen sind. Das Menschentreiben ist wie eine Weingeistflamme, die an ihrem Dochte nur so lange spielt, als er noch Nahrung bietet, dann aber hinweghüpft, um anderswo weiterzuflackern.

Ja freilich, Rom ist eine Stadt wie andere Städte — und dennoch scheint es mit der zauberhaften Eigenschaft begabt zu sein, die Sehnsucht im Menschen zu erwecken: hier zu leben und zu sterben. Tief an dem Tiber liegt die Stadt in der Mitte einer gewellten Ebene, ringsum von milden Gebirgen umgeben. Nur nach Westen hin fallen letztere ab, dem Meere zu, dessen schöne sonnige Küste nach dieser Seite hin die Grenze bildet. Niemand wird die zartgezogenen Linien dieser Gebirge vergessen, der von der Höhe des Kapitols jemals zu ihnen hinübersah. „Wie die Schriftzüge einer geliebten Hand bleibt uns das im Gedächtnis," sagt Hermann Grimm. „Es ist, als hätten die durch Jahrtausende sich anhäufenden Thaten, die in Rom vorbereitet und ausgefochten wurden, eine Art geistiger Atmosphäre dort geschaffen, von der man sich umnebelt und festgehalten fühlt, als sei das Echo der Schritte all der Männer, die hier gingen, in den Wolken hängen geblieben und umtöne uns leise unaufhörlich."

Die Sonne neigt sich zum Untergange; die fernen Pinien der Villa Pamfili drüben auf dem Janiculusrücken, jenseits des Tiber, schweben bereits auf goldenem Grunde. Welch ein Anblick! welch ein Wechsel von Farben rings um uns her! Der entfernte Soracte hebt sich blau ab von dem leuchtenden Goldgrün des Himmels. Die hintereinander vorrückenden Mauerschalen des nahen Kolosseums glühen rot, rot die fernen phantastischen Statuenzinnen des Lateran; violett der Cypressenwald, der die Stätte des Claudius-Tempels auf dem Cälius bezeichnet, und dahinter in allen Farben spielend das Gebirge mit seinen lichten Ortschaften.

Fridolin Hoffmann.

Weihnachtsfest.

Der Winter ist gekommen
Und hat hinweggenommen
Der Erde grünes Kleid;
Schnee liegt auf Blütenkeimen,
Kein Blatt ist an den Bäumen,
Erstarrt die Flüsse weit und breit.

Da schallen plötzlich Klänge
Und frohe Festgesänge
Hell durch die Winternacht.
In Hütten und Palästen
Ist rings in grünen Ästen
Ein bunter Frühling aufgewacht.

Wie gern doch seh' ich glänzen
Mit all den reichen Kränzen
Den grünen Weihnachtsbaum,
Dazu der Kindlein Mienen,
Von Licht und Lust beschienen!
Wohl schön're Freude giebt es kaum.

Da denk' ich jener Stunde,
Als in des Feldes Runde
Die Hirten sind erwacht,
Geweckt vom Glanzgefunkel,
Das durch der Bäume Dunkel
Ein Engel mit herabgebracht.

Und wie sie da nach oben
Den Blick erschrocken hoben
Und sah'n die Engel steh'n,
Da staunten sie wohl alle,
Wie wenn zum erstenmale
Die Kindlein einen Christbaum seh'n.

Doch, was ist all Entzücken
Der Kindlein, die erblicken,
Was ihnen ward beschert,
Gedenk' ich, wie die Kunde
Des Heils von Engelsmunde
Die frommen Hirten angehört!

Und rings ob allen Bäumen
Sang in den Himmelsräumen
Der frohen Engel Schar:
„Gott in der Höh' soll werden
Der Ruhm, und Fried' auf Erden
Und Wohlgefallen immerdar!" —

Drum pflanzet grüne Äste
Und schmücket sie aufs beste
Mit frommer Liebe Hand,
Daß sie ein Abbild werden
Der Liebe, die zur Erden
Solch großes Heil uns hat gesandt.

Ja, laßt die Glocken klingen,
Daß, wie der Englein Singen,
Sie rufen laut und klar:
„Gott in der Höh' soll werden
Der Ruhm, und Fried' auf Erden
Und Wohlgefallen immerdar!"

Robert Reinick.

Ritterschlag.

Ein Schlag mit der Hand oder späterhin mit der flachen Klinge des Schwertes auf Hals oder Achsel begleitete die ritterliche Wehrhaftmachung eines Knappen: daher denn das Wort Ritterschlag, der in neuerer Zeit übliche Name dieser Wehrhaftmachung; im Mittelalter selbst sagte man Schwertleite, weil eigentlich nun erst der Jüngling das Schwert zu leiten, d. h. zu führen begann. Die Überreichung und Anlegung der Waffen und der Sporen und der Schlag an den Hals, das waren die Dinge, die an dem neuen Ritter geschahen: er selbst that aber auch bei der Feierlichkeit das Seinige, und was er that, das gab derselben ihre religiöse Bedeutung und drückte den höhern heiligen Sinn aus, in welchem die Zeit das ganze Rittertum verstand. Abends vor der Schwertleite (in Frankreich wenigstens und in England war das so gebräuchlich) reinigten sie ihren Leib durch ein Bad und das Gewissen durch Beichtung ihrer Sünden; die Nacht sodann verwachten sie betend in einer Kirche; endlich unmittelbar vor jenem sinnbildlichen Schlage legten sie knieend das Gelübde ihres neuen Standes ab: dieser letzte und Hauptteil aber der ganzen Handlung pflegte auch in einer Kirche vor sich zu gehen, so daß sich unmittelbar und noch an dem gleichen Ort eine feierlich gelesene Messe damit verbinden ließ. Den Inhalt dieses Gelübdes und noch manch anderen zu dem Bild einer Schwertleite gehörigen Zug lernen wir am besten aus der Darstellung kennen, die uns ein alter lateinisch schreibender Chronist von der Schwertleite des eben zum deutschen König gewählten Grafen Wilhelm von Holland giebt; die Feierlichkeit fand zu Köln im Jahre 1247 statt, als Wilhelm gerade zwanzig Jahre zählte. „Weil dieser Jüngling zur Zeit seiner Wahl noch Knappe war, so ward mit Eile alles Nötige vorbereitet, damit er nach dem Brauch der christlichen Kaiser Ritter würde, bevor er zu Aachen die Königskrone empfinge. Und nachdem die Vorbereitungen alle vollendet, ward in der Kirche nach Verlesung des Evangeliums der Messe der vorbenannte Knappe Wilhelm von dem Könige von Böhmen vor den Kardinal (Petrus Capucius, Gesandten Papst Innocenz' IV.) geführt, wobei der König also sprach: ‚Euren Hochwürden, holdseliger Vater, stellen wir diesen gewählten Knappen vor, demütigst bittend, Eure Väterlichkeit wolle sein Gelübde empfangen, auf daß er würdiglich in unsere ritterliche Genossenschaft könne aufgenom-

men werden.‘ Der Herr Kardinal aber, der in priesterlichem Schmucke dastand, sprach zu dem Knappen mit Bezug auf die einzelnen Laute des Wortes miles, d. i. Ritter: ‚Ein jeglicher, der Ritter sein will, muß großherzig, edel, überfließend, ausgezeichnet und wacker sein (magnanimus, ingenuus, largifluus, egregius, strenuus: die Anfangslaute sind die fünf Buchstaben des Wortes miles), und zwar großherzig in Widerwärtigkeit, edel an Geschlecht, überfließend von Ehre, ausgezeichnet durch Höflichkeit und wacker in männlicher Tugend. Aber bevor du das Gelübde ablegst, vernimm mit reiflicher Überlegung das Gebot der Regel. Das also ist die Regel des Ritterstandes: zuvörderst mit demütiger Andacht des Leidens Christi täglich eine Messe zu hören, für den Glauben kühnlich das Leben einzusetzen, die heilige Kirche und deren Diener von allen, die ihr Gewallt anthun, zu befreien, Witwen und Waisen in ihrer Not zu schützen, ungerechte Kriege zu vermeiden, unrechten Sold auszuschlagen, für die Rettung jegliches Unschuldigen einen Zweikampf einzugehen, Turniere nur der ritterlichen Übung wegen zu besuchen, dem römischen Kaiser in weltlichen Dingen ehrfurchtsvoll zu gehorchen, das Reichsgut unangetastet in seinem Bestand zu lassen, die Lehen des Reichs nicht zu entfremden und vor Gott und Menschen unsträflich in dieser Welt zu wandeln. Wenn du diese Gebote der ritterlichen Regel demütig bewahrest und deines Teils mit Eifer erfüllest, so sei gewiß, daß du zeitliche Ehre hier auf Erden und nach diesem Leben die ewige Ruhe im Himmel erwerben wirst.‘ Hierauf legte der Herr Kardinal die Hände des Knappen gefaltet auf das Meßbuch über das gelesene Evangelium und sprach: ‚Willst du also die Ritterwürde im Namen Gottes demütig empfangen und die Regel, welche dir Wort für Wort vorgelegt worden, nach Kräften halten?‘ Der Knappe antwortete: ‚Ja.‘ Sofort übergab der Herr Kardinal dem Knappen nachstehendes Gelöbnis, und der Knappe las dasselbe vor allen ab, also: ‚Ich, Wilhelm, Graf von Holland, des heiligen Reiches freier Lehensmann, gelobe eidlich die Beobachtung der ritterlichen Regel, im Beisein des Herrn Peter, Kardinaldiakons und Legaten des Apostolischen Stuhles, bei dem heiligen Evangelium, das ich mit der Hand berühre.‘ Nachdem dieses also gesprochen worden, schlug der König von Böhmen den neuen Ritter an den Hals und sprach: ‚Zur Ehre des allmächtigen Gottes ordne ich dich zum Ritter und nehme dich mit Glückwunsch in unsere Genossenschaft auf: aber gedenke, wie der Heiland der Welt vor Hannas, dem Hohenpriester, für dich geschlagen und vor Pilatus ist verspottet und gegeißelt und mit Dornen gekrönt worden, vor dem Könige Herodes mit einem Mantel bekleidet und verhöhnt und vor allem Volke nackt und wund gekreuzigt; an dessen Schmach zu denken ich dich bitte, dessen Kreuz auf dich zu nehmen ich dir

rate, dessen Tot zu rächen ich dich ermahne.' Nachdem so alles feierlich vollzogen und auch die Messe gelesen war, rannte der neue Ritter unter dem Schall der Posaunen und Pauken und Trompeten dreimal im Lanzenspiel gegen den Sohn des Königs von Böhmen und machte darauf mit blinkenden Schwertern einen Turnierkampf, und mit großem Aufwande feierte er drei Tage lang ein Hoffest."

Soweit der Chronist. Es schloß sich also an die kirchliche Feier des Ritterschlags noch eine mehrtägige Reihe von Festlichkeiten an; auch sonst, wo ein Knappe von so hoher Geburt war, beging man so die Schwertleite auf das herrlichste oder verlegte dieselbe geflissentlich auf einen Tag, der für sich schon eine hochfestliche Bedeutung hatte. Und oft ward der Glanz und die freudige Bewegung dadurch noch gesteigert, daß zugleich mit einem Fürstensohn eine große Anzahl anderer Jünglinge das Schwert empfing, die vielleicht seine Verwandten oder als die Gespielen seiner Knaben- und Knappenzeit mit ihm erwachsen und erzogen waren.

Wilhelm Wackernagel.

St. Mathildis.

Im Kranze edler, hoher Frauen,
Die noch mit Duft so zart und mild
Erfüllen rings die deutschen Gauen,
Glänzt hold die Kaiserin Mathild'.
Ihr edles Herz war eine Quelle,
Wo jede Sorge Heilung fand;
Auf ihres Hauses weiter Schwelle
Da war der Armut Heimatland.

Als in des Todes ew'gen Schlummer
Ihr Gatte sank, ins stille Grab,
Da legte sie in herbem Kummer
Den eitlen Glanz der Krone ab.
Es starben alle Freudentöne
In diesem hohen, ew'gen Schmerz,
Und nur die lieben, teuren Söhne
Erquickten noch ihr müdes Herz.

Doch ach, für ihre Muttergüte
Ward ihr ein bittrer, herber Lohn,
Denn voll des Neides im Gemüte
War Heinrich, ihr geliebter Sohn.
Ein jeder Greis, gebückt am Stabe,
Erregte seine Zornesglut,
Und jede milde Armengabe
Schien ihm ein Raub an seinem Gut.

Da trat in heuchlerischem Kummer
Er vor des edlen Bruders Thron,
Der seit des Vaters Todesschlummer
Dort herrschend saß, als erster Sohn.

Der Mutter segenreiches Schalten,
Das zog er klagend in den Staub,
Verschwendung nannte er ihr Walten,
Und ihren Geist der Schwäche Raub.

In arg bethörtem Herz und Sinne
Nahm Otto seiner Mutter Gut,
Daß es im Wohlthun nicht zerrinne,
In seine mächt'ge Kaiserhut.
Von allen ihren reichen Schätzen
Nicht einer ihr zu eigen blieb;
Umstrickt von seines Bruders Netzen,
Vergalt er so der Mutter Lieb'.

Da zog mit bittern, heißen Thränen
Die hohe, fromme Kaiserin
Und unter tiefem Himmelssehnen
In ferne fremde Lande hin.
In eines Klosters stiller Zelle
Begraben wollte sie ihr Herz,
Und in der reichen Thränenquelle
Ertränken ihren Mutterschmerz.

Als diese trauervolle Kunde
Nun zu des Kaisers Ohre drang,
Da riß im Herzen eine Wunde
Der Reueschmerz so herb und bang.
Des Sohnes kindlich warme Liebe
In heißen Thränen überquoll;
Und edler wurden seine Triebe,
Und reicher ward sein Dankeszoll.

Beim ersten frühen Morgenrote
Zog durch das weite, deutsche Land
Mit Sturmeseilen nun sein Bote,
Bis er die hohe Fürstin fand.
Und wie sie ihres Sohnes Bangen
Und seine tiefe Reue las,
Da wurden ihre bleichen Wangen
Gerötet und in Freude naß.

Vergessen waren alle Thränen
Im neuen, reichen Mutterglück,
Und mit der Liebe heißem Sehnen
Kehrt sie ins Heimatland zurück.
Da jauchzen alle Herzen wieder
In hoher Wonne, Glück und Preis,
Und tausend Dank- und Segenslieder
Erschallen in dem weiten Kreis.

Als Otto mit gesenkten Blicken
Vor ihr auf seinen Knieen lag,
Da nannte sie in Hochentzücken
Dies ihres Lebens schönsten Tag.

Sie hielt ihn lange fest umfangen
Im liebereichen Mutterkuß,
Und netzte seine schönen Wangen
In ihrer Thränen Segensfluß.

Isabella Braun.

Mosaik.

Mosaik, vielleicht von ähnlichen Arbeiten in den Musengrotten so benannt, ist Malerei mittels kleiner farbiger Stückchen oder Stifte von Stein oder Glas. Schon im höchsten Altertume war diese Kunst im Oriente, zumal auch bei den Juden, bekannt und geübt. Aus dem Oriente verbreitete sie sich nach Ägypten und Griechenland, und glaublich unter Sulla nach Rom. Sie war jedoch zunächst nur gebraucht zum Schmucke von Fußböden in Tempeln und Privatwohnungen. Zur Darstellung von eigentlichen Wandgemälden wurde sie erst in der christlichen Zeit, besonders seit dem vierten Jahrhunderte, angewendet.

Die christliche Kunst benutzte diese Art der Malerei vornehmlich wegen ihrer Gediegenheit und unzerstörbaren Dauerhaftigkeit, Eigenschaften, die bei bildlicher Wiedergabe der ewigen christlichen Wahrheiten besonders in Anschlag kommen mußten; und die zahlreichen noch heute erhaltenen Mosaiken in den verschiedensten Orten des Morgen- und Abendlandes, besonders in Rom, Ravenna und Konstantinopel, zeugen für die Bevorzugung und die große Liebe, mit der diese Kunst in der Kirche gepflegt wurde. Die Absiden[1] leuchteten in Gold und heiligem Bildwerke aus Mosaik, und selbst die Hochwände der Kirchen waren mit solchen Gemälden der herrlichsten Art bekleidet. Die Glanzperiode der Mosaikmalerei war die Zeit vom vierten Jahrhundert bis zum Ende des sechsten; doch wurde sie noch bis ins zehnte und elfte Jahrhundert herab allgemein geübt, und zwar vorzugsweise in Italien und bei den Griechen; ja noch im Jahre 1185 wurden gerade jene umfangreichen und formschönen, dabei ganz an die Tradition dieser Kunst sich anschließenden Mosaiken in der Palastkapelle zu Palermo ausgeführt. Die älteren Mosaiken zeigen einen höchst ernsten und würdigen Charakter, und bestimmen auf lange Zeit für die gesamte bildende Kunst, besonders auch für die Wand- und Miniaturmalerei, den überall wiederkehrenden, eigentümlichen, kirchlichen Typus. Erst mit dem vierzehnten Jahrhundert erhielt auch die Mosaikmalerei eine größere Freiheit der Gestaltung, bis man zuletzt dieselbe geradezu unter die Anforderungen der gewöhnlichen Malerei stellte und zur Kopierung ihrer Leistungen benützte, dadurch aber auch sie ihres monumentalen Charakters entkleidete.

[1] Überwölbte halbrunde Altarnischen.

Was die Technik betrifft, so stellte man vorerst mit aller Sorgfalt den Untergrund und darüber eine feinere Stucco- oder kittartige Mörtellage her; in diese drückte man nach einem darauf angegebenen oder auch nur vorliegenden Bildmuster die Marmor- oder Glasstückchen ein; alsdann wurde die Oberfläche geebnet und endlich geschliffen. Es gab drei Arten von Mosaik: die große, womit die Alten ihre Pflaster bildeten, und in den Kirchen jene schönen mit geometrischen Formen und Arabesken und symbolischen Figuren geschmückten Fußböden; dann die mittlere, aus kleinen, feingespalteten Stückchen farbigen Marmors, wovon Bilder ausgeführt wurden, die mehr auf den Anblick aus größerer Ferne berechnet waren; endlich die kleine, wozu man nur die kleinstzerschnittenen Steinchen oder statt dieser auch Würfelchen und Stifte des billiger zu beschaffenden farbigen und mit Goldplättchen belegten Glases oder auch beide verwendete, und in wurmartig sich schlingenden Linien einsetzte.

Während diese für die Zier der Kirchen so bedeutsame Kunstübung allenthalben fast gänzlich untergegangen, erhielt sie sich in Rom bis in die neueste Zeit in Blüthe. Bekanntlich wurden die großen und prachtvollen Medaillons der 264 Päpste, welche jetzt die Wände von St. Paul schmücken, durch die Fabrik des Vatikans in Mosaik hergestellt. Neben Rom ist es besonders Florenz, das jetzt die Mosaikmalerei in größerem Maßstabe pflegt. Man unterscheidet danach auch zwei Arten: die florentinische, bei welcher zunächst nur Steinchen, auch kostbarerer Gattung, und die römische, bei welcher vorzüglich gefärbte Glasflüsse in Gebrauch kommen.

Georg Jakob.

Verdamme nicht.

Verdamme nicht, o schwacher Mensch; zum Richter
Des eignen Bruders bist nicht du bestellt;
Die Hand reich lieber der gefall'nen Seele,
Fühlst du dich selbst so stark, ihr beizusteh'n.
Heb nicht den Stein auf, du, der selbst gefährdet,
In jedem Augenblick der Sünde zu verfallen.
O daß sie doch der Liebe nie vergäßen,
Die „Frommen" alle, die den Herrn bekennen,
Der einst am Kreuze sterbend hat vergeben
Den Feinden selbst, die ihn ans Kreuz geschlagen.
Ihr aber, andrer Schwächen lieblos richtend,
Seid Sünder selber in Unduldsamkeit;
Ihr tretet in den Tempel, Pharisäer,
Stolz heuchlerischen Sinnes Gott zu danken,
Daß ihr nicht wie verpönte Zöllner betet.
O richtet nicht, seht ihr der andern Unrecht!
Ihr kennet nicht des Falls geheimen Anlaß,
Aus dem der schwarze Faden sich gesponnen;
Ihr kennt die Kette nicht, an der sich Glied
An Glied gereiht, den Sünder zu umschlingen;

Vermöget nicht zu schau'n in Herzenstiefen,
In die nur Gott blickt, er, der milde Richter.
Verdammet nicht, auf daß nicht selbst verdammt
Ihr werdet, wenn der Ewige Gericht hält.

Franz Graf Pocci.

Der heilige Maximus († 484).

Wenn man ein junges Bäumchen im Frühling ganz voll Blüten sieht oder voll Früchten im Spätjahr, so erweckt der Anblick inniges Wohlgefallen, ja selbst Rührung. Ein solches Bäumchen ist das Sinnbild einer jungen Menschenseele, welche schon reichlich blüht und Früchte trägt, die Früchte der Tugenden und gottseligen Thaten. Diesen schönen Anblick können sich aber Eltern und überhaupt Erwachsene, die mit Kindern umgehen, recht wohl verschaffen, sie dürfen nur den Kindern das Licht der Belehrung und die Wärme des guten Beispiels stetig und in rechtem Maße zukommen lassen. Wie Großes und Herrliches auf diese Weise schon in der Christenseele eines Kindes gedeihen kann, magst du in der Legende des heiligen Maximus nun sehen. Sie ist aufgeschrieben von dem Bischof Viktor, der zu jener Zeit in Afrika gelebt hat.

Schon sieben Jahre regierte der grausame und gottlose König Hunnerich, als der Feind von Anbeginn, die alte Schlange, sich eines gewissen Cyrila, Bischofs der Arianer, bediente, um den blutdürstigen König aufzuhetzen, als könne er nicht ruhig auf lange Jahre hin regieren, wenn er nicht die Katholiken ausrotte. Dafür erreichte aber auch Gottes Strafgericht den König, indem er bald darauf von Fäulnis und Würmern zerfressen des schändlichsten Todes starb.

Zuerst fing er damit an, daß er die ungeheuer große Menge Katholiken, welche in der afrikanischen Provinz lebten, nötigen wollte, sich noch einmal taufen zu lassen, nämlich mit der arianischen Ketzertaufe, was ein vollständiger Abfall von der katholischen Kirche gewesen wäre. Um diese Absicht, alles zum Abfall zu bringen, zu erreichen, erließ er verschiedene Verordnungen. Durch eine derselben wurden alle Priester verbannt in weit entlegene Gegenden. Er ließ ihnen zur Nahrung nichts geben als eine Art Haber, der sonst nur für Zugtiere verwendet wurde, und zwar ungeschroten in den Hülsen. Aber da seine Wut immer noch zunahm, so befahl er, auch selbst diese Nahrung ihnen noch zu entziehen. Bald darauf ließ er alle katholischen Kirchen verschließen und große Felsstücke vor die Thüren wälzen. Die Klöster wurden den Heiden geschenkt, desgleichen die Inwohner der Klöster, indem man sie zu Sklaven machte.

Überall war Jammergeschrei, überall nichts als Thränen, aber auch überall feste, volle Entschlossenheit, für Christus zu sterben. Zwar fand sich zuweilen ein Rabe, welcher die Arche der katholischen Kirche verließ

und sich selbst zum ewigen Verderben zu dem Totenaas locken ließ: allein zur Ehre der heiligen Dreifaltigkeit war die Zahl der glückseligen Tauben viel größer. Wie viele edle treffliche Männer, welche einen hohen Rang besaßen, vertauschten die Erde mit dem Himmel und opferten Hab und Gut samt dem Leben! Wie viele zarte Frauen vom vornehmsten Stande ließen sich vor allem Volk mit Ruten schlagen und verschiedenen Martern peinigen und haben standhaft den Sieg errungen! Wie viele Kinder selbst haben öffentlich die königliche Verordnung verachtet und haben sich geweigert, den breiten Weg der Welt zu gehen!

Damals wurden auch sieben Brüder ergriffen, die beisammen in einem Kloster wohnten und sich alle dem geistlichen Stande widmen wollten. Ihre Namen sind: Bonifacius, Servus, Rustikus, Liberatus, Rogatus, Septimus und Maximus. Sie wurden in die Stadt Karthago vor den Richter geführt. Dieser wollte sie zuerst durch Schmeicheleien verlocken, versprach ihnen Ehrenämter, Reichtum, Lustbarkeiten, des Königs Gunst und noch vieles andere, womit der Teufel gewöhnlich schwache Seelen bethört. Aber die Kämpfer Christi wiesen das alles wie Gift und Pest von sich und riefen mit einem Munde: „Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe! An uns soll, so Gott will, nicht wiederholt werden, was nach der Vorschrift des heiligen Evangeliums nur einmal gegeben werden darf; wer einmal durch die Taufe gewaschen ist, hat nicht nötig, noch einmal gewaschen zu werden, indem er ganz rein ist. Macht, was ihr wollt; quälet unsere Leiber. Es ist besser, ein wenig zeitliche Marter zu dulden, als einmal ewige Strafen auszustehen. Behaltet, was ihr versprechet, ihr werdet selbst mit euren Schätzen bald zu Grunde gehen; wir lassen uns das nicht rauben, was der dreieinige Gott uns in der Taufe verliehen hat."

Indem sie von oben zu solcher Standhaftigkeit gestärkt wurden, gab der Richter den Befehl, sie in den Kerker zu werfen, und zwar wurden sie, mit schweren Ketten beladen, in ganz finstere Löcher gesperrt. Viele vom Volk in Karthago aber hielten fest am wahren Glauben und verschafften sich durch Geschenke von den Gefängniswärtern die Erlaubnis, Tag und Nacht die sieben Brüder zu besuchen, und wurden von ihnen durch Belehrung und Kraft des Glaubens so gestärkt, daß sie auch von Herzen wünschten, für den Namen Christi solches zu leiden.

Dieses kam aber zu den Ohren des Tyrannen; voll rasendem Zorn darüber entbrannt, befahl er, mit unerhörten Strafen sie zu belegen. Er machte die Anordnung, daß ein Schiff mit Bündeln trockenen Holzes angefüllt, die Gefangenen darauf gebunden und dann mitten auf dem Meer angezündet werde. Als die Gefangenen aus dem Kerker herausgeführt wurden, wie unschuldige Lämmer zur Schlachtbank, wurden sie von einer

Menge Katholiken begleitet, die ihre schweren Ketten gleichsam beneideten als den schönsten Schmuck.

Die Brüder gingen wohlgemut wie zu einem Gastmahl zu der Hinrichtung, und sangen auf der Straße dem Herrn: „Ehre sei Gott in der Höhe, und auf Erden Friede den Menschen eines guten Willens. Erwünscht ist uns dieser Tag und freudenvoller als ein Fest. Sieh, nun ist die angenehme Zeit, sieh, nun der Tag des Heils, wo wir für den Glauben an unsern Herrn und Gott den angedrohten Tod erleiden.“ — Aber auch dem Volk riefen sie zu: „Fürchtet euch nicht, ihr Auserwählten, und schrecket nicht zurück vor den Drohungen und gegenwärtigen Verfolgungen; sondern lasset uns miteinander für Christus sterben, wie er auch für uns gestorben ist und uns erlöst hat um den Preis seines heilbringenden Blutes.“

Doch einen unter ihnen, der noch ein Kind schien, Maximus, suchten die Richter mit dem größten Eifer von den andern Brüdern und ihrer Genossenschaft abzusondern; sie sprachen: „Liebes Kind, was laufst du in den Tod? Laß diese, sie sind verrückt, und höre unsern Rat, damit du dein Leben rettest und Zutritt bekommst in den Palast eines so großen Königs.“ — Da rief Maximus, an Alter zwar ein Knabe, an Vernunft aber reif wie ein Greis: „Niemand trenne mich von meinem heiligen Erzieher Liberatus und meinen andern Brüdern. Mit ihnen habe ich in der Furcht Gottes gewandelt, mit ihnen will ich auch die Marter leiden, mit ihnen hoffe ich die ewige Glorie zu finden. Glaubet nicht, daß ihr meine Jugendlichkeit verführen könnt; Gott hat gewollt, daß wir bei einander gelebt haben, er wird auch die Gnade verleihen, daß wir alle mit dem nämlichen Martyrtod gekrönt werden. Wenn ich ihn verleugnen würde, so würde er mich auch verleugnen, denn von ihm selbst ist der Ausspruch: Wer mich vor den Menschen verleugnen wird, den werde ich auch verleugnen vor meinem Vater, der im Himmel ist; und wer mich bekennen wird vor den Menschen, den werde ich auch bekennen vor meinem Vater, der im Himmel ist.“

Nach diesem vergeblichen Versuch wurden sie eilig auf das Schiff gebracht nach dem Befehl des ruchlosen Königs, und gebunden an Händen und Füßen auf den Holzstoß gelegt. Als er aber angezündet wurde, erlosch vor den Augen aller das Feuer auf übernatürliche Weise; und da man öfters mit brennbaren Stoffen das Feuer erneuerte, so erlosch es jedesmal wieder. Darüber wurde nun der Tyrann fürchterlich aufgebracht und befahl, man solle sie mit den Rudern totschlagen, so daß jedem wie einem Hund das Gehirn zerschmettert werde. Auf diese Weise übergaben sie dem Herrn ihren Geist und scheuten sich nicht, mit dem Holz getötet zu werden, da ja all ihre Hoffnung stets auf dem Holz (dem Kreuz) gegründet war.

Als die ehrwürdigen Leichname in das Meer geworfen wurden, so sanken sie nicht, sondern wurden sogleich vom Wasser ans Ufer getrieben, während sonst jeder tote Leib sinkt und erst nach einigen Tagen, wenn er in Fäulnis übergeht, vom Wasser wieder in die Höhe gehoben wird. Über dieses Wunder soll der Tyrann selber erschrocken sein, ohne jedoch sich zu bekehren. Das Volk aber, welches mit Freude solches bemerkte, übergab die Körper der heiligen Märtyrer ehrerbietig dem Begräbnis.

Alban Stolz.

Wallfahrtslied.

Den Berg hinan zum Gnadenbild,
Wo sel'ger Friede wohnt!
Wo in dem Kirchlein hehr und mild
Die heil'ge Jungfrau thront.

Ins Antlitz weht mir kühl und rein
Der Berge Morgenluft;
Und wonnetrunken atm' ich ein
Der Alpenblumen Duft.

Ich fühle mich so selig frei,
Den lieben Vöglein gleich:
Des Waldes Nacht, der Blütenmai
Macht mir das Herz so weich.

Und ist auch manchmal schroff und jäh
Der Pfad, der führt dahin;
Und ragt auf steiler Bergeshöh'
Das Ziel, nach dem wir zieh'n:

Nur fromm und froh emporgeschaut
Zum sonn'gen Giebel dort!
Erhörung jedem niedertaut
Vom heil'gen Gnadenort.

Das kurze Leben ist ja nur
Ein kleiner Wallfahrtsgang,
Jetzt führt sein Pfad die Blumenflur,
Den Abgrund jetzt entlang.

Und sind wir lebenssatt und müd
Am Ziele angelangt,
Verklingt des Lebens Wallfahrtslied,
Der Seele nimmer bangt.

Wir fühlen Lüfte kühl und rein
Dann uns entgegenweh'n,
Und zieh'n im Wallfahrtsorte ein,
Wo wir erhört uns seh'n.

Drum frisch hinan zum Gnadenbild.
Wo sel'ger Friede wohnt!
Wo in dem Kirchlein hehr und mild
Die heil'ge Jungfrau thront.

Die Veilchen, in dem Thal gepflückt,
Bringt sie ihr kindlich dar!
Mit Speick und Edelrauten schmückt
Des Gnadenbilds Altar!

Und auf die Kniee werft euch hin,
Legt weg den Pilgerstab!
Und fleht: O Himmelskönigin,
Schau hold auf uns herab!

Schau hold von deinem Gnadenthron,
Die du stets Jungfrau warst;
Und führ uns einst zu deinem Sohn,
Den du der Welt gebarst!

Cölestin Gschwari.

Dienet dem Herrn in Fröhlichkeit.

Wenn wir in den Himmel kommen wollen, müssen wir dafür sorgen, daß der Himmel zuerst in uns komme. — Je größer unsere Liebe, desto größer unser inneres Glück; je größer unsere Selbstlosigkeit, desto größer unser Reichtum. — Dienet dem Herrn in Fröhlichkeit, soll heißen: Freudigkeit. Nur Gott allein sieht das Herz, die Menschen sehen es nicht, und die Menschen wollen und müssen doch an uns etwas Erträgliches sehen, und Ungemütlichkeit, fromme Amtsmienen, finstere Gesichter gehören im Verkehr nicht zu den besonders erträglichen Dingen. Finstere Frömmigkeit ist gewiß nicht die rechte, schon deshalb nicht, weil sie, von andern Nachteilen abgesehen, so langweilig und geschmacklos ist. Nur den freudigen Geber hat Gott lieb, und wer in rechter Freudigkeit Gott dient, macht auch den Menschen gern Freude, und findet dann schon in sich den sichern Halt, daß er niemals in ungebührliche Lustigkeit ausarte, sondern den echten männlichen Ernst und die (vorzüglich dem Priester) notwendige Würde bewahre. Das Gefühl unserer Würde wächst in uns, je demütiger wir vor Gott uns fühlen, und der Demütige und aus Demut Vertrauensvolle kennt keine Unduldsamkeit, und sein Bedürfnis der Liebe kömmt den ihm im Leben Untergeordneten am meisten zu gut.

Franz Borg. Fleischmann.

Leben und Treiben der Ameisen.

Ein wahres Vergnügen gewährt es, diese emsigen Tiere allerwärts die Baumaterialien und Insekten jeglicher Art, die kleineren ganz, die größeren stückweise als Futter für ihre Kinder herbeischaffen zu sehen. Wie der geübteste Arbeiter kennen sie alle Kunstgriffe, und unbewußt, wie dieser, bringen sie die Gesetze der Mechanik meisterhaft in Anwendung, ihre Kraft dadurch vermehrend, die Ausdauer belebend. Was eine nicht vermag, vollbringen mehrere gemeinsam oder einander ablösend, bisweilen

auch ungeschickter und mit mehr Zeitaufwand; denn auch sie stimmen mit ihren Ansichten nicht immer überein. Musterhaft zeigt sich oft die Unermüdlichkeit ihrer Ausdauer, welche die Orientalen durch eine schöne Legende verherrlicht haben. Irgend ein Prinz, so erzählen sie, im Kriege mehrmals zurückgeschlagen, lag, beinahe verzweifelnd, in seinem Zelte. Eine Ameise lief an der Seitenwand in die Höhe. Er warf sie wiederholt herab, aber immer kletterte sie wieder hinauf. Neugierig, zu sehen, wie weit sie ihre Hartnäckigkeit treiben werde, warf er sie achtzig Mal herunter, ohne sie dadurch zu entmutigen. Er selbst war ermüdet, aber zugleich auch von Bewunderung erfüllt. Die Ameise hatte ihn überwunden. Da sagte er zu sich: „Ahmen wir ihr nach und auch wir werden siegen.“ Was der Prinz sah, können wir täglich erfahren, wenn wir uns nur die Zeit dazu nehmen wollen. Bei ihren Zufuhren kommen den Ameisen die breiten Straßen zu statten, welche sie anlegen und mit der Zeit ganz glatt treten; sie marschieren auch in ziemlich geordneten Reihen die Baumstämme empor, um Harz zu holen oder die Blattläuse zu melken. Auf den Zweigen beunruhigt, lassen sie sich fallen.

So roh auch das Äußere ihrer Hütten aussieht, im Einklange mit dem Materiale, aus welchem sie bestehen, so bewundernswürdig ist doch die Zweckmäßigkeit, die berechnete Anordnung im Innern derselben. Dieses besteht aus einer Unzahl von Gemächern verschiedener Größe, alle durch Gänge miteinander verbunden und in verschiedene Stockwerke verteilt, einige tief unten in der Erde, andere in der Kuppel des Gebäudes. Jene sind bestimmt zur Aufnahme der Jugend bei kaltem Wetter oder über Nacht, diese werden bei Tage gebraucht. Die aus dem Fundament entnommene Erde wird mit den schon genannten oder ungenannten Materialien gemischt und giebt dem luftigen Schlosse seinen Halt. Strahlenartig führen Gänge von dem Innern nach außen, die Thore der volkreichen Stadt sind durch aus und ein passierende Bewohner fortwährend belebt, für Fremde aber verschlossen durch die wachehaltenden „Stadtsoldaten“. Bei Regenwetter oder für die Nachtzeit pflegen sie ihre Thore ebenfalls zu verschließen.

Die Arbeiter, verschieden an Größe, teilen sich in zwei Rotten: die Lieferantinnen, welche das Nötige herbeischaffen, und die häuslichen Wärterinnen, welche die innern Familienangelegenheiten, besonders die Erziehung der Jugend und die Ernährung der stets drinnen verborgenen Männchen und Weibchen besorgen. Ihnen fällt eine ungeheure, unablässige Beschäftigung zu, wenn man nach den fortwährenden Bewegungen um die Wiege urteilt. Fällt ein Regentropfen, scheint ein Sonnenstrahl, so giebt es einen allgemeinen Aufstand, eine Umbettung aller Kinder, und das mit unermüdlichem Eifer. Man sieht, wie

die Pflegerinnen die großen Kinder behutsam aufheben, welche soviel wiegen wie sie selbst, und dieselben von Stockwerk zu Stockwerk bis zu der erforderlichen Stelle tragen. Das ist jedoch nicht alles. Die Sorge der Ernährung ist hier viel zusammengesetzter, als bei den Bienen. Die kleinen hirsekornartigen Eier müssen beleckt und mit einer ernährenden Feuchtigkeit versehen werden. Die Larven haben immer Hunger und wollen in kurzer Zeit erwachsen sein. Die Puppe, welche sich einen Cocon webt, würde nicht die Kraft haben, ihre Hülle zu durchbrechen, wenn nicht die aufmerksamen Wärterinnen da wären, die auf die Zuckungen im Innern achten und mit ihren Fühlern untersuchen, ob der geeignete Zeitpunkt gekommen sei, die Schale zu öffnen und den kleinen Schützling zur Welt zu befördern, aus seinem Wickelzeug zu befreien. Beiläufig gesagt reichen 23 Tage hin, alle diese Stufen zu durchlaufen. Jetzt, sollte man meinen, wäre der junge Bürger weiterer Nachhilfe nicht mehr bedürftig, befähigt, sich selbst fortzuhelfen und die angebornen Talente zu üben. Dem ist aber nicht so, er ist noch ein Kind und wird als solches betrachtet. Man schafft alle Neugebornen an einen Punkt der Stadt, wo man ihnen zunächst das unablässige Bedürfnis der Nahrung am sichersten befriedigen kann. Wehe dem, der im Gefühl seiner eben gewonnenen Kraft vorwitzig seinen eigenen Gang gehen und sich emancipieren wollte; die sorgsame Tante läßt nicht eher nach, und hilft ihr nicht Güte, braucht sie Gewalt, um den jungen Weltbürger für ihre Anordnung geneigt zu machen. Erst wenn sie hinreichend gekräftigt, man die ganze Gesellschaft mit dem Innern der Stadt vertraut machte, führt man sie nach außen, zeigt ihnen, wie man jagen müsse, und gewöhnt sie daran, für sich selbst zu sorgen, von dem Zufalle zu leben, von wenig Nahrung und viel Arbeit. Ein wichtiger, zugleich aber sehr geheimer Punkt in dieser Erziehung ist zweifelsohne die Mitteilung der Sprache. Diese Sprache gestattet ihnen, der Menge oft sehr zusammengesetzte Mitteilungen zu machen, und im Nu den Marsch einer ganzen Kolonne, das Treiben eines ganzen Volkes zu ändern. Sie besteht hauptsächlich in der Berührung mit den Fühlhörnern oder einem Stoße mit den Kinnbacken. Bisweilen werden sie noch handgreiflicher, nehmen den Schwerhörigen auf und tragen ihn dahin, wo sie ihn hinhaben wollten, ohne es ihm verständlich machen zu können. Mit dieser lebhaften Gestikulation verbinden sie noch viele andere, unerklärliche Bewegungen, die man mit gymnastischen Übungen verglichen hat; sie spielen mit ihren stets tastenden, dann wie krankhaft vibrierenden Fühlern, nehmen sich bei den Köpfen, erheben sich zu zwei und zwei auf ihre Hinterfüße, umarmen sich, kneipen sich in die Beine oder Fühler, genau so, wie man bei läppischen jungen Hunden die Spiele beobachten kann. Auch an ernsten Kämpfen

lassen sie es nicht fehlen, zwar nicht entbrannt im eigenen Staate, wohl aber unter Nachbarn desselben oder eines fremden Stammes.

E. L. Taschenberg (nach Brehm und Roßmäßler).

Neckrätsel.

Leicht wirst du die erste nicht erraten,
Und ich sag' dir, sie ist wirklich schwer.
Ging 's Raten bei der ersten auch nicht gut,
So fasse nur zur zweiten Silbe Mut.

Schwermut.

Ich bin nicht, ich war nicht, ich werde nicht sein;
Du meinest, ich scherze, ich sage dir nein.
Ich stehe ja sichtbar vor deinem Gesicht,
Sagst du meinen Namen, so nennst du mich nicht.

nicht.

Vorwärts bin ich ein — doch halt, ich hab' mich verraten;
Rückwärts suche mich nur: wahrlich, du findest mich nie.

ein — nie.

Das erste ist ein Vers, das zweit' nur leerer Tand;
Errateſt du das Ganze, dann hast du gewiß Verstand.

Verstand.

Joh. Bapt. Friedreich.

Aufstellung des Obelisken vor St. Peter.

Die Aufstellung des Obelisken vor Sankt Peter lag dem Papste Sixtus V. darum so sehr am Herzen, weil er die Monumente des Unglaubens an dem nämlichen Orte dem Kreuze unterworfen zu sehen wünschte, wo einst die Christen den Kreuzestod erleiden mußten.

In der That ein großartiges Unternehmen, das er aber ganz auf seine Weise ausführte: mit einer sonderbaren Mischung von Gewaltsamkeit, Größe und Pomp. Dem Baumeister, Domenico Fontana, der sich unter seinen Augen vom Maurerlehrburschen heraufgearbeitet hatte, drohte er sogar Strafen an, wenn es ihm mißlinge und er den Obelisken beschädige.

Es war alles schwer: ihn dort, wo er stand — bei der Sakristei der alten Peterskirche — von seiner Basis zu erheben, ihn niederzusenken, auf eine neue Stelle zu führen und hier wieder aufzurichten.

Man schritt dazu mit dem Gefühle, daß man ein Werk unternehme, welches alle Jahrhunderte hindurch berühmt sein werde. Die Arbeiter, ihrer 900 an der Zahl, begannen damit, daß sie die Messe hörten, beichteten und die Kommunion empfingen. Dann traten sie in den Raum, der für die Arbeit durch einen Zaun abgesondert worden. Der Meister nahm einen höhern Sitz ein. Der Obelisk war mit Strohmatten und

Bohlen umkleidet, die von festen eisernen Ringen umfaßt waren: 35 Winden sollten die ungeheure Maschine in Bewegung setzen, die ihn mit gewaltigen hänfenen Tauen emporzuheben bestimmt war; an jeder arbeiteten 2 Pferde und 10 Menschen. Endlich gab eine Trompete das Zeichen. Gleich der erste Ruck griff vortrefflich; der Obelisk erhob sich von der Basis, auf der er seit 1500 Jahren ruhte: bei dem zwölften war er $2^3/_4$ Palm erhoben und festgehalten: der Baumeister sah die ungeheure Masse, mit ihrer Bekleidung über eine Million römischer Pfund schwer, in seiner Gewalt. Man hat sorgfältig angemerkt, daß es am 30. April 1586 war, nachmittags gegen 3 Uhr. Vom Kastell San Angelo gab man Freudensignale, alle Glocken der Stadt wurden geläutet, die Arbeiter trugen ihren Meister mit unaufhörlichem Lebehoch triumphierend um die Umzäunung.

Sieben Tage danach senkte man den Obelisk mit nicht minderer Geschicklichkeit; hierauf führte man ihn auf Walzen an seine neue Stelle. Erst nach Ablauf der heißen Monate wagte man zu seiner Wiederaufrichtung zu schreiten.

Der Papst wählte zu diesem Unternehmen den 10. September, einen Mittwoch, den nächsten vor dem Feste der Erhöhung des Kreuzes, dem der Obelisk gewidmet werden sollte. Auch diesmal begannen die Arbeiter ihr Tagewerk damit, daß sie sich Gott empfahlen: sie fielen auf die Kniee, als sie in die Umzäunung traten. Fontana hatte seine Einrichtungen nicht ohne Rücksicht auf die letzte Erhebung eines Obelisken, die von Ammianus Marcellinus beschrieben worden, getroffen: doch hatte er die Kraft von 140 Pferden voraus. Auch hielt man es für ein besonderes Glück, daß der Himmel an diesem Tage bedeckt war. Alles ging erwünscht von statten. In drei großen Absätzen wurde der Obelisk bewegt: eine Stunde vor Sonnenuntergang senkte er sich auf sein Piedestal, auf den Rücken der vier bronzenen Löwen, die ihn zu tragen scheinen. Der Jubel des Volkes war unbeschreiblich. Der Papst fühlte die vollkommenste Genugthuung; so viele von seinen Vorgängern hatten es gewollt, in so vielen Schriften hatte man es gewünscht; er hatte es nunmehr ausgeführt. In seinem Diarium ließ er anmerken, daß ihm das größte und schwierigste Werk gelungen sei, welches der menschliche Geist erdenken könne: er ließ Medaillen darauf prägen; er empfing Gedichte in allen Sprachen darüber; den auswärtigen Mächten gab er davon Kunde.

In der Inschrift rühmte er sich, dies Denkmal den Kaisern Augustus und Tiberius entrissen und dem heiligsten Kreuze gewidmet zu haben. Er ließ ein Kreuz darauf errichten, in das ein Stück Holz von dem Kreuze Christi eingeschlossen war. Es drückt dies seine ganze Gesinnung

aus. Die Monumente des Heidentums sollten selber zur Verherrlichung des Kreuzes dienen.

Leopold von Ranke.

Gen Maien.

Gen Maien blüht der Tag herein
Mit Liedergruß und Freudenschein,
Die Erde feiert „hohe Zeit"
In Kränzen, Duft und Taugeschmeid;
In Lüften jauchzt der Sänger Heer
Dem Unerforschten Preis und Ehr';
Voll grüner Noten hängt der Strauch,
Der Sänger ist der Frühlingshauch;
In Feld und Wald, auf Berg und See
Kein Räumlein, das noch trüb und weh! —

Wie nun so wunderlicht, so gut,
Du liebe Seele, steht dein Mut!
Was du gesorgt noch im April,
Du weißt es nimmer, — alles still!
So leise wie das Abendrot,
So leis' entschlief die alte Not;
So selig wie der Morgenhauch,
So frisch erstand dein Sinnen auch,
Und unbegriffen, unbewußt
Ist's wieder Lenz in deiner Brust.
Das ist kein arges Sorgenkraut,
Was dir im Herzen grünt und taut, —
Das Blümlein, so da sproßt und blüht,
Es ist der Glaube im Gemüt,
Das will hinaus auf grünen Plan
Und Gott den Vater beten an,
Der seiner Liebe ew'gen Bund
Mit Sternen schrieb auf Himmelsgrund, —
Sein heil'ges Wort, den lichten Brief,
Voll tausend Bildern hehr und tief.
Die Wunder drängen sich zuhauf; —
Wo fang' ich an —, wo hör' ich auf? —
Ein Blättlein buchstabier' ich laut:
„Die Erde ist des Himmels Braut!" —
Und dorthin schrieb sein Finger lind:
„Du Mensch bist ew'ger Liebe Kind!" —
Mir wachsen Schwingen an das Herz;
Ihr Lerchen, auf und himmelwärts,
Bis wo die Englein wohnen schier,
Dort stimmt mit mir in heller Zier:
„Herr, unser Gott, dich loben wir!"

Georg Scheurlin.

Albrecht Dürer.

Albrecht Dürer stammte aus einer Familie, welche seit langem in Ungarn ansässig war und dort Viehzucht und Handel trieb. Sein Vater

war auf der Wanderschaft als Goldschmiedgeselle nach Nürnberg gekommen, hatte sich dort verheiratet (mit einer Hallerin) und das Bürgerrecht erworben. Albrecht wurde hier in der kunstgeschmückten Stadt Nürnberg am 21. Mai des Jahres 1471 geboren. Gewiß mußte er, da er seinem Vater als drittes von achtzehn Kindern geboren wurde, seine Kindheit in sehr beschränkten Verhältnissen und in Entbehrungen zubringen. Auf den Wunsch seines Vaters, „eines künstlichen und reinen Mannes“, widmete auch er sich dem Goldschmiedgewerbe und brachte es auch hierin zu hoher Kunstfertigkeit. Aber stets lebte in ihm der unabweisbare Drang, Maler zu werden. Endlich gab der Vater seinen Bitten nach und that den fünfzehnjährigen Jüngling in die Lehre zum Michael Wohlgemuth (1486). Drei Jahre brachte er in dessen Werkstätte zu unter eifrigen Mühen und vielfach gequält von den rohen Gesellen. Dann ging er, wie es üblich war, auf die Wanderschaft, an den Rhein, nach Schwaben und Kolmar, wo er bei den Brüdern des verstorbenen Martin Schongauer Aufnahme, Anregung und Arbeit fand. Nach vier Jahren kehrte er heim und verheiratete sich im Jahre 1494 auf Betrieb des Vaters mit Agnes Frey [1]. Im Jahre 1506 faßte er den Plan, nach Venedig zu reisen, das ja mit Nürnberg im regsten Handelsverkehr stand. Dort schloß er sich dem edeln, bejahrten Giovanni Bellini an, erntete durch seine Kunst vielfache Bewunderung und erhielt mehrere Aufträge. Dennoch konnte er bei der Teuerung der Lebensmittel trotz eifriger Arbeit nicht allein nichts ersparen, sondern er mußte selbst Geld aufnehmen. Zwar scheint er in Italien noch mehrere Reisen und Studien gemacht zu haben, er kam nach Padua und selbst nach Bologna, wo sich Michel Angelo eben aufhielt, aber von Einflüssen der dortigen Malerei ist außer Einzelnheiten wenig bei ihm zu gewahren, er behält seine deutsche Eigentümlichkeit und nennt sich auch in Venedig mit Stolz einen Deutschen (Germanus).

Nach seiner Rückkehr nach Nürnberg war er unablässig mit künstlerischen Schöpfungen beschäftigt. Er erhielt auch von den Kaisern Max I. und Karl V. viele Anerkennung und Aufträge, aber selten Bezahlung. Endlich (1515) empfing er eine jährliche Pension von hundert Gulden. Da aber diese die Stadt Nürnberg ihm auszuzahlen angewiesen wurde, so erhielt der Meister auch diese Summe nicht immer. Die Stadt selbst gab ihm, wie er bitter klagt, kaum fünfhundert Gulden zu verdienen. Bei dem unendlichen, echt deutschen Fleiße, mit welchem er die Gemälde ausführte, läßt sich begreifen, daß er von den Malereien wenig Gewinn trug. Daher machte er (1521) eine neue Reise und zwar in Begleitung

---

[1] Man hat dieser Frau viel Böses nachgeredet; das beruht aber auf späterem Klatsch und ist von Moriz Thausing neuerdings genügend widerlegt.

seiner Frau und einer Magd, um aus dem Verkaufe von Holzschnitten und Kupferstichen einen bedeutenderen Erlös zu ziehen. Die Reise ging durch die Maingegenden an den Rhein, nach Köln und nach den Niederlanden. Überall, besonders in Antwerpen und Gent, wurde er von den Künstlern und Edlen hochgefeiert, gewann auch viele Anregung und Belehrung für seine Kunst (besonders bei Quintin Massys). Aber die Kosten der Reise verschlangen alle Einnahmen, so daß Dürer, um seine Rückkehr bewerkstelligen zu können, sogar wieder ein Anlehen machen mußte. Von da an blieb er in Nürnberg und war unablässig thätig, besonders in Hervorbringung von Holzschnitten und Kupferstichen, die er auch in seinem Hause druckte und dann in Menge verkaufte. Dadurch scheint er in den letzten Jahren in günstigere Verhältnisse gekommen zu sein, so daß er selbst fromme Stiftungen machen und Geld anlegen konnte.

Im Jahre 1528 starb er an der Auszehrung, im 58. Jahre seines Lebens, tiefbeklagt und gerühmt von den größten Männern der Zeit. Sein Rücklaß hatte den Wert von 6000 Gulden. Kinder hat er nicht hinterlassen.

Was den Charakter des edeln Mannes betrifft, so hatte er eine tiefe Religiosität, wie aus allen seinen Werken, aus seinen Briefen und seinem Tagebuche hervorgeht. Man sehe die Schilderung seiner Erziehung im Vaterhause und des Todes seines Vaters und seiner Mutter. Der religiösen Neuerung, dem Auftreten Luthers wendete er sich anfangs, wie viele Größen Deutschlands, mit Begeisterung zu, in der Hoffnung, daß dadurch mancher Mißbrauch entfernt und die Kenntnis Gottes gemehrt werde. Später aber war er nach Pirkheimers Zeugnis sehr ungehalten über die verwirrten Zustände, welche in Folge der Reformation in Nürnberg eingetreten waren. Er polemisiert auch in der Vorrede zu seinem Buche über die Unterweisung mit dem Zirkel schon scharf gegen die, welche den Gebrauch der Bilder Götzendienst und Förderung des Aberglaubens nannten. Auf seine Kunstbestrebungen hatte die Reformation keinen Einfluß. Die Mehrzahl seiner Bilder, und gerade die besten, sind längst vor dem Ausbruche der religiösen Bewegung geschaffen. Auch die späteren Bilder (von 1520—1528) zeigen keinen andern Charakter. Neben der Frömmigkeit und seiner Pietät gegen die Eltern muß besonders die Wahrheitsliebe in Reden und Schaffen, die deutsche Treue und adelige Freigebigkeit des Mannes gerühmt werden. Er verschenkte seine Bilder auf der Reise in voller Uneigennützigkeit. Er war liebenswürdig im Umgange und mild in Beurteilung anderer. Selbst bei mittelmäßigen Bildern sagte er nur: der Meister hat sein Möglichstes gethan. Für einen, der ihn mit Unbilden überhäufte, bat er selbst beim Rate um Gnade. Er war voll Leben und Humor im Gespräche, ein Muster des deutschen Fleißes. Kurz, er war eine schöne Seele in einem schönen Leibe.

Denn sein Körper war hoch- und wohlgebaut, sein Antlitz erhaben, sinnig und gütig; ein langes Lockenhaar, auf das er einigermaßen sich etwas zu gute that, wallte vom Haupte reichlich über die Schultern herab.

Was den Künstler Dürer betrifft, so steht er in Bezug auf Anlage, poetisches Genie, Phantasie und Erfindungsgabe keinem der größten Meister nach. Auch an Universalität seines Wirkens wird er von wenigen übertroffen: er wählt alle möglichen Objekte zu seinen Darstellungen, das gesamte kirchliche Gebiet, die Geschichte, die Mythologie der Alten, das Porträt, die Wirklichkeit, die Natur bis zu ihrem letzten, unbedeutendsten Gebilde herab. Auch ist er nicht bloß Maler in allen technischen Weisen, sondern auch Zeichner, Kupferstecher, Ätzer in Zinn und Eisen, Graveur, Bildhauer, Goldschmied, Buchdrucker und am Ende geht er selbst auf das Gebiet der Architektur und Poesie hinüber. Auch war er es, der in Deutschland zuerst sich wissenschaftlich zu verständigen suchte über die Gesetze der Malerei, über Perspektive, Zeichnung, Landschafts- und Tiermalerei und darüber Schriften mit Zeichnungen für die jungen Künstler verfaßte. Er ist also auch Schriftsteller über Malerei und hiebei klar, sinnig, nur auch hier oft phantastisch.

Was unsern Meister noch auszeichnet, ist Tiefsinn in seinen Schöpfungen, Lebendigkeit bei allen Kompositionen, feines Gefühl für harmonische Anordnung der Teile und die edle, reine, deutsche Gemütlichkeit, die uns aus seinen Bildern auf so rührende Weise anspricht und anheimelt. Dagegen steht er den großen Zeitgenossen in Italien (Lionardo, Raphael) nach an feinem Geschmacke und Gefühl für schöne Form und Harmonie der Farbe. Er hatte eben nicht die herrlichen Vorbilder und Vorläufer wie jene, er konnte nicht sein Auge von Kindheit an gewöhnen an die fehllosen Formen der Antiken, er hatte nicht die großartigen Gelegenheiten zur Entfaltung seiner Kunst, nicht solche Besteller und Gönner wie jene, nicht Päpste und Fürsten, sondern meist einfache Bürger, er war fast nur an das eigene Studium, an die Wirklichkeit und an die Natur angewiesen. Daher ist er Realist von ganzer Seele, daher haben seine Köpfe häufig etwas Gedrücktes, Kleinliches, Verzwicktes, wie es auch in der engen Wirklichkeit vorkommt, die nackten Körperformen haben manchmal selbst etwas Häßliches; die Gewänder zeigen im Wurfe wohl Großartigkeit im ganzen, aber im einzelnen zu viele kleinliche, eckige Brüche. Die schwächste Seite Dürers ist trotz des Glanzes dessen Kolorit. Er ist, wie in der Gegenwart Cornelius, vor allem *Zeichner*, Compositeur, darin liegt seine Stärke. Die Farbe ist ihm nur Nebensache, die Konturen dagegen erscheinen bestimmt und breit, die Schatten schraffiert[1], die

[1] Schraffieren = feine Striche nebeneinander setzen.

Flächen werden dann nur mit Lasurfarben ausgefüllt und hierbei ist es nicht auf Harmonie und feine Verschmelzung der Farben abgesehen. Auch hier strebt Dürer mehr nach Wahrheit als nach Schönheit. Trotz dieser Mängel aber bleiben Dürers Werke immer Gebilde von hohem Werte, Gebilde der kraftvollen, tiefsinnigen, wahren, reinen, deutschen Kunst!

Joachim Sighart.

Die Beduinen.

Die gesegneten Tage am Sinai waren zu Ende. Unser Scheikh [1], Hussein, hatte aus dem Thal seiner Heimat bessere, kräftigere Kamele mitgebracht. Am Morgen des 5. März wurden die Lasttiere unter großem Gedränge der versammelten Beduinen beladen, dann bestiegen wir unsere Dromedare und wählten den nächsten Weg vom Sinai nach dem Gelobten Lande über Nukhl. Am ersten Tage lagerten wir noch in dem Thale Es-Scheikh an einer Stelle, wo sich bei vielen Tamarisken [2] köstliches Futter für die Kamele fand. Am nächsten Tage entfernte ich mich bald mit meinem Gefährten von der übrigen Karawane, da uns Scheikh Hussein zu einem Besuche in seinem Zelte eingeladen hatte. Auf seinem Dromedare ritt er fröhlich singend voran. Es ging durch schmale, östliche Thäler und durch enge Schluchten über steile Höhen, wie sie von Reisenden nicht leicht besucht werden. Unter dichten Dorngesträuchen und Schlinggewächsen wußte unser Scheikh verborgene Wasserbehälter zu ersehnter Erquickung aufzudecken. Wir bewunderten die Geschicklichkeit und den sichern Tritt unserer Dromedare, nur an wenigen Stellen waren wir genötigt, abzusteigen. Endlich gegen Mittag hatten wir einen engen Paß erstiegen und befanden uns auf einer ausgedehnten Hochebene, die sich etwas von Süden nach Norden hinabsenkt und schon auf die benachbarte Wüste El-Tih blicken läßt. Vor uns erkannten wir zwei Reihen von Zelten; triumphierend wies der Scheikh auf sie hin und bald hatte er uns in sein Haus gebracht.

Es zeichnete sich durch seine Größe vor allen andern aus und war von etwa 20 Zelten umgeben. Die Zelte werden aus dunkelbraunem Zeuge bereitet, welcher aus Kamelhaaren gefertigt ist; sie werden über vier oder fünf einfache Stangen gespannt, welche gegen sechs Fuß hoch sind. Eine Zeugwand teilt das Zelt, welches nicht rund, sondern viereckig, nach vorn offen ist, in zwei Teile, von denen der kleinere für Weiber und Kinder bestimmt, der größere der Diwan [3] des Mannes ist. In dem großen Zeltzimmer unseres Scheikh ward ein Teppich unter uns

---

[1] Scheikh = Vorsteher, Unterbefehlshaber einer arabischen Horde.

[2] Ein strauchartiger, südlicher Baum.

[3] Der Raum, wo man zusammensitzt, um Gespräch zu pflegen.

ausgebreitet. Dann wurde ein Feuer angezündet, Kaffee gebrannt, gestoßen, gekocht, von demselben zuerst uns, danach den drei Freunden des Scheikh, die sich eingefunden hatten, gereicht; die Pfeife wanderte nach orientalischer Sitte von einem zum andern.

Unterdessen hatte der Scheikh zur Herde geschickt, welche von der ältesten Tochter geweidet wurde; ein junges Lamm ward herbeigeholt, geschlachtet und zubereitet; die Frau im Nebengemach mengte Semmelmehl, knetete und buk Brotkuchen. Endlich nach etwa zwei Stunden brachte der Scheikh das Mahl in zwei hölzernen Näpfen; der eine enthielt eine Brühe mit den zartesten Teilen des Lämmleins, der andere die übrigen Stücke. Das Brot mußte als Löffel dienen; treffliches Wasser, Regenwasser, das die Beduinen im Gegensatz gegen das Quellwasser als „Wasser von Gott“ bezeichnen, war unser Trank. Nur der Scheikh aß mit uns; die andern, deren Zahl jetzt alle Angesehenen des Lagers mit dem Stellvertreter unseres Wirtes, Scheikh Musa, umfaßte, harrten ehrfurchtsvoll in weitem Kreise gelagert. Während wir aßen, bemerkten wir häufig eine Bewegung an der Scheidewand zwischen beiden Zeltkammern; durch eine Ritze guckte und lauschte die Frau des Scheikh; noch ebenso, wie es von der horchenden Sarah bei dem Mahle erzählt wird, das Abraham den Engeln des Herrn im Haine Mamre bereitete. Die beiden Kinder des Scheikh, die kleine Tochter, Fathme, und ein Knäblein, Derwisch, kamen von Zeit zu Zeit herbei und bewunderten neugierig die Fremden, dann zogen sie sich schnell und schüchtern zurück, wohl um der Mutter zu erzählen. Als wir das Mahl beendet, erhielt jeder der übrigen Anwesenden Brotkuchen mit einem Stückchen Fleisch, je nach dem Alter und Range; seinem Stellvertreter Musa gab unser Scheikh nach alt-orientalischem Rechte zuerst wenigstens die doppelte Portion. Es war ein Mahl, wie es Abraham vor 4000 Jahren in derselben Weise hielt.

Seit jener Zeit hat der Sand der Wüste die alte Einfachheit der Sitten fast unverändert bewahrt, und es ist recht beschämend, aus unserm verfeinerten Leben voller Bedürfnisse einen Blick in das bescheidene Glück dieser Hirtenvölker zu werfen. Sie sammeln sich unter dem Ältesten oder Scheikh des Stammes, dem sie wie einem Vater folgen. Er ist es allein, der Recht spricht; während des kurzen Besuches hatte unser Hussein viele Geschäfte abzumachen und manche geheime Unterredung mit seinem Stellvertreter. Parteilichkeit oder Bestechlichkeit ist ihnen fremd und dem Rechtsspruch folgt unmittelbar die Ausführung. Treue, Ehrbarkeit und Biederkeit ist dort noch heimisch; Diebstahl ist unerhört und wird mit dem Tode bestraft; ein Vater, der ein solches Vergehen von seinem Sohne gehört hatte, stürzte ihn selbst jählings von der Höhe eines Felsens hinab.

Die eheliche Treue bleibt unverletzt. Gastfreundschaft wird in der weitesten Ausdehnung geübt und der Gast ist jeden Schutzes gewiß. Ackerbau überlassen sie nur den Ärmsten und Niedrigsten, den Fellahs. Künste und selbst Handwerke sind ihnen unbekannt; die meisten halten es sogar für unschicklich, zu schreiben oder zu lesen.

Der Reichtum der Beduinen besteht in ihren Herden und besonders in ihren Kamelen. Kein Tierleben ist durch die Bande der Natur so eng gepaart mit dem Menschenleben, als das des Kamels seit Jahrtausenden mit dem des Beduinen. Er nennt es das Schiff der Wüste, das ihn durch das sonst unwegsame Sandmeer mit Windesschnelle davonträgt, ihm eine Zuflucht gewährt, schwerer zugänglich als eisige Bergfesten, und ihm den Genuß freiester Unabhängigkeit sichert, so daß er gern der Civilisation fortgeschrittener Jahrtausende sich begiebt. Das Kamel, hier in seiner Heimat nur mit einem Höcker, findet auf der nacktesten Fläche, in dem härtesten Wüstengestrüpp, in dem dornigsten Akaziengewächs wie in dem steinigen Dattelkerne durch die zermalmende Kraft seiner Zähne hinreichende Nahrung. Des Trankes vermag es eine Reihe von Tagen hindurch zu entbehren. Ohne Zaum, Zügel und Gebiß, wird das Kamel nur liebreich durch Worte gelenkt; für Musik hat es so viel Sinn, daß es beim Gesange des Führers Last und Ermüdung leicht vergißt. Des Arabers und seiner Familie Träger durch die Wüste, sein Mitkämpfer und sein Retter in den Schlachten, sein Bekleider und Ernährer, sein treuester Gefährte in toter Einsamkeit, ist das Kamel sein Freund und Bruder, muß mit ihm teilen Freud' und Leid. Bei der Geburt wird es mit den Worten begrüßt: „Uns ist wieder ein Kind geboren." Auch das Paradies des künftigen Lebens kann er sich nicht denken ohne sein Kamel. Die Tötung des Kamels wird daher wie Brudermord durch Blutrache gesühnt; selbst die Beschimpfung wird wie die seines Herrn blutig geahndet. So wurde dies sanfteste und fügsamste Tier der Schöpfung mit seiner gemessenen feierlichen Bewegung, seinem lebendigen, milden, fast empfindungsvollen Blick des großen und schönen, mit langen Wimpern beschatteten Auges der notwendigste Besitz des echten Beduinen; die Wüste belebend, wurde es Völkerbildner und Träger der patriarchalischen Entwicklungsstufe des Menschengeschlechts. Durch die Vorsehung Gottes, welche gerade dieses Tier den Hirtenvölkern Asiens gab, erhoben sich dieselben zuerst zu einem höhern Grade der Entwicklung, wie sie in der Urgeschichte der Patriarchen hervortritt.

Die Religion der Beduinen ist sehr einfach. Zwar nennen sie sich Mohammedaner, aber nur wenige halten die Fasten oder wallen nach Mekka, der Koran ist kaum bekannt und Moscheen haben sie gar nicht. Ihre Religion ist eigentlich auch geblieben, wie sie zu den Zeiten Abrahams

war; es ist ein Glaube an Gott, der Himmel und Erde gemacht hat, der im Himmel thront und von dem jede gute Gabe kommt. Aus seiner Hand nehmen sie auch das Unglück in demütiger Ergebung und können bei dem schwersten sagen: „Allah hat es gesandt, darum muß es gut sein." Durch strenge Rechtlichkeit suchen sie sich seine Gnade zu erwerben, bis Allah sie abruft aus den Reihen der Lebenden. Je weniger solche einfache Glaubenssätze der Empfänglichkeit für das Christentum hindernd entgegentreten, um so leichter und erfreulicher müßte es für Missionäre sein, unter den Beduinen zu wirken. Und wenn es gelänge, sie aus ihrer Gleichgültigkeit gegen religiöse Dinge durch wahrhaft christliche Liebe herauszuziehen, sie würden lebendige, kräftige Glieder der Kirche werden.

Doch freilich müßten sie vieles ablegen, denn noch immer gilt es, daß sie „wilde Menschen sind", und so treu der Freund dem Freunde ist, so ist ihre „Hand doch wider jedermann, und jedermanns Hand wider sie". Sie stehen in stetem Kampf mit benachbarten Stämmen; Rauben und Morden ist ihre Lust. In ihrer Mitte herrscht die Blutrache, und die Verwandten des Gemordeten verfolgen den Mörder bis auf das Äußerste; es bleibt ihm nichts übrig, als Flucht in die Fremde, und nur selten gelingt es, die Rückkehr durch reiche Geldspenden an die Verwandten zu erwirken. Schon Moses konnte dieser auch unter den damaligen Juden verbreiteten grausamen Sitte der Selbstrache nicht anders entgegentreten, als indem er besondere Freistädte einrichtete.

Auf der Sinai-Halbinsel wohnen jetzt etwa 4000 Beduinen; im Osten, nahe dem Meerbusen von Akabah, wo Israel weilte, haben sie fruchtbare Thäler und Felder; im Süden und Westen dagegen, wo unsere Tawara-Araber wohnen, fehlt es fast ganz an Getreide. Daher sind sie die ärmsten unter allen und gewinnen nur, ähnlich wie die Ismaeliter und Midianiter zu Josephs Zeit, durch Warentransporte nach Suez, Kairo und Akabah, durch Verkauf von Holzkohlen, arabischem Gummi, Datteln und Obst so viel, um in Kairo Korn und Zeug für den nötigsten Bedarf zu kaufen. Doch bewahren sie dabei ihre Rechtlichkeit und Ehrlichkeit, und trotzdem daß wir immer nur unter ihrem Schutze schliefen und in der Nacht der Zugang zum Zelte ihnen leicht war, haben wir von unsern Sachen doch nie das Geringste vermißt. Nur bei den notwendigsten Lebensmitteln, Brot und Wasser, meinen sie zu dieser Ehrlichkeit nicht verpflichtet zu sein, und dabei bedarf es eines kräftigen Schutzes gegen ihre hungrigen Magen. Brot in der Asche gebacken und Wasser ist ihre gewöhnliche Nahrung, mit der sie sich gern begnügen und die sie zu den größten Anstrengungen stärkt. Kaffee und Fleisch gehört zu den Leckerbissen, zu denen sie sich gewöhnlich nur versteigen, wenn es

die Pflicht der Gastfreundschaft gebietet. Die Tawara, in einer Größe von mittlerem Schlage, mit lebhaftem dunklem Auge, von hagerer Gestalt und ernstem Blicke, sind bekleidet mit einfachen Beinkleidern und einem leinenen, blauen oder grauen Kittel; er wird durch einen Gurt zusammengehalten, an dem die Patrontasche befestigt ist. Ein Fes mit einem kunstreich darumgewundenen Turban, ein Gewehr mit Luntenschloß und ein Schwert, das zugleich die Stelle des Messers vertreten muß, vollendet den Anzug. Sandalen aus Fischhäuten kommen oft noch dazu. Der Scheikh zeichnet sich durch einen bunten, meist roten Rock und durch einen kostbaren Turban aus. Auf der Reise unterschied sich unser Scheikh von den übrigen nur durch den roten, reich mit Silber gestickten Gürtel. Die Frauen tragen schwarze Gewänder von Schafwolle, den Kopf verhüllt mit einem Tuche, aus dem nur die Augen hervorsehen, in den Haarflechten Zieraten von Perlmutter, in der Nase einen großen kupfernen Metallring, an den Hand- und Fußgelenken Ringe von Horn oder Glaswerk. Nach der Hausarbeit und der Wartung des Viehes besteht ihre Erholung in Musik und Tanz, wobei das Tamburin, Rohrpfeifen, Händeklatschen und einförmiger Gesang durcheinander tönen.

Friedr. Ad. Strauß.

Dankeskunst.

Wohlthaten schreib nicht in des Sandes Flächen,
Die des Vergessens Flut verwischt,
Aus Marmor sollst du eine Tafel brechen
Zu einer Schrift, die nie erlischt.
Des Dankes edle Kunst
Erlerne, denn sie bringt zur Gabe holde Gunst.

Ein edler Gabenspender hat
Den guten Schützling lieb,
Er sieht ihn gern und liebt in ihm die eigne That.
So mit der Gabe dir verblieb
Ein Freund mit seinem Rat,
Der zu den Seinigen dich auf die Liste schrieb.
Ein Wicht vor des Wohlthäters Näh' sich scheuet,
Der Gute wie vor Engels Näh' sich freuet.

Johannes Schrott.

Von Inschriften und Aufschriften und Wahlsprüchen alter und neuer Zeit.

Seit lange gewährt es mir ein eigenes Vergnügen, wenn ich so allein über Land gehe, wo ich auf einem „Bildstöckel“, einer Kapelle, einem alten Stein oder einem Hause einen ernsten oder heitern Spruch angeschrieben finde, stehen zu bleiben und ihn mir zu merken, wenn er von gutem Korne ist.

Der kalte Stein, das stumme Holz erhält ja dadurch gleichsam eine Zunge; die Landschaft und das Volk, das sie bewohnt, reden den Wanderer an; oft auch ist es eine Stimme aus längstvergangener Zeit, oder die Seele eines vor Jahren Dahingeschiedenen, die ihn mit halberloschenen Schriftzügen anruft, in seiner Brust einen guten Gedanken weckt, ihm eine Warnung vorhält, oder seine Barmherzigkeit um ein Gebet anfleht.

Und wie anders ist die Wirkung eines solchen Spruches auf das Gemüt des Lesenden, wenn er ihn daheim in seinem Zimmer, unter den Zerstreuungen des städtischen Lebens, so kalt und gedankenlos in einem Buche mit vielen andern überliest, oder wenn er ihm in der tiefsten Einsamkeit und Stille eines schattendunkeln Waldes, oder am Rande eines schauerlichen Abgrundes, oder auf steiler Felsenhöhe, im Angesichte Himmels und der Erde, plötzlich vor die Augen und die Seele tritt. Oft geht er ihm dann lange nicht aus dem Sinn, er begleitet ihn auf seinen einsamen Pfaden und überall; von allen Felsen und auf allen Schluchten ruft das Echo ihm denselben wieder zurück.

So ging ich einst am Fuße des Wilden Kaisers, an den Grenzen Tirols und Bayerns, spazieren. Vor mir stieg das wilde, schroffe Geklipp des mächtigen Bergstockes starr und steil und unbewachsen in die Lüfte hinan; jenseits breiteten sich liebliche Matten und unten das Thal mit seinen zerstreuten Höfen aus. Jetzt führte der Pfad durch einen dunkeln Tannenwald; alle Aussicht war plötzlich verschwunden, ringsum die tiefste Stille und Einsamkeit, fern von dem Geräusch der Welt. Da stand vor mir an der einsamsten Stelle ein kleiner Bildstock, den dort eine fromme Seele hingestellt, zum Troste armer Pilger, die, erdrückt von des Lebens Last, mit bekümmertem Herzen den steilen Felsenpfad hinanstiegen; es war Christus, der das schwere Kreuz geschleppt, mit den Worten: „Kommet alle, die ihr mit Mühe und Arbeit beladen seid, ich will euch erquicken!“

Und ein andermal, es war im Innthal, stiegen herrlich zu beiden Seiten des grünen Flusses die Berge empor, ein weites, blühendes Thal umfassend. Der Weg führte mich durch die schönsten Wiesen, die reichsten Fluren, an den schmucksten Bauernhöfen vorüber. Der Blick, das Thal auf und ab, wie Gipfel neben Gipfel emporstieg, war so großartig, und dazu die grünen lachenden Auen! Überall Anmut und Fülle neben der erhabensten Größe. Jetzt trat ich in ein Dörflein und dort las ich an einem Hause die ernsten Worte:

„Wir leben so dahin
Und nehmen nicht in acht,
Daß jeder Augenblick
Das Leben kürzer macht!“

Ich schreite das Thal mehr abwärts, an manch frisch rinnendem Brünnlein, an manchem Kreuz vorüber. Seitab von der Straße, unweit des alten Städtleins, steht eine Feldkapelle; ich trete hinzu und lese über dem Eingang auf der äußern Wand:

„Gott kennt euch, Beter! heuchelt nicht,
Er weiß, ob euer Herz mitspricht;
Denn wer nicht betet wahr und rein,
Der schämt sich, Gottes Kind zu sein."

Der Weg führt mich weiter an einem Wirtshause vorüber, über der Thüre lese ich den alten Spruch:

„Trink und iß,
Gott nit vergiß."

Ich fahre über den Fluß, der Fußweg führt mich jenseits durch eine jener schönen Wiesen, wie man sie nur in den Alpen sieht: der Thalboden ganz eben, das blumenreiche Grün so zart wie Sammet, und abwechselnd schattige Waldpartieen, gleich den schönsten Parken! In der Ferne rauscht der Waldbach, der Pfad nähert sich jetzt dem Fuße des Gebirges. Aus Bäumen versteckt blickt ein Hof hervor; das Vieh mit seinen hellen Glocken grast friedlich ringsherum; ein Kruzifix mit Blumen geschmückt steht neben dem Wege, und dann eine neue Tafel mit einem Bilde. Es stellt ein Kind vor, das eben vom Feuer erfaßt wird und nach Hilfe ruft, und darunter die Worte: „Maria Hupfauf, Wirtstochter von Schöffau, verunglückte im Feuer den 6. November 1840 und starb den 8. morgens um 3 Uhr im achten Lebensjahr:

„Die Herde weidend auf der Flur, will ich nach Kindes Weis',
Zum Schutz vor Frost und Zeitvertreib, ein Feuer mir anzünden;
Doch ach, gar schnell und unvermerkt, ward ich der Flammen Preis,
Das Kleid verbrannte mir am Leib, kein Retter war zu finden.
Da hob ich meine Händ' empor und rief aus bangem Herzen:
Maria, sieh mit Mutterblick herab auf meine Schmerzen!
Auf meinen Ruf eilt man herbei, zu finden meine Pein,
Allein in meiner Eltern Haus, nach schweren Leidensstunden,
Tritt bald zu mir im Himmelsglanz der Todesengel ein,
Er führt mich heim ins Vaterhaus, wo Ruhe ich gefunden.
Der Blume gleich auf Wiesengrund, verwelkt dies Erdenleben,
Drum Herzensreinheit, Kindersinn soll uns das ewige geben!"

Ich verlasse das Gebirg und trete hinaus in die Ebene. Die Straße geleitet mich zu einem Städtlein hin, wie man ihrer so manche noch in Altbayern findet. Es ist am Fuße eines Hügels, um ein früheres herr-schaftliches Schloß herum gebaut; noch steht das Schloß auf dem Berg-

gipfel und schaut ernst und altersgrau auf das freundliche Städtlein hinab. Eine zweite an das Schloß anstoßende Bergspitze ist in einen Kalvarienberg umgeschaffen. Ein schattiger Weg läuft an den Stationen vorüber dort hinan; oben steht unter alten Linden eine Loretto-Kirche, von den letzten Stationen umringt. Dort ist auch ein Ölberg außen in einer Nische der Kirche angebracht, und daneben eine andere Nische in das heilige Grab umgewandelt. Die Leiche des Heilandes liegt schlummernd auf dem Grabstein; ein Sonnenstrahl fällt durch die dunkeln alten Linden auf sein bleiches, mildes Angesicht; über ihm knieen zwei Engel, und zwischen ihnen stehen die Worte:

„Komm herbei, bedrängter Sünder!
Komm herbei zur stillen Gruft,
Wo der Sünde Überwinder
Liebevoll zur Buß' dich ruft;
Wirf dich hin zu seinen Füßen,
Klopfe an dein schuld'ges Herz,
Laß der Reue Thränen fließen,
Weine aus den stummen Schmerz;
Der auf Golgatha gelitten
Kreuzestod und Pein und Qual,
Hat gesiegt und dir erstritten
Sühne für der Sünden Zahl."

Das heilige Grab ist so still, eine alte Bäuerin und ein junges Mädchen beten davor; die Vögel singen dazu in den Zweigen, und unten aus dem Thal, aus dem Städtchen, hört man im Morgensonnenscheine in der Ferne das halb ländliche, halb städtische Leben mit seinen friedlichen Beschäftigungen.

Ich steige hinab und trete ins Wirtshaus; über der Thüre steht:

„Dies Haus ist gebaut in Gottes Gewalt,
Ist auswendig neu und inwendig alt,
Ist gut gebaut und schon bezahlt,
Gott behüt's vor Feuer und Brand,
Und streck' darüber aus seine Hand!"

Diesem Spruche zur Seite steht ein zweiter, also lautend:

„Es kann niemand auf der Welt so bauen,
Daß es jedem Menschen gefällt;
Ich denke: so gefällt es mir;
Ein jeder kehr vor seiner Thür!"

In der Wirtsstube hängt das Bildnis des Königs Gambrinus, der den großen Bierkrug kredenzt; daneben stehen aber zur Warnung für jedermann die Worte:

„Sag an, mein Wirt, willst borgen?
Ja, Bauer, komm morgen!
Heut ist nicht der Tag,
Wo ich borgen mag."

Ich schaue zum Fenster hinaus, gegenüber wohnt ein Krämer; ein Zuckerhut, Tabak und allerlei andere Krämerwaren sind an die Wand angemalt und daneben steht:

„Gott den Vater laß ich walten,
Er hat schon lange Haus gehalten;
Gott den Sohn, den bet' ich an,
Was er thut, ist wohl gethan;
Gott dem Heiligen Geist zugleich
Gebührt gleiches Lob in Ewigkeit."

„Gott segne und beschütze die Handlung des P. Horensingers. 1846."

Neben dem Krämer steht ein altertümlich gebautes Haus. An den Wänden sind noch alte, halbverlöschte Bilder zu sehen; die Thüre ist gewölbt. Es ist das Rathaus, und in dem Stein, der den Bogen über der Thüre bildet, ist mit alter, sauberer Schrift eingehauen:

„Die Gerechtigkeit ist fein,
Wann sie giebt jedermann das Sein;
Er sei jung, alt, arm oder reich,
So urteilt sie jedem gleich."

So wechseln die Sprüche in bunter Mischung, bald ernst, bald scherzhaft, bald kurz und treffend und poesiereich, bald auch unbeholfen und geschmacklos. Manchmal muß man auch lachen über die Mühe, welche es den ehrlichen Versflickern gemacht, einen zutreffenden Reim ausfindig zu machen.

Unsere Vorfahren liebten es, ihrer leblosen Umgebung einen Spruch oder eine Inschrift aufzudrücken, um jedem Dinge, mit dem sie verkehrten, gleichsam eine Seele, einen Geist einzuhauchen; es sollte nicht nur zum Auge, sondern auch zum denkenden Geist sprechen. Solchen Sprüchen und Inschriften begegnen wir daher überall: in den alten Palästen der Fürsten und den Schlössern der Edlen, wie in den Klöstern und Gotteshäusern der Mönche; in den Ratsälen der Bürger und den Zunftstuben der Handwerker, wie in den Meierhöfen der Bauern. Seinen Wahlspruch oder andere Kernsprüche setzte der Ritter auf seinen Helm, seinen Schild, seinen Harnisch, sein Schwert, seinen Dolch, seine Armbrust. Jedes Hausgerät, der steinerne Tisch, an dem sie aßen, der Krug, aus dem sie tranken, Messer und Gabel, Schüssel und Teller, die Glocken auf dem Turme, die Bilder an der Wand, die Bettstatt, der Schrank,

die Truhe, der Ofen, die Teppiche, das Täfelwerk, die gemalten Glasfenster, das Hüfthorn, die Laute, der Einband ihrer Gebetbücher, kurz, alles und jedes war mit Sprüchen, gereimten und ungereimten, versehen; und so waren diese Sprüche, allen und überall sichtbar, ein geistiges Gemeingut.

Guido Görres.

Hochlandslied. Der Musenberg.

Sie nennen dich den Musenberg —
O stolzes Wort! den Musenberg —
O Gott! wie ist der Musenberg
Ins Sauerland gekommen?
Was soll doch jenen Schwestern neun,
Die heimisch sind im Lorbeerhain,
An Delphis Quellen silberrein,
Das graue Heidland frommen?

Dort ewig klares Ätherblau
Und Sonnengold und Maientau,
Und hier die Luft so nordisch rauh
Und Nebel feucht und finster. —
Wie schlängen sie den Reigentanz
Und flöchten duft'gen Liederkranz
Aus fahlen Moosen sonder Glanz,
Aus Heid'- und Stachelginster?

Sei's, wie es will, darum bewandt:
Ob Griechenland, ob Sauerland,
Die holden Schwestern sind zur Hand,
Die Leier in der Linken.
Im Wüstensande Blütenau'n,
In Grönlands Eis den Lenz erbau'n,
Das ist ja diesen Wunderfrau'n
Nur eines Fingers Winken.

Ein Wink auch hier: — mit einemmal
Ergießt sich über Berg und Thal
Der Schönheit goldner Zauberstrahl,
Wie Sonnenregen-Schauer.
Wie blickt der Thäler grüne Bucht
Und Bach und Strom in tiefer Schlucht,
Und, hingestreckt in weiter Flucht,
Der Wälder grüne Mauer!

Und Freude rings von Höh'n zu Höh'n!
Von Thal zu Thal welch Lustgetön!
O Gott, wie ist mein Land so schön,
Ob auch sein Name — sauer!
Und in dem Lande welch Geschlecht!
Die Männer frei und schlicht und recht,
Der Frauen Herz wie Gold so echt,
Und ihre Treu' von Dauer.

O Heimat, meine Grüße dir
Von diesem Musensitze hier,

Wo Musengunst mit Liedern mir
Umwindet, was ich schaue;
Wo's aller Enden singt und klingt,
Und leicht ein wilder Kranz sich schlingt,
Und jubelnd mir zu Häupter ringt
Die Heidelerch' ins Blaue.

Wilh. Friedr. Grimme.

Insekten als Gegenstände des Vergnügens, als Stubentiere.

Eine eigentümliche Liebhaberei der Chinesen besteht darin, Heuschrecken in ganz kleinen, zierlichen, aus Bambusstreifen oder Draht geflochtenen Käfigen aufzuhängen, in welchen dieselben beständig, ohne Rücksicht auf Tageszeit oder Witterungsverhältnisse, lustig und unverdrossen zirpen. Diese Sitte ist sehr alt, und während man jetzt bloß beim Volke solche sorgsam gepflegte Schreier trifft, gab es eine Zeit, wo die Heuschrecke der Gegenstand allgemeinen Entzückens war und alle Ehren der Mode genoß. Sie verdankte dieses unerwartete Glück einem armen Gelehrten unter der Thang-Dynastie im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, welcher, um seinem Elende zu steuern, auf den seltsamen Einfall geriet, mit diesen Insekten Handel zu treiben. Er ging ins Feld, wählte die schönsten Tiere, machte ihnen kleine Käfige, kehrte nach der Stadt zurück und bot sie in den vielbelebten Straßen von Thang-gangan feil. Der Gedanke war neu; die reiche, üppige Stadt fand schnell Wohlgefallen an dem aus dem Felde hereingepflanzten Gesang. Die Kaiserin, die Königinnen, die Palastdamen, jedermann wollte diese ländlichen Sänger besitzen. Es wurde ein eigenes Hofamt errichtet, um den kaiserlichen Palast stets mit der erforderlichen Anzahl dieser Singinsekten zu versehen. Die Liebhaberei stieg bis zur tollsten Manie; man begegnete den kleinen Zirpern an allen Ecken und Enden, man trug sie mit sich in die Visite; die ganze Stadt wiederhallte von ihrem Geschrei. Die Kunst, die Industrie bemächtigte sich derselben. Kein Stoff, keine Stickerei, keine Zeichnung, kein Gefäß war mehr zu sehen, worauf sie nicht dargestellt erschienen.

Man bildete sie in Metall und Edelsteinen nach, und keine vornehme Dame dünkte sich vollkommen geschmückt, wenn sich nicht eine Lokuste in ihren Haaren befand. Diese Manie ist zwar in China erloschen, aber die lärmenden Insekten bilden noch immer einen beliebten Vergnügungsgegenstand fürs Volk und für die Kinder, und sie werden daher noch jetzt in großer Menge gefangen und in den Straßen verkauft.

Michael Bach.

Die Familie.

Die Stätte, wo alles Gute und Schöne hervorblühen und reifen soll, wodurch der menschlichen Gesellschaft sowohl die äußere als die innere

Wohlfahrt verbürgt wird, die ordnungsmäßige Heimat der schönen Liebe, ist die Familie. Sie ist für das kindliche Alter die erste Kirche, wo die zarten Keime des Glaubens, der Gewissenhaftigkeit und Frömmigkeit in das Herz gepflanzt werden, damit es frühzeitig seines Verhältnisses zu Gott, seines Zusammenhanges mit einer unsichtbaren Welt sich bewußt werde. Sie bildet ferner für die angehenden Weltbürger die erste geregelte Gesellschaft, gleichsam den ersten Staat, wo sie unter der gerechten und wohlwollenden Führung der Eltern an Gehorsam und Ordnung gewöhnt werden sollen, indem sie die wechselseitigen Rechte der Geschwister, sowie die Pflichten der Gemeinschaft kennen und achten lernen. Sie stellt endlich zugleich auch die erste Schule dar, weil es ja der Regel nach eben der Kreis der Familie ist, worin die geistigen Anlagen des Kindes sich entwickeln, wo es zum geistigen Tage des Bewußtseins erwacht, seine ersten Begriffe sammelt und in der Sprache auszudrücken lernt.

Joh. Emanuel Veith.

Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen.

Es lebte still mit kindlichem Gemüte
Die zarte Jungfrau in des Hofes Pracht,
Auf fremdem Boden eine fremde Blüte,
Vom Unverstand bespöttelt und verlacht;
Doch was auch List und was auch Neid ersonnen,
Nicht trübten sie der Unschuld klaren Schein,
Es zieht die Liebe nun mit allen Wonnen
Ins Herz der jugendlichen Gattin ein,
Die Liebe, die, von Gottes Hand geweiht,
Zwei Seelen einet für die Ewigkeit.
Elisabeth ist glücklich, reich und groß;
Doch was sie hat, gehört den Armen bloß,
Und täglich steigt sie aus den Fürstenhallen,
Ein Trostesengel, durch das Volk zu wallen.
Die Welt, sie sucht die Seelen festzuhalten,
Mit Glück und Glanz, mit Pracht und Prunk zu blenden;
Wie ganz verschieden ist des Himmels Walten:
Er liebt es oft, den Seinen Leid zu senden,
Um herrlicher aus rauhen Dornenhecken
Der Himmelsliebe Rosen aufzuwecken.
Wie reich Elisabeth gesegnet war,
Sie sollte seh'n, wie Glück so wandelbar.
Auf einem Kreuzeszug in fernen Landen
Reißt plötzlich ihr der Tod das Liebste fort,
Die einz'ge Seele, die sie ganz verstanden,
Den teuren Gatten, ihren Schutz und Hort!
Die alten Feinde waren wieder wach,
Beladen offen sie mit Spott und Schmach.
Die Gräfin, welche ruhelos gesonnen,
Den Leidenden und Armen beizusteh'n,
Muß jetzt, vertrieben von dem reichen Bronnen,
Als Bettlerin ins Elend wandern geh'n;

Und die der Witwen, Waisen Zuflucht war,
Sie irret nun, des Fürstenglanzes bar,
Mit Hohn von allen Türen ausgeschlossen,
Verbannt, verwaist, geschmäht und kummerschwer
Mit ihren jungen, zarten Fürstensprossen
In Nacht und Not und Winterfrost umher.
Und als die Welt sie neu zum Glanz gerufen,
Das frevelhaft Entriss'ne wieder gab,
Da steiget sie für immer von den Stufen
Der Herrlichkeit zur Armut frei herab,
Da hat ihr Sein in heil'ger Liebesweihe
Zum Opfer sie der Menschheit dargebracht.
Als Büß'rin weilet sie, die Sündenfreie,
Und wacht am Bett der Kranken Tag und Nacht,
Im Dulden treu, gering und demutsvoll,
Bis ihr des lieben Heilands Ruf erscholl;
Da steigt die Seele frei auf lichten Schwingen
Empor aus Erdengram und Erdenleid,
Die Engel schweben niederwärts und bringen
Ihr froh den Morgengruß der Ewigkeit,
Und dem zulieb sie ließ die ird'sche Krone,
Er reicht ihr nun die ewige zum Lohne.

Das war ihr Leben. Eine kurze Zeit,
Mit vierundzwanzig Jahren abgeschlossen;
Doch was sie säte, grünet und gedeiht
Und treibet fort und fort noch frische Sprossen.
Sie lebet fort, solange ein Gemüt
Begeistert noch für echte Tugend glüht,
Lebt fort in tausend edlen, milden Herzen,
Die sie zu ihrem Vorbild auserwählt,
Wie *sie*, die fremde Not, die fremden Schmerzen
Mit linder Hand zu heilen fromm beseelt,
Lebt fort im Garten Gottes eine Blüte
So schön, wie je nur eine drinnen glühte.

Joh. Pfeifer.

Das Märchen vom Königssohn.

Es war einmal ein junger Königssohn, der wohnte in einem wunderschönen Schloß, und er war darin über die Maßen froh und glücklich. Denn ein mächtiger Zauberer hatte ihn über die Taufe gehalten, und alles, was seinem Patenkinde nur gefallen konnte, das war mit seiner Wünschelrute ihm schon in die Wiege hineingezaubert worden. Und je größer er heranwuchs, desto prächtiger ward auch seine Burg. Von Jahr zu Jahr kamen an den Wänden seines Zimmers mehr Perlen und Edelsteine zum Vorschein. Sein Bett, das anfangs nur von Silber war, verwandelte sich zuletzt in pures Gold. Ein Becher voll Wein aus dem Feenlande stand immer gefüllt auf dem Tisch. So oft der Königssohn daraus trank, da hatte er am Tage gar kein Verlangen mehr nach irgend einem Wunsche. Und des Nachts schlief er ein zu so schönen Träumen, daß die ihm zu-

letzt noch lieber waren, als das Wachen. Da war eines Morgens der Königssohn aus einem sehr schönen Traume aufgewacht, aber nicht in seinem goldenen Bett und nicht in seinem funkelnden Zimmer, sondern auf einem hölzernen Lager in einer armen kahlen Hütte mitten im Walde. Nur ein gemaltes Kruzifix hing in der Ecke. Des Königssohnes Lockenkopf war ganz geschoren, und er trug ein grobes, linnenes Kleid. Darüber war er bis in den Tod erschrocken. Und vor ihm stand ein alter Holzhauer in Mitte zweier Zwerge mit langen, grauen Bärten. Der eine trug eine Kiste von Silber, der andere trug eine, die war von Eisen. Und da sprach der alte Holzhauer zum jungen Königssohn: „Erschrick nicht, mein lieber Sohn, und hör mich an! Dein mächtiger Pate hat dich mir in die Schule gegeben, daß du bei mir sollst arbeiten lernen und unterthänig sein. Und siehe, diese Zwerge, das sind zwei ganz gute Erdgeister, und die tragen für dich eine Kiste von Silber und eine von Eisen. Und mit denen ist es nun so: ein jeder gute Tag, an dem du im Walde draußen fleißig bei der Arbeit warst und mir unterthänig in deinem Herzen, der wird als eine goldene Münze in die silberne Kiste vom Himmel fallen, und ein jeder böse Tag, wo du faul gewesen und gegen mich gemurrt und getrotzt — der fällt als eine Münze von Blei in die Kiste von Eisen. Und ist dies Probejahr herum, dann wirst du schon sehen, was du dir mit den goldenen Münzen erkaufen kannst und was mit den bleiernen. Aber auch dies sei dir gewährt! Nach jedem guten Tage wird nicht nur ein Goldstück mehr liegen in der silbernen Kiste, sondern auch ein bleiernes Stück weniger in der von Eisen, und umgekehrt nach jedem schlechten Tage. Auch sollst du selber in den Kisten nachsehen dürfen, wann du willst! Nun komm mit in den Wald und thue nach deinem Gefallen. Du bist dein freier Herr!"

Da ward der Königssohn noch an demselben Morgen vom Holzhauer und seinen Söhnen mit in den Wald genommen. Und auch dessen Weib war dabei; und das war eine böse Sieben. Schon unterwegs lud sie ihm brummend all die Beile und Sägen auf seine zarten Schultern. Das ließ er sich noch ganz gut gefallen. Dann mußte er aber den ganzen Tag Reisig klein hacken und wieder die schwersten Klötze zusammentragen, und er ward doch nur von dem bösen Weibe gescholten. Und wie er zur Mittagszeit nur ein Stück Schwarzbrot und Quellwasser bekam, da wollte ihm die harte Arbeit und Kneiferei dazu gar nicht mehr gefallen. Er versteckte sich heimlich in einem Gebüsch, und zur Nachtzeit ging er den Holzhauerleuten von weitem nach, denn er hatte ein böses Gewissen. Da nun der Königssohn so am ersten Abend ganz furchtsam nach Hause kam, da sagte der alte Holzhauer kein Sterbenswort, und führte ihn an die zwei Kisten in der Kammer. Und da war die von Silber ganz

leer und in der eisernen lag eine Münze von Blei. Wie das der Königssohn sah, ward er über die Maßen traurig und that die ganze Nacht kein Aug zu. Und schon am andern Tage war er so gehorsam und fleißig und ließ das böse Weib zanken und brummen, daß ihm dann sein Schwarzbrot und Wasser viel besser schmeckte, als ehevor das feinste Mahl in seinem Zauberschlosse; denn er war von der schweren Arbeit hungrig geworden, wie noch sein Lebtag nicht. Und wie er heimwärts noch obendrein all das schwere Handwerkzeug schleppen mußte, summte er ein lustig Liedlein. Da schalt ihn das Weib darüber, aber er blieb mäuschenstill dabei. Und wie er jetzt an diesem zweiten Abend in die Kiste schaute, da war in der von Eisen die bleierne Münze wieder verschwunden, und in der silbernen Kiste lag ein funkelndes Goldstück. Darüber hatte er gar große Freude, und diesmal schlief er ganz fest die ganze Nacht, und im Traume hörte er die Engel so deutlich im Himmel singen, als ob sie leibhaftig vor ihm ständen.

Und so ging's denn fort, wie's eben so geht im Leben. Manchmal waren die guten Tage mehr und manchmal die schlechten, und gerade so war es in den zwei Kisten mit den goldenen und bleiernen Münzen. Aber wie nun das erste halbe Jahr vorüber gewesen, da wurde die silberne Kiste doch immer voller und die von Eisen immer leerer, und wie die letzten acht Tage kamen von dem ganzen Jahr, da zählte der Königssohn ganz ängstlich noch einmal alle Stücke, und da fehlten nur acht Münzen von Gold und acht von Blei waren noch übrig. Und da warf er sich in seiner Kammer auf die Kniee und betete gar voll Inbrunst, daß nur kein einziger Tag mehr ein schlechter werde und auch noch die acht bleiernen Münzen in acht goldene sich verwandeln möchten. Und so war es gerade der Jahrestag, daß der Königssohn wieder mit Beilen und Sägen beladen sich im Walde auf den Heimweg machen wollte und in seinem Herzen ganz jubilierte, weil er nun auch diese letzte Woche ganz absonderlich fleißig und gehorsam gewesen. Da war sogar das böse Weib ganz still geworden und ihr Auge sah ihn auf einmal so lieblich an, daß ihm von diesem lieben Blick in dem alten Gesichte ganz angst geworden und auch wieder so gar wohl dazwischen. Und plötzlich fing in den alten Bäumen ein Brausen an, und die Holzleute, die vergingen vor ihm wie purer Nebel, und die Beile und Sägen waren von seinen Schultern weggeblasen. Statt seinem groben Linnenkleide trug jetzt der Königssohn auf einmal ein feines, rosenrotes Gewand. Das hielt ein goldener Gürtel zusammen. Und sein geschorener Kopf hatte wieder lange Locken. Darauf lag ein grüner Kranz. Und aus dem Walde trat auf einmal wieder der mächtige Zauberer, der Pate des Königssohnes. Und der hielt eine blutjunge Prinzessin an der Hand.

Die war so wunderschön, daß man's gar nicht beschreiben kann; da ward der Königssohn inne an dem nämlichen lieben Blick, wer vorher das böse Weib gewesen, und der Zauberer sagte jetzt zu ihm: „Heil dir, mein allerliebstes Patenkind! dein Probejahr ist glücklich zu Ende. Nun sollst du auch zum Lohn dafür diese schönste Prinzessin im ganzen Lande zur Frau bekommen. Und sie wird dich über die Maßen lieb haben, denn dein Fleiß und Gehorsam hat sie von dem Zauber eines bösen Geistes erlöst. Jetzt nimm sie hin!" Und wie der Zauberer nun so zum Königssohn geredet hatte, da brauste es noch einmal durch den Wald, und da waren auch die Bäume wie Dunst vergangen und das alte Zauberschloß stand wieder da, nur noch viel prächtiger als vor einem Jahr. Und die zwei Brautleute gingen hinein. Und danach hörte man drinnen Orgelspielen und Singen dazu — das war die Hochzeit. — Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heut noch.

Oskar Freih. v. Redwitz.

Angereihte Perlen.

Der Vater straft sein Kind und fühlet selbst den Streich;
Die Härt' ist ein Verdienst, wo dir das Herz ist weich.

Ein Vater soll zu Gott an jedem Tage beten:
Herr, lehre mich, dein Amt beim Kinde recht vertreten.

Sei gut, und laß von dir die Menschen Böses sagen;
Wer eig'ne Schuld nicht trägt, kann leichter fremde tragen.

Wenn du Gott wolltest Dank für jede Lust erst sagen,
Du fändest gar nicht Zeit, noch über Weh zu klagen.

Zwiespältig ist Verstand und kann oft mißversteh'n;
Gefühl, das mit sich eins, kann niemals irre geh'n.

Daß sie die Perle trägt, das macht die Muschel krank;
Dem Himmel sag für Schmerz, der dich veredelt, Dank.

Des Herbstes mag sich freu'n, was eine Frucht getragen,
Da, was nur Blätter trug, vor seinem Hauch muß zagen.

Friedr. Rückert.

Felix Mendelssohn-Bartholdy an seinen Bruder.

Preßburg, den 27. Sept. 1830.

Herr Bruder!

Glockengeläut, Trommeln und Musik, Wagen an Wagen, hin und her laufende Menschen, überall buntes Gewühl: so sieht es etwa um mich herum aus, denn morgen ist die Krönung des Königs, auf die seit gestern die ganze Stadt wartet und den Himmel um Heiterkeit und Aufklärung seinerseits bittet, da die große Ceremonie, die gestern sein sollte, des an-

haltenden furchtbaren Regens wegen hat verschoben werden müssen. Nun ist es seit Nachmittag blau und schön; der Mond scheint ruhig auf die tobende Stadt, und morgen mit dem frühesten leistet der Kronprinz seinen Eid (als König von Ungarn) auf dem großen Marktplatz; dann geht er mit dem ganzen Zug von Bischöfen und Großen des Reichs in die Kirche und reitet dann endlich auf den Königsberg, der hier vor meinem Fenster liegt, um da am Ufer der Donau in die vier Weltgegenden hin zu hauen und so Besitz von dem neuen Königtum zu nehmen. Ich habe durch diese kleine Reise ein ganzes Land mehr kennen gelernt, denn Ungarn mit seinen Magnaten, seinem Obergespan, dem orientalischen Luxus, und der Barbarei daneben, ist hier zu sehen, und die Straßen bieten einen Anblick, der mir ganz unerwartet und neu ist. Man findet sich wirklich dem Orient hier näher; die fürchterlich stupiden Bauern oder Sklaven, die Zigeunerhaufen, die mit Gold und Edelsteinen überladenen Bedienten und Wagen der Großen (denn sie selbst sieht man nur höchstens durch die heraufgezogenen Wagenfenster), dann der sonderbare kecke Nationalzug, die gelbe Farbe, die langen Schnurrbärte, die fremde weiche Sprache — alles das macht den buntesten Eindruck von der Welt. Gestern früh durchzog ich allein die Straßen; da ritt erst eine lange Reihe lustiger Militärs auf ihren lebhaften, kleinen Pferden; hinterdrein kam ein Zigeunertrupp und musizierte; dazwischen Wiener Elegants mit Brillen und Handschuhen, im Gespräch mit einem Kapuzinermönch; dann ein paar von jenen kleinen barbarischen Bauern, in langen, weißen Röcken, den Hut tief im Gesicht, — die schwarzen, glatten Haare rund herum gleich abgeschnitten, mit rotbrauner Haut, sehr trägem Gang und einem unbeschreiblichen Ausdruck von Gleichgültigkeit und wilder Stupidität; dann ein paar scharfe, feine Alumnen der Theologie in ihren langen blauen Röcken, Arm in Arm gehend; ungarische Besitzer in der schwarzblauen Nationaltracht; Hofbediente; ankommende, über und über schmutzige Reisewagen. Ich folgte der Menge, wie sie sich langsam bergan bewegte, und kam so endlich auf das verfallene Schloß, von wo aus man die ganze Stadt und die Donau weithin übersieht; überall von den alten weißen Mauern und oben von den Türmen und Balkons sahen Menschen herunter; an jeder Ecke standen Jungen und schmierten ihre Namen den Wänden für die Nachwelt an; in einem kleinen Gemache (vielleicht war es sonst eine Kapelle oder irgend ein Schlafzimmer) wurde jetzt ein ganzer Ochs gebraten, und drehte sich am Spieß, und das Volk jauchzte dazu; eine große Reihe Kanonen standen vor dem Schloß, um bei der Krönung gehörig loszudonnern; unten in der Donau, die hier ganz toll wütet und pfeilschnell durch die Schiffbrücke stürzt, lag das neue Dampfboot, das mit Fremden beladen eben angekommen war; dazu die Aussicht weit

ins ebene buschige Land hinein, auf die Wiesen, die von der Donau überschwemmt sind, auf die von Menschen wimmelnden Dämme und Straßen, auf die Berge, die mit ungarischem Wein von oben bis unten bepflanzt sind, — das alles ist fern und fremd genug. — Und dazu der hübsche Gegensatz, mit den freundlichsten, liebsten Leuten zusammenzuwohnen und mit ihnen das Neue doppelt überraschend zu finden: es waren wirklich wieder von den Glückstagen, lieber Herr Bruder, die der gütige Himmel mir gar so oft und so reichlich schenkt.

Den 28. um 1 Uhr. — Der König wäre unter die Haube gebracht. Es ist himmlisch schön gewesen. Was soll ich Dir viel beschreiben? — In einer Stunde fahren wir alle nach Wien zurück, und von da ab gehe ich so weiter. Unter meinem Fenster ist Mordlärm, und die Bürgergarde läuft zusammen, aber nur um Vivat zu schreien. Ich habe mich allein unter dem Volke drängen lassen, während unsere Damen von den Fenstern aus alles sahen, und der Eindruck dieser unglaublich glänzenden Pracht ist mir unvergeßlich. Auf dem großen Platz der barmherzigen Brüder drängte sich das Volk wie toll, denn dort mußte er den Eid leisten auf einer mit Tuch behangenen Tribüne; das Tuch durfte der Pöbel nachher abreißen, um sich darin zu kleiden; auch war in der Nähe ein Springbrunnen mit rotem und weißem Ungarwein; die Grenadiere konnten die andringenden Leute nicht abhalten; ein unglücklicher Fiaker, der einen Augenblick stillhielt, war im Moment mit Menschen bedeckt, die auf die Speichen der Räder, aufs Verdeck, auf den Bock sprangen und ihn wie die Ameisen überdeckten, so daß der Kutscher, ohne ein Mörder zu werden, nicht weiterfahren durfte, und ruhig alles abwartete. Als der Zug kam, den man mit entblößtem Haupte erwartete, konnte ich meinen Hut nur mit äußerster Mühe abnehmen und in die Höhe halten; da wußte aber ein alter Ungar hinter mir, dem das die Aussicht versperrte, gleich Rat, packte ohne Umstände zu und quetschte in Einem Griff den armen Hut so matsch, daß er kaum so groß wurde, wie eine Mütze; dann schrieen sie, als ob sie am Spieß stäken, und rissen sich um das Tuch; kurz sie waren Pöbel. Aber meine Ungarn! Die Kerle sehen aus, als ob sie zur Noblesse und zum Nichtsthun geboren und darüber sehr melancholisch wären, und reiten wie die Teufel. Als der Zug vom Hügel herunterging, kamen zuerst die gestickten Hofbedienten, die Trompeter und Pauker, die Herolde u. dgl. Gesinde, und dann sprengte auf einmal in furchtbaren Sätzen, pleine carrière, ein toller Graf die Straße herunter; das Pferd ist mit Gold gezäumt; er selbst mit Diamanten, echten Reiherfedern, Sammtstickerei überdeckt (er hat nämlich seinen Prachtanzug noch nicht an, weil er recht wild reiten muß; Graf Sandor heißt der Wüterich), er hat einen elfenbeinernen Scepter in der Hand und sticht sein Pferd damit,

dann bäumt sich's jedesmal und macht einen gewaltigen Satz; hat der nun ausgetobt, dann kommt ein Zug von etwa sechzig andern Magnaten, alle mit derselben phantastischen Pracht, alle mit den schönen farbigen Turbans, den lustigen Schnurrbärten und den dunkeln Augen; der eine reitet einen Schimmel, den er mit einem goldenen Netze behängt hat; der andere einen Grauen, mit Diamanten auf allen Zügeln; ein anderer einen Rappen mit purpurnem Zeuge; einer trägt Himmelblau vom Kopf bis zu den Füßen, überall mit Gold dick gestickt, einen weißen Turban und weißen langen Dolman; ein anderer ganz in Goldstoff mit purpurnem Dolman; so ist einer immer bunter, reicher als der andere, und alle reiten so keck, ungeniert und fanfaronmäßig daher, daß es eine Lust ist; und nun erst die ungarische Garde, den Esterhazy an der Spitze, der blendend von Brillanten und Perlenstickerei ist; wie ist es zu erzählen? Man muß den Glanz gesehen haben, wie der Zug sich auf dem breiten Platze ausdehnte und stillstand, und wie alle die Edelsteine und bunten Farben, und die hohen goldenen Bischofsmützen und die Kruzifixe im hellsten Sonnenschein blitzten wie tausend Sterne!

Nun denn, morgen soll es, so Gott will, weitergehen. Da hast Du einen Brief, Herr Bruder, schreib auch einmal bald an mich, und laß mich wissen, wie Dir das Leben geht; Ihr habt ja in Berlin auch einen Aufstand und zwar von Schneidergesellen gehabt; was ist es denn damit?

Euch aber, liebe Eltern, und Euch, Geschwister, sag' ich nun noch einmal lebewohl aus Deutschland; jetzt soll es von Ungarn nach Italien gehen, von da schreibe ich mehr und ruhiger. Sei froh, lieber Paul, und gehe frisch vorwärts; freue Dich an allem Frohen, und denke an Deinen Bruder, der sich in der Welt herumtreibt. Lebe wohl!

Dein

Felix.

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Erbauung der Leo-Stadt.

Das ruhmvollste Unternehmen des Papstes Leo IV. war die Befestigung des vatikanischen Gebiets — ein Ereignis in der Geschichte der Stadt, wodurch die Civitas Leonina entstand, ein neuer Teil Roms und eine neue Festung, die in den folgenden Jahrhunderten von so großer Wichtigkeit war.

Als der Kaiser Aurelian Rom ummauerte, war das Bedürfnis, Rom einzuschließen, nicht vorhanden. Dies Gebiet blieb völlig offen und außerhalb der Stadt. Auch nachdem dort der St. Peter entstanden war, um ihn her Klöster, Hospitäler, Wohnungen mancher Art, und an der linken Seite die Fremdenkolonieen sich niedergelassen hatten, dachte

noch kein Papst daran, diesen Bezirk durch Mauern zu schützen, denn die bisherigen Feinde Roms waren Christen gewesen. Erst Leo III. faßte diesen Plan; hätte er ihn vollendet, so würde die Basilika von den Saracenen nicht geplündert worden sein. Die von ihm begonnenen Werke waren durch Schuld der inneren Unruhen ins Stocken geraten, und von den Römern, die sich des Materials bemächtigten, völlig abgetragen worden. Nun nahm Leo IV. nach der Plünderung den Plan wieder auf und schritt mit Energie an die Ausführung. Er legte ihn dem Kaiser Lothar vor, ohne dessen als des Oberherrn Zustimmung er ein so großes Werk zu unternehmen nicht wagte, und er fand bei ihm nicht nur Billigung, sondern Unterstützung durch Geldmittel. Hierauf wurde der kostspielige Bau so verteilt, daß die einzelnen Städte des Kirchenstaats, alle öffentlichen Güter der Kirche oder der Stadt und die Klöster mit ihren Mitteln und durch ihre Leute einen bestimmten Teil zu erbauen überkamen.

Der Bau wurde im Jahr 848 begonnen, im Jahr 852 glücklich vollendet. Das vatikanische Gebiet oder der Portikus des St. Peter ward demnach so umschlossen, daß die Mauer vom Hadrianeum, an welches sie sich lehnte, die Höhe des vatikanischen Berges seitwärts anstieg, dann im Bogen den St. Peter umkreiste, und die Höhe gerade herabgehend wiederum bis zum Fluß reichte, unterhalb des heutigen Thores S. Spirito, welches in der Leonischen Mauer später angebracht wurde. Die Mauern, aus Lagen von Tuff und Ziegelsteinen ziemlich fest gebaut, hatten die Höhe von beinahe 40 Fuß und eine entsprechende Dicke; 44 starke Türme bewehrten sie. Ihre Bauart kann man noch heute vor allem an dem dicken runden Eckturm erkennen, der auf der höchsten Höhe des Vatikans steht. Drei Thore führten in die neue Stadt: zwei in der Mauerlinie, die vom Grabmal Hadrians auslief, ein kleineres nämlich an diesem Kastell, Posterula S. Angeli genannt, ein großes nahe bei der Kirche S. Peregrino, daher Porta S. Peregrini, später Viridaria, Porta Palatti und S. Petri genannt. Es war das Hauptthor der Leostadt, durch welches auch die Kaiser ihren Einzug hielten. Das dritte Thor verband die neue Stadt mit Trastevere; es hieß Posterula Saxonum, vom Sachsenviertel, woran es lag, und stand auf der Stelle der heutigen Porta di S. Spirito. Dieser fast hufeisenförmige Mauerring Leos IV. ist noch heute an einigen Stellen erhalten oder kenntlich: im Borgo, am Gang Alexanders VI., neben der Münze und dem päpstlichen Garten bis zu dem dicken Eckturm, in der Linie der Porta Pertusa, und wo diese von einem andern Eckturm zur Porta Fabrica hinbiegt. Aber die späteren Anlagen des neuen Borgo, die Bastionen der Engelsburg, das Anwachsen des Vatikan, die Bastionen von S. Spirito haben die Mauern Leos durchbrochen und hie und da vertilgt; und indem der neuere große

Mauerumkreis des Vatikan seit Pius IV. die alte Leostadt umschloß, erfuhr diese im kleinen das Schicksal der alten Servischen Mauern in ihrem Verhältnis zu denen Aurelians.

Als Leo sein Werk vollendet hatte, nannte er die neue Stadt mit Stolz Civitas Leonina. Rom, dem die Päpste nun den Stempel ihrer Herrschaft aufdrückten, hatte in Jahrhunderten kein größeres Fest gefeiert, als die Einweihung jener Mauern am 27. Juni 852. Ihre Beschreibung ist als Denkmal der Gebräuche jener Zeit von Wert. Alle Bischöfe, Priester und Mönchsorden der Stadt umzogen, vom Papst geführt, barfuß, das Haupt mit Asche bestreut, die Wälle mit Gesang. Vorüberwandelnd sprengten die sieben Kardinalbischöfe Weihwasser auf die Mauern; an jedem Thor ward angehalten, und jedesmal flehte der Papst Segen auf die neue Stadt herab. Als der Umzug beendigt und die Messe in St. Peter gelesen war, verteilte Leo freigebig die Roga, Geschenke in Gold, Silber, seidenen Pallien, an Adel, Volk und Fremdenkolonieen.

Ferdinand Gregorovius.

Erinnerungen aus der Kindheit.

1.

Beim Erwachen und Schlafengehen denk' ich oft, wie sanft und sorglich mich diese nie rastenden Mutterarme ins Bett gelegt und aus dem Bette gehoben haben, schon als ich ein derber Junge war und stark genug, aus eigenen Kräften zu bestehen.

Ach, die Mütter wissen wohl, was sie thun; es treibt sie ein Weltgesetz und ein himmlischer Instinkt: denn von dieser Mutterliebe ziehen wir die Menschenliebe groß; von der dreimal heiligen Erinnerung an sie erweichen und erweitern wir das im Weltverkehr, in Praktiken gleichwie in Wissenschaften verknöchernde Herz!

Diese überschwengliche Mutterliebe ist der Same und das Erdreich für alles Glauben, Lieben und Heilige, für alle sanfteren Empfindungen, für alles Dichten und seelenvolle Denken, für alle menschliche Lebensart und allen Gottesdienst, denn sie ist an und für sich selbst eine Religion.

Durch die Mütter, durch ihre Liebe, ihre nie endende Zärtlichkeit und Veropferung geschieht es, daß die Herzen gebildet, daß die Seelen erzogen werden. Solange die Mütter noch Mütter bleiben, solange sie noch heilig gehalten werden, solange die Kindheit noch ihrer Liebe, ihrem Schirm und Schutz anvertraut bleibt, so lange bleibt auch das Menschentum obenauf und die Natur im siegreichen Kampf gegen Unnatur und Unmenschlichkeit. Dies ist die Bedeutung der Mutterliebe, das ist ihre göttliche Vollmacht, ihre weltewige Kraft.

So weit hinauf, wie mein Gedächtnis reicht, ist auch die stillgeschäftige, biegsame Gestalt meiner Mutter, mit der sprechenden Liebesgebärde, mit den sanftblickenden, Liebe ausströmenden Augen, mit der Liebe tönenden Stimme um meine Kindheit besorgt. Sie ist mein überall geleitender Schutzengel, die allgütige Gottheit, die meinen Bedürfnissen abhilft, meine Wünsche erfüllt, und sie selbst ist die Verwirklichung, die bleibende Gestalt meiner kindlichen Einbildungskraft. Denn ohne meine Mutter, ihren Anblick, ihre Stimme und Gegenwart, ja ohne das Rauschen ihres Gewandes, ihren leisen Tritt und Schritt, kann ich nicht leben, kann ich mich selbst nicht verstehen. Ihre Seele ist meine Seele und mein Bewußtsein; mein Sinn und Verstand wächst auf dem ihrigen, wie der Zweig auf seinem Stamm; das ist die Erinnerung von meinem Zusammensein, meinem Ineinandersein mit meiner Mutter, dessen himmlischen, beseligenden Inhalt ich mit keinem Worte von Erden anrühren kann.

In den Falten ihres Kleides berg' ich mein Gesicht, wenn ich mich schäme, wenn eine Gefahr zu nahen scheint, und in jedem Augenblick, wo mir die große Welt nicht zu meinem kleinen Verstand und meiner kleinen Taille, zu meiner kindischen Laune und dem wählerischen Appetit passen will.

An dieses mütterliche Gewand angeklammert, mach' ich die Runde im ganzen Hause, so geschirmt begleite ich meine Mutter durch alle Winkel und Baulichkeiten, in die Küche, die Bodentreppe hinauf (den rechten Fuß Stufe für Stufe dem linken mit Hast nachgestampft), zum Keller hinab, wo ich das Blendlaternchen tragen darf; aber am liebsten, wie sich von selbst versteht, zur Speisekammer hinein, wo es gebackene Pflaumen und Birnen und andere Herrlichkeiten giebt; die Klapse auf die Finger nicht zu vergessen, wenn diese in den Honigtopf tippen oder sonst wo hinein rekognoscieren, wo das Terrain ein für allemal als feindlich angesagt ist. Und auch diese Schlappe, dieses kleine Malheur wird sofort wieder im mütterlichen Rocke abgebüßt und abgeschmollt, und endlich vollständig repariert.

Im ersten Stadio wird der ganze Krauskopf auf einen Ruck in den Rock gewickelt, so daß die Mama ernst rufen muß: „Na, was ist das, nur nicht unartig, nur nicht närrisch, hörst du wohl!“ Dann wird sich ruhig verhalten, ausgebockt, wird sich ausgeschämt und allmählich wieder losgewickelt, und nach gut Wetter ausgeschaut. Endlich eine verstohlen parlamentierende Mutterhand hastig in Beschlag genommen, schmeichlerisch mit Küssen bedeckt und mit schäkerndem Lachen aus dem Rocke hervorgesprungen, und zwar mit der richtigen Erkenntnis, daß alles nur eine kleine Liebesneckerei und ein Blinzwinkelspiel im mütterlichen Rocke gewesen ist: das nenn' ich mir einen heiligen Rock! Bogumil Golz.

2.

Eine musikalische und bejubelte Wassersnot.

Zum materiellen Verständnis der folgenden Skizze habe ich nur zu sagen, daß mich die lieben Eltern in meinem zehnten Lebensjahre zu einem ihnen sehr befreundeten Landpfarrer in Pflege und Unterricht gaben.

Der im kräftigsten Lebensalter stehende Mann lebte mit einer ältern, sehr wirtschaftlichen Schwester schon aus dem Grunde im glücklichsten Einverständnis fort, weil er seinem prächtigen Naturell zufolge über nichts in der Welt andauernd verdrießlich, unzufrieden oder gar unfriedfertig, dagegen, einem Kinde ähnlich, über alles und jedes seelenvergnügt war, wie man alsbald des bestimmtern in ergötzliche Erfahrung bringen wird.

Die Pfarrhufen wollten indessen bei aller Wirtlichkeit und Frugalität nicht soviel abwerfen, als zur Lebensnotdurft und Nahrung notwendig war, und so nahm denn der gute Pfarrer, ein begeisterter Menschenfreund und leidenschaftlicher Pädagog, zu mehreren Knaben auch noch meine kuriose Person in Pension.

Zu unserm ganzen Personal gehörte dann noch ein pensionirter Assistenzrat, ein Universitätsfreund des Vaters unseres guten Pfarrers.

Unser alter Herr aber, ein origineller und stets aufgelegter Humorist, ein Freund der Tiere wie der Menschen, und ein vielerfahrener Praktikus, liebte unsern Pfarrer seit dessen Knabenzeit als einen Sohn. Er wollte seine letzten Jahre im Anschluß einer stillen Familie zubringen, und verdingte sich daher an diesem guten Ort in die Kost. Was ich unter solchen Umständen, in solcher Gesellschaft erlebt, will ich zum besten geben; vielleicht erquickt es hie und da eine Seele vom alten Stil, denn modern und besonders geschmackvoll ist es keineswegs.

Man könnte den Leuten wundervolle Geschichten erzählen, aber man darf ihnen nicht sonderlich trauen, sie halten leicht das Beste und den Erzähler obendrein für nicht recht gescheit.

Wir Dörfler waren seelenvergnügt, und zwar über nichts, und eben darum über alles. Die Lebenslust quoll uns aus dem ganzen Leibe zum Herzen, und vom Herzen in die Gedanken und wieder in alle Gliedmaßen zurück. Sie prickelte uns in den Beinen, daß wir sprangen und tanzten, und in allen zehn Fingern, daß wir einen Unsinn über den andern machten; und wenn uns auch mal auf die Finger geklopft werden mußte, so gehörte das mit zur Sache und that der Lustigkeit keinen Abbruch.

So saßen wir Jungen einmal an einem regnigten Herbstmorgen mit unserm lieben Lehrer im ungeheizten Zimmer und absolvierten ganz ernsthaft unsere Pensa, und rieben uns nach dem Beispiele des Pfarrers von Zeit zu Zeit die Hände, und rückten zuletzt den Tisch im stillschweigenden

Einverständnis und voller Naivetät in den Winkel zum kalten Ofen, wie wenn wir ihn mit unserer lebhaften Einbildungskraft zu heizen oder uns wenigstens symbolischermaßen die köstliche Zeit zu pränumerieren gedächten, in welcher knisternd und rauchend nasses Strauch- und Klobenholz im Ofen brennen durfte, oder der uns noch willkommenere Torf.

Die Hälfte von uns Überwinternden hatte noch ihre Sommerhosen auf dem heißen Leibe. An Unterkleider und Nachtjacken oder gar an Schlafröcke und Schlafmützen, wie heute, war damals nicht zu denken; auch ein tuchener Überrock eignete keinem von uns, und eine Jacke bildete das Hauptstück der naiven Uniform. Die merkwürdigste Thatsache blieb dabei die, daß keiner von uns sonderlich fror und klagte, oder wenn dies einmal der Fall war, sich davon unglücklich und ungesund fand.

So unschuldig wie nun dermalen unsere Bekleidung, so harmlos und vom Augenblick an die Hand gegeben, schienen auch die übrigen Wintervorkehrungen und Einrichtungen zu sein. Wir hatten unsere Kartoffeln vergraben, unser bißchen Kohlrüben, Mohrrüben und Pastinaken eingekellert und eine Tonne mit Weißkohl eingemacht. Im Garten stand der Winterkohl so kraus und dunkelpurpurfarben unter dem blauen Himmel, als fordere er allein den gestrengen Herrn Winter heraus, ihm unter dem zukünftigen dicken Schnee ein Leides zu thun. Der wilde Meerrettich machte uns noch weniger zu schaffen, denn er wuchs und erhielt sich ganz von selbst. Auf dem Boden „molschte" ein Haufe wilder Holzbirnen. Endlich ließen sich da ein Paar Ferkel aus dem Frühjahr her, bei der Kartoffelmast, für den, welcher sie mit genügsamen Sinnen und ohne mörderische Gedanken, vielmehr mit freundschaftlichen Augen betrachtete, beinahe wie zwei Mastschweine an. Zu alledem hatte die Schwester noch für eine Fuhre trockener Späne, von dem Bauplatze des uns befreundeten und verpflichteten Amtmanns, auf ihr Herdfeuer gesorgt, und so schien für unsere Notdurft, wenn auch nicht üppigermaßen, doch notdürftig gesorgt. Und die Notdurft war einmal unser Augenmerk; was darüber war, das war vom Übel. Wir lebten, wie die Schwester oft genug, aber vergeblich klagte, immer nur „aus der Hand in den Mund"; denn der Bruder und der alte Assistenzrat verwiesen jede Sorge mit dem Bibelspruch: „Sehet die Lilien auf dem Felde 2c." ab und zur Ruhe.

Die Bauern unseres Dörfchens waren nicht die schlimmsten, aber eben darum schlugen sie auch nicht aus der Art. Sie fuhren z. B. unser Ofenholz erst bei gutem Schlittwege an. Wenn beim Wagenwege die trockenen Klafter von flinkeren und pfiffigeren Leuten fortgeholt waren, dann luden sie für den langmütigen und sorglosen Pfarrer das frischgeschlagene Klafter Holz auf. Gestern hatte der Vogel auf dem grünen Holze gesungen, und heute knisterte der grüne Saft im Ofen,

daß es eine wahre Feuerwerkslust für uns war! Und als einmal die mehr praktische Schwester ganz aufgebracht bemerkte, daß wir wieder mit dem Holze die Letzten und zwar die Schlechtesten sein müßten, so demonstrierte ihr der Bruder ganz gelassen, wie es wohl mit dem nassen Holze nicht so ganz verzweifelt bestellt sein könnte, indem der Chemie zufolge das Wasser durch den entwickelten Wärmestoff ein Heizmittel abgeben könne, wie das die Schmiede auch wüßten, da sie ohne Unterlaß die glühenden Kohlen naß machten.

„Na," sagte die Schwester ganz erbittert, „wir haben aber keine Kohlen, das nasse Holz giebt keine Kohlen, und wenn ich auch Kohlen hätte, so bin ich doch kein Schmied und kein Chemiker, der mit Wasser zu heizen versteht; und du bist der Pfarrer, und ich spreche doch nur für das, was dir von Gott und Rechtswegen zukommt. Du, lieber Bruder," setzte sie etwas gelassener hinzu, „befolgst bloß die eine Hälfte der Lebensregel: ‚Kein Unrecht thun', aber die zweite Hälfte heißt: ‚Kein Unrecht dulden', sonst verführt man die Leute zu immer größerer Unbill und Schuld, und zuletzt spielen sie einem auf der Nase, dann ist man ‚unten durch'."

„Oder ‚darüber weg'," antwortete der Pfarrer, „falls es so wäre, aber es ist doch nicht so schlimm. Wer spielt uns denn auf der Nase? Wenn sich einer unser trockenes Holz zueignet, so ist er eigentlich ein Dieb. Wenn ich mir aber gar nichts stehlen lassen will, so werden die andern desto mehr bestohlen (denn gestohlen wird nun einmal auf dieser Welt), und vielleicht trifft es dann einen, der noch weniger hat als ich. Und wenn ich meine trockenen Klafter bewachen, oder bloß an trocken Holz denken soll, so vertrocknet mir zuletzt selbst Herz und Hirn."

„Aber du darfst gar nicht selbst danach sehen, lieber Bruder," replizierte wieder die jetzt besänftigte Schwester, „du sollst ja nur die offenbaren Diebe zur Rechenschaft ziehen; du kennst ja den Patron, der uns diesmal das trockene Holz fortgeholt hat, warum verklagst du ihn denn nicht?"

„Weil ich keinen Prozeß haben will, liebe Schwester, und weil sich ein Prozeß für einen Pfarrer nicht schickt; und weil der beste Prozeß mehr Rauch und schlechtere Wirtschaft im Hause macht, als das nasseste Holz!"

„Also kommt's darauf hinaus," schloß die Schwester, „daß ein Pfarrer sich alles gefallen lassen muß."

„Ja wohl, alles, liebe Schwester, was nicht wider Gottes Gebot ist."

„Siehst du," fuhr diese eifrig dazwischen, „da hab' ich dich: daß du die Spitzbuben beschönigst und immer dreister machst, das ist wider Gottes Gebot," und damit ging sie halb triumphierend und halb beruhigt hinweg.

Der Pfarrer aber sagte: „Selig sind die Friedfertigen; nimmt dir jemand den Rock, so laß ihm den Mantel,“ und docierte dann ruhig weiter.

An jenem eingangs gemeldeten Morgen aber, wo wir so harmlos den Tisch zum ungeheizten Ofen gerückt hatten, bloß im Interesse der gutmütigsten Einbildungskraft, da kam die Schwester mit aufgeschürztem Kleide und einem großen Aufwischlappen in den Händen zu uns hastig in die Schule hinein, und meldete mit fast weinerlicher Stimme und fast ganz verzagten Gebärden: „Es ist doch ein wahres Elend, es regnet in der verdammten ‚Kisse‘ überall ein, wie durch ein Sieb. Ich habe schon so viel aufgewischt, oben schwimmt aber der ganze Boden. Es wird nächstens durchlecken, das melde ich jetzt an. Ich habe die Magd fortgeschickt. Wir müssen alle hinauf und Gefäße unterstellen, sonst schwimmen wir mitsamt der ‚Kabache‘ fort.“

Das war einmal Wasser auf unsere Mühle, das waren Nachrichten für unser Ohr! Einen Augenblick hielten wir stille, und dann sprangen wir wie zu dem köstlichen Schauspiel von Sturmfluten oder von Feuersbrünsten, mit dem von Freude halb erstickten Jubelruf: „Ach ja, es regnet ein; ja, ja, Herr Pfarrer, der ganze Boden steht schon im Wasser; ach, da läuft es schon von den Wänden herunter!“ von unsern Stühlen empor, und stürmten in die Küche, und rafften Schüsseln, Eimer, Waschwannen, Kasserolle und was wir zu fassen kriegten mit fort.

Und mitten unter uns Glücklichen, Rettenden war auch der bestürzte, ratlose Pfarrer. Aber da er uns so geschäftig und so über die Maßen aufgeräumt und guter Dinge sah, so ergriff auch ihn der Schwindel des Augenblicks und die Lust am Abenteuer, und er rieb sich nun trotz Einem die Hände mit der unbegreiflichsten Schnelligkeit und faßte bald dieses bald jenes Geschirr, was ihm dann die ganz betäubte, konfus gemachte und über unsern Humor desorientierte Schwester wieder entriß, indem sie ihm zuletzt, als dem Stärksten, einen zweiohrigen Waschzuber gab. Und nun ging es die Bodentreppe, das heißt die Hühnersteige, wie auf einer Sturmleiter hinan, unter das miserable Dach, bis jeder Leck sein Gefäß hatte, und dann wieder mit Jubel von dannen, indem einer, der bei jeder Gelegenheit der Erste sein mochte, das Kunststück zeigte, wie man eine Leiter kopfüber geschwinder herabkommen kann als hinauf. Aber der Fallkünstler hatte sich nur ein bißchen geprellt und somit gab es doppelten Spaß.

Als alles wieder in Ordnung war, das heißt, als es nach Herzenslust auf zwanzig Stellen durch das defekte, von Anbeginn unverstrichen gebliebene Pfannendach in die untergestellten Schüsseln, Zuber und Pfannen herabtröpfelte, daß es eine Musik wie von der schönsten Spieldose und Felsenharmonika gab, da überlegten wir stillschweigend bei uns

selbst, daß dies musikalische Vergnügen doch keineswegs mit einem heilen Hause in Harmonie stände und eben darum nur in einem Pfarrhause mit einem zerlöcherten Dach so eine Harmonie in jeglichem Sinn und an allen Orten zu Hause und recht eigentlich unter Dach und Fach anzutreffen sei.

In solcher Ideenverbindung und Auffassung der musikalischen Thatsachen und musikalischen Regenpfannen mochte es geschehen, daß der gute Pfarrer zu seiner immer noch betrübt nach Regenstellen umherblickenden Schwester und halb für sich sagte: „Verdammte Kiffe? I bewahr mich Gott! Ist ja alles wieder gut gemacht. Wenn die Verdammten nur einen Tropfen Wasser hätten, sie würden das für eine Erlösung ansehen."

„Gut," gegenredete die Schwester, „wir haben aber so viel Tropfen, daß wir eine warme und trockene Stelle für unsere Erlösung ansehen müssen, und ein Pfarrhaus soll doch nicht eine Hölle auf Erden vorstellen, wo man schon den Regen um des Feuers willen auffangen muß."

Worauf denn der Pfarrer wieder besänftigend und lächelnd sagte: „Liebe Schwester, so schlimm meine ich's ja nicht. Ich denke bloß, daß man in seinem jeweiligen Unbehagen auch an diejenigen denken soll, die außer allem Behagen sind."

Bogumil Golz.

Der Tod des Carus.

Mutig stand an Persiens Grenzen Roms erprobtes Heer im Feld;
Carus saß in seinem Zelte, der den Purpur trug, ein Held.

Persiens Abgesandte beugten sich vor Roms erneuter Macht,
Fleh'n um Frieden an den Kaiser; doch der Kaiser wählt die Schlacht.

Kampfbegierig sind die Scharen, die er fern und nah beschied;
Durch das Heer, aus tausend Kehlen, ging das hohe Siegeslied:

„Weh den Persern, Römer kommen, Römer zieh'n im Flug heran,
Rächen ihren Imperator, rächen dich, Valerian!

Durch Verrat und Mißgeschick nur trugst du ein barbarisch Joch;
Aber, starbst du auch im Kerker, deine Rächer leben noch!

Wenn zu Pferd stieg Artaxerxes, ungezähmten Stolz im Blick,
Setzte seinen Fuß der König auf Valerians Genick.

Ach, und Rom in seiner Schande, das vordem die Welt gewann,
Flehte zum Olymp um einen, flehte nur um einen Mann.

Aber Männer sind erstanden, Männer führen uns zur Schlacht,
Scipio, Marius und Pompejus sind aus ihrem Grab erwacht!

Unser Kaiser Aurelianus hat die Goten übermannt,
Welche deinen Wundertempel, Ephesus, zu Staub verbrannt.

Unser Kaiser Aurelianus hat die stolze Frau besiegt,
Welche nun im stillen Tibur ihre Schmach in Träume wiegt.

Probus führte seine Mauer durch des Nordens halbe Welt,
Neun Germanenfürsten knieten vor dem römischen Kaiserzelt.

Carus, unser Imperator, sühnt nun auch die letzte Schmach,
Geht mit Heldenschritt voran uns, Heldenschritte folgen nach.“

So der Weihgesang. Und siehe, plötzlich steigt Gewölk empor,
Finsternis bedeckt den Himmel, wie ein schwarzer Trauerflor.

Regen stürzt in wilden Güssen, grausenhafter Donner brüllt,
Keiner mehr erkennt den andern, alles ist in Nacht verhüllt.

Plötzlich zuckt ein Blitz vom Himmel, viele stürzen bang herbei,
Denn im Zelt des Imperators hört man einen lauten Schrei.

Carus ist erschlagen! Jeder thut auf Kampf und Wehr Verzicht,
Und es folgt des Heers Verzweiflung auf die schöne Zuversicht.

Alle flieh'n, das Lager feiert, wie ein unbewohntes Haus,
Und der Schmerz der Legionen bricht in laute Klagen aus:

Götter haben uns gerichtet, Untergang ist unser Teil;
Denn des Kapitols Gebieter sandte seinen Donnerkeil!

Untergang und Schande wälzen ihren uferlosen Strom:
Stirb und neige dich, o neige dich zu Grabe, hohes Rom!

Aug. Graf v. Platen-Hallermünde.

Damaskus.

Von dem herrlichen Fijeh aufbrechend, ritten wir noch anderthalb Stunden auf der Höhe über dem Thale des Barada entlang, dessen schmaler Grund einem einzigen langgestreckten Garten gleicht. Dann aber tritt man in eine trostlose Bergwüste ein, ohne Baum, ohne Strauch, ohne Wasser, ohne Schatten, verrufen als Tummelplatz wegelagernder Beduinen und deshalb des Nachts selbst von Karawanen möglichst gemieden. Hier wird die Geduld des nach Damaskus' Anblick begierigen Reisenden auf eine harte Probe gestellt: eine Höhe nach der andern ersteigt man, — immer neue Thaleinsenkungen, dahinter immer neue Berge hat man vor sich, alles wüst und öde. Erst nach mehreren Stunden gewinnt man endlich wieder einen Einblick in das grüne Barada-Thal. Aber statt des ersehnten Damaskus erblickt man nur das in einer Erweiterung des Barada-Thals gelegene Dummar, das sich dort, von dem Flusse durchrauscht, aus üppigem Grün hervorlugend, mit den eleganten Landsitzen reicher Damascener Kaufleute geschmückt, doch stattlich genug präsentiert. Dabei liegt ein großes arabisches Dorf. In möglichst gerader Linie, die vielfach sich schlängelnden Saumwege zu vermeiden, erklimmen wir, die keuchenden Pferde zu einer letzten Anstrengung anspornend, die zur Linken vor uns liegende steile

Höhe des kahlen Kasyunberges; ein auf dem Gipfel desselben stehender Wely — das Grab eines mohammedanischen Heiligen —, von einem säulengetragenen Kuppeldach überwölbt, dient bei dem mühseligen Ritt ohne Weg und Steg als weithin sichtbares Ziel. Endlich ist nur noch der letzte Absatz zu erklimmen: — jetzt sind wir oben und blicken in die tief unter uns liegende Ebene hinab, und da liegt sie vor uns, die schönste der Städte, jedenfalls die schönste von den Binnenstädten des Orients. Das Auge vermag die Herrlichkeit kaum mit einemmale zu fassen. Es bedarf einiger Zeit und einer Art von Sammlung, um das sich vor ihm entfaltende Bild in seiner Totalität, in seiner wunderbaren, unbeschreiblichen Schönheit zu fassen.

Das ist Damaskus!

Zu unseren Füßen breitet sich, im Westen von der Kette des Antilibanon begrenzt, über welche die gewaltige Pyramide des schneeigen Hermon beherrschend hervorragt, eine große Ebene aus, die Ghutaa. Die Berge, welche dieselbe umkränzen, sind kahl und wüst, aus rötlichem Gestein und schillern in den herrlichsten Farbentönen, und darin liegt, einem Häusermeer vergleichbar, die volkreiche Stadt wie gebettet in einem unabsehbaren Meere der duftigsten, sie wie ein einziger riesengroßer Wald umgebenden, wasserdurchrauschten Gärten, die Stadt in stundenlanger Ausdehnung, mit zahlreichen Vorstädten, überragt von der dunklen Masse des umfänglichen Kastells, unzähligen Kuppeln und Minarets — das langgestreckte Dach der riesigen Hauptmoschee mit ihrer stattlichen Kuppel und den schlanken Minarets ist deutlich erkennbar —, den mächtigen Gewölben der großen Khans, voll stattlicher, von ihrem Reichtum und ihrer Bedeutung schon in die Ferne hin Kunde gebender Gebäude, und hinter dem allen, in wunderbarem, rötlich-violettem Farbenspiele verschwimmend, in hehrem Schweigen die große Wüste. Ein Ruf des Staunens, des Entzückens, jubelnden Genusses entfuhr mir unwillkürlich, als ich auf dieses Panorama hinabsah, dessengleichen es wohl in der ganzen, weiten, schönen Welt nicht wieder giebt.

Es wird einem ordentlich schwer, sich von diesem wahrhaft berauschend schönen Anblick zu trennen. Aber drinnen in der herrlichen Stadt sollen sich ja erst recht alle Wunder des Orients aufthun! Halsbrechende Felsensteige — es ist der letzte Teil der alten Straße von Beirut nach Damaskus — ging es nun hinab. Das vorstadtähnliche Dorf Salahiyeh blieb zur Seite liegen. Bald kamen wir in die Gartenregion, eine gute halbe Stunde ritten wir zwischen den üppigen, von den Armen des Barada und zahlreichen Kanälen überreich bewässerten Gärten hin, über deren Mauern die gewaltigsten Nuß-, Äpfel-, Birnen- und Aprikosenbäume herüberragten, die Zweige gebeugt unter der Last der Früchte. Durch

eine promenadeartige Allee, an deren einer Seite einige neue, recht stattlich aussehende Kasernen stehen, kamen wir in die Stadt selbst und stiegen bald danach in dem vor etlichen Jahren neu eingerichteten und vortrefflich gehaltenen griechischen Hotel ab, das europäische Komfort mit orientalischem Luxus vereinigt.

Wie ein Märchen aus tausendundeine Nacht kommt dem Abendländer diese völlig neue, völlig fremde Umgebung vor, in welche er sich mit dem Eintritt in Damaskus versetzt sieht. So Schönes und Interessantes die syrischen Küstenstädte bieten, — die Nähe und der über die See her winkende Einfluß des Westens machen sich dort doch jederzeit bemerkbar. Aber hier in Damaskus hat man den reinen unverfälschten, wahren Orient in seiner ganzen Eigenart, seiner Abgeschlossenheit, seiner Farbenpracht vor sich. Diese Eigenschaft aber übt einen zum mindesten ebenso großen Zauber aus, wie die unbeschreibliche Herrlichkeit der Lage von Damaskus, wenn man es, wie ich, nach dem mühsamen Ritte durch die Wüstenberge zuerst von der Höhe des Kasyunberges aus erblickt. Wie es sich da präsentiert, gilt Damaskus wohl mit Recht für die schönste Stadt des Orients.

Aber außer dem Zauber der Lage und der noch völlig ungetrübten Eigenart echt orientalischen Lebens hat Damaskus noch eins, was es zu einer der besuchenswertesten Städte der ganzen Welt macht. Damaskus ist nämlich die älteste Stadt der Welt, die einzige, welche, obgleich im Laufe der Jahrhunderte von manchem schweren Schicksale heimgesucht, doch niemals ganz zerstört worden ist, die niemals zu existieren aufgehört, sondern sich in ununterbrochener, kontinuierlicher Folge durch die Jahrtausende hindurch entwickelt hat und die noch heutigentags auf ihrem ursprünglichen Platze, auf ihrem alten Boden und nicht auf den Trümmer- und Scherbenhaufen älterer Ansiedlungen steht. Babylon und Ninive, so gut wie Memphis und Theben, sind untergegangen; Jerusalem und Rom stehen zwar auf dem alten Platze, jedoch als neue Städte über unter ihnen begraben liegenden älteren; keine der vorhandenen Städte aber kann sich an Alter dem heutigen Damaskus vergleichen.

Unter den geschichtlich denkwürdigen Gebäuden der Stadt gebührt unfraglich der erste Platz der Hauptmoschee, der ehemaligen St. Johanneskirche. Dieselbe ist die größte Moschee im gesamten Gebiete des Islam: in ihr haben sich die Ommijaden ihr glänzendstes Denkmal gesetzt. Es ist ein etwa 400 Fuß langer, dreischiffiger Bau. Die Seitenschiffe sind von dem Mittelschiff durch zwei Reihen von je zwanzig prächtigen Säulen mit schönen, zum Teil antiken Kapitälen getrennt. Das Querschiff ist beinahe nur angedeutet und springt nur sehr wenig über die Längswände vor. Über der Kreuzung der Schiffe wölbt sich eine stattliche Kuppel:

die einst als ein Weltwunder angestaunte ursprüngliche Kuppel ist durch eine Feuersbrunst zerstört und die jetzige ist nur ein eilig ausgeführter Reparaturbau. An die Moschee grenzt ein von prächtigen Arkaden umgebener, marmorgepflasterter Hof, in dessen Mitte ein kapellenartiges kleines Gebäude steht und plätschernde Brunnen sprudeln, um den Gläubigen zu den vorgeschriebenen Waschungen vor dem Gebete zu dienen. Die Moslemin von Damaskus waren von alters her als besonders fanatisch verrufen, und noch vor wenigen Jahren hätte der Christ sein Leben riskiert, der die Moschee zu betreten gewagt hätte. Jetzt darf man sie gegen eine Abgabe von 100 Piastern und unter dem Schutze eines Kawassen [1] des betreffenden Konsulats in allen ihren Teilen besichtigen, nachdem man die Stiefel mit den landesüblichen gelben oder roten Pantoffeln vertauscht hat, denn wie kein Mohammedaner mit der Fußbekleidung, womit er die Straße berührt hat, die Matte oder den Teppich seines Zimmers betritt, so muß dieselbe namentlich auch bei dem Eintritt in die Moschee abgelegt werden.

Allem Anscheine nach hat, entsprechend der Völker- und Religionsschichtung, welche hier stattgefunden, auf dem Platze, welchen jetzt die Moschee, einst eine christliche Kirche, einnimmt, früher ein heidnischer Tempel gestanden, vermutlich der Juno, wie man aus einem römischen Inschriftfragment hat schließen wollen, das sich an einem Gesims befindet. Dafür sprechen auch die dicht bei der Moschee befindlichen, jetzt in den Bazar eingemauerten stattlichen Säulen und die von diesen getragene, über das Dach des Bazars hinausragende Hälfte eines sehr schön gearbeiteten römischen Tempelportikus.

Das Schönste aber von der Moschee bleibt doch der entzückende Blick, welcher sich von dem schlanken Minaret über die zu Füßen ausgebreitet liegende Stadt und ihre Umgebung, auf den Hermon und die Wüste darbietet. Während ich auf dem einen dieser schlanken Türme stand, erschien auf der Gallerie des andern ein zahlreicher Chor von Muezzins [2], in taktmäßigem Gesange die Stunde des Gebets auszurufen: eines einzelnen Muezzins Stimme würde in dem Getöse, welches die Stadt und namentlich den Bazar erfüllt, völlig ungehört verhallen.

Sich in dieses Getöse, dieses bunte Menschengewirr zu stürzen, ist nun aber doch eigentlich das Interessanteste, was der Abendländer in Damaskus thun kann, ist zugleich ein immer neues Vergnügen, das einen unerschöpflich reichen Gewinn bietet: so überwältigend ist die Fülle, die Buntheit, die Fremdartigkeit des einem da Gebotenen, daß man nicht Augen genug hat, um alles zu sehen, und nicht Ohren genug, um alles zu hören.

---

[1] Gendarmen. [2] Türkische Gebetsverkünder.

In mannigfach gewundenen und vielfach verzweigten Straßen ziehen sich die Bazars durch die Stadt: sie ganz und gar zu durchmessen braucht man einige Stunden Zeit. Bald sind es breitere oder schmälere Straßen, wo sich zur Rechten und zur Linken die Buden der Handwerker und die Läden der Kaufleute aneinanderreihen; öfter sind es nach oben hin durch ein Lehmdach geschlossene und gegen die glühende Sonne geschützte Gänge. Sie zerfallen in eine Anzahl von Quartieren, die durch Thore voneinander getrennt sind; abends werden diese geschlossen und man muß sich bei jedem einzelnen die Passage durch einige Para[1] Backhschisch[2] an die Wächter erkaufen. Daher ist abends so gut wie gar kein Verkehr in den Straßen, in denen natürlich auch die Beleuchtung etwas völlig Unbekanntes ist. Eigentümlich ist den Bazaren die Vereinigung der das gleiche Gewerbe Treibenden und der mit demselben Artikel Handelnden zu einer geschlossenen Gruppe. Wenn ich von dem griechischen Hotel aus nach dem Bazar ging, so passierte ich zuerst den Platz, wo der Pferdemarkt war und wo den ganzen Tag ein lebhaftes Geschäft in Kauf und Verkauf der schönen und stattlichen Damascener Pferde gemacht wurde. Daran reihten sich nach der einen Seite die Stände der Futterhändler und der Schmiede, nach der andern die der Sattler, wo man die kostbarsten Sättel, Decken und Zaumzeuge sehen konnte. Dann folgen die dichtgedrängten Reihen der Schlächter und der Garköche, die auf einer Art von Spicknadel Fleischstückchen aufspießen und auf einem Roste über Kohlen braten lassen: die Leute aus dem Volke, Soldaten oder dergleichen, treten heran, zahlen ihre paar Para und führen die Nadel eifrig zum Munde. Dann geht man lange Zeit zwischen den Ständen der Tischler, der Korbflechter, der Töpfer, der Kleinhändler mit Hemden, Jacken u. dgl. Wo die Straße breit genug ist, haben sich die Brot- und Kuchenverkäufer, namentlich aber die Obsthändler niedergelassen. Ganze Berge von Aprikosen sieht man da, denn die Aprikose ist die Frucht, welche Damaskus besonders charakterisiert: es giebt von derselben in den Gärten um die Stadt nicht weniger als vierzig verschiedene Arten.

Besonders interessant ist der überdachte, nach der großen Moschee zu gelegene Teil des Bazars. Da sind zunächst die Buden der Pantoffelmacher: Tausende und aber Tausende von roten Pantoffeln in allen Größen stehen da zur Wahl, und Hunderte von Arbeitern sitzen da, tagaus tagein neue verfertigend. Weiterhin wiederholt sich dasselbe für die ganz allgemein getragenen Stiefeletten. In einer gewaltigen Halle dicht an der großen Moschee hausen die Goldschmiede; auch für sie ist Werkstatt und

---

[1] Türkische Münzen von 3 Aspern = 1/40 Piaster oder 4 Pf.

[2] Trinkgeld.

Laden eins: reizende Gold- und Silberarbeiten, namentlich die zierlichsten Filigransachen kann man da sehen, obgleich die größten Künstler in diesem Fache, das von alters her in Damaskus besonders blühte, seit Jahren nach Beirut gezogen sind, wo der Absatz leichter und größer ist. Unter diesen Umständen ereilt die berühmte Damascener Goldschmiedekunst vielleicht allmählich dasselbe Schicksal, wie die einst noch viel berühmtere Waffenfabrikation: Damascener Klingen aller Art kann man heutigentags nur noch als Altertümer, als Kuriositäten kaufen, fabriziert werden sie gar nicht mehr. Dagegen blüht noch die alte Damascener Kunst der Weberei und Stickerei: die Damascener Teppiche zeichnen sich durch Geschmack, Dauerhaftigkeit und Farbenpracht aus; an Seidenwebereien sieht man wahre Kunstwerke — Kuffien [1] in den herrlichsten Farben strahlend, dabei mit Gold und Silber durchwirkt, Abeyen oder Beduinen aus der feinsten weißen Seide, mit zierlichen Goldstickereien eingefaßt, seidene Shawls, in welche unnachahmlich geschmackvolle bunte Muster eingewebt sind, die zierlichsten Stickereien auf feinster Seidengaze, wahre Kunstwerke der Nadel — an dergleichen Herrlichkeiten liefert Damaskus eine wahrhaft unerschöpfliche Fülle. Auch diese Artikel sind in den Bazars vielfach vertreten; auch das Weben und Wirken selbst zu beobachten hat man dort vielfach Gelegenheit. Um aber den Reichtum an Teppichen, Seidenstoffen und dergleichen recht kennen zu lernen, muß man in die an dem Bazar gelegenen großen Khans eintreten. Das sind gewaltige Kaufhäuser, in deren Mitte sich ein stattlicher Hof mit einem Wasserbassin befindet. Da lagern die Kamele der ankommenden und abziehenden Karawanen und mächtige Warenballen im Wert von Tausenden von Thalern. Der von einer mächtigen Kuppel überwölbte Hofraum ist ringsum von Galerieen umgeben: von diesen aus tritt man in den verschiedenen Stockwerken in die Comptoire und Lager der in den Khan eingemieteten Kaufleute, meist Großhändler. Der größte und kuppelreichste dieser Khans, schon als Bauwerk eine Merkwürdigkeit, ist der nach seinem Erbauer Asad-Pascha-Khan genannte, der in seinem riesigen Hofe und seinem gewölbreichen Erdgeschoß für nicht weniger als 2000 Kamele und deren Ladungen Raum bieten soll.

Aber die Herrlichkeiten des Bazars sind damit noch keineswegs erschöpft. Dort reihen sich die Werkstätten der Drechsler aneinander, daneben sind die Buden der Kunsttischler, welche Tische, Stühle, Wiegen u. s. w. aus Nußbaumholz verfertigen und aus Perlmutter die reizendsten Muster darin auslegen. Dort sind die Läden der Süßigkeiten- und Konfiturenhändler, dort die der Droguisten und der Spezereihändler, bei

[1] Kuffien = Kopftücher.

denen man das förmlich mit Gold aufgewogene echte Damascener Rosenöl kauft. Dazwischen finden sich dann vielfach die mit den mannigfachsten, interessantesten Dingen gefüllten Buden der Antiquitäten- und Kuriositätenhändler, wo man alle Arten von Waffen, altarabische Säbel, Damascener Klingen, arabische Sättel, Kupfergefäße von Altdamascener Arbeit, arabische Mosaiken und dergleichen in buntem Durcheinander aufgestapelt erblickt.

Aber nicht minder wie die verschiedenen Handelsartikel und die mit der größten Geschäftigkeit betriebenen gewerblichen Thätigkeiten — denn von orientalischer Trägheit ist in Damaskus nicht die Rede — fesseln uns bei den Wanderungen durch den Bazar die Menschen, welche sich da in buntem Durcheinander drängen. Der vornehme Türke, der arabische Lastträger, der stattliche bis an die Zähne bewaffnete Beduine mit der schwarzweißen Abeye aus Kamelwolle, der Jude im seidenen, pelzverbrämten Kaftan, der Grieche in der schmucken Arnautentracht [1], der Armenier in feierlichem Schwarz, der Perser mit der hohen Lammwollmütze und dem knappanliegenden uniformartigen Rock, der in Lumpen gehüllte Blinde, welcher mit seinem Stocke weitertastend bettelnd einherzieht, dazwischen die türkischen Offiziere in ihren abendländisch geschnittenen Uniformen — so wogt es zu Fuß, zu Pferde, zu Esel und zu Maultier mit Lärmen und Rufen chaotisch durcheinander, und eine ähnliche Musterkarte könnte man aus den langsam einherschreitenden Weibern, verschleierten und unverschleierten, zusammenstellen.

Hans Prutz.

Die drei Edelsteine.

Drei Edelsteine sind dem Christ gegeben,
Er trägt sie auf dem Haupt, der Brust, dem Herzen;
Bewahrt er sorgsam sie in seinem Leben,
So werden sie ihm Auferstehungskerzen.

Den blauen soll er auf der Stirne tragen,
Gleich einem Stern erhellt er Erdenstege,
Auf jede Frage wird er Antwort sagen,
Er zeigt das schöne Ziel nach kurzem Wege.

Der grüne dient der Menschenbrust zum Schilde
Und füllet sie mit seligem Verlangen,
Er zeigt den offnen Himmel ihm im Bilde,
Entfernt von ihm das eitle Erdenbangen.

Der rote soll das schwache Herz ihm decken,
Er ist der edelste, der echte, gute;
Nie soll er ihn verlieren noch beflecken,
Gefärbt ist er in des Erlösers Blute.

---

[1] Arnaut = Albanier.

Hat einen von den ersten er verloren,
So kann mit diesem er ihn wieder finden;
In Liebe hat der Herr sich ihm geboren,
In Liebe starb er hin für seine Sünden.

Dreifaltig halten sie den Himmel offen,
Dreifaltig ist ihm Seligkeit verschrieben,
Denn ohne Glauben kann er niemals hoffen,
Und ohne Glaub' und Hoffnung auch nicht lieben.

Ludovika Freifrau von Des Bordes.

Die englischen Haus- und Familien-Bibliotheken.

Die Familien- und Hausbibliotheken der Engländer, ihre Größe, ihre Zusammensetzung, ihre außerordentliche Anzahl, die Stellung, welche sie im häuslichen Leben einnehmen, sind ein merkwürdiges Zeichen der großen und allgemeinen Freude am Wissen, welche sich überall im Lande offenbart, und liefern einen unzweideutigen Beweis dafür, daß die Wissenschaften in England nicht einsiedlerisch leben, sondern daß sie vielmehr ihre wohlthuenden und erfreulichen Einflüsse weit unter den Menschen verbreiten und sozusagen recht mitten ins Herz der Nation und ins Innerste des Familienkreises ausschütten.

Bei uns in Deutschland haben zwar die Fürsten und Könige, die Universitäten, die Gymnasien, alle öffentlichen Institute, ja auch die Stadt-Kommunen, es scheint mir keinen Zweifel zu leiden, nicht nur viel reichere und ausgezeichnetere, sondern auch viel liberalere, dem großen Publikum mehr geöffnete und besser benutzte Bibliotheken, als in England — auch sind unsere Bibliotheken viel zahlreicher und eifriger besucht, allein desto dürftiger sieht es im Vergleich mit jenem Lande in unsern Hausbibliotheken aus.

Allerdings besitzen wir deren ebenfalls. Ja unsere Gelehrten haben oft mit bewundernswürdigem Fleiße und dabei zuweilen mit sehr geringen Mitteln unzählige Bücher zusammengebracht, die ihnen in ihrem Fache nützlich sind. Ja unsere Vornehmen besitzen auf ihren Schlössern so bedeutende Büchersammlungen, daß sie sich für dieselben nicht selten eigene Privatbibliothekare halten, und auch diejenigen, die weder vornehm noch gelehrt sind, haben bei uns in der Regel einen Schrank mit Büchern, manchmal sogar mehrere Schränke. Allein jene Bibliotheken unserer Gelehrten befinden sich in ihren Studierzimmern, die eine Art Heiligtum sind. Das tägliche Familienleben, ihre Frauen und Kinder haben wenig Nutzen davon. In den Schlössern hütet und bewacht der Bibliothekar die ihm anvertraute Bücherherde in irgend einem entlegenen Schloßteile, in welchem der Vorrat aufgespeichert ist, und die Schloßgesellschaft bewegt sich in andern Zimmern auf ihren rosigen und heitern Wegen, fern von

den staubigen Büchern. Und wo steht der Schrank mit den Klassikern in den bürgerlichen Häusern? Entweder wohlverschlossen in dem Kabinette des Hausherrn, oder mit zierlichen Gardinen verdeckt in dem Boudoir der Hausdame, oder wenn es dergleichen nicht giebt, wohl gar nur auf dem Korridor oder im Vorhause. Tritt der Fall ein, daß man ein Buch braucht, so ist entweder der Gang zum Schrank weit, oder der Schlüssel nicht gleich zu finden, oder da man die Bücher nicht vor sich sieht, so vergißt man es wohl gar ganz, daß jetzt gerade der Zeitpunkt wäre, sie zu gebrauchen.

Wie ganz anders aber in England! Dort gehört ein Bibliothekzimmer ebenso sehr zu den notwendigen Erfordernissen eines einigermaßen wohleingerichteten Hauses, wie ein Wohnzimmer, ein Gesellschaftszimmer, wie ein Speisesaal, wie die Schlafzimmer und die Küche und in der Reihe der Drawingrooms[1], Dressingrooms[2], Diningrooms[3] steht die „Library" mitten inne.

Diese Library ist nicht etwa ein leeres, ungemütliches Zimmer mit höchstens einigen Stühlen, einem Tische und einem Tintenfasse in der Mitte, oder statt dieses Schreibtisches etwa gar mit einer Billardtafel, wie ich dies hie und da in einigen großen Häusern bei uns gesehen habe. Vielmehr ist sie gerade ebenso, wenn nicht vorzugsweise komfortabel eingerichtet, mit bequemen Möbeln aller Art und mit einem stets lodernden Kaminfeuer versehen, und einen großen Teil des Tages verweilen die Mitglieder der Familie in ihr. Bei vielen Familien ist es Sitte, das Frühstück in der Library einzunehmen, bei andern zieht man sich wohl des Abends nach dem Diner zum Thee dahin zurück. Die Tische biegen sich unter der Last der Pracht- und Kupferwerke, der Almanache, der Keepsakes und der Neuigkeiten des Tages, die sich mit den Musikalien der Damen und mit ihren Stickereien und zierlichen Arbeiten mischen, während in hübschen Repositorien geschmackvoll geordnet die Klassiker der englischen Litteratur, die historischen, geographischen und anderweitigen Lexiken und die altberühmtesten „Standard books" (Hauptwerke) über fast jeden Zweig menschlichen Wissens in reicher Fülle rundumher stehen.

Jeder Winkel des Zimmers, den nicht die bequemen Möbel einnehmen, ist mit Büchern ausgefüllt, und selbst die Thüren sind noch mit Titeln und Rücken von Büchereinbänden so überreich beklebt, daß es scheint, als könnten die Engländer in einer Bibliothek durchaus keine Lücken dulden.

Ein Bibliothekar ist dabei nicht nöthig, denn nicht nur der Familienvater, sondern auch die Mutter und die Töchter des Hauses, die ja mitten

---

[1] Gesellschaftszimmer. [2] Ankleidezimmer. [3] Speisezimmer.

zwischen diesen Büchern erwachsen sind, wissen so gut darin Bescheid, daß es eine Freude ist, ihnen bei der Hervorsuchung und Handhabung der Bücher zuzusehen. Und zwar ist dies nicht etwa nur bei den Gelehrten und bei denjenigen Personen, welche wohlhabend genug sind, sich Bücher anzuschaffen. Es ist eine allgemeine, durch das ganze Land gehende Erscheinung, ein höchst bemerkenswerter charakteristischer Zug der englischen Gesellschaft, und es macht dieser aufgeklärten und nach Erkenntnis ringenden Nation große Ehre, daß sie der Bibliothek, dem geistigen Speisezimmer sozusagen, einen Platz neben dem leiblichen Eßsaale angewiesen hat, wie er ihm gebührt. Merkwürdig ist es, daß die Engländer in dieser Beziehung unter allen gebildeten Nationen noch einzig dastehen, und daß ihr glorreiches Beispiel so wenig Nachahmung gefunden hat.

Ich sage, es ist eine solche wohleingerichtete Library bei allen Leuten zu finden, die reich genug sind zum Anschaffen von Büchern. Dies verdient näher bestimmt zu werden, da die Ansichten darüber, ob man reich genug zum Ankauf von Büchern sei, oder nicht, sehr verschieden sind, da in dem einen Lande die Bücher mehr als ein Luxusartikel, in dem andern mehr als notwendiges Bedürfnis betrachtet werden. Ich erinnere mich, in einem gewissen Lande einmal einen Edelmann gesehen zu haben, welcher sagte: „Ich möchte mir dies Buch anschaffen; es wird sehr gelobt, und ich denke mir, es muß herrlich sein. Doch es kostet einen Thaler. Am Ende thut man besser, das Geld zu behalten. Man hat ohnedies schon so viele Ausgaben.“ Damit steckte dieser Mann, der einen weitläufigen Stall mit Pferden und eine ganze Herde von Jagdhunden besaß, seinen Thaler wieder ein.

Auch in England giebt es Leute, die viel auf Jagdhunde und Pferde verwenden, aber selbst diese, die sogenannten „sportsmen“ oder „hunting-men“, haben doch nichtsdestoweniger, der allgemeinen Sitte folgend, auf ihren Landsitzen ihre reichlich versehenen Bibliotheken.

Bei uns giebt es sehr viele lesende Leute, die lange zaudern, ehe sie sich entschließen, das Geld für die Anschaffung eines Buches auszugeben, so gern sie es auch lesen möchten. Sie warten lieber, bis man es umsonst von der königlichen Bibliothek haben kann, oder bis die Leihbibliothek alle die befriedigt hat, deren Namen schon vorher eingeschrieben waren, und die Reihe auch an sie kommt.

Die Engländer wollen ein gutes Buch nicht nur geliehen und gelesen haben, sondern sie wollen es auch besitzen, sie wollen es wie einen Freund im Hause um sich wissen, um es zwei- oder dreimal lesen, oder gelegentlich sich bei ihm Rat erholen zu können.

Dieses Raterholen bei den Büchern (to refer to books) ist etwas so Gewöhnliches in den englischen Familienkreisen, daß ich es als eine

vorzugsweise englische Gewohnheit, als die Gewohnheit eines durchweg nach Kenntnissen begierigen Volkes bezeichnen möchte. „To what book may we refer?“ (Welches Buch könnten wir darüber nachschlagen?) wird bei jeder Gelegenheit, wenn ein Zweifel über irgend eine Frage entsteht, gefragt, und es dauert dann gar nicht lange, so bringt ein Knäblein oder gar die schöne Tochter des Hauses irgend ein großes Lexikon herbeigeschleppt mit der Frage: „Ist nicht dies das Buch, welches Sie suchen, Papa?“

Der Bücher, die über irgend einen gebildeten Menschen, interessanten Gegenstand eine leicht zu findende Auskunft geben, ich meine lexigraphische Werke, giebt es ohne Zweifel in keiner Litteratur so viele, wie in der englischen; historische, astronomische, politische, biographische, sprachliche, heraldische, genealogische Lexika stehen auch in solchen kleineren Privatbibliotheken, in welchen man bei uns in der Regel nur das Konversationslexikon findet, fast durchweg den Belehrungssuchenden zu Gebote. Sei es ein Mann, sei es eine Jahrzahl, sei es etwas Wissenschaftliches, sei es etwas aus Osten oder aus Westen, wir suchen dies alles, alles in unserer geliebten Fundgrube, dem Konversationslexikon, und was wir in ihm nicht finden, darüber bleiben wir, nämlich wir Alltagsmenschen, wir Mitglieder der Gesellschaft, die man das große gebildete Publikum nennt, im Dunkeln.

Wie der schöne Epheu mit seinem reichen, dichten, immergrünen Laube das englische Landhaus von außen umrankt, so rankt und grünt im Innern des Hauses mit nicht minder reichem und erfreulichem Blätterwerk die „Library“, zieht sich oft weit über das ihr ausschließlich zugeeignete Zimmer hinaus und verbreitet sich mit vielen Zweigen und Zweiglein in die andern Zimmer und Hausräume, gleich einem vielästigen Rebstocke mit zahlreichen Früchten. Selbst in den Schlafgemächern, in den Korridors und gelegentlich auch in andern Zimmern findet man mitunter die nackten Wände mit Bücherstoff bedeckt, und ich erinnere mich, in England sogar ein Haus gesehen zu haben, in dem selbst die Diener und Hausmädchen in ihren Souterrains oder in ihren Dachkammern einem Teil der Hausbibliothek Quartier geben mußten. Es schien, als wenn dieses Haus nicht aus Ziegelsteinen, sondern aus Büchern gebaut sei, wie jenes Haus in dem Märchen aus Pfannkuchen.

Es giebt eine Menge Leserkreise bei uns mit sehr verschiedenen Bedürfnissen. In England macht das gebildete lesende Publikum einen weit mehr einigen, starken und enggeschlossenen Körper (a close body) aus, und was da einer hat und weiß, das wollen auch alle andern haben und wissen. Denkende Köpfe und geschickte Federn machen dort daher auch ein weit rascheres und entschiedeneres Glück, als bei uns.

Jeder kauft ihre Schriften sofort, jeder liest sie sogleich und behält sie, während bei uns ein Buch einen langsamen Weg durch die verschiedenen öffentlichen Bibliotheken wandeln muß, bis es zu etwas gelangt, was einer allgemeinen Anerkennung ähnlich sieht.

Ida und Joh. Georg Kohl.

Ehespruch.

Das ist die rechte Ehe,
Wo zweie sich gemeint
Durch alles Glück und Wehe
Zu pilgern treu vereint;
Der eine Stab des andern
Und liebe Last zugleich,
Gemeinsam Rast und Wandern,
Und Ziel das Himmelreich.

Emanuel Geibel.

Der Zinsgroschen.

Gemälde von Tizian Vecellio.

Unter den Schätzen der Dresdener Galerie nimmt dies kleine Bild, von den Italienern „Cristo della moneta“ genannt, eine der ersten Stellen ein. Es kam 1746 durch den Ankauf einer Anzahl von hundert Bildern aus der Sammlung des Herzogs Franz von Este-Modena mit einer Reihe anderer Meisterwerke der italienischen Kunst nach Dresden. Vasari erwähnt dasselbe ausdrücklich und berichtet, daß der Meister um 1514, wo er in Ferrara für Herzog Alfons von Este mehrfach thätig war, es daselbst gemalt habe. „Auf einer Schrankthür an demselben Orte,“ so erzählt er, „malte Tizian das bewunderungswürdig herrliche Brustbild eines Christus, dem ein böser Hebräer die Münze des Kaisers zeigt. Diesen Kopf,“ fügt er hinzu, „samt den andern in jenem Zimmerchen ausgeführten Bildern, rühmen unsere besten Künstler als die vorzüglichsten, wohlgelungensten, welche Tizian je vollendet hat; fürwahr auch sind sie köstlich, und er verdient deshalb vom Herzog Alfons reichlichen Lohn.“

Tizian war damals 37 Jahre alt und stand als berühmter fertiger Meister da. Um so interessanter wird für uns die Behandlungsweise, in der das Bild gemalt ist, da sie von einer Sorgsamkeit und einer Ausführung bis ins kleinste und einzelnste zeugt, wie sie in seinen Werken sonst nirgends mehr hervortritt. Damit hängt der Umstand zusammen, daß das Gemälde auf eine Holztafel gemalt ist, während sonst um jene Zeit in den Schulen Italiens, vor allen in der venetianischen, man die Leinwand als Malgrund vorzuziehen anfing. Diese scheinbar äußerliche Umwandlung hängt unmittelbar zusammen mit dem ganzen Umschwung der damaligen Kunst, denn die glatte Holztafel bedingt einen

feinen Farbenauftrag und eine zierlich sorgsame Pinselführung, während die rauhe Oberfläche der Leinwand eine fette, pastose Farbe und eine breite, freie Behandlung ebensowohl verlangt wie begünstigt. Tizian hat daher in diesem Werke der ältern Malart ein Zugeständnis gemacht, gewiß in Rücksicht auf den Stoff, auf welchen er sein Bild ausführte. Denn daß er in anderen gleichzeitigen Werken, welche er auf Leinwand malte, dieselbe detaillierende Pinselführung angewendet hätte, ist weder glaubhaft, noch durch irgendeine vorhandene Tafel bewiesen.

Der Inhalt unseres Bildes kann keinen Augenblick zweifelhaft sein. Jeder Beschauer wird sich sogleich des Vorganges erinnern, den das Evangelium des Matthäus im 22. Kapitel erzählt: wie die tückischen Pharisäer zu Jesus kommen, um ihn zu versuchen mit der schlau ersonnenen Frage: „Ist es recht, daß man dem Kaiser Zins gebe, oder nicht?" und wie Christus sie mit der schlagenden Antwort abfertigt: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist."

Für die bildende Kunst giebt es wohl kaum eine schwierigere Aufgabe, als die, ein bloßes Wort, eine zutreffende Antwort darzustellen. Schon in der Wahl eines solchen Gegenstandes erkennt man die moderne Zeit, die sich nicht mehr mit dem Allgemeinen, Typischen der heiligen Gestalten genügt, sondern sie in bedeutsamen Momenten, im Gipfelpunkt einer spannenden Situation vorzuführen liebt. So fein nun im vorliegenden Falle die Aufgabe zugespitzt ist, so vollständig hat Tizian sie gelöst. Es konnte ihm hier nicht darauf ankommen, den „Heiland", den „Erlöser" in himmlisch verklärtem Wesen, im Vollglanze seiner Macht vorzuführen. Die drei schwachen Lichtgarben, die als Abbreviatur des Heiligenscheines angebracht sind, gelten nur als konventionelle Zuthat. Der Schwerpunkt liegt beim ganzen Bilde lediglich im rein Menschlichen, im Gegensatze eines hohen, edlen Geistes gegen die Gemeinheit. Letztere naht in der Person des Pharisäers. Der Künstler giebt nur einen schmalen Profilabschnitt seiner Gestalt, nur eine Hand, die linke, und vom Gesichte nicht einmal das Auge. Aber man meint den listigen Blick stechend unter der buschigen Braue hervorlauern zu sehen, wie eine Schlange, die ihrer Beute gewiß zu sein glaubt. Das markierte Profil des Kopfes, an sich bedeutend geschnitten, aber durch die Niedrigkeit des darin hausenden Geistes gleichsam ins Tierische herabgezogen, ist ebenso bezeichnend wie das große gemeine Ohr, wie die derbe braune Hand mit den stark geschwollenen Adern, die sich mit ihrem tiefen Braun scharf gegen den blauen Mantel Christi absetzt. Jeder Zoll in dieser Figur ist Tücke, niedrige Pfiffigkeit einer rohen und brutalen Natur.

Welchen Gegensatz bietet dazu Christus! Der Künstler hat ihn von vorn dargestellt mit einer Seitenwendung des Kopfes, als sei er eben im

Vorüberschreiten durch den frechen Frager aufgehalten worden. Mit seiner erhabenen Langmut hat er ihn angehört; aber die Arglist klar erkennend, wirft er nun aus den großen durchdringenden Augen einen Blick auf ihn, der unwiderstehlich ist. Kein Zorn, keine Aufwallung in den edlen bleichen Zügen; vielleicht zuckt nur eine Regung schmerzlichen Befremdens über all die Bosheit um den schönen Mund. Diesen Ausdruck begleitet die fein geformte Hand mit höchst bezeichnendem Gestus, wie denn in den beiden einander begegnenden Händen derselbe physiognomische Kontrast nachklingt, der in den beiden Köpfen mit solcher Meisterschaft ausgeprägt ist.

Der geistige Sieg des Edlen über das Gemeine, so kann man den Inhalt dieses Bildes bezeichnen. Der geistige; denn daß der physische wie immer auf seiten der brutalen Gewalt sein wird, verrät uns ebenfalls die rohe Energie des Pharisäers, dem nur gelassene Hoheit entgegengesetzt wird.

Von der zarten Durchführung, welche Tizian diesem Bilde gegeben, sprachen wir schon andeutend. Mit Bewunderung verfolgt man die detaillierende Feinheit, mit welcher der volle Bart und das lockige Haupthaar Christi, sowie der kurze, struppige Haarwuchs des Pharisäers, ebenfalls als Elemente feiner Charakteristik, durchgeführt sind. Damit verbindet sich aber die volle Klarheit und Glut des Kolorits, welches Tizian eigen ist. Die wenigen Hauptfarben, das rote Gewand und der blaue Mantel Christi werden durch die tiefen goldbraunen Töne des Pharisäers zu prächtigem Accord verbunden. Am Halssaume des Gewandes, mit welchem letzterer bekleidet ist, hat Tizian seinen Namen angebracht, eine Auszeichnung, die er nur wenigen seiner Werke verliehen.

Wilhelm Lübke.

Die Entdeckung des Salzes.

(Morgenländische Sage.)

Ilak, ein Stammvater der Türken,
In dem Lande, das sich erstreckt
Weithin ober dem Oxus hinten,
Hat des Salzes Gebrauch entdeckt.
Vor den Füßen lag es den Leuten,
Das Gefild war davon bedeckt,
Aber es in den Mund zu nehmen:
Keiner hätte sich das erkeckt;
Nur die klügeren Schafe haben
Zur Verdauung es aufgeleckt.
Aber Ilak hat einen Braten
An den Bratspieß eben gesteckt,
Abgeschnitten ein Stück, und seinen
Hunger damit zu stillen bezweckt;

Aus den Händen ließ er es fallen,
Und am Boden lag es befleckt.
Aber er hob es auf und fühlte
Seinen Hunger nicht abgeschreckt,
Sondern aß, ohn' es abzuwischen,
Und ihm hat's besonders geschmeckt.
Als er dieses den Türken sagte,
Hat es ihnen die Lust erweckt,
Und sind so dahinter gekommen,
Welche Kraft in dem Salze steckt.

Friedr. Rückert.

Der Wasserfrosch.

Der Frosch gehört zu den komischen Typen des Tierreiches. Dies liegt vor allem in seiner Menschenähnlichkeit. Wer hätte nicht schon Männer mit Froschphysiognomieen gesehen? Es sind meist bartlose, kurzhalsige Köpfe, stumpfe Gesichter mit kahler Glatze, gerader aber angedrückter Nase, hervorquellenden Augen, breitem Munde, zurückgehendem Kinn und kugelichten Backen. Gesellt sich zu einem solchen Gesicht noch die Rundleibigkeit, so dürfte dem Nachbilde kein Zug mehr fehlen. Daß der Froschkopf dagegen immer noch platt erscheint, kann die Ähnlichkeit nicht aufheben. Außer den Backen sind es namentlich die Augen, durch welche sie erzeugt wird. Mit unverkennbarer Bedeutsamkeit treten sie hervor: groß, rund, lebhaft, eines festen, dreisten Blickes fähig und bei einigen Arten wie mit Lidern umgeben. Ihre Farbe wechselt vom dunkeln Schwarz bis zum feurigen Gelb. Am schönsten freilich und mit wirklich goldenem Glanze schillert die Iris des Krötenauges. Ähnlich dem Auge der Katze, der Eule und anderer Nachttiere übt es eine elektrische Gewalt; es ist vorgekommen, daß Menschen, welche dem Blick einer Kröte zu widerstehen suchten, von demselben überwunden fast ohnmächtig zusammenbrachen. Von Nase und Ohr zeigt der Frosch nur Andeutungen, um so mehr fällt dagegen das breite Maul auf; da ihm aber eigentliche Lippen fehlen, erscheint es schweigsam geschlossen und markiert sich nur zuweilen durch einen farbigen Saum, sowie durch das meist weiße Unterkinn. Unmittelbar an den Kopf, der sich nicht auf einem freien Halse abhebt, schließt sich der Rumpf mit zierlichen, schlanken Gliedmaßen. Besonders ist der Hinterfuß außerordentlich gestreckt, wie denn kein Tier ein längeres und, abgesehen von den mächtigen Zehen, menschenähnlicheres Bein aufweist als der Frosch. Auch stimmt dabei der Knochenbau und die Muskulatur, die hier eine wirkliche Wade bildet und bei der Nacktheit des Tierkörpers jene Ähnlichkeit um so überraschender hervortreten läßt. Die Froschtracht ist ein rechtes Jägerkleid; grün wie das Schilf, in dem er lebt, verfärbt sie sich nach Zeit und Umständen. Der Laubfrosch wechselt die Farbe sogar alle drei, vier Wochen, je nach dem dunkelnden oder

falbenden Laube, so daß er Sommer und Herbst unbemerkt unter den Blättern der Bäume verbringt. Dabei wird das Gewand jährlich mehreremal abgelegt, ein dünnes Hemdlein, welches, auf dem Papiere aufgefangen, kaum den Umriß einer Bleistiftzeichnung zurückläßt, aber meistens von den Fröschen selbst verspeist wird.

So komisch und harmlos der Frosch ist, so berührt allerdings sein zappeliges Wesen, seine feuchtkalte Temperatur und selbst seine Nacktheit zunächst unangenehm. Will man den Frosch würdigen lernen, so stelle man ihn neben die Kröte. Dieses Tier, stumm in dunkeln Löchern lebend, mißfarbig, gedrückt in Gestalt und Bewegung, ist wahrhaft häßlich. Der Frosch macht sein eigentliches Wesen am meisten unter seinesgleichen geltend, in dem Reiche der Sümpfe und Bäche. Das Wasser ist sein Element; dort will er gesehen und gehört sein.

Sendet die Frühlingssonne ihre ersten Strahlen auf die Erde herab, dann erwacht mit all den Schläfern in der Tiefe auch der Frosch. Der schwere Wintertraum wird abgeschüttelt, durch den vom Eise befreiten Spiegel sieht er das goldene Licht, sein Herz wird weit, die Glieder strecken sich: er taucht auf. Da hebt er nun den stumpfeckigen Kopf heraus, unbewegt wie ein Stein, und verwundert in die Welt starrend, die ihn sprossend und grünend umgiebt. Aber noch ist er stumm und matt. Gleichmütig läßt er den Menschen herzukommen; nur wenn etwa ein Wurf das Wasser aufrührt, greifen die Füße langsam aus. Wie die Sonne höher steigt, entfaltet der Frosch ein energischeres Leben. Bald läßt er die Stimme erschallen, und nun antwortet aus allen Wassern der wundersame Chorgesang. Wer kennte ihn nicht? Es ist nicht der fröhlich kekkernde Schrei des Laubfrosches, noch weniger das heisere Knarren der Kröte, sondern ein breiter, behaglicher, mit einer gewissen Virtuosität gleichsam herausgebohrter Ton, dem dann ein Gelächter folgt, so durchdringend und in so hastigen Stößen, daß man glauben möchte, den lustigen Personen müsse der Leib bersten. Sie ist oft geschmäht worden diese Wasserpoesie, und die Musikanten nehmen sich drollig genug aus, wenn ihnen die gewaltigen Schallblasen gleich Pumpkolben aus den geschwellten Backen hervortreten. Aber der Buffo gehört doch auch in das Frühlingsmaskenchor, und er hat nicht die schlechteste Rolle.

Ich erinnere an unsere norddeutschen Sommernächte. Wenn da auf den weitgedehnten Ebenen alles Leben schläft und nur von ferne das einsame, bange Gestöhn der Moorunke herklingt, wie ein Ruf aus der Unterwelt, dann erhebt mit einemmal im Weiher der Frosch die Stimme. Es ist ein wohllautender Tenor. Im weiten Kreise um ihn her sitzen die Konzertisten, eine tiefere, offenbar bejahrtere Stimme fällt ein, eine dritte gesellt sich dazu, das Recitativ beginnt:

Moarks, Moarks, Moarks,
Wenn ehr wilt ji backen?
Wenn ehr wilt ji backen?
Moargen, Moargen, Moargen,
Denn will ik ok backen,
Ok backen, backen, backen!
Wreke, Uki, Koax, Kekkek!
(Altmärkischer Kindervers.)

Eine Pause entsteht und der Vorsänger singt wieder allein, wieder folgen einige langgezogene Responsorien, aber plötzlich schmettert ein herz- und nervenerschütterndes Tutti in die Lüfte. Minutenlang hält es an, bis sich aus den zersplitternden Tönen einzelne Moll-Soli lösen, mit denen bald darauf ein neuer stürmischer Chor wechselt. So durchtönt das Gesänge die ganze Nacht, und stundenweit vernimmt es das Ohr. Dennoch scheint dies nur linde Musik gegen das Getöse, welches den Reisenden umdröhnt, wenn an den Ufern der Wolga und des Kaspischen Meeres die Myriaden von Fröschen ihre Hochzeitsgebräuche begehen. Alles verschlingt der bacchantische Jubel dieser Orgien; alles ist Frosch geworden, es ist, als erzittere die Erde, selber mit angesteckt von dem unauslöschlichen Gelächter. Und auch die Froschweibchen singen und ergießen in sanften, murmelnden Lauten, ähnlich dem Schnurren der Katze, ihr mütterliches Herz. Es liegt wirklich Gemüt in diesen Tönen. Von der Sonnenwärme gelockt, verlassen die kleinen Fischchen die Eihülle; es sind zur Zeit noch seltsame Puppen, das Ganze ein Kopf und ein Stiel, und obhutlos schweift die Schar umher, um endlich aus selbsteigener Kraft das jugendliche Schwänzchen abzuwerfen und in die Toga virilis zu schlüpfen, womit denn der Übergang ins Froschtum gemacht ist.

Dann freut sie's, mit den Alten den Wechselgesang anzustimmen oder sich mit ihnen am Ufer zu sonnen. Wie Hündchen aufgestemmt sitzen sie auf dem Rasen, lungern und lauern; oder sie wiegen sich lustig in der binsenen Hängmatte, oder halten Rast unter dem Schattendach eines Pilzes. Plötzlich aber, wenn die Fliege heranschwärmt, schießt die seltsame, klebrige Zunge hervor, von innen vornüber klappend, und die Vorwitzige ist gefangen. Kein Flügel reißt sie von der Leimrute los, da diese ebenso schnell wieder zurückschlägt. Auch wagen sie wohl nach einem Schmetterling oder einem Käfer den Sprung; selbst dem Spatzen, der zum Trunke herbeikommt, trachten sie nach. Denn die langen Hinterfüße sind nicht bloß Ruder, sondern auch Springstangen, mit denen sich der platschige Körper in mächtigem Bogen bis zu Klafterweite fortschwingt. Man muß es natürlich finden, wenn Kinder vor der urplötzlich aus dem Versteck hervorhüpfenden Kreatur kreischend entfliehen, obwohl

das Erschrecken am Frosch ist. Denn Furcht klopft ihm doch in dem sonst so fröhlichen Herzen, wo er den Menschen nahe sieht. Darum gab ihm auch die Natur, wie den meisten Tieren, denen nicht Gegenwehr, sondern nur Furcht vor dem Feinde gestattet ist, das leise hörende Ohr. Kaum raschelt ein Tritt durch das Gras: plump! springen alle der Reihe nach ins Wasser und stoßen pfeilschnell vom Ufer. Dort fühlen sie sich geborgen. Ist alles Verdächtige verschwunden, dann kehrt die lärmende Munterkeit zurück, sie gehen wieder ans Land oder überbieten einander in hydraulischen Künsten und allerlei Kurzweil.

Aber trotz seines friedsamen Naturells hat der Frosch nicht wenig Feinde. Vor allen ist ihm der sacht schleichende Storch gefährlich, der ihn am liebsten nachts überrascht. Auch der Rabe fahndet auf ihn. Und selber vor dem Menschen ist der Verfolgte nicht sicher. Seine zarte Wade dient ihm zum Leckerbissen, und die Grausamen, die sich Priester der Wissenschaft nennen, opfern ihrer Göttin Hunderte von Fröschen. Wie viele verhauchen unter der Luftpumpe, wie viele skelettiert das Messer des Anatomen! Sogar an den halbgetöteten noch erprobt die galvanische Batterie ihre Kraft.

Der Frosch hat einen vorahnenden Sinn, der ihm drunten offenbart, wann Jupiter Pluvius die Himmelsschleusen zieht, und wann nach trüben Tagen Phöbus den goldenen Wagen wieder heraufführt. Mit Recht genießt er darum prophetisches Ansehen. Aber er ist auch sonst gelehrig und der Fortbildung fähig, er unterscheidet Menschen, lernt seine Wohlthäter kennen, hört und folgt auf ihren Ruf. Weiß man dies doch von der scheuen Kröte. Daß der Frosch stolz sei, sich blähe und brüste, daß er eine geschwätzige, schmähsüchtige Zunge führe, behauptet zwar die Fabel; aber ist es nicht gerade dieser Dichtung eigen, in den Tieren nur die Spiegel menschlicher Gebrechen, nicht auch menschlicher Tugend zu sehen?

Wie die übrigen Sänger des Feldes verstummt im Hochsommer auch der Frosch. Er verbirgt sich in seiner Höhle, die Psyche in ihm entschlummert, als habe sie einen Trunk aus Lethe gethan; das ganze Tier wird ein anderes. Ohne der Nahrung oder frischer Luft zu bedürfen, liegt es da und gefriert, seiner Seele unbeschadet, um als eine Frühlingsgeburt der Erde wieder hervorzugehen zu einem neuen Dasein. So währt sein Leben, zwischen Sommerlust und Winterschlaf geteilt, ein, auch zwei Jahrzehnte.

Hermann Masius.

Kinder-Disputation.

Parabel aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Ein frommer Knabe hatte viel von einem gelehrten Wunderkinde gehört, das ein Doktor der Weltweisheit sei, und es wurde ihm oft vor-

gehalten, wie er gegen diesen Weisen ein recht dummes Schaf zu nennen wäre. Das betrübte den armen Knaben, und als er einstens hörte: es sei schon die halbe Weisheit, einen Weisen zu fragen, ruhte er nicht eher, bis er den Doktor der Weltweisheit zu Gesicht bekam, und bat ihn, ihm einige Fragen zu beantworten, damit er auf diese Art zur halben Weisheit gelange, und doch nicht mehr so ganz und gar dumm erscheine, die andere Hälfte würde wohl der liebe Gott ihm einmal zu Weihnachten bescheren. Der junge Doktor lächelte und war bereit, dem einfältigen Knaben zu dienen, und die Disputation geschah auf offenem Markt unter vielen rechtschaffenen und frommen Leuten, die eben aus der Kirche kamen, worunter auch die Eltern des Knaben waren. Die Unterredung aber fiel folgendermaßen aus:

Knabe: „Was ist das Beste in der Welt?"

Doktor: „Ein guter Freund."

Knabe: „Nein, ein gutes Gewissen. — Wer ist der Klügste in der Welt?"

Doktor: „Der die meisten Bücher gelesen hat."

Knabe: „Nein, der sich selbst kennt. — Wer ist der Dümmste in der Welt?"

Doktor: „Der am wenigsten weiß."

Knabe: „Nein, der sich seiner Wissenschaft rühmt. — Welches ist der beste Stand?"

Doktor: „Der Doktorstand."

Knabe: „Nein, der Christenstand. — Welches ist die höchste Ehre?"

Doktor: „Tapferkeit im Kriege."

Knabe: „Nein, Demut im Frieden und Glück. — Welches ist die größte Kunst?"

Doktor: „Die Welt wohl zu regieren."

Knabe: „Nein, sich selbst wohl zu regieren. — Welches ist das mächtigste Tier?"

Doktor: „Der Löwe."

Knabe: „Nein, das Würmlein, welches Menschen und Löwen verzehrt. — Welches Tier trinkt das unruhigste Getränk?"

Doktor: „Der Fisch, der das Meer trinkt."

Knabe: „Nein, die Mücke, die des Menschen Blut saugt."

Als die Umstehenden dem Knaben immer Beifall klatschten, ward der Doktor unwillig und sagte: „Knabe, wer hat dich so klug gemacht?"

Da umarmte das Kind seinen Vater und seine Mutter und sprach: „Hier, mein lieber Vater Wahrmund und meine liebe Mutter Einfalt haben mich dies gelehrt." Da sagte der Doktor: „Ein Narr kann mehr fragen, als zehn Weltweise beantworten können. Aber jetzt will ich

dich auch fragen." — „Das thue", sagte der Knabe, „damit du uns den Beweis deines letzten Satzes nicht schuldig bleibst." Da lachten die Leute, und es fragte der

Doktor: „Wie groß ist die Welt?"

Knabe: „So groß, daß sie Gott allein umspannen kann, und doch nicht so groß, als die Eitelkeit der eingebildeten Weltweisheit."

Doktor: „Hängt, steht oder schwebt die Welt?"

Knabe: „Der sie umspannt, der hält sie auch."

Doktor: „Was hat Gott gethan, eh' er die Welt erschaffen?"

Knabe: „Er hat Ruten gebunden, den eitlen Vorwitz zu strafen, der mit solchen Fragen die Einfalt in Versuchung führt."

Mit dieser Antwort war die Disputation geschlossen.

Klemens Brentano.

Es ist im Lenz die Erd' ein Buch.

Es ist im Lenz die Erd' ein Buch,
Die Blumen sind die Lettern;
Wie lieb' ich es, in diesem Buch
Zu lesen und zu blättern.

Und wie in Büchern wertvoll oft
Die kleingedruckten Glossen,
So sind gesucht die Blümlein auch,
Die ganz bescheiden sprossen.

Und wer mit ungetrübtem Blick
In dieses Buch kann sehen,
Lernt ohne allen Unterricht
Den Inhalt leicht verstehen.

Konstant v. Wurzbach.

Auch etwas vom Erfurter Kongreß.

Mein Freund, der höchst originelle und geistreiche Herr von Waitz, Sekretär und später Geheimer Finanzrat in Altenburg, galt bei allen, die ihn kannten, als ein unermüdet dienstfertiger, aufopfernd gefälliger Freund seiner Freunde. Aber auch andern, ihm ferner Stehenden, selbst ganz Fremden, die nach Altenburg kamen, diente er, wenn sie an ihn sich wendeten, gern und nach Kräften. Für solche Freundlichkeit und Gefälligkeit hatte er nicht selten schlechten Lohn; einmal aber brachte ihm seine Dienstfertigkeit gegen einen Fremden einen Gewinn, der ihm große Freude machte. Ein französischer Tonkünstler war auf seiner Reise durch Deutschland, auf welcher er hin und wieder in den größern Städten Konzerte gegeben und einiges Geld gewonnen hatte, auch nach Altenburg gekommen. Es

war in einer nicht sehr günstigen Zeit für solche musikalische Unterhaltungen, im Sommer, wo ein Teil der vornehmern Welt die Landluft genießt. Seine völlige Unbekanntschaft mit der deutschen Sprache erschwert dem armen Fremdling noch mehr jeden Versuch, für seine Kunst der Töne einen Eingang zu finden. Da weist man ihn an Waitz, der als eifriger Freund der Tonkunst bekannt war, und dieser, in seiner dienstwilligen Weise, wirbt jetzt in der ganzen Stadt bei all seinen vermögenden Bekannten, sowie selbst Unbekannten, so eindringlich um geneigtes Gehör für das meisterhafte Violinspiel des Franzosen, daß derselbe mit recht glänzendem Erfolge vor einer zahlreichen, dankbaren Versammlung sich produzieren kann. Mit einer überströmenden Redseligkeit sprach der Virtuos bei seiner Abreise den Dank gegen seinen Wohlthäter aus; dieser, Worte als gewöhnliche Worte nehmend, hatte die schnell vorübergegangene Bekanntschaft bald vergessen. Da rief im Herbste 1808 Napoleon, der mächtige Erreger der Völker, ein ganzes Corps der Herrscher zu seinem berühmten Kongreß in Erfurt zusammen. Mit den Fürsten und Herren hatte er zugleich aus Paris die berühmtesten Sänger und Sängerinnen, die gepriesensten Notabilitäten der französischen Bühne herbeikommen lassen, um dem Ohre der versammelten Herren nach so manchem, das ihnen ein Mißton war, auch durch lieblichere Wohllaute zu schmeicheln. Waitz hatte kaum die Kunde hiervon vernommen, da eilt er sogleich nach Erfurt. Gleich nach seiner Ankunft geht er, um sich eine Eintrittskarte in die heutige Oper, eine der berühmtesten der damaligen französischen Bühne, zu verschaffen. Sein Bemühen ist umsonst; alle Logen, das Parterre und die Galerie sind bereits eingenommen; die meisten Plätze waren von Napoleon selber für seine Gäste und ihr Gefolge, sowie für seine eigene ansehnliche Begleitung bestimmt worden, andere hatten schon längst die vornehmeren Fremden und Bewohner der Stadt für sich und die Ihrigen gewonnen. Und so wie für heute war dieses für morgen und weit hinaus für die künftigen Tage angeordnet. Recht mißmutig geht mein Freund in der Allee auf und nieder; da begegnet ihm ein Mann, der ihn auf Französisch höflich anredet und begrüßt. Er kennt den Mann nicht, dieser aber ihn sehr gut, denn es war kein anderer als der französische Tonkünstler, dessen sich Waitz in Altenburg so freundlich angenommen hatte. Nach den gewöhnlichen gegenseitigen Fragen über das Befinden folgen auch jene über das Wie und Woher des Zusammentreffens hier in Erfurt. Da gehen meinem Freunde Herz und Mund auf: er klagt dem dankbaren Franzosen seine peinliche Verlegenheit. „Ich habe mich mit Mühe von meinen Geschäften in Altenburg losgemacht, um hier in Erfurt die weltberühmten Meister, Sänger und Sängerinnen der Pariser Bühne zu sehen und zu hören. Die ganze

Nacht hindurch bin ich mit der Post gefahren, kam schon vor Mittag hier an, lief sogleich, um noch für die heutige Oper einen guten Platz im Theater zu gewinnen; es ist alles vergebens. Bis hinauf zur Galerie ist jeder Raum schon besetzt; ich habe dem Wirte in meinem Gasthause schon das dreifache, das ein Logensitz kostet, nur für einen Platz auf der Galerie angeboten, er kann mir keinen verschaffen."

„Ich aber, mein Herr, will Ihnen in schuldiger Dankbarkeit einen Sitz verschaffen, der noch besser ist als der in der ersten Loge; einen Platz gerade vor Sr. Majestät dem Kaiser." Waitz sah den Franzosen mit ungläubiger Verwunderung an; dieser aber sprach weiter: „Sie spielen die Klarinette, mein Herr?" — „Ich bitte sehr um Vergebung, ich kann mich kaum erinnern, dieses Instrument nur einmal in die Hand genommen zu haben; ich wüßte kaum, wie ich einen Ton darauf hervorbringen sollte." — „Verstehen Sie mich recht, mein Herr," fuhr der Franzose etwas ungeduldig fort, „Sie spielen die Klarinette, Sie müssen die Klarinette spielen. In Zeit von einer Stunde kommen Sie zu mir hierher in diesen Gasthof, eine Treppe hoch. Man giebt Ihnen die Uniform des Orchesters, man giebt Ihnen die Klarinette in die Hand; Sie gehen mit mir."

Mein Freund fing erst jetzt an, seinen dankbaren Franzosen zu verstehen, der hier in Erfurt die Stelle eines Musikdirektors bekleidete. Mit herzlich dankbarem Händedruck nahm er das freundliche Anerbieten an; doch nicht ohne einiges Bangen, wie sein stummes Spiel auf der Klarinette ablaufen werde, schloß er sich an den gleich ihm uniformierten Haufen an, der mit dem Direktor nach dem Theater zog. Der Weg zum Orchester ging durch das Parterre, und Waitz, der bei der Betrachtung der schönen, prunkenden Bevölkerung der Logen — „welch hoher Himmel, Stern bei Stern" — etwas zurückgeblieben war, hatte Mühe, sich seinen einsamen Weg durch das Gedränge zu bahnen. Unmittelbar hinter den Schranken des Orchesters, nicht in den Logen, waren die Sitze für den Kaiser und die ihn begleitenden Majestäten, allerhöchsten und höchsten Herrschaften gestellt. Der Sitz meines Freundes war demnach wirklich vor diesen königlichen Sitzen, doch hatte der Direktor ihm, wie allen seinen Leuten, die Regel eingeschärft, daß keiner, sobald der Kaiser käme, sich umwenden dürfe, jeder nur unverrückt vor sich hin auf die Noten und, sobald das Stück beginne, nach der Bühne sehen müsse. Während der Wartezeit, ehe die Majestäten kamen, galt das Gebot des unverrückten Stillsitzens und Schweigens noch nicht. Waitz sah neben sich einen, mit der Violine in der Hand, der zwar dieselbe französische Uniform trug, wie er, dem man aber sogleich anmerkte, daß er ein Deutscher, und zwar ein vornehmer und gebildeter sei. Er schämte sich vor und neben diesem Manne

der Aufgabe seines lautlosen Klarinettenspieles, entschuldigte sich gegen ihn im voraus über seine Ungeübtheit, ja Unbekanntschaft mit der Tonweise seines Instrumentes. „Das lassen Sie sich,“ sprach der andere, ebensowenig anfechten als mich, ich habe in meinem ganzen Leben keinen Fidelbogen angerührt, verstehe mich kaum auf die Zeichen der Noten, und dennoch, wie Sie sehen, führe ich hier eine Violine in der Hand.“

Auf einmal hörte man die Trommeln rühren; die Männer mit den vergoldeten Stäben brachen eine breite Bahn durch die zum Erdrücken gehäuften, im Parterre stehenden Zuschauer. Die Majestäten traten ein und zu gleicher Zeit begann das Spiel des Orchesters, zu dessen lärmenden Tönen mein Freund und sein Nachbar eine möglichst gute Miene machten. Kaum aber hatten die Herrschaften sich gesetzt, da mußte, nach Napoleons gewohnter Anordnung, der Vorhang aufgehen, das Orchester verstummen, die Stimme der Sänger und Sängerinnen sich vernehmen lassen. Mein Freund konnte nicht aufhören, den Genuß zu rühmen, der ihm an jenem Abende zuletzt doch noch in unerwarteter Weise zu teil geworden war.

Mir aber ist diese kleine Anekdote aus dem Leben meines Freundes Waitz später oft eingefallen, wenn ich viele gar hochansehnliche Leute zwar nicht mit einer Klarinette oder Violine, wohl aber mit einem Amte oder einer Würde bekleidet gesehen habe, von deren Handhabung sie auch das Mindeste nicht verstanden. Und das hätte man sich wohl können gefallen lassen, wenn solche Leute nur eine ebenso gute, bescheidene Miene zu ihrem Spiele gemacht hätten, als der Sekretär Waitz und sein Nachbar zu ihren lautlosen musikalischen Gebärden vor dem Kaiser Napoleon.

Gotthilf Heinr. v. Schubert.

Gott lebt.

Ob viele auch den Herrn verkennen
Und sich ergeh'n in losem Spott,
Der Schöpfung Wunderwerke nennen
Uns dennoch ewig einen Gott.

Ein Bild der Macht zeigt uns die Sonne,
Der Größe uns das Firmament,
Und gleich den Sternen ist die Wonne
Da droben ohne Maß und End'.

Im schatt'gen Walde jede Welle
Des klaren, muntern Bachs entspringt
Der stets gefüllten Liebesquelle,
Die aus dem Herzen Gottes dringt.

Selbst jedes Blümchen auf der Wiese —
Und wär's auch noch so zart und klein —
Schließt tief in seinem bunten Vließe
Ein Bild der Güte Gottes ein.

Heinrich Baumhauer.

Verhandlung Napoleons mit Metternich in Dresden.

Am 27. Juni 1813 war zu Reichenbach in Preußisch-Schlesien ein geheimes Abkommen getroffen worden, laut dessen sich Österreich verpflichtete, dem Bündnis zwischen Rußland und Preußen für den Fall beizutreten, daß ein nach allen Seiten Dauer und Sicherheit verbürgender Friede nicht zu stande käme. Schon am nächsten Tage war Metternich, einer Einladung Napoleons folgend, in Dresden eingetroffen, wo jene merkwürdige Verhandlung zwischen den beiden Männern stattfand, die sich dabei zum letztenmal Aug' in Aug' gegenüberstehen sollten. Napoleon wohnte im Palaste Marcolini, wo sich Metternich am 28. in den ersten Nachmittagsstunden einfand. Der Vorsaal, den der österreichische Staatskanzler durchschritt, war angefüllt mit Würdenträgern und Generalen, Civil- und Militärbeamten aller Grade, deren erwartungsvoll scheue Blicke sich auf den Eintretenden hefteten und ihm zu sagen schienen, was ihm Berthier, der ihn empfing und zur Thüre des kaiserlichen Kabinets geleitete, in die Ohren raunte: „Bringen Sie uns Frieden? Seien Sie vernünftig! Ihr habt es ebenso nötig als wir, daß der Krieg ein Ende nehme.“ Metternich sah sich nicht veranlaßt, etwas zu antworten, sondern trat schweigend in das Empfangszimmer ein. Napoleon empfing ihn in gemessener Haltung, er stand in der Mitte des Zimmers, den Degen an der Seite, den Hut unter dem Arm. Er erkundigte sich nach dem Befinden unseres Kaisers u. dgl.; allein bald warf er seine Zurückhaltung ab und wurde, je länger er sprach, desto heftiger und unbesonnener. „Sie wollen also Krieg? Gut, Sie sollen ihn haben.“ — So sind denn die Menschen unverbesserlich? So ist denn alle Erfahrung für sie verloren? Dreimal habe ich den Kaiser Franz auf seinen Thron wieder eingesetzt, ich habe ihm zugesagt, mit ihm mein ganzes Leben im Frieden zu bleiben, ich habe seine Tochter geheiratet; ich habe mir damals gesagt, daß ich eine Dummheit machen würde, ich habe sie dennoch gemacht und ich bereue sie heute.“ Ohne diese Unhöflichkeiten einer Entgegnung zu würdigen, setzte Metternich, sobald er zu Worte kam, die Absicht seines Hofes auseinander, schilderte die Unerträglichkeit der Lage, in die Europa durch einen mehr als zwanzigjährigen, fast unaufhörlichen Kriegszustand versetzt sei, das allgemeine Bedürfnis, den allgemeinen Wunsch nach einem dauerhaften Frieden, der das einzige Ziel der Bestrebungen seines Monarchen sei; selbst die Armee verlange nach Frieden. „Nicht die Armee,“ fiel ihm Napoleon lebhaft ins Wort, „aber meine Generale, die der russische Winter entmutigt hat.“ Man kam wieder auf die Kriegsfrage. „Sie glauben also,“ rief Napoleon, „in der Koalition das Mittel gefunden zu haben, mich umzubringen? Wieviel seid ihr denn? vier, fünf, sechs,

zwanzig? Je mehr euer sind, desto besser für mich! Ich nehme die Herausforderung an," sagte er mit einem erzwungenen Lachen, „ich gebe Ihnen Rendez-vous zu Wien im Oktober!" Dann suchte er wieder den Ton der Überredung anzuschlagen, wollte Metternich die Gefahr nachweisen, die Österreich laufe, wenn es sich in einen Krieg stürze, zog ihn in sein Arbeitszimmer und brachte eine Stunde damit zu, Regiment für Regiment unserer Armee durchzunehmen, um die Unzulänglichkeit der militärischen Kräfte Österreichs nachzuweisen. Man begab sich wieder in das Empfangszimmer; Napoleon begann von seinem russischen Feldzuge zu sprechen, dessen Mißgeschick er allein den Elementen zuschob, während seine Waffen überall gesiegt hätten, wo sie sich mit den russischen gemessen, ging dann in alle Einzelnheiten seiner Rückkehr nach Frankreich ein, um nach einer mehrstündigen Auseinandersetzung zu dem Schlusse zu kommen, daß seine moralische Stellung nie stärker gewesen sei, als infolge dieser Ereignisse. „Wohlan denn," erlaubte sich Metternich zu bemerken, „machen Sie so vielen Wechselfällen ein Ende! Das Glück könnte ermüden, Ihnen treu zu bleiben, wie es Ihnen schon einmal untreu geworden ist. Mit was wollen Sie Ihre Kriege ausfechten? Sie haben eine Generation vorausgenommen: ich habe Ihre Soldaten gesehen, es sind Knaben. Was wollen Sie thun, wenn auch diese dahin sein werden?" — „Herr," sprach Napoleon, und seine Stimme zitterte vor innerer Aufregung, er war blaß bis in die Lippen und der Ausdruck verhaltenen Ingrimms entstellte sein Antlitz, „Herr, Sie sind nicht Militär! Ich bin unter Waffen aufgewachsen, und ein Mann wie ich schiert sich den Teufel um das Leben von einer Million Menschen!" Dabei warf er voll Wut seinen Hut auf den Boden und begann mit heftigen Schritten das Zimmer zu durchmessen. Metternich verlor nicht einen Augenblick seine Kaltblütigkeit: „Warum sagen Eure Majestät mir zwischen vier Mauern die Worte, die Sie soeben ausgesprochen? Öffnen wir Fenster und Thüren, damit ganz Europa sie höre! Die Sache, die ich vor Ihnen vertrete, ist es nicht, die dabei verlieren wird." Napoleon schien etwas betroffen. „Frankreich hat keinen Grund, über mich zu klagen," meinte er einlenkend; „es waren Deutsche und Polen, die ich für seine Sache habe bluten lassen. Es ist wahr, ich habe im russischen Feldzuge 300 000 Leute verloren, aber es waren kaum 30 000 Franzosen darunter!" — „Sie scheinen zu vergessen, Sire," warf Metternich dazwischen, „daß es ein Deutscher ist, zu dem Sie sprechen." Der unglückselige Hut lag noch immer auf der Erde, den Napoleon zornig mit dem Fuß in eine Ecke schleuderte, bis er, mit Metternich auf und ab gehend, wieder in dessen Nähe kam und ihn aufhob. Zuletzt mußte er noch einmal seinen Zorn an der „Heirat" auslassen: „Sagen Sie es selbst, Metternich, habe ich nicht eine rechte Dummheit gemacht, eine öster-

reichische Prinzessin zu heiraten?" — „Wenn Eure Majestät meine Meinung wissen wollen, so bekenne ich Ihnen offen, Napoleon der Erobernde macht eine!" — „Der Kaiser Franz will also seine Tochter entthronen?!" — „Mein Herr, der Kaiser," entgegnete Metternich, „kennt nur seine Pflicht, und er wird wissen, sie zu erfüllen. Was immer das Schicksal seiner Tochter sein möge, der Kaiser ist in erster Linie Monarch, und das Interesse seiner Völker wird immer die erste Stelle in seinen Entwürfen und Beschlüssen einnehmen." — „Sie sagen mir da nichts, was mich in Erstaunen setzen könnte," unterbrach ihn Napoleon; „Sie bestätigen mich nur in meiner Überzeugung, daß ich mich verrechnet, daß ich einen unverbesserlichen Fehler begangen habe. Indem ich eine Erzherzogin von Österreich heiratete, wollte ich das Neue mit dem Alten verquicken, die gotischen Vorurteile mit den Einrichtungen meines Jahrhunderts; ich habe mich getäuscht und fühle heute die ganze Größe meines Irrtums. Er kann mich meinen Thron kosten, aber ich werde die Welt in seinen Trümmern begraben!"

Es war spät Abend geworden, die Sprechenden sahen ihre Gesichtszüge nur mehr in verschwommenen Umrissen. Niemand hatte sie während der mehr als achtstündigen Unterredung gestört. Napoleon war wieder ruhig geworden, als er Metternich zur Thüre begleitete. „Wollen Sie wissen, wie es kommen wird?" sagte er, indem er ihm vertraulich auf die Schulter klopfte, „Sie werden keinen Krieg mit mir anfangen!" — „Sire," rief Metternich mit Lebhaftigkeit, „Sie sind verloren! Ich hatte die Ahnung davon, da ich kam; ich nehme die Überzeugung davon mit mir, indem ich von Ihnen scheide!" . . .

Im Vorsaal befanden sich fast noch alle die Personen, die Metternich bei seiner Ankunft gesehen hatte, und wieder war es Berthier, der auf ihn zuschritt und ihm das Geleite bis zum Wagen gab. „Sind Sie mit dem Kaiser zufrieden?" flüsterte er ihm zu, damit es kein anderer höre. „Vollkommen," erwiderte Metternich, „denn er hat mich klar sehen lassen; ich betrachte ihn als einen verlorenen Mann!"

Jos. Alex. Freih. v. Helfert.

Unser Häuschen.

Ich möchte gern ein Häuschen bauen
Für dich und mich allein;
Bei diesem müßte das Vertrauen
Der starke Grundstein sein.

Darüber wollt' ich eine Mauer
Aus echter Treue zieh'n,
Damit sie noch von fester Dauer,
Wenn Reiz und Jugend flieh'n.

Als Dach darüber möcht' ich breiten
Auf Gott die Zuversicht,

Damit's uns nicht in trüben Zeiten
An Kraft und Mut gebricht.

Und daß es nicht der kleinsten Stelle
An Ruh' und Frieden fehlt,
So würde sorgsam Thür und Schwelle
Aus Eintracht hergestellt.

Der Fenster Gitter wollt' ich winden
Aus Duft und Frühlingsgrün,
Und Freudenrosen mit verbinden,
Die selbst im Winter blüh'n.

Und daß sich noch die Aussicht lichtet,
Wenn unser Abend graut,
Wär' jedes Fenster so gerichtet,
Daß es zum Himmel schaut.

So wohnten wir in diesen Räumen
Geschützt für jede Zeit,
Und rings umlacht von süßen Träumen,
In stiller Seligkeit.

Die Arbeit möcht' uns morgens wecken,
Der Fleiß von Not befrei'n,
Genügsamkeit das Tischchen decken,
Der Frohsinn Mundschenk sein.

Nach Überfluß und Prunk zu streben
Gefiel uns beiden nicht,
Wir lebten unser trautes Leben
Im Häuschen still und schlicht;

Und winkten mir aus goldner Weite
Auch Ruhm und Schätze zu,
Verlacht' ich sie an deiner Seite,
Du liebe Seele du!

Vincenz Zusner.

Kurfürst Maximilians I. von Bayern Geburt und Erziehung.

Ungeachtet des Mißverhältnisses der Jahre (die Herzogin war fünf Jahre älter als ihr Gemahl) war die Ehe Herzog Wilhelms eine durchaus glückliche zu nennen. Die Zeitgenossen sprechen mit Rührung von der großen Eintracht, welche zwischen beiden hohen Gatten herrschte. Innige Frömmigkeit war das Band, welches diese schöne Harmonie stets ungetrübt erhielt. Renata stand dem Gemahle — welchem die Geschichte den Beinamen des Gottseligen gegeben hat — an strenger Religiosität nicht nach; sie war ein Muster liebevoller Sanftmut und wahrer Gottergebenheit. Werke der Barmherzigkeit zu üben, war ihr zum Bedürfnisse geworden; beinahe ihr ganzes Einkommen verwandte sie auf Almosen und wohlthätige Stiftungen. Am lothringischen Hofe herrschten französische Sitte und französischer Luxus vor; aber Renata gewöhnte sich leicht an die ein-

fache Weise der deutschen Höfe. Der deutschen Sprache wurde sie bald vollkommen mächtig.

Diese glückliche Ehe ward dann von Gott auch reichlich mit Kindern gesegnet. Wenn auch beinahe die Hälfte derselben die reiferen Jahre nicht erreicht hat, so war es doch drei Söhnen beschieden, durch sturmvolle Zeiten hindurch zu hohem Alter zu gelangen, und unter ihnen war jener Held, welcher — obgleich nur Regent eines kleinen Landes — mit mächtiger Hand in das Getriebe der Weltbegebenheiten eingreifen sollte.

Das erste Kind, geboren im herzoglichen Schlosse zu Friedberg, wo die alte Herzogin von Lothringen mehrere Jahre lang sich aufhielt, um der geliebten Tochter näher zu sein, war ein Sohn, welcher aber gleich nach der Geburt verschied, nachdem er in der Taufe den Namen Christoph empfangen hatte.

Das nächste Kind war eine Tochter, welche nach der Großmutter Christina genannt ward, jedoch nur ein Alter von acht bis neun Jahren erreichte. Der Verlust dieser liebenswürdigen Prinzessin ging dem Vater tief zu Herzen, da er sie „nicht allein aus natürlicher väterlicher Zuneigung, sondern auch ihrer Tugenden wegen sehr geliebt, die sich schon in blühender Kindheit reichlich an ihr geoffenbart, also daß er sie, wenn es mit göttlichem Willen und Wohlgefallen gewesen wäre, gern im Leben gesehen hätte“.

Darauf, am 17. April 1573, kam abermals ein Sohn zur Welt, welcher nach seinem Taufpaten (und Oheim von mütterlicher Seite), dem damals regierenden Kaiser, den Namen Maximilian erhielt. Nachdem früher allgemein Landshut als der Geburtsort dieses Fürsten gegolten, ist es jetzt außer Zweifel gestellt, daß diese Ehre der Stadt München gebührt.

Auch alle folgenden Kinder sind zu München geboren: den 8. Dezember 1574 Maria Anna, nachmals Kaiser Ferdinands II. Gemahlin; — den 22. September 1576 Philipp, welcher schon in seinem dritten Jahre das Bistum Regensburg erhielt und im Jahre 1598 als Kardinal starb; — den 6. Oktober 1577 Ferdinand, welcher auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Köln seinem Oheim Ernst nachfolgte; — den 7. Oktober 1578 Eleonora Magdalena, welche nur sechs Monate alt wurde; — den 30. Mai 1580 Karl, welcher schon den 27. Oktober 1587 starb; — den 18. April 1583 Albrecht, welcher durch Heirat die Landgrafschaft Leuchtenberg erwarb; — endlich den 4. Juli 1587 Magdalena, welche den Pfalzgrafen von Neuburg heiratete.

Wir finden nirgends aufgezeichnet, welchen weiblichen Händen die Pflege der ersten Kinderjahre Maximilians anvertraut war. Ohne Zweifel geschah diese Erziehung unter den Augen der Herzogin selbst, welche alle

Nachrichten als eine äußerst liebevolle und sorgsame Mutter schildern. Schon in seinem siebenten Lebensjahre — bald nachdem Herzog Wilhelm regierender Landesfürst geworden — ward der junge Prinz der weiblichen Pflege entnommen; ein frommer und gelehrter Böhme, Wenzeslaus Petrsiky, gewöhnlich Peträus genannt, welcher in den Diensten des Erzbischofs von Prag gestanden hatte, ward sein erster Lehrer. Es scheint dies ein sanfter, gutmütiger Mann gewesen zu sein, ganz geeignet, den ersten Unterricht in so zartem Alter zu erteilen. Wir lesen mit Vergnügen seine Berichte über die Fortschritte, welche sein kleiner Zögling in den Studien machte. Mit sichtlicher Vorliebe verweilt Peträus bei Erzählung der „Rekreationen", die er dem Prinzen seines Wohlverhaltens wegen gestattet; z. B. wie sie in der Kutsche der Ahnfrau (der Herzogin Anna) nach Menzing fahren, daselbst das Mittagsmahl einnehmen und den größten Teil des Tages mit Fischen zubringen; — wie sie ein anderesmal in dem Weiher unter ihrem Fenster einen großen Hecht gewahr wurden, der den kleinen Fischen nachstellt, und ihn mittels einer Angel fangen, wie der junge Herzog seine Beute dann der Ahnfrau präsentiert, zuvor aber — „weil die Freude super hac captura so groß gewesen" — den Fisch abmalen läßt, um die Abbildung dem Vater zu senden! Wieder ein anderesmal begleiten wir den Präceptor (dies war der Titel, den er führte) mit seinem Zöglinge, dessen Gespielen und Dienerschaft auf einer Wallfahrt nach Thalkirchen; der Prinz reitet „auf seinem Rapple" bis an die Wiese unweit des Dorfes; von dort aber geht er zu Fuß mit den übrigen und singt mit ihnen eine lateinische Litanei; in der Messe betet er den Rosenkranz, und für alle diejenigen, deren er in seinem täglichen Gebete im allgemeinen eingedenk ist, für jeden einzeln ein Paternoster samt dem Ave Maria; auf dem Rückwege ladet sie der Oheim, Herzog Ferdinand, zum Mittagessen in seinen Hausgarten ein.

Im folgenden Jahre — 1581 — erhielt Maximilian außer dem Präceptor auch einen eigenen Hofmeister, Namens Wilhelm Schlüderer von Lachen. Über die Fortschritte, welche der Prinz in diesen Jahren besonders in der lateinischen Sprache machte, liegen noch gegenwärtig die Beweise vor. Auch fing er jetzt an, dem Vater, wenn derselbe abwesend war, lateinische Briefe zu schreiben. Mit dem Beginn des Jahres 1583 ward auch Herzog Philipp dem Erzieher seines Bruders übergeben und bezog jetzt ebenfalls das Altenhofs-Gebäude, wo Maximilian schon seit längerer Zeit verweilte, und wo für beide Prinzen nebst ihrem Gefolge eine eigene Wohnung bereitet war.

Zur Aneiferung der Prinzen wurden einige junge Leute von Adel mit ihnen erzogen und unterrichtet; jedoch wurden mit größter Sorgfalt nur solche Knaben gewählt, über deren Sittenreinheit man vollkommen

beruhigt sein konnte. Ebenso streng war die Auswahl derjenigen, welche in den Erholungsstunden den Prinzen sich nähern durften.

Endlich im Jahre 1584 entwarf Herzog Wilhelm ausführliche Vorschriften für die beiden Männer, welchen eine so wichtige Erziehung anvertraut war. Die Instruktionen, welche der Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II., sowie Herzog Albrecht V. für die Erziehung ihrer Söhne gegeben hatten, waren hierbei zu Rate gezogen worden.

Der Hauptinhalt der ganzen Anweisung ist in folgenden Worten derselben ausgedrückt: „Es ist uns vornehmlich daran gelegen, daß die liebe Kindheit und angehende Jugend wohl und sicher geführt werde auf den Grund der Furcht Gottes, des Gehorsams gegen die Eltern, der Demut, Zucht, Wahrheit und Nüchternheit.“

Da die Grundlage aller Erziehung die Einpflanzung wahrer Gottesfurcht ist, so macht auch die Instruktion wie billig hiermit den Anfang. Die Prinzen sollen täglich ihr Morgen- und Abendgebet mit Andacht verrichten, auch täglich die heilige Messe, an Sonn- und Feiertagen Amt und Predigt hören. Sie sollen angewiesen werden, dem Messe lesenden Priester in ihrer Andacht Gebet für Gebet zu folgen, und also sich von Jugend an gewöhnen, ihr Gebet der Kirchenordnung gleichförmig zu halten, damit sie nach und nach verstehen lernen, was das ganze Jahr hindurch in der Kirche geschieht, und sonach auch ihre ganze Lebenszeit das, was sie recht verstehen, desto mehr lieben, gebrauchen und verteidigen. Hierin liegt wohl die beste Widerlegung jenes Vorwurfes, welcher so oft der katholischen Erziehung gemacht worden, daß sie den größten Wert auf Äußerlichkeiten lege.

Als Haupterfordernis wird hierauf die Einprägung der Grundwahrheiten unserer heiligen Religion vorgeschrieben, wobei mit dem kleinen deutschen Katechismus der Anfang gemacht und bis zu dem großen lateinischen des Canisius fortgeschritten werden sollte. Diese geistliche Speise soll neben dem täglichen Brote stets in Handen sein und dermaßen dem Gedächtnisse und Verstande einwurzeln, daß sie *eine feste Grundlage für das ganze Leben* bilde.

Die Instruktion geht sodann auf die Einpflanzung der Demut über, welche „eine solche Tugend sei, wodurch alles fürstliche Lob größer und herrlicher werde, ja ohne welche sich eines Fürsten Gemüt weder zum göttlichen Dienste noch zum heilsamen Gebrauche seines Standes wohl ordnen könne“. Da hierzu nichts nützlicher sei, als die christliche Beicht, in welcher der Mensch sich selbst erkennen, vernichten, anklagen, vor Gott und seiner Kirche demütigen kann, so sollen die Prinzen öfters im Jahre, besonders zu heiligen Zeiten, hierzu angehalten werden. Auch sind die Erzieher angewiesen, das Gemüt der Prinzen vor aller Erhebung, vor

Stolz, Übermut, Zorn, Unwillen, Neid u. dgl. mit Fleiß und Bescheidenheit, und wenn es nötig wäre, mit gebührendem Ernste, ja selbst mit Hilfe der Rute zu bewahren. Dabei wird ihnen aber große Vorsicht anempfohlen, damit ihre Zöglinge „in keine furchtsame verzagte Weise getrieben werden“, sondern sich angewöhnen, tapfer und unerschrocken zu reden und zu handeln; indem die zukünftige Bestimmung derselben sowohl im geistlichen als weltlichen Stande „Ernst, Tapferkeit und ein männliches Gemüt erfordere“.

Von Leibesübungen werden für diese ersten Jahre Ballspiel, Kegeln, mäßiges Laufen und Reiten, von Spielen Stahl- und Rohrschießen und Schachspiel gestattet.

Die Tagesordnung wird auf folgende Weise bestimmt: Um sechs oder halb sieben Uhr Aufstehen und Ankleiden, dann Gebet im Oratorium; — von sieben bis acht Uhr Studium der Grammatik — um acht Uhr morgens Suppe, dann Messe — nach der Messe wieder Lernstunde, besonders Übung des Gedächtnisses bis eine halbe Stunde vor dem Mittagsmahl, welches um elf Uhr eingenommen wird — während der ersten Hälfte der Tischzeit Vorlesung aus einem geistlichen Buche; — „wer sich mit Worten oder sonst nur im geringsten unbescheiden oder ärgerlich erzeigt, voraus mit übermäßigem Trunke, der soll an unserer Söhne Tafel nicht mehr kommen“; — nach dem Essen bleiben ungefähr ein paar Stunden zur Ergötzlichkeit frei, „da unsere Söhne bei uns, bei der Frau Mutter und bei unsern Kindern sein, oder nach Gelegenheit eine Kurzweil suchen mögen, doch daß der Hofmeister oder Präceptor auch nicht weit davon sei“; um zwei Uhr Wiederanfang des Studiums, besonders Schreibübungen, dann Musikunterricht bis eine halbe oder ganze Stunde vor dem Nachtessen; — nach diesem Rekreation; — um acht Uhr Gebet und Schlafengehen.

Damit „der Jugend das Studieren nicht gar zu sauer werde“, wird wöchentlich, wenn kein Feiertag einfällt, ein halber oder ganzer Vakanztag gestattet.

Besonders schön ist die Stelle, in welcher der Hofmeister angewiesen wird, in seinen Zöglingen „keinen Hochmut aufkommen zu lassen, indem selbst die größten Potentaten sich Mühe geben, durch Humanität und Freundlichkeit die Herzen der Menschen zu gewinnen; wie denn bei christlichen Herrschaften an sich selbst schon heilsam, wohlanständig und lieblich ist, daß sie gegen männiglich, voraus gegen die ihnen von Gott untergebenen und anvertrauten Unterthanen ein liebreiches, wohlwollendes und väterliches Gemüt tragen und sich allerzeit selbst erinnern, daß sie ja nicht etwa alten, heidnischen, leibeigenen Knechten, sondern Christenleuten, ihren Mitbrüdern und ihren Miterben des himmlischen Reiches, zu Herren, zu

Vorstehern, zu Beschützern und Versorgern gegeben und vorgesetzt seien, und an denselben alle ihre ewige und zeitliche Wohlfahrt entweder groß mehren und befördern, oder auch hindern, zurückwerfen und verderben mögen". Wie schön ist hier nicht die große Idee der im Christentume begründeten Befreiung ausgesprochen! wie bestimmt dieser Gegensatz von einem christlichen Fürsten zu einem Tyrannen, welchen jene Zeit sich nicht anders als heidnisch oder türkisch denken mochte!

Auch dem Präceptor Peträus ward in der ihm gegebenen besondern Vorschrift aufgetragen, den Prinzen „in Lehre und durch Beispiele vorzustellen, was heute oder morgen ihr Beruf sein werde; nämlich, daß Fürsten und Obrigkeiten von Gott geordnet seien, seinen wahren Dienst und die wahre, unverfälschte Religion zu schützen, die Unterthanen nach Recht und Billigkeit zu regieren, Frieden und Ruhe zu erhalten und jedermann um Gottes willen zu helfen und zu raten — indem sie an seiner Statt auf Erden andern vorgesetzt seien, damit männiglich bei ihnen Trost und Zuflucht finde; — daß auch ein großer Titel und Namen anders nichts sei, als eine Mahnung jener Forderungen, welche Gott und die Welt an den Inhaber zu stellen habe".

Unter dieser zweckmäßigen Leitung verflossen die Studienjahre, und Maximilian machte die erfreulichsten Fortschritte. Die schnelle Entwicklung seiner geistigen Anlagen that indessen seinen religiösen Gefühlen keinen Eintrag. Im Gegenteile läßt sich nicht verkennen, daß in dem Maße, als seine intellektuellen Kräfte zunahmen, auch die Kraft seines Glaubens inniger und lebendiger wurde; und so bildete sich jene feste Überzeugung aus, welche ihn nachmals durch alle Stürme des Lebens hindurch aufrecht erhielt.

Statt Peträus ward, beiläufig um Neujahr 1586, Johann Barvitius berufen, welcher später in kaiserlichen Diensten eine Anstellung fand, aber seine Anhänglichkeit an das bayerische Haus nie verleugnete. In diese Zeit fallen, wie die vorhandenen Schulhefte zeigen, Maximilians erste Versuche in der lateinischen Dichtkunst.

Über diesen wissenschaftlichen Bestrebungen wurden aber die schönen Künste nicht hintangesetzt. Von dem Organisten der Liebfrauen-Kirche, Namens Wiesreiter, erhielt der Prinz Unterricht im Orgelspiele. Im Zeichnen bewies er großes Geschick; ja er versuchte sich selbst im Ölmalen. Wenn er es auch darin zu keiner Vollkommenheit brachte, so ward doch hierdurch der Grund zu der großen Gemäldekenntnis gelegt, welche er in der Folge sich aneignete. Viel Vergnügen gewährte ihm die Drehbank, an der er bei schlechtem Wetter einen Teil seiner Erholungsstunden zubrachte. Noch jetzt werden in der Residenz zu München mehrere künstliche Arbeiten aus Elfenbein und Ebenholz gezeigt, welche ihre Entstehung seiner Hand verdanken.

Nach allen Nachrichten war Maximilian ein sehr lernbegieriger Knabe von lebhaftem Geiste und vortrefflichen Anlagen, dabei aber etwas schüchtern; deshalb ward der Hofmeister angewiesen, ihn dadurch beherzter zu machen, daß er ihm, so oft sich eine Gelegenheit darböte, eine Grußvermeldung oder irgend eine andere, mit einem kurzen deutschen Vortrage verbundene Ausrichtung übertrüge. — Und doch lag in dem schüchternen Knaben schon der Beginn jener imponierenden Persönlichkeit des Mannes, vor welcher selbst ergraute Kriegsmänner zu zittern pflegten!

Karl M. Freih. v. Aretin.

Am Amboß.

Mir griff des Lebens harte Faust
Schon in die krausen Kinderlocken;
Den Knaben hat es derb gezaust,
Hat ihn umsungen und umsaust,
Und wahrlich nicht mit Blütenflocken!

Und „schaffen!“ rief's; „die Stunde flieht!“
Und trieb mich aus der Mutter Kammer;
„Nur der hat Recht, der recht sich müht:
Du selbst bist deines Glückes Schmied.“
Ich weint' und faßte Zang' und Hammer.

Weit fuhr ich, wie die Sehnsucht fährt,
Von Riesen lernt' ich und von Zwergen;
Und braun und stark zurückgekehrt,
Bestellt' ich frisch den eignen Herd
In meiner Heimat grünen Bergen.

Da hub ich an, mit Mut und Fleiß
Zu ernsten Schlägen auszuholen;
Den spröden Stahl bezwang mein Schweiß
Und mancher Tropfen, herb und heiß,
Fiel zischend in der Esse Kohlen.

Und ob im Lenz die Schwalbe sang,
Ob draußen Ros' und Lilien sprossen;
Ob fern vom stillen Waldeshang
Der Herdenglocken Läuten klang:
Ich stand am Feuer unverdrossen.

Und wenn im kalten Januar
Die Winterstürme nimmer ruhten,
Ob spiegelblank das Eis, ob klar
Im Schnee des Gablers Fährte war:
Ich schürte trotzig meine Gluten.

So Mond auf Mond, jahraus, jahrein,
So Tage lang und halbe Nächte!
Stets brannte meines Feuers Schein,
Wie Vestas Feuer, hell und rein,
Und hoch den Hammer schwang die Rechte.

Wohl träumten mir im Herzen tief
Viel wunderbare Melodieen,
Ein Zauberwald, der schlief und schlief,
Den keine Frühlingssonne rief,
In Frühlingsschönheit aufzublühen.

Mir war ein anderes Ziel gestellt,
Mir blieb nicht Zeit zu süßen Weisen.
Oft war die Brust wohl hoch geschwellt:
Doch „schaffen, schaffen“ rief die Welt,
Und rüstig griff ich nach dem Eisen.

Zuweilen nur erquoll mein Sang,
Wenn feuriger die Pulse glühten:
Zum ernsten Schlag der Kling und Klang,
Nur Funken, die beim heißen Drang
Der Arbeit mir vom Amboß sprühten;

Der Arbeit, die da nützt und nährt
Und vorwärts trägt der Menschheit Fahnen;
Die Mut verleiht und Manneswert
Und Adel, trotz des Kaisers Schwert,
Und langen Reih'n verschollner Ahnen! —

Ob mir's gelang, bei Tag und Nacht
Mein Glück, mein eignes Glück zu schmieden? —
Oft hab' ich andre froh gemacht
Und stets an mich zuletzt gedacht:
Ich diente, — und mein Lohn ist Frieden. —

Nun mählich wird die Hand mir müd,
Bald schlaf' ich in der stillen Kammer.
Zu Häupten legt dem toten Schmied
Den Amboß und sein letztes Lied,
Legt ihm zu Füßen Zang' und Hammer.

Friedr. Wilh. Weber.

Gewitter auf der Sinai-Halbinsel.

Während sonst nach Sonnenuntergang die Luft kühl zu werden begann, blieb sie heute schwül. Die sonst am Wüstenhimmel so glänzenden Sterne waren, wie schon in der vorigen Nacht, verschleiert, und ich konnte nicht umhin, den Schech darauf aufmerksam zu machen, daß unsere Zelte, da es doch möglich sei, daß uns ein Gewitter überfalle, in der flachen Ebene ohne den Schutz von Felsen aufgeschlagen wären. Der Alte und der bequemere Dragoman beruhigten mich, während Ali gleich mir schlechtes Wetter befürchtete und Haschim in zornigen Worten den greisen Beduinen für alles, was da kommen würde, verantwortlich machte. Als ich nach Tisch ins Freie trat, sah ich eine schwarze Wolke am Himmel und machte mich auf eine stürmische Nacht gefaßt; erinnerte mich doch die Schwüle der Luft, die Bildung der Wolken und das matte Flimmern der wie von einem Nebelflor bedeckten Sterne nur zu lebendig an jenen

Abend in der Nähe von Antinoe am Nil, der einem furchtbaren Orkane voranging, welcher alte Bäume entwurzelte, Fellah-Hütten [1] zertrümmerte und den Nil so mächtig erregte, daß die Wogen vor unsern Augen zwei arabische Boote umwarfen und zerschlugen.

Ich ließ Steine auf die Zeltpflöcke legen; dann gingen wir zu Bett, um bald, müde wie wir waren, zu entschlafen. Mir träumte von einem Sturme, der einst das Schiff, welches uns trug, in der Nähe von Bona, dem alten Hippo Regius, überfallen hatte; und als ich gegen 2 Uhr erwachte, war es, als befänden wir uns wiederum im Wogendrange des Meeres, umsaust vom Orkane, umpeitscht von Segeltuch, inmitten einer rufenden Mannschaft. Undurchdringliche Finsternis umgab uns. Ich wußte, daß wir in der Wüste rasteten, und doch hörte ich immer noch das Rauschen des Meeres, fühlte ich feuchte Tropfen auf mich herniederspritzen, vernahm ich Hammerschläge und Kommandoworte. Plötzlich war es, als ginge das Zelt in Flammen auf, und bald darauf rauschten und rollten Donnerschläge in so betäubend gewaltigen Tönen, daß ich an die Stimme einer sehr starken Posaune denken mußte, vor der das ganze Volk erschrak, das im Lager war.

Wir wohnten in einem leichten Gebäude von Leinwand. Als der Orkan seine Seiten traf, stürzte es krachend zusammen und das Zeltdach begrub uns. Meine Vorsicht, die Pflöcke mit Steinen belasten zu lassen, hatte uns eher geschadet als genützt, denn ohne sie würde die Leinwand einfach in die Luft und auf uns herab geflogen sein; so aber war der Stab gebrochen, der das Ganze hielt. Sein oberer Teil schlug auf das Fußende des Bettes unseres Capitano nieder, glücklicherweise ohne ihn zu verletzen. Mühsam arbeiteten wir uns aus den uns bedrückenden Leinwandmassen, den umgeworfenen Gerätschaften mancherlei Art und den die Luft durchpeitschenden Stricken heraus. Keiner hatte ein Kleidungsstück gefunden. Der Regen goß in Strömen auf uns hernieder, und sobald wir im Freien standen, faßte ein neuer heftiger Windstoß unser Zelt, wirbelte es hoch in die Luft und jagte sein Dach weit fort in die Wüste. Von dem Lager der Amerikaner her wehten uns Funken und Brände entgegen, drang Geschrei und ängstliches Rufen an unser Ohr. Wie ein riesiges Gespenst mit weitausgebreiteten Armen jagte ein weißer Gegenstand gerade auf uns zu, das Dach des einen Zeltes unserer Reisegefährten. Die Araber fingen es auf. Gebadet im wahren Sinne des Wortes, halfen wir, unbekleidet wie wir waren, unseren Leuten. Blitz auf Blitz flammte hernieder und verwandelte zeitweise die finstere Nacht zum Tage und zeigte uns immer in flüchtigen Momentbildern die gleich

[1] Fellah = Ackerbauer.

uns obdachlosen Nachbarn. Indessen blieben unsere Araber keinen Augenblick müßig. Sie hatten unser Zeltdach halb eingefangen, den zerbrochenen Stab mit Stricken zusammengebunden und bemühten sich mit dem größten Eifer, das zertrümmerte Bauwerk wieder aufzurichten. Anfänglich hatte mich die Unannehmlichkeit unserer Lage und die Sorge um die Herstellung eines erträglichen Zustandes ganz gefangen genommen; als ich aber die Araber rüstig arbeiten sah und unmöglich noch nässer werden konnte, als ich es war, ging es mir wie dem Badenden, der, nachdem er schaudernd in den kalten Strom gestiegen ist, sich bald mit Behagen in dem feuchten Elemente bewegt. Das Unwetter, das uns erschreckt hatte, fesselte nun durch seine unaussprechliche Erhabenheit Auge und Herz. Wir lauschten auf die Posaunenstöße des Donners, die in wahrhaft ohrenbetäubender Stärke unmittelbar den Blitzen folgten, von dem Echo an den nackten Höhen dieser Felsenlandschaft vervielfältigt wurden, und entweder immer leiser werdend ausklangen oder wie das von langen Pausen unterbrochene Fortissimo eines wahnsinnigen Kapellmeisters kamen und gingen. Noch bemerkenswerter als die Donnerschläge erschien uns das Licht der Blitze. Es war, als fielen Feuermassen auf die Bergspitzen in unserer Nähe hernieder. Ein großer starker Wind wehte, als zerrisse er die Berge und zerbräche die Felsen, und in der Frühe des diesem mächtigen Naturschauspiele folgenden Morgens stieg Rauch von allen Höhen an der Seite des Wadi auf. Mag es auch nach der mangelhaften Schilderung, die ich hier von einem Gewitter auf der Sinai-Halbinsel zu geben versuche, erscheinen, als habe es sich nur wenig von der ähnlichen elektrischen Erscheinung in unseren Breiten unterschieden, so kann ich doch versichern, daß man sich, selbst wenn man, wie ich, die Gewitter in unseren Alpen kennt, von dem Donner, Blitz und Orkan in der Serbalgegend ebensowenig eine rechte Vorstellung zu bilden vermag, als man sich rühmen kann, einen Seesturm zu kennen, wenn uns ein tüchtiger Herbstwind in Thüringen einige Ziegel vom Dache geweht oder einen Obstbaum im Garten geknickt hat.

Die Teilnahme an diesem Schauspiele ließ uns die Unbequemlichkeit unserer Lage ganz vergessen, wie wohl bei der Aufführung einer Tragödie die Empfindlichkeit körperlicher Schmerzen von der Teilnahme an dem Schicksale des Helden so weit in den Schatten gestellt wird, daß sie uns nicht mehr ins Bewußtsein tritt. Als sich endlich gegen 4 Uhr morgens (das Gewitter hatte länger als zwei Stunden gedauert) die Wut der Elemente besänftigt hatte, und es den Arabern gelungen war, unser Zelt notdürftig wieder aufzuschlagen, begann sich die volle Unbehaglichkeit der Situation erst recht fühlbar zu machen. Der Sturm, welcher uns selbst das Stehenbleiben auf einem und demselben Platze

unmöglich gemacht hatte, war zum mäßigen Winde geworden, und doch mußten mehrere Araber ins Zelt treten, um den geflickten Pfahl und die wankende Wand zu halten. Es regnete noch immer und schon rieselten kleine Bächlein, von Betten und Stühlen überbrückt, durch unser Zelt. Unsere Kissen und Decken, die dem strömenden Naß des Himmels so lange ausgesetzt gewesen waren, erwiesen sich nicht viel trockener als unser Körper.

Als der Tag graute, fanden wir rings um uns her eine chaotische Unordnung. Kleider, Schuhe und Bücher, Stühle und Teppiche, Mützen und Kissen, Becken und Pfeifen lagen wild durcheinander, alles durchnäßt und beschmutzt. Dabei ward es, wie immer vor dem Aufgange der Sonne, recht kühl. Nur ein Wasserneck[1] hätte in dieser Nacht an Schlaf denken können. Uns fröstelte und mir wenigstens war zu Mute wie nach einer am Krankenbette durchwachten Nacht.

Georg Ebers.

Vierzeilen.

Nicht der ist auf der Welt verwaist,
Dessen Vater und Mutter gestorben,
Sondern der für Herz und Geist
Keine Lieb' und kein Wissen erworben.

Klage nicht, daß dir im Leben
Ward vereitelt manches Hoffen;
Hat, was du gefürchtet eben,
Doch auch meist dich nicht betroffen.

Was du Ird'sches willst beginnen, heb zuvor
Deine Seele im Gebet zu Gott empor.
Einen Prüfstein wirst du finden im Gebet,
Ob dein Ird'sches vor dem Göttlichen besteht.

Wahrheit ist das leichteste Spiel von allen.
Stelle dich selber dar,
Und du läufst nie Gefahr,
Aus deiner Rolle zu fallen.

Vom Guten zum Bösen ist kein Sprung,
Der Übergang ist unmerklich gemacht,
Wie der Tag durch die Dämmerung
Sich verliert in die Nacht.

Deines Herzens Güte
Magst du daran erproben,
Ob du von ganzem Gemüte
Das Gute kannst an deinem Todfeind loben.

---

[1] Wasserneck = Wassergeist.

O sei auf Gottes heller Welt kein trüber Gast!
Mach Schande nicht dem milden Herren, den du hast.
Zeig in Gebärd' und Wort und Blick, daß dem du dienst,
Der sagt: Mein Joch ist sanft, und leicht ist meine Last.

Friedr. Rückert.

Das Zunftwesen im Mittelalter.

Das zwölfte Jahrhundert erweckte die Zünfte. Die Zunft ist noch mehr als die Innung. Beide zwar beruhen auf dem ganz natürlichen Bedürfnisse, daß Genossen ein- und desselben Gewerbes, die innerlich verbunden sind durch ganz gleiche Verpflichtungen, durch gleiche Rechte, durch einen ganz ähnlichen Bildungsgang und durch ganz ähnliche Schicksale, sich auch äußerlich als Zusammengehörige darstellen, sich gegenseitig schützen und beaufsichtigen. Aber es ist ein großer Unterschied, ob eine solche Verbindung von oben herab, vom „Herrn" oder seinem Vogte befohlen, bevormundet, mit Steuern belastet und nach Belieben aufgelöst wird, oder ob sie eine freie Genossenschaft ist. Jenes war bei der Innung der Fall, dieses kennzeichnet die Zunft. Die Innungen stammen aus den Zeiten hofrechtlicher Dienstbarkeit; die Zünfte konnten nur entstehen, als der Handwerker persönlich frei wurde. Die Innungen hörten aber nicht auf, als die Zünfte entstanden, vielmehr gewannen auch sie im Tageslicht der Freiheit an Selbständigkeit, und in allen Städten, in denen das Bürgertum einen großartigern Entwicklungsgang einschlug, gingen sie in die Zünfte über. Durch die Zunft trat der Gewerbtreibende neben den Grundbesitzer, denn so sicher, wie dieser auf seinem freien Erbe und auf seinen Familienverbindungen, seinem Geschlechte fußte, so sicher stand der kleine Mann nun im Kreise seiner Genossen.

Den Übergang von den ratsfähigen Geschlechtern zu den Handwerkern vermittelte die Kaufmannsgilde. Ihr zunächst stand die Weberzunft; ja in einem Zunftbriefe von Speier wird sie sogar vor der Kaufmannschaft, den „Rheinkaufleuten" aufgeführt, und in den Rheinstädten wenigstens mag sie allerdings die älteste aller Zünfte gewesen sein. Unter den Webern nahmen wieder die Tuchmacher und neben diesen die Tuchhändler (Gewandschneider) die erste Stelle ein. Von den Leinwebern, die ihnen unmittelbar folgen, werden die Bettziechenweber namentlich hervorgehoben. Gerade die Zunft der Bettziechenweber ist die erste, deren Bestätigung uns urkundlich verbürgt wird. Im Jahre 1149 wurde in Köln die Brüderschaft der Bettziechenweber von den Richtern, Schöffen und Ratsherren feierlichst genehmigt.

Die Weberei ist die älteste, blühendste und einträglichste Industrie der Deutschen. In allen mittelalterlichen Marktberichten, von den ältesten Zeiten an, werden die deutschen Gewebe gepriesen. An der friesischen

Küste, wo der uralte Fries bereitet wurde, wie an der Donau, von wo aus die schönen Regensburger Stoffe nach Frankreich abgingen, an dem Rhein wie in Thüringen war die Weberei das vornehmste und einträglichste Gewerbe. Und damals waren die Weber reiche Leute. In Mainz bauten sie schon zur Zeit des ersten Kreuzzuges die Stephanskirche aus eigenen Mitteln. Kein Wunder, wenn ihre Zunft bald zu politischem Einflusse gelangte! An diese vornehmen Zünfte reihten sich bald andere an, vor allem die Bäcker (in Basel Pfister genannt) und Metzger, die Fischer und Gärtner, dann die Handschuhmacher, Hutmacher, Schneider und Schuster (Korduwener). Besonders zahlreich waren die Leder- und Pelzbereiter: die Gerber (Löber) und Kürschner; dann die Waffen- und Rüstzeugverfertiger: die Schmiede, Schwertfeger, Sattler, Schilter und Sporer. Von den kleineren Handwerken, welche weniger Mitglieder zählten, thaten sich nicht selten mehrere zusammen und bildeten eine zusammengesetzte Zunft oder Gaffel. — Unter den gewerblichen Brüderschaften waren überdies noch zwei, die eine Ausnahmestellung beanspruchten: die Bauhütten- und die Münzergenossenschaften. Maurer, Zimmerleute und Steinhauer bildeten eine innige Brüderschaft, die so sehr von frommem Ernst und sittlicher Würde durchdrungen war, daß sie als ein Mittelglied zwischen den Zünften und den geistlichen Orden gelten kann. Die gewaltigen Dombauten erzogen diese schlichten Handwerker zu einem großartigen künstlerischen Schaffen und erteilten ihrem Beruf eine besondere Weihe. Ihre Macht beruhte auf einer Summe mathematischer, mechanischer und physikalischer Gesetze, die sie erkannten und beherrschten; durch diese wurde es ihnen möglich, schwere Steinmassen in felsenfesten Gewölben weit und kühn zu spannen oder in leichten, schnitzwerkartigen Türmen in staunenswerte Höhe hinaufzudehnen. Und so sehr überwältigte der Besitz der tiefgreifenden Gesetze die kindlichen Gemüter dieser einfachen Menschen, daß sie ihre hohen Kenntnisse in das tiefste Geheimnis hüllten.

Die Münzer waren bischöfliche oder königliche Dienstmannen; darin lag etwas Außergewöhnliches, denn noch mehr als die altfreien Grundbesitzer scheute der Lehensadel gewerbliche Beschäftigungen. Nur das Münzen nahmen sie aus. Sie merkten wohl, daß es kein erträglicheres Geschäft gab als dieses; war an sich schon der intime Verkehr mit den edlen Metallen gewinnreich, so steigerte sich der Ertrag noch viel mehr dadurch, daß den Münzern das Monopol des Geldwechsels gehörte, und damals griff der Geldwechsel beinahe noch tiefer in das Handelsleben ein als heute. Denn nicht nur, daß jeder geistliche und weltliche Fürst seine besondere Münze prägte, der Münzherr hatte auch das Recht, alljährig neue Münzen auszugeben und die alten für ungültig zu erklären. Dies alles machte die Dienstadeligen willig, die Besorgung der bischöf-

lichen oder königlichen Münze zu übernehmen, und dies Gewerbe gefiel ihnen so gut, daß sie sich das ganze Mittelalter hindurch nicht daraus vertreiben ließen. Sie nannten sich Hausgenossen, wahrscheinlich weil das Münzhaus der Vereinigungspunkt ihrer Gesellschaft war. Sie standen unter einem Münzmeister, der nicht nur die Streitigkeiten der Genossen schlichtete, sondern auch die Falschmünzer mit Handabhauen bestrafte und die Goldschmiede überwachte, daß sie nicht mehr Silber oder Gold aufkauften, als sie „verwirken möchten mit ihrem Hammer“.

So beschränkend heute, unter veränderten Verhältnissen, das Zunft- und Innungswesen wirken würde, in jenen Zeiten hat es zur sittlichen Kräftigung des Handwerkerstandes nicht wenig beigetragen. Niemand außer denen, die der Zunft angehörten, durfte das Handwerk treiben, auch die Zunftgenossen selbst wurden auf das strengste überwacht. Aber wenn die Zunft den Neuaufzunehmenden einer strengen Prüfung unterwarf, wenn sie den Preis seiner Arbeit bestimmte und sein Verhalten gegen die Genossen regelte und kontrollierte, so gewährte sie ihm auch einen Schutz, den er anderwärts nicht finden konnte. Die Spinnwetter (Leinweber) in Basel setzten fest, daß kein Zunftgenosse Arbeit von jemand nehmen dürfe, der bei einem andern Zunftgenossen noch in Schuld sei. Was aber nicht gering anzuschlagen ist, die Zunft überwachte und schützte auch die Sittlichkeit der Standesgenossen. Keuschheit, Mäßigkeit und Bereitschaft zu gegenseitiger Hilfsleistung schreibt wohl jede Zunft ihren Mitgliedern vor; die dahin zielenden Verordnungen sind zuweilen sehr eingehend. Innerhalb eines Jahres soll der junge Meister heiraten und wo möglich seine Braut in der Innung suchen. Die Witwe sollte das Recht haben, den besten Gesellen von der Herberge zur Fortführung ihres Geschäfts zu fordern. Im ganzen übte die Zunft eine wohlthätige Zucht aus. Der Lehrling ward von ihr gleichsam als das Kind angenommen, der Gesell stand unter der Aufsicht des Meisters, der Meister stand unter den Zunftgesetzen sein Lebenlang, und auf der Bahre der Innung ward er von den Genossen zu Grabe getragen. In dem engen Zunftverbande gelangten die Handwerker allmählich zu politischer Reife. In ihren Zunftstuben, wo sie sich mit ihren Standesgenossen geselliger Fröhlichkeit hingaben, wurde zugleich manche städtische Angelegenheit ernst und gründlich durchsprochen. Das wichtigste Recht der Zünfte war die Befugnis, ihren Zunftmeister selbst zu wählen; dieser durfte richten über Innungssachen bis zu einer Mark Silber Strafgebühren, nicht darüber; das Gericht über Leben und Tod kam ihm natürlich nicht zu. Ihre Sitzungen hielten sie gern mit vielen Ceremonien auf öffentlichen Plätzen ab, was um so leichter anging, da die Handwerksgenossen in bestimmten Gassen beisammen wohnten. Die Hauptversammlung war

im Frühlinge. Man schmückte dann den Platz mit Maien und führte in feierlichem Zuge den Obermeister auf seinen Sitz. Hier saß er nun mit dem Stabe in der Hand auf dem Gerichtsstuhle, fragte die umstehenden Meister in bestimmten, althergebrachten Formeln und erwartete auf dieselbe Weise Antwort. So hielten die Schuhmacher in Erfurt ihre Versammlungen in der Altreußen-, d. i. Schuhflickergasse, und lange, lange in die neue Zeit herein bewahrten sie den alten Gebrauch, bis sie sich endlich, nachdem andere als Handwerksgenossen in die Gasse eingedrungen waren, dem Gespötte der Umwohnenden ausgesetzt sahen; dann erst zogen sie sich in ihre Häuser zurück.

Franz Pfalz.

Das Renntier.

Das Renntier ist ehemals über den größten Teil Europas verbreitet gewesen. Es hat in Frankreich bis hinunter nach den Pyrenäen gelebt, es soll dort im 4. Jahrhundert gewesen sein; zu Cäsars Zeiten lebte es in dem Hercynischen Walde, der sich vom Schwarzwald durch Franken, Thüringen, Böhmen und Ungarn erstreckte; es hat in Esthland, auf Öland, auf Bornholm und auf mehreren der dänischen Inseln gelebt. Heutzutage ist es im nördlichen Norwegen, Schweden, Finnland, im nördlichen Rußland bis zu 60° herab, ja in den orenburgischen Uralgebirgen bis zu 52° herab, sowie im nördlichen Asien bis Kamtschatka, ferner im nördlichen Amerika, so auch auf Grönland und Spitzbergen verbreitet. In Europa und Asien ist es zum größten Teil gezähmt, doch giebt es einzelne wilde Renntiere an den meisten Orten, und zu Anfang dieses Jahrhunderts gab es solche noch in großer Anzahl in Karelien. Die lappländischen wilden Renntiere sind größer als die zahmen.

Das Renntier, welches zum Hirschgeschlecht gehört, ist größer und kräftiger gebaut als das Reh, es ist gegen $3^1/_2$ Fuß hoch und $5^1/_2$ Fuß lang; die Bergtiere sind kleiner als die Waldtiere, und auf Spitzbergen sind die Renntiere von einer kleinern Art, obgleich sie im ganzen genommen größer werden, je weiter man nach Norden kommt. Es ist weniger elegant gebaut als das Reh, und sein dicker und kurzer Hals, seine starken Schultern und muskulösen Lenden machen es ganz besonders zum Lasttier geschickt. Seine Beine sind kürzer aber dicker als die des Hirsches, und die Hufe sind wie die des Ochsen gespalten, wodurch es leichter auf dem Schnee fortkommt, indem der Huf eine größere Fläche bedeckt. Wenn das Renntier geht, bringt die Bewegung der Gliedmaßen der Füße einen eigentümlichen knisternden Laut hervor, der weithin vernommen wird. Der Kopf ist mit einem schönen, fast 3 Fuß langen Geweih versehen, sowohl der des Männchens als des Weibchens, allein das Geweih des letztern ist kleiner und hat weniger Zweige. An der

Wurzel des Geweihes befinden sich zwei kleinere, am äußersten Ende fast fußbreite gezackte Schaufeln, die dem Tiere von großem Nutzen sind, um den Schnee selbst bis zu einer Tiefe von mehreren Ellen fortzuschaufeln, und so während der Winterzeit des ihm unentbehrlichen Mooses zu seiner Nahrung habhaft zu werden. Das Geweih, das gegen 20—25 Pfund Gewicht hat, fällt jedes Frühjahr ab, ist aber im Verlauf von 7—8 Wochen in der vorigen Größe wieder nachgewachsen. Das Fell ist in der Regel gelb oder bräunlich-aschgrau, nur an den Schultern und Seiten ist es weißlich; seine Farbe ändert sich übrigens mit der Jahreszeit, und es giebt auch gefleckte, dunklere und hellere, ja weiße Renntiere. Unterhalb des Halses, in der Nähe der Brust, hat das Renntier einen langen Haarbüschel.

Die Liebe des Weibchens zu seinen Jungen ist außerordentlich groß, und diese folgen ihm zwei bis drei Jahre, erlangen aber auch erst im vierten Jahre ihre volle Entwicklung. Im wilden Zustande soll das Renntier bis gegen 30 Jahre alt werden können, das gezähmte Tier erreicht niemals ein höheres Alter als 15—16 Jahre, und die Tiere, die zum Abschlachten bestimmt sind, werden im achten oder neunten Jahre getötet. Vom vierten Jahre an werden sie abgerichtet, und mit dem fünften oder sechsten Jahre sind sie zur Arbeit tauglich. Sie sind von Natur sehr wild, aber die Lappen haben sie doch gezähmt; indes sind diejenigen, die wilder Abstammung sind, sehr tückisch und verweigern nicht allein zuweilen ihrem Herrn den Gehorsam, sondern greifen ihn sogar an, und zwar mit den Füßen, so daß ihm kein anderer Ausweg bleibt, als sich unter den Schlitten zu werfen, über welchen alsdann das aufgebrachte Tier seinen Zorn ergehen läßt. Im übrigen sind die zahmen Renntiere in der Regel geduldig und willig. Das Renntier ist von lebhaftem, aber zugleich furchtsamem Temperament. Sie sind beim Gehen und Stehen stets in Bewegung und spielen und necken sich in aller Freundschaft, allein eines verwickelt auch zuweilen dermaßen sein Geweih in das eines andern, daß sie nicht wieder auseinanderzubringen sind und den Tod davon haben. Wenn sie aufgeschreckt werden, schließen sie sich eng aneinander, wodurch es den Lappen möglich wird, die großen Herden beisammen zu halten; allein dadurch werden diese wiederum den Wölfen eine leichte Beute, denn erst nachdem diese bei einem Überfall mehrere Tiere getötet haben, zerstreut die Herde sich. Die Wölfe richten deshalb auch oft große Verheerung unter den Renntierherden an; so hatten sie z. B. in dem Kirchspiel Enontekis zu Anfang dieses Jahrhunderts die Zahl der Renntiere auf ein Drittel gegen den Bestand von zehn oder zwölf Jahre vorher herabgebracht.

Gang und Lauf des Renntieres sind so leicht, wie man sich solche

überhaupt zu denken vermag, es scheint fast, als wenn es über den Boden dahinschwebte; es läuft gleichfalls mit erstaunenswerter Ausdauer. So z. B. kann es zwölf Meilen in sechs Stunden laufen, und vermag sogar, wenn der Weg einigermaßen gebahnt ist, diese zwölf Meilen ohne Unterbrechung zu laufen, muß aber dann in der Regel sofort getötet werden, es würde sonst einem langsamen Tod an der Auszehrung entgegengehen. Sechs Meilen läuft es ohne Unterbrechung und ohne Schaden. Die gewöhnliche Last des Renntierschlittens ist 150—170 Pfund.

Das Tier nährt sich im Sommer von Heidekraut, Gras, Birkenreisern, Angelika, Sauerampfer und andern saftigen Bergkräutern; im Winter lebt es aber ausschließlich von Renntiermoos, das in diesen nördlichen Zonen überall wächst, und zwar in größter Menge an der Schneegrenze. Es ist eine weißliche, ungefähr drei Zoll lange Pflanze, die ungeachtet ihres ärmlichen Aussehens sehr viel Nahrungsstoff enthält. Das Renntier wittert dieses Moos unter dem Schnee, den es dann mit den Vorderfüßen und Geweihschaufeln entfernt. Wenn aber, wie in manchem Winter, der Schnee sehr früh fällt, ein wenig zusammentaut, darauf friert und von einer spätern Schneelage überdeckt wird, so bringt das die Renntiere in arge Not; sie vermögen nicht immer die gefrorene Schneekruste zu beseitigen, können demnach das Moos nicht erreichen und haben viel vom Hunger zu leiden.

Da das Renntier ein sehr dickes Fell hat, so leidet es sehr bei der Sommerwärme und flüchtet sich deshalb, wenn diese eintritt, auf die Berge hinauf. Es würde überhaupt während des Sommers in den Ebenen nicht leben können, weil dann eine Menge Wespen da hausen, deren Stich es sehr fürchtet. Allein auch auf den Höhen wird es von Insekten verfolgt; sobald sich die Wärme einstellt, bringen nämlich Millionen von Mücken aus den vielen Sümpfen und Bächen, die Luft ist wie mit diesen Tierchen erfüllt, so daß die Menschen gezwungen sind, entweder Schleier zu tragen, oder sich das Gesicht mit einer Mischung von Teer und Milch zu bestreichen; es giebt sonst keinen Schutz gegen diese Geschöpfe, die mit jedem Atemzug eingeatmet werden, in die Nasenlöcher und selbst in die Augen dringen. Namentlich aber sind die Mücken eine Plage der Renntiere, denn ihre Geweihe sind mit einer rauhen sammetartigen Haut überzogen, die sehr empfindlich ist, und wenn sich nun eine förmliche Wolke solcher Insekten auf das Geweih niederläßt, wird das arme Tier fast rasend vor Schmerz. Es flüchtet sich dann in die höchsten Berggegenden hinauf, wo es lieber ganze Tage ohne alle Nahrung bleibt, als sich wieder in die niederen Regionen herabzuwagen. Die Lappen zünden zuweilen große Feuer an, und die Renntiere stecken dann die Köpfe in den Rauch, um sich so gegen die Mücken zu schützen.

Am schlimmsten sind jedoch die erwähnten Wespen, und eine einzige davon genügt, um einer ganzen Herde Schrecken einzujagen. Dieses Tier legt im Herbst seine Eier in die Haut des Renntiers, und die Larven leben hier bis gegen das Frühjahr. Wird ein Renntier um diese Zeit geschlachtet, so findet man seine Haut an unzähligen Stellen durchlöchert und sie ist ohne Wert, weil sie zu nichts verarbeitet werden kann.

Das Renntier lebt somit in Lappland stets auf der Wanderschaft; im Sommer nach den Bergen hinauf, im Winter nach den Ebenen hinab, und es muß stets wandern, denn es verstreichen zehn bis zwanzig Jahre, ja an einigen Orten gar dreißig Jahre, bis das abgefressene Moos wieder wächst. In dem norwegisch-finnischen und südschwedischen Lappland führen die Renntiere wiederum ein anderes Leben; hier ziehen sie nämlich zu Anfang des Sommers, im Juni, nach dem Eismeere, woselbst es weniger Mücken giebt und weniger warm ist, wo sie sich im Meere baden und von dem Meerwasser saufen können, welches letztere ein Heilmittel gegen die Mundfäule sein soll, woran sie im April und Mai oft leiden; außerdem werden sie durch das Baden vom Ungeziefer befreit. Sie schwimmen dann zuweilen in großer Anzahl im Meere umher, die Geweihe hoch emporgetragen, ein Schauspiel, das wie ein lebendiger Wald aussieht. Gegen Ende des August wandern sie wieder nach den Bergen hinauf und verbleiben dort, bis der Schnee schmilzt; alsdann ziehen sie hinab, um das fette Gras auf den Bergesweiden aufzusuchen und darauf nach dem Meere zu ziehen.

Das Renntier ist ein großer Segen für jene nördlichen Gegenden, für den Verkehr zwischen den dortigen Ansiedlern ist es unersetzbar. Den Berglappen ist es unentbehrlich und ihre Existenz als solche ist ganz und gar von demselben bedingt. Es versieht sie mit Nahrung, namentlich um die Jahreszeit, in welcher es ihnen sonst fast an allen anderen Nahrungsmitteln gebricht; seine Sehnen werden zu Zwirn, das Geweih und die Klauen zu Leim, andere Teile des Geweihes und die Knochen zu verschiedenen Kunst- und Bedarfsgegenständen, die Haut zu Kleidern und Schlafdecken verarbeitet; das Fleisch und namentlich die Zunge sind Handelsware, und das lebendige Tier ist ein vorzügliches Zug- und Lasttier. Der Hauptreichtum der Berglappen besteht in Renntieren, und ihre Lebensweise ist mit diesen eng verknüpft. Die zur Existenz einer Lappenfamilie genügende Zahl von Renntieren beträgt 300 Stück; besitzt eine Familie so viele, so kann sie während des Sommers eine genügende Menge Käse für den Bedarf des ganzen Jahres bereiten und hat während des Winters Tiere genug zum Schlachten. Eine kleine Familie kann mit 200 Stück durchkommen; wer nur 100 hat, ist nicht sicher wegen seines Auskommens. Ein Lappe, der 1000 Renntiere besitzt,

wird als ein reicher Mann betrachtet; es giebt aber auch solche, die Herden von 3000—4000 halten.

Von der Lebensweise der Renntiere sind die Berglappen abhängig, sie müssen mit denselben umherziehen. Das Umherziehen geschieht im Sommer zu Fuße, und die Tiere tragen dann die verschiedenen Sachen; im Winter wird gefahren, und die Tiere schaffen dann gleichfalls die Sachen auf Schlitten geladen fort.

Lebhaft und fröhlich ist das Leben der Berglappen mit den vielen Renntieren, mögen diese nun frei umhergrasen, oder in Gehegen sich befinden, namentlich wenn sie gemolken werden sollen. Es ist ein ungewöhnlich schöner Anblick, wenn die Herde sich abends um das Zelt versammelt, um gemolken zu werden. Auf jeder Anhöhe, soweit das Auge reicht, ist dann alles plötzlich Leben und Bewegung. Die emsigen Hunde kläffen überall und bringen allmählich die Menge näher, die Renntiere spingen, laufen, bleiben stehen und springen wieder in unbeschreiblicher Mannigfaltigkeit der Bewegung. Wenn das grasende Tier, erschreckt durch den Hund, den Kopf emporhebt und das große, stolze Geweih hoch in die Luft ragt, wie schön und herrlich! Und wenn es nun auf dem Boden dahinläuft, wie leicht, wie schwebend! Man hört niemals die Hufschläge, so leicht springt es, nur das ununterbrochene Knistern der Gelenke, wie von elektrischen Funken — ein eigentümlicher Laut, den man aus weiter Ferne hört, wo so viele Renntiere beisammen sind. Und wenn dann alle 3—400 das Zelt endlich erreicht haben, und sie nun stehen und sich ausruhen oder traulich eins zum andern geht, sie die Geweihe miteinander mischen oder in Gruppen einen Grasfleck oder Moosfleck umstehen, die Mädchen mit ihren hölzernen Milcheimern von Tier zu Tier eilen, der Bruder oder der Diener die Bastschlinge um das Geweih des vom Mädchen bezeichneten Tieres wirft und es zu ihr hinführt, das Tier widerstrebt, das Mädchen lacht, sich über die Mühe freut, die es kostet, das Tier zu bändigen, und mutwillig dasselbe wieder davonspringen läßt, nur damit der Bursche es aufs neue einzufangen hat, während der Vater und die Mutter in gewohnter Weise ihre Tiere an sich gezogen und schon viele Schalen mit Milch gefüllt haben und nun endlich über diese Mutwilligkeit schelten, durch welche die ganze Herde erschreckt wird — wer wollte hier nicht an Laban, an Lea, an Rahel und Jakob denken?

Henrik Helms.

Rätsel.

Es ist eine kleine Unterwelt,
Die sich im Bilde vor euch stellt;
Nur statt der Lethe ist darin
Ein Wasser von ganz anderm Sinn.

Man kommt durch einen engen Schacht
In einen Raum, so schwarz wie Nacht;
Da breitet sich ein dunkler See;
Allein kein Berg ragt in die Höh',
Kein Fisch schwimmt auf des Seees Grund,
Nicht Vögel fliegen drüber bunt;
Nur Wesen, weißen Geistern gleich,
Die steigen oft herab zum Teich,
Zu trinken draus; ein kleiner Schluck
Ist jedem auf einmal genug:
Dann, wie begeistert, reden sie
Von dem, was sie gesehen nie,
Von jeglicher Vergangenheit,
Von jetziger und künft'ger Zeit;
Und fließt die Rede nicht mehr gut,
Giebt neuer Trunk gleich neuen Mut.
Zuletzt ist ausgetrunken der See,
Da füllt er sich wieder aus der Höh'.

Tintenfaß.

Mises (Gust. Theod. Fechner).

Rätsel.

Ich liege fest in mich gedrängt,
Klein, daß mich eine Hand umfängt;
Doch wollt' ich einmal ganz mich strecken,
Würd' ich manch' hundert Ellen decken.
Mitunter ruh' ich lange Zeit
In einer Höhle eingeschneit,
Umgeben rings von manchen Waffen,
Die meisten für den Stich geschaffen.
Wird mir das Müßigsein zu viel,
So fang' ich an ein Lanzenspiel;
Das aber schadet meiner Dicke,
Ich schwinde mehr und mehr dem Blicke.
Zuletzt bleibt von mir keine Spur,
Doch umgeschaffen werd' ich nur,
Und trugen einst mich Hände feine,
So mach' ich jetzt mich auf die Beine.

Knäuel im Strickbeutel, Strickstrumpf und Strümpfe.

Mises (Gust. Theod. Fechner).

Die goldene Mitte.

Es ist bei einiger Achtsamkeit nicht so schwierig, das Gute, insofern es in der Mitte zwischen verschiedenen Fehlern liegt, ausfindig zu machen; was aber eigentlich schwer fällt, das ist die Aufgabe, in der Übung des Guten selber die goldene Mitte zu treffen. Niemals unter unserer Leistungsfähigkeit zu bleiben, niemals über unser Vermögen hinaus zu streben, das hat seine nicht geringe Mühe. Wir sollen stets handeln mit Feuer und Eifer, und doch nie Milde und Bescheidenheit verletzen, alle Hindernisse

besiegen, aber nicht die Ruhe in uns verlieren, noch sie um uns stören, gewissenhaft, ohne ängstlich, vorsichtig, ohne schwerfällig, besonnen, aber nicht zaghaft, thätig, aber nicht stürmisch sein. Ruhe ohne Nachlässigkeit, Kraft ohne Härte, Ernst ohne Schroffheit, Nachgiebigkeit ohne Schwäche, das alles verlangt das richtige Maß von uns. Wir müssen uns beherrschen und dürfen doch unsere Fähigkeiten nicht einschläfern, uns losschälen von allen Dingen unter uns und gleichwohl sie nicht verachten, Gott und unserer Seele dienen und dennoch unsere irdischen Pflichten nicht verkümmern. Wir sollen allenthalben Nüchternheit und Vernünftigkeit mit Wärme und innerer Glut vereinbaren, wir sollen Gemüt und eiserne Willenskraft miteinander in Einklang bringen, und was fast von allem das Schwierigste ist, niemals durch falschen Glanz unsern Blick trüben lassen. Diese Gefahr liegt aber nirgends näher, als oftmals da, wo wir glauben, das Gute am sichersten getroffen zu haben. Je besser deshalb eine Sache erscheint, desto genauer muß sie geprüft werden, damit nicht der Schein des Guten uns selber täusche und anderen die Tugend anstößig mache. Denn wohl ist es wahr, daß viele aus reiner Abneigung gegen die Tugend von Fanatismus sprechen, wo alles in bester Ordnung ist. Aber es läßt sich leider auch nicht in Abrede stellen, daß es wirklich Fanatismus und Schwärmerei gebe, welche oft mehr Anstoß erregt als selbst das ungeschminkte Böse. Und das ist zumeist dann der Fall, wenn in der Übung des Guten die ziemliche Ordnung und das gebührende Maß nicht eingehalten wird.

Das Gute ist nicht möglich ohne Klugheit. Aber das Klugwerden ist auch nicht möglich ohne Übung in der Tugend. Nur in der Übereinstimmung von Verstand und Willen, von Herz und äußerer That, gründet die Tugend. Die edelste Gesinnung ohne naturgemäße Äußerung, die schönste That zur Unzeit, die heldenmütigste Hinopferung ohne Maß und Klugheit macht die Tugend anstößig, lächerlich und verächtlich. Groß aber und bewundernswert ist jener, welcher es versteht, in jeder Handlung, ob sie dem gemeinen Alltagsleben zugehört oder eine jener hervorragenden Großthaten ist, die den christlichen Helden zieren, das rechte Ebenmaß zu treffen. Nicht Mittelmäßigkeit ist es, was wir predigen, wenn wir einschärfen, daß man nie die rechte Mitte überschreite; wohl aber empfehlen wir, daß die Äußerung des sittlichen Sinnes für Schicklichkeit und Schönheit in jeder Handlung sich kundgebe, von dem höchsten Grade der heroischen Tugend angefangen bis herab zur trockensten werktäglichen Pflichterfüllung. So wird das Wort zur anschaulichen Wahrheit, welches schon die Alten im Munde führten, daß anständig und sittlich, daß gut und schön dasselbe ist. So muß der Vorwurf verstummen, der freilich manchmal nicht ohne Grund erhoben wird, daß das Gute wider=

wärtig, die Tugend abstoßend wirkt. So wird die Frömmigkeit liebenswürdig und zur Nachahmung reizend. So rechtfertigt sich die Tugend vor ihren Verächtern durch ihre natürliche hinreißende Schönheit und macht aus denen, die sie einstens flohen, Verehrer voll glühender Begeisterung.

Albert Weiß.

„O selig Haus!“

O selig Haus, wo man dich aufgenommen,
Du wahrer Seelenfreund, Herr Jesu Christ,
Wo unter allen Gästen, die da kommen,
Du der gefeiertste und liebste bist:
Wo aller Herzen dir entgegenschlagen
Und aller Augen freudig auf dich seh'n,
Wo aller Lippen dein Gebot erfragen
Und alle deines Winks gewärtig steh'n.

O selig Haus, wo Mann und Weib in einer,
In deiner Liebe eines Geistes sind,
Als beide eines Heils gewürdigt, keiner
Im Glaubensgrunde anders ist gesinnt;
Wo beide unzertrennbar an dir hangen
In Lieb' und Leid, Gemach und Ungemach,
Und nur bei dir zu bleiben stets verlangen
An jedem guten wie am bösen Tag.

O selig Haus, wo man die lieben Kleinen
Mit Händen des Gebets ans Herz dir legt,
Du Freund der Kinder, der sie als die Seinen
Mit mehr als Mutterliebe hegt und pflegt;
Wo sie zu deinen Füßen gern sich sammeln
Und horchen deiner süßen Rede zu,
Und lernen früh dein Lob mit Freuden stammeln,
Sich deiner freu'n, du lieber Heiland du.

O selig Haus, wo Knecht und Magd dich kennen,
Und, wissend, wessen Augen auf sie seh'n,
Bei allem Werk in einem Eifer brennen,
Daß es nach deinem Willen mag gescheh'n;
Als deine Diener, deine Hausgenossen,
In Demut willig und in Liebe frei,
Das Ihre schaffen froh und unverdrossen,
In kleinen Dingen zeigen große Treu'.

O selig Haus, wo du die Freude teilest,
Wo man bei keiner Freude dein vergißt;
O selig Haus, wo du die Wunden heilest,
Und aller Arzt und aller Tröster bist;
Bis jeder einst sein Tagewerk vollendet,
Und bis sie endlich ziehen alle aus,
Dahin, woher der Vater dich gesendet:
Ins große, freie, schöne Vaterhaus.

Karl Joh. Spitta.

Taube Blüten.

Taube Blüten nennen wir am Baume die kleinen, verkommenen Blümchen, die nie zur rechten Entfaltung ihres Blütenlebens kommen, die abfallen, ohne den Keim zur Frucht zurückzulassen, die vergebens entstanden und vergangen sind.

Auch das Menschenleben hat seine tauben Blüten, Rätsel, welche schwachen oder grübelnden Gemütern leicht zum Stein des Anstoßes, zum Grund des Zweifels werden können.

„Wir begreifen," so hört man sagen, „daß die liebliche Blüte abfallen muß, um der Frucht Raum zu geben; wir begreifen auch die Blumen, die nie Früchte tragen oder Nutzen bringen: ihr Lebenszweck ist die Schönheit, sie haben Herzen und Augen erfreut durch Duft oder Farbe; selbst das unscheinbare Blümlein am Rain, das Kinderhand im Spiel gepflückt, hat Vergnügen gemacht, die Blume der Wildnis noch, die kein Menschenauge erblickt, sie hat Honig gegeben für das Bienchen draußen, ein Ruheplätzchen für den irren Schmetterling, und sie selbst hat geblüht und sich gelabt in Sonnenschein und Morgenduft — die alle haben nicht vergebens gelebt. Aber Blüten in der Natur und im Menschenleben, die kein Herz beglücken, kein Auge ergötzen konnten, deren Dasein für sie selbst nie Genuß und Freude war, die nie etwas sein oder thun konnten für andere — wozu waren die erschaffen? Wenn es einen allweisen, alliebenden Vater giebt: warum hat er einen so matten Funken seiner allbelebenden Kraft auf diese armen Wesen fallen lassen, zu wenig zum Leben, zu viel zu der glücklichen Unbewußtheit der Pflanze oder des Steins, die uns wenigstens nicht weh thun, auch wenn wir keinen Zweck ihres Daseins erkennen?"

Das gläubige Gemüt ist gewiß, daß der Herr einst Antwort geben wird auf diese Frage, oder daß vielmehr Freunden und Feinden dereinst die wunderbare Harmonie all seines Thuns so klar erscheinen wird, daß sie hinfort nicht mehr fragen. Einige solcher tauben Blüten habe ich am Wege aufgelesen, und ich möchte zeigen, wie weit mir auch hier schon die Bedeutung ihres farblosen Daseins klar geworden.

1.

In einem bitterarmen Hause, das kaum Raum und Brot hat für seine gesunden Kinder, ist neben diesen eines jener armen verkürzten Wesen aufgewachsen, die uns komisch erscheinen würden, wenn es nicht so unendlich traurig wäre, die edle Menschengestalt, das schöne Menschenantlitz, das Ebenbild Gottes in so jämmerlicher Karikatur zu sehen.

Groß und plump, mit ungefügen Gliedern, die zu keinerlei Gebrauche

tauglich sind, ohne die leiseste Fähigkeit, etwas zu begreifen oder zu thun, mit einem gesunden Appetit, der zwei Taglöhnern Ehre machte, scheint das unglückliche Wesen nur gerade zur Plage der Eltern geschaffen zu sein, die mit saurer Mühe das Brot für die gesunden Kinder erwerben und sehnsüchtig warten, bis diese im stande sind, auch nur das Salz zu ihrer ärmlichen Suppe mitzuverdienen. Fast ist es schade um den schönen Namen Marie, den das arme Geschöpf führt, das mit stierem Blick und blödem Lachen auf der Bank vor der Thüre sitzt, wohin sie am Morgen der Vater getragen. Gar mancher Vorübergehende seufzt bei sich: „Wozu ist denn auch die erschaffen! wie sind doch die armen Leute gestraft mit der Kreatur!"

Die armen Leute selbst scheinen nicht so zu denken, es hat sie noch niemand klagen hören über diese wahrhaft schwere Heimsuchung. Der Vater muß früh fort an die Arbeit, die Mutter hat nicht viel Zeit, sich um die Blödsinnige zu bekümmern, aber so oft sie an ihr vorbeigeht, hat sie ein freundliches Lächeln, ein gutes Wort für sie, oder steckt sie ihr ein Stückchen Brot, eine Kartoffel oder ein wenig dürres Obst in die Hand und freut sich des beifälligen Lachens, mit dem jederzeit der kleinste wie der größte Bissen aufgenommen wird. „Du liebe Zeit, sie hat ja sonst nichts Gutes!" sagt sie entschuldigend zu den Nachbarsweibern, denen das Luxus dünken könnte; „man muß ihr zu lieb thun, was man kann."

Gegen elf Uhr scheint sich einiges Leben in den stumpfen Zügen der Blöden zu regen, und mühsam dreht sich der ungefüge Kopf nach der Seite des engen Gäßchens, von wo der Weg aus der Schule führt. „Wer ist z'erst bei der Marie?" hört man den kleinen Christian von ferne schreien; „ich! ich!" rufen dreierlei Stimmen, und in atemlosem Wettlauf rennen drei Buben und ein Mädchen herbei, triumphierend hält sich das erste an der Schürze der Marie, die in unartikulierten Tönen ihre Freude zu erkennen giebt.

Selten kommt eines der armen Kinder nach Hause, ohne etwas für die Marie mitzubringen, sei es ein Apfel oder ein Stückchen Ölkuchen, das sie von einem wohlhabendern Kameraden erbeutet, sei's ein Streifen buntes Papier, ein Bildchen oder nur ein farbiger Glasscherben. „Die Marie versteht's gerade nicht, aber es freut sie doch!" belehren sie einander mit überlegener Einsicht, und die Blödsinnige ist vergnügt darüber, spielt eine Weile damit und läßt es dann fallen. „Und sie weiß, was zum Essen ist und was zum Spielen," rühmt Christian als einen Beweis ihres Verstandes, „sie hat nur ein einzigesmal einen Glasscherben ins Maul geschoben; es giebt viel rechte Kinder, die das noch nicht wissen: der Schuhmacherin ihr Käterle hat einmal, wie's dunkel war, ihren Brei auf den Kopf geschmiert, statt in den Mund!"

Die Kinder wissen wohl, was jetzt die Marie will, wenn sie den Kopf nach einer anderen Seite dreht; „sie merkt's! sie merkt's!" rufen sie wieder, als ob sie eine besondere Probe von Scharfsinn abgelegt hätte; auf dieser Seite steht nämlich ein Kinderwägelchen, das der Vater selbst ziemlich roh zusammengezimmert, gerade stark genug, um die plumpe Gestalt der Blödsinnigen zu tragen.

Nun handelt sich's darum, einen mitleidigen Nachbar oder Vorübergehenden zu gewinnen, daß er die Schwester hilft ins Wägelchen heben, denn die Kinder, selbst wenn die Mutter mithilft, kommen damit nicht zu stande. „Sie ist gar schwer, wie der schwerst' Mann," sagt Bruder Gottlieb wichtig, als ob sogar das noch eine Art von Ruhm wäre.

Nun aber lacht die Blöde und die Kinder mit, wenn sie im Wägelchen sitzt; zwei schieben und zwei ziehen, und je schneller es geht, je ärger das mangelhafte Fuhrwerk über die Steine stolpert und poltert, desto lauter und fröhlicher wird das Lachen, als ob da ein besonderes Glück eingekehrt wäre; unermüdet ziehen und schieben die kleinen Buben, und nur die mächtige Stimme des Vaters vermag sie zum Essen zu rufen.

Wer aber auch sonst mit Ekel und Widerwillen sich von der Blödsinnigen abwendet, der muß doch eine Freude haben, sie zu beobachten, wenn sie den Vater kommen hört, dessen Schritt sie aus allen kennt, besser als die gesunden Kinder. Da lacht das ganze Gesicht, da versucht sie die lahmen Arme zu heben, um ihre Freude auszudrücken, und einmal, meint man, müssen die Freudentöne, die sie ausstößt, zum wirklichen menschlichen Laute werden. Der Vater ist ein rauher Mann, aber diese rührende Freude des armen Geschöpfes ist der beste Beweis, daß sie, die er mit seinem sauren Schweiß nähren muß, ohne je den kleinsten Dienst, die geringste Hilfe von ihr hoffen zu dürfen, daß sie nie ein hartes Wort, eine rohe Begegnung von ihm erfahren durfte; — er lacht selten, aber sein Auge wird oft feucht, wenn er seine arme Marie liebkosend auf den Kopf patscht, wie unbegreiflich auch andern hier eine Liebkosung erscheinen mag.

Der Vater trägt ohne Mühe die schwere Last hinein und setzt sie an den Tisch, den sie abermals mit wohlgefälligem Lachen begrüßt. Es geht oft schmal her an dieser Tafel, auch sind die Kinder des Hauses keineswegs Engel und man hört manchmal schreien: „Der Christian hat mehr als ich! Die Hanne hat schon zweimal gehabt, und ich erst einmal! Der Peterle hat von mei'm Brot genommen!" wie denn solch mißtönendes Konzert zu Zeiten von Kindern sehr gebildeter Häuser aufgeführt wird, die ganz und gar keinen Mangel leiden. Aber wie sparsam auch die Bissen sein mögen, die Marie hat jederzeit ihren Teller voll. „Seht, ihr seid gesund, ihr könnt laufen und springen," stellt die Mutter den Kindern vor, „ihr könnt euch an allerlei freuen; die Marie hat gar nichts

auf der Welt, was sie freut, als das Essen!" Und die Kinder sehen das vollkommen ein, nicht ein einzigmal hat eins von dem Anteil der Schwester begehrt oder neidisch danach gesehen.

Auch mit der Kleidung der Familie ist es überaus sparsam bestellt: geflickt werden die Kleider, aber auf dieselbe Couleur kann man durchaus keine Rücksicht nehmen; die Beinkleider der Buben sind oft eine wahre Musterkarte, und an dem Werktagsröckchen der Hanne ist der Urstoff kaum mehr zu erkennen; die Ellbogen der Wämser werden nach guter alter Sitte mit ledernen Herzen etwas gesichert, und Schuh' und Strümpfe im Sommer nur am Sonntag getragen; die Marie aber hat jederzeit ein sauberes Gewand von starkem Barchent, im Winter sogar von grobem Biber, und gute Schuhe und Strümpfe. „Nu, das kommt mir unnötig vor, Nachbarin," meinte die Schlosserin von drüben, „bei dem ‚Dakel' (Cretin) — Sie nimmt mir's nicht übel — ist's ja doch nicht angelegt, da würd' ich das neue Zeug doch lieber an meine gesunden Kinder wenden." — „Sieht Sie, Nachbarin," entschuldigt sich die arme Frau, indem sie die Kränkung verbeißt über diese verächtliche Benennung ihres armen Kindes, „so ein arm Geschöpf ist ohnedem von jedermann gering angesehen, und die Leute haben einen Daulen[1] davor, da will ich sie doch ordentlich kleiden, daß ihr Anblick nicht noch widerlicher wird; meine andern sind gesund und sauber, gottlob! und wenn sie groß gewachsen sind, so fragt kein Mensch mehr, was sie als klein zerrissen haben; und die Marie merkt's, sie merkt's, Nachbarin, wenn sie ein neu Gewand anhat, sie streicht dann ganz vergnügt daran hinunter."

„Nun, es ist schön von Euch, daß Ihr's so geduldig annehmet," sagte die Nachbarin mit der rücksichtslosen Geradheit, mit der das Volk wunde Flecke berührt; „eine schwere Heimsuchung bleibt's doch, so ein Kind zu haben!"

„Mag sein, Nachbarin," giebt die Mutter zu, „aber das Ärgste ist's noch lange nicht. Da hat der Herr Regierungsrat drüben einen Sohn, das ist ein schöner junger Herr, stattlich und wohlgestalt mit seinem guten Verstand. Von dem haben sie aber nichts als Jammer, seit er zum Studieren fort ist: das eine Mal kommt er heim mit einer Schmarre im Gesicht, das andere Mal kommt er gar nicht; Schulden soll er haben, daß es ein Graus ist, und kein Examen kann er machen. Nein, Schlosserin, so bittere Thränen, wie ich die arme Frau habe weinen sehen; da drüben an dem hintern Fensterlein, das zu uns herübergeht, so hat mich meine arme Marie noch keine gekostet. Unser Leid ist eins von Gottes eigener Hand, das ist leichter zu tragen."

---

[1] Ekel, Widerwillen.

„'s ist wahr," gab die Schlosserin zu, „Ihr könnet nichts dafür, wiewohl's auch Leute giebt, die meinen, man müsse sich besonders versündigt haben . . ."

„Hat mir auch gewurmt im Anfang," sagte die Mutter, „wie ich gesehen hab', daß das arme Ding nicht wird, wie andere Leute, aber da verdank' ich's dem lieben Heiland tausendmal, daß er das Wort von dem Blindgebornen gesprochen hat: ‚Es hat weder dieser gesündigt, noch seine Eltern, sondern daß die Werke Gottes offenbar würden an ihm.' Wie nun der liebe Gott an dem armen Tropfen dereinst sein Werk offenbaren wird, das ist seine Sache, da brauch' ich mich nicht darum anzunehmen."

„Ist alles noch gut, solange Ihr lebt," war wieder das Bedenken der Nachbarin, „aber wenn Ihr vor dem Mädle sterben müßtet . . ."

„Am liebsten möcht' ich sie freilich einmal mit mir nehmen," sagte die arme Mutter mit nassen Augen, „aber das weiß ich auch, solange meine andern ein Stück Brot haben, so lange kriegt die Marie auch ihren Teil daran. Ich hab's ihnen schon oft gesagt: wer einmal die Schwester nimmt, der übernimmt den Segen mit ihr. Und sie haben's auch schon miteinander ausgemacht: der Christian, der lernt ein Handwerk und nimmt sie zu sich, die anderen legen dann zusammen zu einem Kostgeld, so thun alle etwas an ihr."

Ein Segen unter dem niedrigen Dache ist in Wahrheit dies arme Geschöpf, das so vielen erscheinen könnte als ein Fluch; wenn auch nicht ein Segen, der sich zählen und messen läßt. Ein Segen ist schon die Übung uneigennütziger Liebe, und selbst in den kümmerlichsten Zeiten haben die armen Leute das Vertrauen auf Gottes Durchhilfe nicht verloren; „der liebe Gott thät's doch der armen Marie nicht zu leid, daß wir Not leiden müssen," war ihr getroster Glaube, „die kann ja nichts dazu thun."

Und wenn diese taube Blüte nicht abfallen wird vom Lebensbaume, können wir dann sagen, daß das arme Wesen, das nie ein Lebensgefühl gekannt, das nie geblüht und keine Frucht getragen, können wir sagen, daß es vergebens gelebt?

2.

In goldener Sommerfrüh' führten sie einen Sarg hinaus, reich bedeckt mit Blumen und Kränzen, all das traurige Schwarz war überkleidet mit der bunten Herrlichkeit, ein Zug blühender junger Mädchen folgte dem Sarge; es war ein Mägdlein von sechzehn Jahren, das sie zur Ruhe geleiteten.

Sechzehn Jahre! wer denkt sich da nicht eine liebliche Rosenknospe? ein blühendes, fröhliches Geschöpf, so recht in der ersten, hellen Lust und

Freude des Daseins, und blickt mit tiefer Wehmut der Schlummernden nach, die so frühe scheiden mußte, solange ihr das Leben noch so schön war.

Ach, dem ist nicht so, und wer das Kind gekannt hat, der seufzt: Wie gut hat's doch der liebe Gott gemacht, daß er das arme Geschöpf heimgerufen hat!

Wer den Wert des Lebens nur in dem sucht, was er genossen und was er gethan hat, für den ist dies Leben ein vergebliches gewesen, denn die, die sie nun einsenken unter dem Gesang:

Ei, wie so selig schläfest du
Nach manchem schweren Stand,

die hat nichts genossen hienieden und nichts gethan — sie hat nur gelitten. Doch nein, das wäre zu viel gesagt, sie hat auch geliebt und hat Liebe genossen, darum ist sie freilich kaum eine taube Blüte zu nennen. So früh hatte die Leidensschule begonnen für die arme Gertrud, daß sie sich nie einer Zeit erinnerte, wo sie gesund und fröhlich gewesen wäre, nie einer Stunde ganz frei von Schmerzen. Solange sie wußte, lag sie im Bette, oder saß im Lehnstuhl, gekrümmt, gelähmt, von Gliederweh oder von Brustschmerzen gequält. Die Mutter wußte wohl, daß sie einst ein liebliches kleines Kindlein gewesen, weiß und rot mit blauen Äuglein, den klaren blauen Augen, die auch bis zum Tode noch die einzige Schönheit des schmerzverzogenen Gesichtchens blieben. Aber früh hatte das Leiden angefangen: die englische Krankheit, und wer weiß, was für andere Krankheiten noch, hatten gar bald das zarte Kind befallen, und das einzige Wunder war nur, wie es so lange hatte leben können.

Und doch hat sie nicht geklagt, und doch hatten die schmalen Lippen ein Lächeln, die blauen Augen einen freundlichen Blick für jeden, der an ihr Schmerzenslager trat. Nicht einmal hatte sie gefragt: „Mutter, warum muß ich so viel leiden?" sie fragte nur: „Mutter, warum sind denn alle Leute so gut gegen mich?" und wenn die Mutter fragte: „Warum klagst du denn nie, arme Gertrud, wenn du so viel Schmerzen hast?" da antwortete sie lächelnd: „Ei, das wäre langweilig für euch, wenn ich immer seufzen wollte, da käme niemand mehr gern zu mir! Dir allein sag' ich's wohl, Mütterlein," und sie ließ das müde Haupt an der Mutter Brust sinken, „Du bleibst doch bei mir."

Die Mutter freilich, die wachte über ihr mit doppelter Liebe und war unermüdet, alles aufzufinden, was ihr Leiden lindern, die einförmigen Tage erheitern konnte; fröhlich konnte die arme Kranke nun wohl nicht sein, und ein lautes Lachen hatte man nie von ihr gehört, aber heiter konnte sie werden und ihr Lächeln hatte etwas unbeschreiblich Liebliches, wenn es einem auch die Thränen in die Augen trieb.

Auch einförmig dünkte ihr das Leben nicht, das andern so unendlich trostlos erschien; sie erlebte gar viel und mancherlei: eine neue rosenrote Bettdecke schon war ein erfreuliches Ereignis, alle kleinen Familienfeste wurden vor ihrem Bette gefeiert, sie selbst mit ihren schwachen Händchen ordnete die Geburtstagsbescherung und lächelte glückselig über die Überraschung des Beschenkten. Zu Ostern wurden die bunten Eier in ihrem Stübchen versteckt; sie saß dann meist schneeweiß angekleidet in dem bequemen Lehnstuhl, den ihr die Großmutter geschickt, und vergaß für eine Weile ihre Schmerzen in dem Interesse, mit dem sie den kleinen Geschwistern zuschaute beim Suchen, bis endlich die verborgenen Schätze gefunden waren. Auch für sie selbst fanden sich immer noch kleine Überraschungen, obschon all der Schmuck des Lebens, all die kleinen Bedürfnisse, um die sich Mädchenwünsche sonst drehen, für sie nicht vorhanden waren. Sie brauchte kein neues Kleid, keinen Sommerhut mit Rosenbändern, keine künstlichen Blumen und seidenen Schleifen, kein Sonnenschirmchen, kein Arbeitstischchen mit zierlichem Gerät — aber sie brachten ihr schöne Blumengläser mit immer frischen Blumen, Kleinigkeiten zum Schmuck ihres Zimmers, ein goldenes Kanarienvögelchen in einem glänzenden Käfig, hübsche Bilder und Bücher. Vor allem Bücher! Da glänzten ihre blauen Augen und das lieblichste Lächeln erhellte ihr mattes Gesicht, wenn ein neues Buch kam; „ach, lieber Gott,“ konnte sie aus tiefster Seele sagen, „wie giebt es doch so viel Gutes und Schönes!“

Aber all diese kleinen Freundlichkeiten können doch nur kurze Sonnenblicke werfen in ein so trauriges Dasein, von ihnen konnte das Friedenslicht nicht ausgehen, das über diesem kranken Antlitz lag. Es war auch nicht immer so gewesen. Die Krankheit hatte früher noch Zwischenräume gelassen, in denen die Hoffnung auf Gedeihen und Genesung wieder auflebte, und die Mutter hatte Liebe und Zärtlichkeit, hatte aufopfernde Pflege für sie — Ergebung in des Kindes Leiden hatte sie nicht. Sie wollte dies Leben gewaltsam dem Leiden abringen, sie gebrauchte Ärzte, Hausmittel, Wundermänner, Kuren aller Art, in jede setzte sie wieder ihre Hoffnung und weckte diese Hoffnung bei dem Kinde selbst; sie kaufte ihr hübsche Kleider und legte sie bereit, daß sie darin ausgehen könne, wenn es nun bald besser werde; sie erzählte ihr von allen Freuden der Welt, die für die Gesunden blühen, um sie zu erheitern und ihre Hoffnung zu beleben — vergeblich; auf gute Tage folgten wieder schlimme Wochen und Monate, sie mußte Kleid und Hütchen wieder in den Kasten tragen, damit ihr Anblick das arme Kind nicht betrübe. Das alles erhielt die Kranke nur in peinlicher Aufregung, und die Mutter war nahe daran, die Vorsehung anzuklagen, die dem armen Kind auch nicht die kleinste

Freude gönne; Gertrud selbst wurde mitunter verstimmt und übellaunig, verbittert gegen die Frohen und Gesunden.

„Wir wollen beten, Gertrud, recht ernstlich beten,“ sagte endlich die bekümmerte Mutter; „ach, ich habe ja so oft schon vergeblich gebetet um deine Gesundheit, nun wollen wir es miteinander thun; ist ja doch verheißen in der Bibel: wenn zwei unter euch eins werden, um was sie bitten wollen von meinem Vater, das wird er euch geben — so muß er's doch gewähren.“ Und sie beteten heiß und inbrünstig, Mutter und Kind; von der Zeit an begann Gertrud, deren Geist sich unter allen Leiden entwickelt hatte, selbst in dem heiligen Buche zu lesen und zu forschen, aus dem sie gerne bis jetzt den einzelnen Geschichten und frommen Sprüchen gelauscht hatte.

Auf kurze Besserung folgte wieder ein trauriger Rückfall. Mit unsäglicher Herzensbitterkeit saß die arme Mutter, als der heftige Anfall vorüber war, an dem Schmerzenslager des Kindes. „Es ist alles vergeblich,“ sagte sie mit tonloser Stimme, und ihr trüber Blick sah erstaunt auf dem bleichen Gesichtchen ein so liebliches, friedvolles Lächeln, wie zuvor.

„Ist dir's besser, arme Gertrud?“ fragte sie.

„O viel besser in meinem Herzen,“ sagte die Kranke leise, „es war nicht vergeblich gebetet, Mutter.“

„Aber du bist ja schwächer als je, du armes Kind!“

„Der Herr hat mir doch keinen Stein gegeben für Brot,“ sagte Gertrud mit sanftem Lächeln, „ich weiß nun, daß er mir etwas Besseres geben kann, als Gesundheit, es ist mir so wohl im Herzen; o Mutter, jetzt kann ich gerne warten, bis ich gesund werde, oder — bis ich heim darf.“

„Aber er hat unser Gebet doch nicht erhört!“ warf die Mutter ein, die für das sanfte, geduldige Kind noch viel heißeres Mitleid fühlte, als zuvor für das klagende.

„Wir haben nicht so gebetet, wie der Heiland selbst, mit dem Schlusse: nicht wie ich will, sondern wie du willst!“ sagte Gertrud, die in den letzten Tagen gar viel über das alles nachgedacht.

„Aber der Herr hat alle Kranken geheilt, alle! kann er das nicht jetzt noch?“ beharrte die Mutter mit dem Eigensinn eines kranken Herzens, während es ihr doch süß und wunderbar klang, sich trösten, ja belehren zu lassen von dem Kinde, das so schwach und hilflos vor ihr lag.

„Das war ja zu der Zeit, wo sie alle noch nicht wußten, daß es der Herr war,“ sagte Gertrud mit der zweifellosen Sicherheit eines gläubigen Herzens, „da mußten sie ihn erst erkennen lernen; wir wissen das jetzt alles gewiß und brauchen kein neues Wunder mehr, wir können

wohl Geduld haben, wir sind ja sicher, daß ein seliger Himmel auf uns wartet."

Und dieser süße Friede blieb dem Kinde eigen durch alle Leidenstage, die sie noch zu durchleben hatte; jetzt erst, nun sie ihre Seele und all ihr schmerzliches Geschick ganz in Gottes Hand gelegt, fand sie auch die Fähigkeit, sich am kleinsten zu freuen, und die Geschwister, die sonst nur aus Pflichtgefühl mit einer gewissen Scheu sich der kranken Schwester genaht hatten, fühlten unbewußt die reine höhere Lebensluft, die das kranke Kind umwehte, und ihr Stübchen wurde allmählich der liebste Sammelplatz der kleinen Familie.

Arbeiten konnte sie selten; die wenigen Kleinigkeiten, die ihre verkümmerten Fingerchen mühsam zu stande gebracht, wurden mit bewunderndem Jubel aufgenommen und wie Kleinode verwahrt. „Das hat unsere Gertrud gemacht!" rühmten die Geschwister, und konnten nicht begreifen, daß andere nicht in gleiches Erstaunen über diese kümmerlichen Arbeiten gerieten. Aber lernen wollte sie, mehr als für ihre schwache Kraft zuträglich war; mit ihren hellen klugen Augen sah sie so verständig in die Augen des Lehrers, machte so eingehende, ernste Fragen, daß der meinte: „Man muß sich wahrhaft zusammennehmen bei dem kleinen Mädchen." Man gestattete ihr nur wenige Lehrstunden mit Rücksicht auf ihre zarte Gesundheit, aber sie hatte so gut Zeit zum Nachdenken und that das in jedem etwas schmerzfreien Augenblick. „Warum plagst du dich denn mit Lernen, Gertrud?" fragte der Bruder, dem Grammatik und Wörterbuch keineswegs als Genußmittel erschienen; „du brauchst's ja nicht, du kommst doch nicht unter die Leute, an deiner Stelle thät' ich nur unterhaltende Geschichtenbücher lesen!"

„Weißt du," sagte Gertrud, „ich habe einmal gelesen, all unsere Stunden seien Fruchtkörner, uns gegeben, daß sie verarbeitet werden zu Brot, das uns nähre und stärke in Zeit und Ewigkeit; da denke ich denn, wenn ich gar nichts thue, so ist's, wie wenn ich das Korn auf den Boden werfen würde, wo es verdirbt; darum will ich lieber probieren, Brot daraus zu gewinnen."

Neben all der kindlich rührenden Freude, mit der sie an den kleinsten Gaben des Lebens sich ergötzen konnte, lebte eine tiefe, geduldige Sterbenssehnsucht in dem Kinde; das war natürlich, aber es ist nicht so bei allen Leidenden; Gertrud jedoch war ganz und vollkommen daheim mit ihren Gedanken in der seligen Heimat, die sie erwartete, war fertig, in jedem Augenblick zu gehen! Und doch wurde sie nicht so bald gerufen!

Der Tod kehrte ein in dem Hause; er nahm nicht das müde, sterbensfreudige Kind: die Mutter war es, die heimgerufen wurde inmitten ihres Tagewerks, die mit schwerem sorgenvollem Herzen den Kreis ihrer

Kinder überblickte, vor allem ihr Schmerzenskind, dem sie noch so nötig war. „O, ich wollte, ich könnte dich mit mir nehmen!“ seufzte sie aus tiefstem Herzen, wenn die arme Gertrud sich mühsam an ihr Lager geschleppt hatte und durch die strömenden Thränen sie so innig liebevoll ansah. „Bitte Gott, daß ich bald kommen darf!“ war alles, was Gertrud erwidern konnte. So wie die andern konnte sie nicht klagen und jammern an der Leiche der Mutter; sie mußte es ihr gönnen, daß sie schon heim durfte; Sterben dünkte ihr so schön! Sie klagte nie über das Vermissen all der kleinen Liebesdienste, die ihr die Mutter geleistet; auch war ein freundlicher Wettstreit unter den Geschwistern, sie nichts vermissen zu lassen, und das kranke, schwache Kind wurde allmählich zur geistigen Autorität des Hauses. „Gertrud ist so gescheit,“ wurde oft mit Stolz von ihr gerühmt, wenn sie einen Ausspruch Gertruds erzählten. In Gertruds Stübchen wurde die Morgen- und Abendandacht gehalten und Gertrud überhörte geduldig alle Schulaufgaben. Alle kleinen Anliegen und Sorgen des mutterlosen Hauses wurden Gertrud vorgetragen, weil Gertrud so gescheit war! „Sagt mir's nur am Abend,“ bat sie, „dann kann ich mich bei Nacht darüber besinnen.“ Das arme Kind genoß selten eine Stunde ruhigen Schlafs. Und am Morgen hatte sie sich dann besonnen, gab lächelnd ihre Meinung ab, und freute sich innig, wenn ihr Rat gut und brauchbar gefunden wurde. Sie redete nicht viel von der verstorbenen Mutter, aber sie schien in stetem Verkehr mit ihr zu leben, in geduldiger Hoffnung, ihr bald zu folgen; nichts machte sie betrübt, als die Bemerkung des Doktors, die sie einst gehört: daß Leute wie sie steinalt werden können.

Eine zweite Mutter kam in das verwaiste Haus, ein jugendlich anmutiges Gesicht beugte sich über die arme Kranke und versprach ihr, mit mütterlicher Treue ihrer zu pflegen. Sie hat Wort gehalten und mit inniger Liebe rankte sich das schwache Pflänzchen an der neuen Stütze empor. Mit frischem Mute begann die junge Mutter allerlei Versuche, dem Kinde aufzuhelfen — es war vergeblich, aber Gertrud empfand die Liebe darin und schmiegte sich glückselig an die schöne, junge Mutter, wenn sie hie und da an ihrer Seite ins Freie fahren durfte. „Es ist so schön, daß du da bist,“ sagte sie; „so haben wir eine Mutter im Himmel und eine auf Erden, und wenn ich sterbe, so sind die andern nicht allein.“

Es blieb nicht lange so. Die junge, blühende Frau mußte ein neues Leben mit ihrem eigenen erkaufen, und das leidensvolle Dasein der armen Gertrud sollte noch nicht enden! Sie war fast noch schmerzlicher betrübt, als bei dem Tode der ersten Mutter; sie konnte es diesmal viel schwerer begreifen, warum es so kommen

mußte; „aber ich werde es bald erfahren," sagte sie endlich in stiller Ergebenheit.

Allzu lange durfte sie nicht mehr warten, doch sie mußte noch den Kelch des Leidens bis auf die unterste Hefe leeren. Aber sie blieb geduldig und ergeben, freudig in ihren lichten Augenblicken, in seliger Erwartung des nahen Zieles. Die schönste der Blumen, Grandiflora, die Königin der Nacht, die nur wenige Stunden inmitten der Nacht ihre stille Schönheit enthüllt, schließt die weißen Blätter über dem goldnen Kelch, ehe sie welkt, und nie hat ein irdischer Morgen ihre strahlende Lieblichkeit gesehen.

Diese Blüte, deren verborgene Schönheit kein irdisches Auge gesehen, schloß sich auch noch vor dem Welken; ihre letzten Stunden waren unbewußt, unbewußt wenigstens der Leiden, der schweren Kämpfe, welche endlich die schwache Hülle sprengten; ob die Seele in diesen dunklen Stunden geheime Zwiesprach gehalten mit dem Herrn, der ihr nun die Pforten der ewigen Heimat offen hielt — wir wissen es nicht.

Wird sie nun wohl ihr trübes Dasein beklagen, wird sie eines der jungen Wesen beneiden, die in frischer Blüte und gesunder Kraft, in fröhlichem Genusse des jungen Lebens, in heiterer Erwartung künftiger Freuden neben ihr aufgeblüht sind? — Ich glaube nicht.

„Ach, wie gut ist's, daß der arme Tropf endlich gestorben," meinten so viele; „wozu hat sie aber gelebt? War doch ihr Leben nichts als ein Leiden für sie selbst und eine Plage und Mühe für andere!"

Die werden nicht so fragen, die den verborgenen Reichtum dieses Herzens, den tiefen Frieden dieses leidensvollen Daseins erkannt; die nicht, denen an diesem Schmerzenslager die Wahrheit einer höhern Welt klar geworden, die an diesem stillen Grabe um Kraft gebetet, auch solchen Frieden zu erringen.

Sie hat nie geblüht in Lebenslust und Freude, sie hat nie wirken und schaffen können für sich und andere — eine taube Blüte in Menschenaugen, und doch hatte der Herr den Keim zu köstlicher Frucht in sie gelegt.

Ottilie Wildermuth.

Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe.

Auf der Burg zu Germersheim,
Stark am Geist, am Leibe schwach,
Sitzt der greise Kaiser Rudolf,
Spielend das gewohnte Schach.

Und er spricht: „Ihr guten Meister!
Ärzte! sagt mir ohne Zagen:
Wann aus dem zerbrochnen Leib
Wird der Geist zu Gott getragen?"

Und die Meister sprachen: „Herr,
Wohl noch heut' erscheint die Stunde."
Freundlich lächelnd spricht der Greis:
„Meister! Dank für diese Kunde!"

„Auf nach Speier! auf nach Speier!"
Ruft er, als das Spiel geendet:
„Wo so mancher deutsche Held
Liegt begraben, sei's vollendet!

„Blast die Hörner! bringt das Roß,
Das mich oft zur Schlacht getragen!"
Zaudernd steh'n die Diener all',
Doch er ruft: „Folgt ohne Zagen!"

Und das Schlachtroß wird gebracht.
„Nicht zum Kampf, zum ew'gen Frieden,"
Spricht er, „trage, treuer Freund,
Jetzt den Herrn, den lebensmüden!"

Weinend steht der Diener Schar,
Als der Greis auf hohem Rosse,
Rechts und links ein Kapellan,
Zieht, halb Leich', aus seinem Schlosse.

Trauernd neigt des Schlosses Lind'
Vor ihm ihre Äste nieder;
Vögel, die in ihrer Hut,
Singen wehmutsvolle Lieder.

Mancher eilt des Wegs daher,
Der gehört die bange Sage,
Sieht des Helden sterbend Bild
Und bricht aus in laute Klage.

Aber nur von Himmelslust
Spricht der Greis mit jenen Zweien;
Lächelnd blickt sein Angesicht,
Als ritt' er zur Lust in Maien.

Von dem hohen Dom zu Speier
Hört man dumpf die Glocken schallen.
Ritter, Bürger, zarte Frau'n,
Weinend ihm entgegenwallen.

In den hohen Kaisersaal
Ist er rasch noch eingetreten;
Sitzend dort auf goldnem Stuhl,
Hört man für das Volk ihn beten.

„Reichet mir den heil'gen Leib!"
Spricht er dann mit bleichem Munde;
Drauf verjüngt sich sein Gesicht
Um die mitternächt'ge Stunde.

Da auf einmal wird der Saal
Hell von überird'schem Lichte,
Und entschlummert sitzt der Held,
Himmelsruh' im Angesichte.

Glocken dürfen's nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten:
Alle Herzen längs des Rheins
Fühlen, daß der Held verschieden.

Nach dem Dome strömt das Volk
Schwarz, unzähligen Gewimmels.
Der empfing des Helden Leib,
Seinen Geist der Dom des Himmels.

Justinus Kerner.

Gaeta und dessen Belagerung im Jahre 1860.

Gaeta liegt bekanntlich auf einem Berg im Meere, der bloß durch eine schmale niedrige Landzunge zusammenhängt mit einem Vorgebirge, das sich etwas nach Süden krümmt. Die Küste blüht und prangt in der Herrlichkeit des Südens, Granatblüten drängen sich rotglühend zwischen das duftige dichte Grün der Orangengärten: jener Berg im Meer ist großenteils kahler, sich hochtürmender Fels, rings zu seinen Füßen schäumen und spritzen und donnern die Wogen in die dunklen Klüfte des Gesteins. Der Gaetaberg besteht aber aus zwei Hauptmassen, welche durch eine Art von tiefer Einthalung getrennt sind. Die eine Masse ragt stolz in die Höhe. Von ihrer Spitze, auf welcher noch ein alter Römerturm weit sichtbar steht, schaut man auf Hügel über Hügel grün am Ufer, und den lichtweiten Golf, der von bläulichen Inselhöhen umsäumt wird. Nach Süden ist die zweite Hauptmasse vorgelagert. Dort breitet sich eine ansehnliche Stadt hoch über steilen Wänden, die Häuschen und Höfchen klettern am Felsen empor und ziehen sich in langer Linie auf der Seite, welche dem innern Golfe zugewandt ist, bis hinab zur sandigen Landzunge. Diese Stadt besteht eigentlich nur aus einer Hauptstraße, an welche das häßlichste Gewirre von dunkeln Gäßchen und Bogen- und Stufengängen und von allerlei Felslöchern sich anschließt. Das armseligste Volk kann nicht ärmlicher wohnen, als in den schwärzlichen Höhlen von natürlichem Gestein und engwinkligen Mauern der obern Stadt. Unten zeigen sich bessere Gebäude. Von außen gesehen aber stellt sich die Stadt dar wie überkleidet mit Basteien und Festungsgemäuer, die in scharfen Linien und Winkeln und Zinnen übereinander emporsteigen, wie aus dem Felsen gewachsen.

Schon die Römer haben die Vorteile dieser Inselfestung wohl benützt: Trümmer ihrer Tempel und Theater sind zahlreich. Seine Glanzzeit aber hatte Gaeta, als in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters freiheitsstolze Bürger, gewandt in Kauf und Krieg, seine Höhen bewohnten, ihre Handelsschiffe aber fleißig in See schickten. Kaiser Friedrich II. erbaute hier eine feste Burg. König Alfons und Kaiser Karl V. waren es,

welche diese an Geschichte und Altertümern reiche Stadt zur Hauptfestung machten. Seitdem ließ jeder König an den Werken bessern und erweitern: eine Schuppe nach der andern setzte sich an den Festungspanzer. Unabläßig wurde daran gearbeitet in den letzten zwölf Jahren Ferdinands II. Gaeta sollte das unüberwindliche Bollwerk des Reiches werden.

Denn längst hatte die Stadt und Festung Gaeta einen stolzen Namen in der Kriegsgeschichte. Noch im Jahre 1806 hatte der Prinz von Hessen-Philippsthal glorreich sie verteidigt. Die Franzosen hatten ganz Unteritalien erobert, nur Gaeta widerstand: sechs Monate bombardierte und stürmte Massena vor ihren Wällen; die Festung ergab sich erst, als eine Granate den deutschen Helden zu Boden gerissen. Ein halbes Jahrhundert später war wiederum Gaetas Name monatelang in aller Munde, und wieder war es vorzugsweise deutscher Heldensinn, der stolz auf dieser Felsenburg das königliche Banner von Neapel flattern ließ. Diesmal umfaßte es die zarte Hand einer jungen Königin. Wie oft war ich der anmutigen feinen Gestalt in München begegnet — ein paar Jahre später, und sie hatte den fünf großen Berühmtheiten, welche das neue Italien zählt, die sechste und schönste hinzugefügt. Mit lebhaftem Interesse hörte ich daher Verschiedene, welche an den Ereignissen in Gaeta hervorragend teilgenommen, davon erzählen, und so möge hier noch eine kurze Skizze der merkwürdigen Belagerung Platz finden.

Gaeta wurde im Jahre 1860 die Zuflucht der königlichen Familie. Die Gesandten von Bayern, Spanien, Österreich, Sachsen und Toskana verließen sie nicht. Die letzten elftausend treuen Soldaten hatten sich hineingeworfen. Außer der Citadelle von Messina war das ganze Reich verloren: von Gaeta aus schien aber noch Wiedereroberung möglich. Die Ereignisse waren so plötzlich und betäubend gekommen, daß man auf ihr Umschlagen rechnen durfte. Es kam daher alles darauf an, diese Festung siegreich zu behaupten. Allein schon in den ersten Novembertagen, als die Belagerung anfing, stand der Kampf ungleich. Die Festungswerke waren noch nicht vollendet; die Munition zu gering, in Eile gemacht, und besonders das Pulver schlecht; Lebensmittel knapp und keineswegs von besonderer Güte. Der größte Nachteil jedoch bestand in der Ungleichheit der Geschütze. Gaeta war nicht auf gezogene Kanonen gebaut: es war die erste Festung, welche mit so weit und sicher treffenden Geschossen angegriffen wurde. Die Anzahl der Geschütze war hüben und drüben ziemlich dieselbe, allein die Piemontesen besaßen 75 gezogene, die Belagerten deren nur neun; außerdem hatten jene großes, diese nur ganz kleines Kaliber. Nun war der ganze Verteidigungsplan, auf welche man einst die Werke berechnet hatte, auf einmal verdorben. Diese sollten ihr Feuer auf die schmale Landenge vereinigen, die Piemontesen aber

setzten ihre Batterieen weit dahinter, und zwar meist auf die Kammspitze der Hügel. Soweit reichte das Feuer der Belagerten nicht, oder wenn sie ihre paar gezogenen Geschütze dorthin richteten, so gingen die Kugeln vor dem Hügelkamm nieder oder darüber weg. Die Piemontesen lernten dagegen allmählich ganz sicher zielen: blitzte in der Festung ein Mörser auf, schlug sofort eine feindliche Granate darauf oder daneben. Die Artilleristen in der Festung und ihre Stücke litten daher zum Erbarmen.

Nun wäre es dennoch den Belagerern schwer geworden, auf gewöhnlichem Wege sich Zugang zur Festung zu eröffnen. Man richtet geradliniges Feuer gegen die Werke, nicht gegen die Stadt, und sucht Bresche zu schießen. Krummliniges Feuer wird gebraucht, wenn die Werke der Belagerten nicht anders zu zerstören sind. Das wäre die regelmäßige und humane Art gewesen, eine Festung anzugreifen. Cialdini bedachte sich keinen Augenblick, anders zu verfahren. Von seinem sichern Standpunkte aus bewarf er ruhig Tag für Tag die Stadt mit Bomben und Geschossen aller Art, unbekümmert, ob sie die Bürger in ihren Häusern zerschmetterten. Seine Infanterie dagegen ließ er thatlos zuschauen. Am 1. Dezember fingen seine Batterieen zu spielen an, am 13. Februar zog die Besatzung aus: dazwischen lagen 75 Tage, 50 davon wurde Gaeta unaufhörlich bombardiert. Namentlich im Februar wütete das feindliche Feuer so sehr, daß selbst den tapfersten Offizieren das fürchterliche rastlose Krachen und Platzen der Bomben an die Nerven griff. In der ganzen Stadt war zuletzt kein Haus, das nicht mehr oder minder zerstört, an mehreren Stellen war alles in Grund und Boden geschossen, Hunderte von Bürgern lagen tot oder verwundet. Priester waren am Altare, Frauen und Kinder in ihren Häusern von den Kugeln zerrissen. Seit die Russen im siebenjährigen Kriege Küstrin beschossen, hatte die Kriegsgeschichte ein ähnliches Beispiel nicht wieder aufgestellt.

Bresche schossen die Belagerer nur einmal, und auch diese ließ sich leicht wieder absperren. Was aber Geschosse nicht vermochten, das thaten die Explosionen am 4., 5. und 13. Februar. Schon die erste riß in die Werke, welche die Stadt von der Landenge abschlossen, eine breite Lücke. Cialdini hätte nun stürmen lassen können; er aber ließ lustig seine Batterieen fortarbeiten, die Stadt bedeckend mit zahllosen Bomben, ohne andern Zweck, als Zerstörung und Entsetzen zu verbreiten. Seine Rechnung war richtig, und er sparte seine Leute. Schon tags darauf folgte die zweite Explosion; neunhundert Centner Pulver und fünftausend geladene Granaten gingen in die Luft. Es geschah an der innern Golfseite nahe der Landenge; dort war statt der Häuser auf einmal ein ungeheures leeres Dreieck entstanden, als hätte es der Geometer abgemessen. Ein paarhundert Soldaten waren verschüttet, alles eilte, zu retten, aber

jetzt hagelten die feindlichen Kugeln gerade hierher, in einer halben Stunde lagen sechzig Soldaten erschlagen; man mußte die Unglücksstätte verlassen. Es hatte da ein Magazin gestanden, das schlecht gewölbt war; überdem hatte man bei dem Batterieenbau Erde von der Bettung weggenommen, und hier schlug wahrscheinlich eine Bombe durch. Die Belagerer konnten jetzt leicht auf Booten landen und stürmend eindringen: das unternahmen sie nicht, nur um so massenhafter und rastloser flogen ihre Geschosse. Insbesondere nahmen sie das ungeheure Pulvermagazin aufs Korn, welches dem aufgeflogenen ziemlich gegenüber auf der andern Seite der Landenge lag. Sie schienen es zu wissen, daß an zweitausend Centner Pulver darin lagerten, eine Artilleriewerkstätte stieß daran, und das schlimmste war, daß dieses Magazin, was auch in vielen deutschen Festungen ein wahres Unglück sein soll, über der Erde lag. Die Piemontesen hatten eigens eine Batterie darauf gerichtet, endlich zündeten ihre Bomben: die Wirkung war ebenso seltsam als furchtbar. Das Magazin, die Werkstätte, zwei Batterieen, welche die Festung gegen nahende Schiffe verteidigten, Menschen und Geschütze und alles, was dabei war, ja selbst das anstoßende Kloster, welches vor zwölf Jahren Pius IX. in Gaeta beherbergte, alles miteinander flog ins Meer. Im Nu war's geschehen, und alles glatt vom Boden weg. Wahrscheinlich waren die Mauern gegen die See zu am schwächsten, deshalb wirkte die ganze Gewalt der entzündeten Pulvermasse in dieser einen Richtung: was nur entgegenstand, mußte, wie aus der Kanone geschossen, mit dorthin. Jetzt konnten die feindlichen Schiffe auf zehn Schritt heranfahren und mit ihren Kugeln die übrigen Batterieen reinfegen. Jetzt war Gaeta gebrochen und gefallen.

Man kann sich nun wohl vorstellen, was die Belagerten während der 102 Tage der Einschließung litten, besonders in den letzten Wochen, als die gräßlichen Scenen mit jeder Stunde unerträglicher wurden. Da es mit Proviant gleich anfangs so übel aussah, wurden in Marseille Lebensmittel gekauft und herbeigeschafft, doch auch sie waren schlecht und man mußte sehr damit sparen. Die Offiziere auf den Batterieen bekamen zuletzt, trotz der furchtbaren Ermüdung, vielleicht alle acht oder vierzehn Tage einmal einen Tropfen Wein. Pferde und Maultiere fielen vor Hunger. Die Kleider rissen vom Leibe. Bei kärglicher Kost und enggepreßtem Wohnen in schmutzigen Kasematten, bei unaufhörlichen Strapazen und dem schrecklichen Staub und Gestank überall konnten mörderische Krankheiten nicht ausbleiben. Der gefürchtetste Feind braver Soldaten, der Typhus, hielt seine gierigen Leichenmahle. Überaus groß war deshalb tagtäglich der Menschenverlust; Geschosse, Krankheiten und Explosionen arbeiteten zusammen.

Dennoch thaten die Soldaten vom Anfang bis zum Ende treu ihre Pflicht. Die Unermüdlichsten im Feuer waren die 600 Matrosen aus der Umgegend von Neapel. Auch die übrigen blieben tapfer und ausdauernd bei der Arbeit, und wollte einmal einer oder der andern Kompanie der Mut sinken, so hörte doch niemand Murren oder Klagen, sie zogen auf die Batterieen wie Lämmer auf die Schlachtbank. Von den höheren Offizieren schien es wohl mal einer für seine Pflicht zu halten, sein teures Leben für seine Soldaten ängstlich zu bewahren, indem er sich unter Dünger und Kellergewölben vergrub. Als die Festung kapituliert hatte, war es wunderbar zu sehen, wie viele vornehme Offiziere, Hofherren und Gesandte aus der Erde emporstiegen. Doch solche Herren waren Ausnahmen. Im ganzen genommen thaten Offiziere wie Soldaten ihre Schuldigkeit. Es war ihnen freigestellt, die Festung zu verlassen: als aber die Beschießung anfing, richteten die Offiziere von freien Stücken eine Adresse an den König, daß sie treu ausharren würden. Die arbeitenden Batterie-Kommandanten waren meistens Schweizer oder andere Deutsche.

Daß aber die Soldaten mitten unter Schrecken, Tod und Elend mutig blieben, noch mehr, daß eine ängstliche Politik nicht früher und kräftiger mit Übergabe der Festung sich hervorwagte, dies Verdienst schrieb jedermann, den ich von Gaeta erzählen hörte, vorzugsweise der jungen Königin zu. Darin waren alle Offiziere, die ich hörte, einstimmig, mochten es Deutsche oder Italiener oder Franzosen sein. Man stellte sich in Deutschland die Gaeta-Geschichte so vor, als habe die Königin nur gethan, was sich für eine Frau und Fürstin gezieme: sie habe ihren Gemahl in der Not nicht verlassen, sondern die Schrecken der Belagerung mit ihm geteilt, dabei aber ruhig in sicherer und wohnlicher Kasematte gesessen. Die Sache verhielt sich denn doch etwas anders. Dritthalb Monate wohnte die junge Königin in einem halbdunkeln Mauergewölbe, welches mit einem großen, staubigen Wagenbehälter die größte Ähnlichkeit hatte. Nur trübes Lampenlicht erhellte diesen Raum, der durch rohe Bretter, wie man sie aus den Soldatenbetten nahm, in drei Verschläge abgeteilt war. Im mittlern Verschlag wohnte die einzige Kammerfrau der Königin, daran auf der einen Seite diese selbst, auf der andern mit ihrer Kammerfrau die Oberhofmeisterin, Herzogin von San Cesario, die einzige Dame vom Hofe, welche sich in Gaeta mit ihr einschloß. Es war keine Zeit, diese Gemächer durch etwas anderes wohnlich zu machen, als durch die notdürftigsten Möbel und einen alten Teppich, der kaum den Steinboden bedeckte. Die Kasematte nebenan lag voll typhuskranker Soldaten. Das Brot war kaum zu genießen; das Fleisch, als die Kühe erkrankten, wurde ekelhaft; selbst das Wasser wurde schlecht und voll

kleiner roter Würmer. Die Königin nährte sich tagelang von trockenen Feigen, deren Geruch nicht der beste war. Alles das erschien aber nichts im Vergleich mit der Nervenerschütterung, welche das Tage und Nächte fortdauernde Bombardieren verursachte. Man hörte nichts mehr, als das unheimliche Schwirren der Bomben in der Luft, ihr dumpfes Aufschlagen oder das schreckliche Zerplatzen. Oft genug merkte man die Nähe der einschlagenden Bomben an der Erschütterung der Wände und Abfallen von Kalk und Mörtel. Unzähligemal, erzählte mir die Herzogin San Cesario, habe die Königin geseufzt: „O nur einmal ein paar Minuten Stille!“ Nun wurde in Italien auch viel davon geredet, als sei die Königin kriegerisch thätig gewesen, habe die Soldaten angefeuert, habe Batterieen kommandiert, Ausfälle befohlen und dergleichen. Das ist alles bloßes Gerücht und Gerede: das Wirken der jungen Fürstin war viel geräuschloser und viel heilsamer.

Das Lazaretwesen geriet bei dem Andrang so vieler Verwundeten und Kranken in die größte Unordnung. Das Hauptlazaret war weit entlegen von den bedeutenderen Batterieen. Die Soldaten, blutig zerrissen von den schweren Belagerungsgeschossen, mußten den langen, langen Weg hingetragen werden, eine offene Straße hinauf, über welche die Kugeln hinfuhren: die Armen erreichten das Lazaret zum Tode erschöpft, viele starben schon unterwegs. Da richtete die Königin bei den Hauptbatterieen kleine Verbandspitäler ein, sorgte für die erste Unterkunft der Verwundeten, sorgte, daß ärztliche Hilfe, Wundbalsam, Binden und wo möglich etwas zur Erquickung da war. In ihrer Kasematte schnitt sie mit der Herzogin und den beiden Kammerfrauen Leinwand zum Verbinden, bereitete Getränke zur Labung der Verwundeten, und schickte umher, wo sich etwas dafür auftreiben ließ. Fast täglich machte sie ihren Rundgang nach den kleinen Spitälern, selbst zu sehen, ob alles in Ordnung, und brachte den Verwundeten eine Erquickung, auch wohl Dekorationen. Sie ließ sich von diesen Besuchen auch dann nicht abhalten, wenn Bomben und Vollkugeln durch die Luft sausten. In den Hauptspitälern ließ sich die Königin öfter des Tages zweimal sehen; dann erkundigte sie sich nach allem, was nötig, half gerne den Wundärzten und legte wohl selbst den Verband an. Auch der König erschien dort wiederholt in ihrer Begleitung oder allein, sprach freundlich mit den Kranken und notierte sich manche Bitte eines sterbenden Soldaten.

Natürlich wurde alles, was sich in den letzten Tagen Gaetas zutrug, von Offizieren und Soldaten im ganzen Lande erzählt, und ich begriff nun, warum die kurze Rosen- und Heldenzeit der jungen Königin einen so tiefen Eindruck auf Herz und Phantasie der Neapolitaner gemacht hat. War es doch vorzüglich der Königin Verdienst, daß der stürzende

Thron noch zuletzt mit grünem Lorbeer umrankt im Andenken des Volkes stehen blieb.

Franz von Löher.

Fürbitte.

Gedenke, daß du Schuldner bist
Den Armen, die nichts haben,
Und deren Recht gleich deinem ist
An allen Erdengaben.
Wenn jemals noch zu dir des Lebens
Gesegnet goldne Ströme geh'n,
Laß nicht auf deinen Tisch vergebens
Den Hungrigen durchs Fenster seh'n;
Verscheuche nicht die wilde Taube,
Laß hinter dir noch Ähren steh'n,
Und nimm dem Weinstock nicht die letzte Traube.

Herm. Lingg.

Charakteristik Leopolds I.

Energie, Entschlossenheit, durchgreifendes Handeln, das waren die Eigenschaften, welche Leopolds Charakter gänzlich versagt schienen, aber keinem seiner Vorgänger stand er an ausgezeichneten Geistesgaben nach; alle, die mit ihm zu thun hatten, lobten die Schärfe seiner Auffassung, die Klarheit seines Urteils. Mit ruhiger Aufmerksamkeit hörte er die Vorstellungen an, die man ihm machte, fand augenblicklich die Hauptpunkte heraus, um die es sich handelte, und war gewandt im Erteilen passender Antworten. Die Geläufigkeit, mit welcher er in verschiedenen fremden Sprachen sich ausdrückte, kam ihm hierbei nicht wenig zu statten. Insbesondere war er geschickt, sich in den Schlangengängen der damals so sehr verkünstelten Politik zurechtzufinden, gleich dem erfahrensten Minister. Er kannte genau die Eigenschaften, die Vorzüge und Gebrechen der Menschen, welche ihn umgaben, und wußte jeden nach seinem wirklichen Werte zu schätzen. Aber er hatte ein Mißtrauen gegen sich selbst, das ihn stets verhinderte, in irgend einer Sache aus sich heraus ein Urteil zu fällen, einen Entschluß zu fassen. Daher kam es, daß er sich oft von Menschen leiten ließ, welche ihm an geistiger Befähigung bei weitem nicht gleichkamen, und daß er nicht selten Ratschläge befolgte, die seiner eigenen viel richtigern Ansicht entgegengesetzt waren. In der That eine Bescheidenheit, eine Unterschätzung seiner selbst, welche vielleicht bei einem Privatmanne als eine Tugend gelten kann, bei Monarchen aber oft gar schädliche Folgen nach sich zieht.

Was für eine Sache auch immer an ihn gebracht wurde, stets legte der Kaiser sie wieder dem einen, dann einem andern, endlich noch einem dritten Minister zur Begutachtung vor. Unter diesen herrschte aber meistens

Eifersucht, nicht selten offene Feindschaft. So hatten Lobkowitz und Auersberg, Strattmann und Kinsky, dann wieder dieser und Harrach sich immer entgegengearbeitet. Da fielen denn auch ihre Meinungsäußerungen meistens in gar verschiedenem Sinne aus. Dadurch steigerte sich jedoch die Unentschiedenheit des Kaisers nur noch mehr. Dort, wo er hätte bestimmen können und sollen, suchte er immer die Ansichten seiner Ratgeber zu vereinigen, und es schien fast, als ob er den einen oder den andern zu kränken fürchte, wenn er dessen Ratschläge nicht befolge. Er verlangte ein neues Gutachten von einem, den er noch nicht gehört hatte. Dieser brachte wieder eine andere Meinung zu tage, die Unentschlossenheit des Monarchen stieg aufs höchste, und die Angelegenheit, so wichtig sie auch sein mochte, blieb unentschieden und geriet oft ganz in Vergessenheit.

Gleiche Bewandtnis hatte es auch mit der Verleihung der Stellen; die wichtigsten derselben blieben oft lange Zeit hindurch unbesetzt, denn der Kaiser konnte sich nicht entschließen, einen der Bewerber durch Verleihung des Postens an einen andern zu verletzen. Die Hofleute hatten nicht unrecht, wenn sie vom Kaiser sagten, es brauche große Anstrengung, ihn zu einem Entschlusse zu bringen, aber nur ein Sandkorn, ihn von einem solchen zurückzuhalten.

Die Leichtigkeit des Zutrittes zu dem Kaiser, ein so großer Vorteil sie einerseits auch war, trug doch andererseits nicht wenig zur Hemmung der Geschäftsbesorgung bei. Seine persönliche Liebenswürdigkeit, die bekannte Freigebigkeit, mit welcher er es liebte, mit eigener Hand Wohlthaten zu spenden, bewirkten, daß er von Bittenden und Klagenden wahrhaft bestürmt wurde. Alle hörte er mit gleicher Zuvorkommenheit an, antwortete ihnen trostreich und bemühte sich, sie zufriedenzustellen. Bei jeder durchgreifenden Maßregel aber giebt es Menschen, deren Interessen dadurch verletzt werden oder welche wenigstens sich selbst für beeinträchtigt halten. Um ihnen nicht wehe zu thun, wurde dann oft aus übertriebener Rücksicht die vorgeschlagene Maßregel, so nützlich sie auch gewesen wäre, gar nicht in Ausführung gebracht.

Es ist wahrhaft zu bedauern, daß durch diese Schwäche die sonst so ausgezeichneten Eigenschaften des Kaisers verdunkelt wurden, und daß sie ihn in einem ungünstigern Lichte erscheinen ließ, als er es verdiente. Es ist seit einer Reihe von Jahren Mode geworden, das Andenken des Kaisers Leopold in der Geschichte herabzusetzen und zu verkleinern. Von den einen wird seine Frömmigkeit verspottet, von den andern wieder die Strenge, zu welcher er sich manchmal, und stets gegen seinen Willen, durch die Gewalt der Umstände gezwungen sah, als barbarische Grausamkeit verschrieen. Diejenigen seiner Zeitgenossen aber, die ihn persönlich kannten,

urteilen anders über ihn. Die venetianischen Botschafter, deren strengste Pflicht es war, der Republik wahrheitsgetreue Berichte zu erstatten, schildern ihn als einen der edelsten und wohlwollendsten Monarchen, die jemals einen Thron geziert haben. Gerechtigkeit, Herzensgüte und Frömmigkeit seien, so sagen sie einstimmig, die einzigen Triebfedern seines Handelns gewesen. Leidenschaftlicher Ausbrüche war er ganz unfähig, und nichts mußte mehr bewundert werden, als der wahrhaft großherzige Gleichmut, mit welchem er die Schläge des Schicksals ertrug, die ihn oft in empfindlichster Weise trafen.

Keiner seiner Vorgänger oder Nachfolger hat sich gleich ihm in kurzen Zwischenräumen in verzweifelnderer und gleich darauf wieder in glänzenderer Lage befunden. Sein ganzes Leben glich einer Kette der verschiedenartigsten Ereignisse, von welchen mit seltener Stetigkeit fast immer ein glückliches einem unheilvollen folgte. Gewiß ist, daß zu verschiedenen Malen, insbesondere aber als die Türken Wien belagerten, die Gefahr in ihrer erschreckendsten Gestalt bis an den Thron selbst herantrat und ihn mit furchtbarem Sturze, das Kaiserhaus selbst aber mit Verderben bedrohte. Diese Augenblicke höchster Bedrängnis schienen jedoch nur eingetreten zu sein, um die darauf folgende Epoche des Glückes in desto strahlenderem Glanze hervortreten zu lassen. Wer hätte geglaubt, daß die mit Flüchtigen bedeckte Straße über Krems nach Linz, auf welcher der Kaiser seine Hauptstadt verließ, um sich der drohenden Gefangennehmung durch die Türken zu entziehen, nur der Weg war zu der glänzenden Reihe von Siegen, welche so bald nachher über eben dieselben Feinde erfochten wurden?

Aber so tief auch die Wogen eines unbeständigen Geschickes sein Schiff sinken ließen, um es dann desto höher emporzuheben, unerschütterlich stand der Kaiser da, stets denselben festen Gleichmut bewahrend. Das Glück vermochte nicht, ihn hoffärtig, das Unglück nicht, ihn niedergeschlagen oder mutlos zu machen. Diese geistige Kraft verdankte er einzig und allein der tiefinnigen Frömmigkeit, die sein ganzes Wesen erfüllte. Sie ließ ihn einerseits die wahre Demut vor dem Höchsten, anderseits aber auch das unerschütterliche Vertrauen auf Gott niemals einen Augenblick verlieren. Nur in dem einzigen Punkte scheint die Religiosität den Kaiser zu weit geführt zu haben, daß er die Diener der Kirche, denen er sein Vertrauen schenkte, zu sehr mit weltlichen Verrichtungen betraute, die nicht ihres Amtes und welchen sie nicht gewachsen waren.

Es ist längst von den eifrigsten Anhängern der Kirche anerkannt worden, daß es den Interessen derselben nur schadet, wenn diejenigen, die ihr allein zu dienen haben, zu sehr in die Welthändel verwickelt werden, Partei in denselben nehmen, und dadurch die Sache der Kirche

mit derjenigen, in der sie sich eben verwenden, in einen Zusammenhang zu bringen scheinen, welcher ihr völlig fremd ist. Erweist sich dann die Wirksamkeit der betreffenden geistlichen Person in dem ihr übertragenen Geschäfte, welches weit abliegt von ihrem eigentlichen Berufe, als unersprießlich, oder fällt dieses Geschäft aus anderen Gründen unglücklich aus, so wird das Mißlingen demjenigen in die Schuhe geschoben, welcher die Besorgung auf sich genommen hat. Er wird dadurch dem allgemeinen Tadel ausgesetzt, und bei der Begriffsverwirrung der Menge trifft dieser und die daraus hervorgehende Mißgunst nicht nur ihn, sondern oft die Kirche selbst, welcher er angehört und der allein er hätte dienen sollen.

Dies war auch während der Regierung Leopolds nicht selten der Fall. Es mußte Mißtrauen erwecken, und Spott oder Tadel hervorrufen, wenn der Beichtvater des Kaisers, Pater Wolf, dem Feldmarschall Caprara die Verhaltungsbefehle nach dem Lager in Ungarn brachte, und ihm den Plan auseinanderzusetzen beauftragt war, welchen der Feldmarschall zu befolgen hatte. Es mußte die kaiserlichen Feldherren mit Unmut erfüllen, wenn sie, um ihre Bitten und Anträge vor den Kaiser zu bringen, keinen andern Weg wußten, als dieselben an Pater Bischoff, den Beichtvater des römischen Königs, zu richten. Glücklicherweise waren sowohl dieser, als der Beichtvater des Kaisers, Pater Menegatti, durchaus würdige Männer, welche ihren großen Einfluß in keiner Weise mißbrauchten, sondern sich dessen nur mit Gewissenhaftigkeit und zum wahren Besten des Kaiserhauses und seiner Länder bedienten. Aber schon die Thatsache, daß diese Priester in Kriegssachen mitzusprechen hatten, war ein nicht zu leugnender Übelstand. Sie konnten unmöglich viel davon verstehen, und da die betreffenden Geschäfte, wenngleich ohne ihre Schuld, wegen des Geldmangels, der Unentschlossenheit des Kaisers oder aus sonst einer Ursache nur unvollkommen besorgt wurden, so wurde über die Geistlichen, über ihren Einfluß geschmäht und ihnen so manches zur Last gelegt, wovon sie nicht im entfertesten Ursache waren. Es wird kaum zu bezweifeln sein, daß diese zu weit getriebene Einwirkung der Diener der Kirche auf weltliche Dinge mit dazu beitrug, jene Abneigung gegen sie wachzurufen, welche so bald in das andere Extrem umschlug und sie einer erbitterten Verfolgung preisgab.

Was das politische Glaubensbekenntnis des Kaisers betraf, so hatte dasselbe fast seine ganze Regierungszeit hindurch in die wenigen Worte zusammengefaßt werden können: Abneigung und Haß gegen Frankreich und die Pforte, innige Verbindung mit Spanien. Er war darin so weit gegangen, daß er die französischen Streitkräfte lieber auf sich gelockt hatte, als der Überflutung Spaniens durch dieselben zuzusehen. Aber durch den Tod König Karls II. war dieses Band zerrissen und gewissermaßen

die Allianz mit den Seemächten an dessen Stelle gesetzt worden. Doch die feindliche Gesinnung gegen Frankreich und die Pforte blieb, so wie sie der Kaiser mit sich auf den Thron gebracht hatte, bis an das Ende seines Lebens in seinem Gemüte festgewurzelt.

Solange er die Zügel der Regierung in den Händen hielt, war Kaiser Leopold von tiefem Mißtrauen gegen Ludwig XIV. durchdrungen. Er kannte das unruhige und ehrgeizige Wesen dieses Königs und glaubte, daß er noch nach einer höhern Würde als derjenigen strebe, welche er besaß. Er wußte, daß es Ludwig XIV. niemals an Vorwänden fehle, seine heiligsten Versprechungen zu umgehen, ja offen zu brechen, und aus diesem Grunde hielt er sich nie sicher vor einem plötzlichen Angriffe, einer List, einem Treubruche desselben. Nichts aber verletzte den Kaiser mehr, als die Umtriebe, welche Frankreich im Deutschen Reiche anzettelte, und die Unterstützung, die es jederzeit den ungarischen Rebellen hatte angedeihen lassen.

Hierzu kam noch der persönliche Gegensatz, welcher zwischen dem Kaiser und dem König Ludwig, und die Art von Rivalität, die zwischen den beiden Fürsten herrschte. In Frankreich liebte man es, den Kaiser in steter Umgebung von Priestern, mit unausgesetzten Andachtsübungen beschäftigt, als einen Herrscher darzustellen, welcher den Glanz der Monarchie nicht aufrecht zu halten verstehe. Leopold aber deutete nicht ungern auf die Sittenverderbtheit hin, die am französischen Hofe einheimisch war, und freute sich, daß dem seinigen nicht gleicher Vorwurf gemacht werden konnte. Mit einem wahren Abscheu wies er den Vorschlag zurück, durch eine Art Wechselheirat die Tochter des Herzogs von Orleans dem Könige Joseph, und dem Herzog von Bourgogne eine Erzherzogin zu vermählen.

So wie die Feindschaft gegen Frankeich seit dem Ausbruche des Successionskrieges aufs höchste gestiegen war, so war diejenige gegen die Pforte seit dem Abschlusse des Karlowitzer Friedens wesentlich gemindert worden. Mit der Furcht vor dem barbarischen Nachbar schwand auch der Haß gegen denselben. Als man den Türken den größten Teil der Länder abgenommen, in deren Besitz sie sich widerrechtlich gesetzt hatten, vermied man, vorderhand wenigstens, fernern Streit, und suchte sogar mit Sorgfalt ein friedliches Verhältnis zu der Pforte herzustellen, um dieselbe von jeder Unterstützung der ungarischen Rebellen zurückzuhalten.

Es muß zugegeben werden, daß Kaiser Leopold auf dem ersten Throne der Welt in noch weit größerem Maße die Tugenden des Privatmannes als die Eigenschaften des Herrschers entwickelte. Was man auch immer dagegen sagen mag, es ist doch gewiß, daß die ersteren in den Augen des bessern Teiles der Menschen den letzteren einen großen Reiz verleihen.

Insbesondere ist dies der Fall, wenn die Heiligkeit des Familienlebens durch den Monarchen einen Glanz erhält, welcher auf die Unterthanen von wohlthätigster Wirkung sein muß. Und in der That konnte nichts Schöneres gedacht werden als das Band, welches den Kaiser an seine Familie knüpfte.

Alfred v. Arneth.

Zimmerspruch.

Das neue Haus ist aufgericht't;
Gedeckt, gemauert ist es nicht,
Noch können Regen und Sonnenschein
Von oben und überall herein;
Drum rufen wir zum Meister der Welt,
Er wolle von dem Himmelszelt
Nur Heil und Segen gießen aus
Hier über dieses off'ne Haus.
Zuoberst woll' er gut Gedeih'n
In die Kornböden uns verleih'n;
In die Stube Fleiß und Frömmigkeit,
In die Küche Maß und Reinlichkeit,
In den Stall Gesundheit allermeist,
In dem Keller dem Wein einen guten Geist;
Die Fenster und Pforten woll' er weih'n,
Daß nichts Unseliges komm' herein,
Und daß aus dieser neuen Thür
Bald fromme Kindlein springen für.
Nun, Maurer, decket und mauert aus!
Der Segen Gottes ist im Haus.

Ludw. Uhland.

Kahira.

Kahira ist die bunteste, keckste Mosaik und Musterkarte aller Nationen, Lebensarten und kulturhistorischen Epochen, ein lebendiges Museum von allen möglichen und unmöglichen Formen, Fragmenten, Fetzen und Fratzen der Bildung, der Mißbildung, der Artung, der Ausartung, der Roheit, der Sitte, der Künste, der Wissenschaften, des Heidentums, des Christentums, des Mohammedanismus, der verwilderten Civilisation und der Kulturbarbarei.

Drei Weltteile berühren sich hier wie mit den Stirnen, und ihre Bewohner, ihre Reisenden, Gelehrten, Abenteurer, Handelsleute, Genies und Weltverbesserer geben sich hier ein Welt-Rendezvous.

Es war schon am Sonnenuntergang, als ich von Bulak auf einem galoppierenden Eselchen vor der Lokanda Ludwig im Frankenviertel ankam, und dort bei dem Wirte, einem höchst gutmütigen Österreicher, die dienstbeflissenste und wohlfeilste Aufnahme fand. Bevor ich das Notwendigste in Ordnung gebracht hatte, war es, da die Dämmerung in Ägypten viel kürzere Zeit wie im Norden dauert, schon so finster geworden, daß

sich von dem Bau der Häuser nichts mehr erkennen, und von dem Leben und Treiben auf den Gassen wenig profitieren ließ, sintemal der Araber am liebsten mit den Hühnern zu Bette geht.

Gleichwohl machte ich mich mit einem ehrlichen und gefälligen deutschen Handwerker in brennender Neugier und höchster Aufregung noch im Dunkeln auf die Gassen hinaus. In der mäßig breiten Straße der Musky (des Frankenviertels) mit ihren erleuchteten Kaufmanns- und Droguerieläden, Kaffeehäusern und Konditoreien sah es ganz civilisiert aus; dann aber gerieten wir in ein so schauerlich finsteres Labyrinth von klafterbreiten Gängen, daß ich mein phantastisches Gelüst eines Herumschweifens wohl aufgeben mußte und, todmüde, wie ich von Reisestrapazen und Aufregungen war, mich gerne zu meiner guten Lokanda zurückführen ließ.

Einstweilen legte ich mich also auf den Diwan meines hochfenstrigen und hochgebauten Zimmers, für das ich nur nach der Handwerkertaxe einen Piaster zu bezahlen hatte, mit meinem Paletot bedeckt zurecht und schlief wie ein Klotz. Mit Sonnenaufgang aber war ich munter und vernahm die Töne des Straßenlebens mit der Lust und Neugierde, die man in der Kindheit empfindet, wenn man zum erstenmal in einer größern Stadt und überhaupt an einem Orte erwacht, von dem man sich Wunder und Abenteuer verspricht.

Meine Toilette war bald gemacht. Kamelgebrüll, Eselsgeschrei und das dumpfe Wogenbrausen des erwachenden Lebens einer großen Stadt tönte von der Hauptstraße des Frankenviertels zu den undurchsichtig gewordenen, aus kleinsten Scheiben zusammengesetzten Fenstern der Lokanda Ludwig hinauf, die in einer schmalen Seitengasse zu Anfang der Hauptstraße des Frankenviertels liegt. Ich schlürfte also meinen Mokka in brennender Hast, verbrühte mir den Mund, steckte das Weizenbrödchen in die Tasche und rannte in meinem Nilkostüm, d. h. in einem abgetragenen Rock und Leinwandhose, mit einem breitrandigen Filzhut auf dem Kopfe und einem spanischen Rohr in der Hand, auf eigenes Risiko in die Gassen und in ihren abenteuerlichsten Knäuel hinein.

Das erste, was mich in Erstaunen setzte und meine Blicke fesselte, waren alle die Erker, die Mauerzinnen, die geschnitzten Thüren, die skulpirten Thoreinfassungen von Stein; die übereinander gestellten Säulenreihen von Kalkstein und Granit, welche Spitzbogen- und Rundbogengewölbe tragen, und mit welchen die vielen inneren Höfe der Paläste und größeren Kaufhäuser geschmückt sind. Vor allen Dingen aber durchbohrte ich mit meinen Blicken die rundum verschlossenen und bedeckten Balkone (Meschrebijehs), die aus dem wundervollsten durchbrochenen Schnitzwerk in Oliven-, Buchsbaum- und Orangenholz, ja selbst an gewöhnlichen Häusern

aus einem Gitterwerk von geschnitztem Sykomorenholz oder von zierlich gekreuzten und geglätteten Palmholzstäben bestehen. Die Motive für dieses ganz und gar den arabischen Geschmack und die arabische Phantasie ausdrückende Bildwerk sind komplete Stick- und Spitzenmuster, ein Netz- und Maschenwerk von Sternchen, Knötchen und solchen Figurationen, wie sie ein Frauenzimmer etwa in Tüll und Musselin mit Glanzgarn und Wolle zu stande bringen mag. In diesen Meschrebijehs giebt es kleine Guckfensterchen mit Schiebern und Jalousieen, durch welche dunkelglühende Frauenaugen auf die Gassen hinausschauen, ohne selbst gesehen zu werden.

Diese arabische Architektonik, die farbigen kleinen Glasfenster hinter den Gitterwerken, die Skulpturen in Holz und Stein, die Galerieen um die Höfe und um die Etagen der schlanken Minarets[1], die Korridore und verdeckten Gänge, die vielen Durchgänge, Thoreingänge und blinzwinklichten Gehöfte mit ihren Steinbrunnen und Steinsitzen, mit ihren mysteriösen Ein- und Ausgängen; die Trag- oder Kragsteine, auf denen die Balkons oder die oberen übergebauten Stockwerke ruhen; die übereinander gestellten Säulenhallen, die Spitzbögen, die Erkerausbaue, die Mauerkränze; dieser ganze so unendlich mannigfaltige Bauapparat und architektonische Humor erinnert auf das lebhafteste und genugthuendste an die mittelalterlichen Städte, an Nürnberg, Augsburg, Marburg, Danzig und Köln, an die alten Handelsstädte der Hansa, am frappantesten aber an das alte Rouen. Ich war außer mir vor Vergnügen, in Arabien Deutschland wiederzufinden, und in Ägypten vaterländisch gemutet und geaugenweidet zu sein. Ich lief also die ersten Stunden in so vielen Gassen umher, wie ich irgend ablaufen konnte; je enger, je winkliger, je gotischer, je arabischer, desto besser. Es giebt dort viele Sackgassen: so mußte ich denn oft wieder des Weges zurück, den ich gekommen war. In vielen Höfen giebt es schöne Brunnen und Springbrunnen; in anderen Orangen- und Palmbäume, wieder in anderen standen gesattelte Esel, Pferde und Dromedare bereit. In dem Hofe eines Palastes, der sich wie eine kleine Burg anschauen ließ, sah ich prächtige Adler, Pelikane, Affen und viel wunderschönes zahmes Federvieh. Gleich beim Hinaustreten aus meinem Gasthause waren mir zwei halbnackte Araber, jeder mit einem wunderschönen Flamingo in den Armen, begegnet. Ich starrte das an, aber ich dachte wundertrotzig, das müßte hier eben so sein; dafür wäre es die Wüsten- und Wunderstadt Kahira; es würde noch ganz anders kommen, und dem ist auch also geschehen: denn ich sah späterhin bei dem Tierbändiger und Menageriebesitzer Hartmann, der sich

[1] Rundturm der türkischen Bethäuser.

in Kahira zum Abgange nach London rüstete, einen kolossalen Strauß mit unbefiederten Schenkeln. Der Tierbändiger selbst durfte sich diesem Vögelein der Wüsten nur mit einer langen Eisenstange nähern, die oben zwei stumpfe Gabelzinken hatte, mit denen man sich den Kopf und den langen Hals des wütenden Ungetüms vom Leibe halten konnte, welches ein Gelüst auf Menschenhirne zu haben schien.

Ein ungeheuerliches und doch wunderschönes Giraffenpaar marschierte dagegen völlig liebenswürdig und gezähmt auf seinen Stelzbeinen wie auf einer emancipierten Maschinerie in einem fabelhaft hohen Magazinraume umher; und gleichwohl war der Mechanismus dieser Fußbewegungen mit der natürlichen Grazie der Wüstentiere gepaart. Im Hofe des englischen Gesandten bekam ich das seltenste Beest[1] zu sehen, welches selbst ein Wüstenjäger und ein Wilder zu Gesicht bekommen kann: ein lebendiges, ein Jahr oder ein halbes Jahr altes, in Abessinien gefangenes Nilpferd. Das Tier sah fast so wie ein kolossales Mastschwein aus, grunzte und geberdete und bewegte sich so, war durchaus zahm und zuthätig, steckte den Kopf in des Wärters Schoß, der vor ihm saß, und mochte nichts lieber leiden, als wenn ihm der Mann mit der Faust in dem zahnlosen Rachen und auf dem juckenden Gaumen herumwirtschaftete.

Die Hallen und Läden der Kaufleute, „Wikabehs" genannt, befinden sich nicht selten in inneren Höfen, deren Ein- und Ausgänge bei Nacht bewacht werden, da in der Regel dort die kostbarsten Waren enthalten sind. Man sieht da die schönen Felle von Löwen, Tigern, Panthern und Antilopen; Straußfedern, Edelsteine, Perlmutter- und Schildpattsachen; rote Meerkorallen zu Schmucksachen verarbeitet, kolossale Bernsteinspitzen zu einem Preise von 3000 bis 6000 Piaster; Korallenschnüre von köstlichem Bernstein, Karneol[2], Chalcedon[3] und Obsidian[4]; Musselinzeuge mit Gold- und Silberfäden, aber auch mit den Fasern einer Pflanze gestickt, die mit ihrem Goldglanze täuscht; endlich damaszierte Waffen, Pistolen, Dolche (wie ein Schilfblatt gestaltet), lange Flintenläufe ohne Schloß und Schaft, aber von einer Masse, die nicht zum Schein, sondern in der That aus lauter feinen Drahtringen zusammengeschweißt ist. Ein solches Rohr ist somit kaum für eine Summe von 1000 Piastern (66 Thalern) feil.

Falls man in Kahira auch nichts weiter als die Architektur ins Auge faßt, so weiß man kaum, auf welchen Gebäuden und Ornamenten man den Blick haften lassen soll, so originell und köstlich, so solide in Kalk-

---

[1] Beest = Tier.

[2] Sarder, ein fleischfarbener oder roter Halbedelstein.

[3] Nebel- oder Milchstein. [4] Glasachat.

und Sandstein-Werkstücken sind insbesondere die Häuser und Paläste der Vornehmen gebaut, so tausendfältig sind sie verziert. Kahira ist reines Sarazenenwerk. Die große Masse seiner älteren und ansehnlicheren Häuser, wie seiner zu kleinen Burgen eingerichteten Paläste, seiner Hunderte von Moscheen und der tausend Thore, durch welche in den fehdevollen Zeiten die Straßen voneinander abgesperrt wurden, das alles ist wie aus einem Guß.

Ich hatte in den ersten stilleren Morgenstunden und in minder frequenten Gassen die Häuser studiert, dann fand ich mich beim Eintritt in die Hauptstraße mitten in einem Karneval; in einem meeresbrausenden, sündflutlichen Durcheinander von Tieren und Menschen, in einer Strömung, aus der nur die Kamele ihre fabelhaft langen, vor- und rückwärts wogenden Straußhälse und horizontal gestreckten Köpfe emporhielten, die wie Lotsenboote vorausschwammen.

In den Pariser Boulevards und auf der London-Bridge hatte ich nur den Schatten, in Alexandrien nur das Vorspiel einer babylonischen Verwirrung gesehen, und der römische oder venetianische Karneval sind eben nur ein Spaß. Hier aber geht's jedermann ohne Unterschied und besonders dem allzu neugierigen Neuling geradeswegs an den Leib. Hier möchte man hinten und vorne Augen und die gleichmäßige Schiebkraft eines Lastenkamels haben, um sich in Extra-Eventualitäten aus der Affaire gezogen zu sehen. In Kahiras Hauptströmung kann man beim Himmel nichts weniger als Meschrebijehs und Architekturen studieren; hier muß man „seine Bewußthaftigkeiten bei einander haben", oder man wird von einem paßtrabenden, blindeifrigen Packträger um und um gestoßen, von einem mit Bruchsteinen, Kohlen und sogar mit Bauholz beladenen, rücksichtslos drauflostapsenden Dromedar zu Boden getreten; oder es werden einem, falls man zu Esel sitzt, von plötzlich um die Ecke und vorbeigaloppierenden anderen Eselsrittern die Kniescheiben aus dem Scharniere gebracht, und dergleichen freundlich osteologische[1] Demonstrationen am lebendigen Skelette mehr vorgezeigt, die weit über den Spaß gehen.

Kamele schreiten wenigstens langsam und avertieren sich wie die minder gefährlichen galoppierenden Esel durch Gebrüll; durch die Mosleminmasse arbeitet sich auch ein guter Geist trotz seiner Nächstenliebe mit Ellbogen und Fäusten: was thut man aber, falls plötzlich querüber oder entgegen eine angestachelte Büffelherde im Trabe oder Galopp auf dem Schauplatz erscheint und alles in Grund und Boden zu trampeln droht? Dann heißt es: sauve qui peut. Man klatscht sich an die Mauer, man voltigiert selbst mit steif gewordenen Beinen und ohne je zur Turner-

[1] Die Knochenkunde betreffend.

schaft gehört zu haben, in ein offenes Magazin, oder über einen Esel hinweg, oder wirft sich platt in den aufgewühlten Staub, oder man leidet, was einem das Büffelschicksal beschert, ein kleines Loch im Kopfe, eine entzweigetretene Rippe und dergleichen exemplifizierte Kleinigkeiten mehr, und hat solchergestalt ein plastisches Andenken von Kahiras Gassen profitiert und seinen Enthusiasmus für Gassenabenteuer gekühlt.

Dies sind freilich die extraordinären Abenteuer; ich war gewiß, in Anbetracht meiner heillosen Neugierde, kein ordinärer Reisender, und es wurde mir doch nichts Extraordinäres an meiner Leibeskonstitution ruiniert: aber vorgekommen ist das Geschilderte und viel Schlimmeres dazu nur zu oft.

Der Araber zeigt alle Fehler des Orientalen, aber auch dessen gute und liebenswürdige Seiten, falls man nur Organ und Blick für dieselben hat. Der Araber ist zänkisch und schiefrig, aber er ist nicht brutal. Er ist im bestimmten Falle, wo sein Eigennutz rege gemacht worden, rücksichtslos, und doch im allgemeinen dem Mitleiden nicht fremd; er ist hadersüchtig, und gleichwohl gesellig, mitteilsam und oft zur gutmütigsten Versöhnung und Abbitte geneigt.

Der Araber ist jähzornig und doch gutmütig, solange seine Leidenschaften nicht aufgestachelt sind. Wer an seinen tiefgewurzelten Anlagen für Humanität zweifeln könnte, der darf sich nur eines Grundzuges in der arabischen Sitte und Lebensart erinnern, welche eine arabische Natur und Religion geworden ist: an die Ausübung und Heiligung der Gastfreundschaft. Sie ist es, von der nicht bloß das Wüstenleben in Zelten, sondern auch das arabische Gassenleben Zeugnisse in so liebenswerter und ergreifender Gestalt offenbart, daß sich wohl auch ein Christ, und eben ein solcher, in seinem Gewissen gemahnt fühlen kann, wenn er sich sagen muß, daß es in christlichen Staaten an ähnlichen großartigen durchgreifenden Zügen von Natur gewordener Nächstenliebe gebricht!

Zwei arabische Institutionen sind es, die hinsichtlich des in ihnen entfalteten Prinzips der natürlichsten und liebenswürdigsten Humanität jedem christlichen Lande als Muster vorleuchten können, und die dem Fremdlinge auch in Kahiras Gassen in einer Gestalt entgegentreten, die ihn erkennen läßt, wie auch beim Araber die Religion und Moral unterweilen mit den schönsten Künsten versöhnt und ineinsgebildet ist: es sind die Wasserspenden und die Moscheen, welche nicht nur die Hauptstadt, sondern jede andere Stadt wie mächtige Lebensadern durchziehen.

Wasser ist im Orient, im dürren Arabien, im heißen Ägypten, in der quellenlosen Wüste, unter jedem südlichen Himmelsstrich ein so notwendiges Element, wie Sonne und Luft. Hunger und Blöße werden in

Ägypten, in Arabien, in der Wüste leichter ertragen wie der Durst. Der Nil mußte den alten Ägyptern als die höchste Segnung, als eine direkte Gabe des Himmels, als der unmittelbare Ausfluß der Gottheit erscheinen, als ihre Personifikation; und auch der Fremdling, der nordische Mensch begreift hier die göttliche Wohlthat, die himmlische Vorsorge in großen und kleinen Wassern, ihren Reiz, ihre Poesie in einer Weise, wie ihm das nie in der quellen- und stromreichen Heimat zu Sinn gekommen ist.

Welcherlei Lebensarten in Ägypten mit Komfort, mit Poesie, mit Liebhaberei vor sich gehen sollen, die werden, wie in der Türkei, bei den alten Juden und im ganzen Oriente, mit Wasser in Verbindung gebracht.

An Wassern, an Quellen, am Strome wird hier gesessen, gebetet, gearbeitet, gewehklagt, geplaudert, intrigiert, konversiert, gedichtet und geträumt. An Wassern wurden von Anbeginn Dörfer und Städte gebaut. Wasser ist das Grundbedingnis für das Leben der Einzelnen wie für die Massen; denn nur auf Wasserwegen giebt es in Felsen und Wüsten einen leichten und größern Verkehr. Mit dem Weine ist dem leichten Durste gewehrt, aber der Lebensnotdurft nimmermehr. Wein ist ein Luxus und eine Arznei, aber kein Element, in welchem der Mensch baden, in welchem die Kreatur sich vom Wüstenstaube zu reinigen und von der Hitze abzukühlen vermag. Brot und Wasser sind die unentbehrlichsten und die allgemeinsten Lebensmittel für die Menschen und ihre Haustiere und daher Heiligtümer, die im tiefsten Zusammenhange mit allen religiösen Vorstellungen und Handlungen stehen.

Fast in allen Gassen fallen dem Fremden die größeren und kleineren gewöhnlich im Halbzirkel gebauten, mit schönem Gitter- und Schnitzwerk in Holz, Eisen und Stein geschmückten Brunnenhäuser auf. Es sind Stiftungen von Reichen und Vornehmen, Wasserspenden für das Volk. Das klar und kühl gemachte Element des segensreichen Nils fließt da in steinernen Rinnen, oft in schönen Marmorbehältern zur Erfrischung für jedermann. Eine Reihe blanker Messingbecher sind an Kettchen zum Gebrauch hingehängt, und der elendeste Bettler, der von der Wüste heimkommende, verstaubte Kameltreiber löscht vor diesen schönen, mit kühlenden Hallen, Höfen, Nischen und Sitzbänken versehenen Gebäuden an der „Moje helba“ (dem frischen Wasser) seinen Durst; und wen sein Weg an gewissen Moscheen vorbeiführt, der erhält auch noch, falls er ein Pilgrim und Bedürftiger ist, gegen den Hunger ein weißes Brot. Man muß diese Wasserspenden gesehen, man muß verschmachtet, selbst mitgetrunken haben, um auch noch in der bloßen Erinnerung lebendig und mit Seele zu begreifen, was für ein schönes, natürliches und ewig wahres Menschentum sich in solchen Anstalten manifestiert und in welch poetischer,

jedes Menschenherz ergreifender Gestalt. Mit fast allen Moscheen, und darum auch mit denen, welche man die Kalifengräber (Gräber der ägyptischen Sultane) nennt, waren ursprünglich milde Stiftungen von jeglicher Art in Verbindung gebracht, die zum Teil bis auf diesen Tag noch bestehen.

In diesen Moscheen gab und giebt es nicht bloß ein Unterkommen für Reisende, sondern Apotheken, Irrenanstalten, Hospitäler, Schulen und Austeilungen von Brot.

Man kann aber von Kahira ohne Übertreibung sagen: es gebe für die Fremden wenig Orte solchen Zaubers und Komforts in der Welt. Für den Europäer hat das Leben dieser Stadt einen wahrhaft großartigen Stil.

Kahira wirkt durch seine Umgebung wie durch seine Bauart, durch Natur und Kunst zugleich, durch sein Klima, seine Luft, seine gefällige, natürliche Lebensart, seine tausendfältige Scenerie, endlich durch seine Erinnerungen aus alten Zeiten, von der Sündflut bis zum laufenden Jahr; durch den Magnetismus, welcher von all den Wunderstätten, von den Pyramiden, von Heliopolis, den Kalifengräbern, der Citadelle, von der Wüste, dem Nil und den köstlichen immergrünen Gärten auf Seele und Geist ausströmt, einen unaussprechlichen Reiz.

Bogumil Golz.

Die Zigeunermutter.

Es kauert die Zigeunermutter
Vor ihrem leichten Wanderhaus
Und wäscht die tiefe Säbelwunde
Dem jungen Räuber sorglich aus.

Dann murmelt sie den dunkeln Segen,
Indem sie gelbes Kraut sich pflückt:
Das legt sie sorglich in die Wunde
Und küßt die Brust ihm still entzückt.

Jetzt leise schluchzt der schöne Räuber:
„Hab Dank, du gutes, braunes Weib;
Du tröstest mir die kranke Seele —
Du heilest mir den kranken Leib.

Seit mich die Mutter fortgestoßen,
Die große, schöne, reiche Frau,
Bin ich dein treuer Sohn geworden
In Felsenkluft, auf freier Au'."

Dann streckt er seine matten Arme
Nach ihr so sehnsuchtsvoll empor —
Da stürzen aus den tiefen Augen
Dem Weib die Thränen wild hervor.

„Nicht länger sei dein Herz belogen!
Die schöne Frau verstieß dich nicht.
Ich habe dich, mein Sohn, gestohlen
Und warte auf ein streng Gericht.“ —

Da strömte heiß das Blut der Wunde
Und reich aus des Gesellen Brust;
Verbleichend ächzt er noch die Worte
Im tiefsten Schmerz und höchster Lust:

„Weh! Fluch und Haß hab' ich geschworen,
Geliebte Mutter, deinem Haupt.
Kein Himmel kann dem Kind vergeben,
Das einen solchen Frevel glaubt.

Kein Himmel, aber du, o Mutter,
O Mutter du, nur du allein!
Und kannst du es, so schließ auch diese —
Es ist mein letzter Seufzer — ein!“

Karl Zettel.

Der deutsche Buchhandel.

Der deutsche Buchhandel war eine Fortsetzung und Erweiterung des Handschriftenhandels, der in Deutschland, wo die Nachfrage nach Büchern stark gewachsen war, schon lange vor der Erfindung der Buchdruckerkunst einen ansehnlichen Umfang gewonnen und eine geschäftsmäßige Entwickelung gefunden hatte. Namentlich hatte sich in den größeren Handelsstädten und freien Reichsstädten ein eigener Gewerbstand von Abschreibern herangebildet, die weniger für die Gelehrten als für die allgemeinen Bedürfnisse des Volkes thätig waren. Durch herumreisende Händler wurden die Bücher verkauft, insbesondere aber wurde der Jahrmarkts- und Meßverkehr zum Absatz der Werke, über die man schon förmlich Kataloge herausgab, benutzt. So erscheint um die Mitte des 15. Jahrhunderts in Hagenau ein Händler Namens Diepold Lauber, der ein reichhaltiges Lager hielt, worin nicht bloß lateinische Bücher, sondern auch die bedeutendsten Erzeugnisse mittelhochdeutscher Poesie, die größeren epischen Gedichte, kleinere prosaische Werke, Sagen, Volksbücher, populärmedizinische Schriften, gereimte deutsche Bibeln, Heiligenlegenden, Gebet- und Erbauungsbücher vertreten waren. Das Verzeichnis dieser Schriften ist um so belehrender, weil man daraus ersieht, wie irrig die Annahme ist, daß in Deutschland während des Mittelalters Bücher nur für reiche und gelehrte Leute zugänglich gewesen seien.

Nach Erfindung der Buchdruckerkunst trat nun der Buchhandel in dieselben Geleise ein, die der Handel mit Handschriften betreten hatte, entwickelte sich aber in Deutschland so rasch, daß er gegen Ende des Jahrhunderts fast das ganze gebildete Europa umspannte. Vor allem war es die Frankfurter Messe, welche die Buchhändler zu persönlichem Verkehr zusammen-

führte; die eigentliche großartige Bedeutung dieser Messe für den Buchhandel beginnt jedoch erst mit dem zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts.

In der ersten Zeit vertrieben die Buchdrucker ihre Erzeugnisse untereinander durch Tauschhandel, für den sich die früheste Spur im Jahre 1474 bei der im Kloster von St. Ulrich und St. Afra in Augsburg errichteten Druckerei nachweisen läßt. Dasselbe Verfahren findet sich bei den „Brüdern vom gemeinsamen Leben", deren Rostocker Druckerei eine der ältesten in Norddeutschland war. Sie betrieben nicht allein einen Buchhandel mit den Werken ihrer eigenen Offizin, sondern nahmen auch Schriften, die sie auswärts drucken ließen, in Verlag; ihre Wirksamkeit dehnte sich über die Diözesen Lübeck, Schleswig, selbst über Dänemark aus.

In Paris hatte schon einer der Erfinder der Kunst, Peter Schöffer, eine Buchhandlung errichtet, und der Wert seines dortigen Bücherlagers wurde im Jahre 1475 auf 2425 Goldthaler, eine für jene Zeit sehr hohe Summe, veranschlagt.

Die in Paris gleichzeitig errichtete Faktorei des Koburger aus Nürnberg befand sich um das Jahr 1500 schon in vollem Schwunge. Auch in Ungarn, in den Niederlanden, in Italien, besonders in Venedig, fanden die Artikel dieser Verlagshandlung ein reiches Absatzgebiet. Koburger hielt „in namhaften Städten der Christenheit 16 offene Kräm und Gewölbe"; sogar bis nach Polen scheinen seine Geschäftsverbindungen sich erstreckt zu haben. Eine wie große Thätigkeit seine Offizin entfaltete, läßt sich daraus abnehmen, daß aus der Zeit bis 1500 noch über 200 seiner Verlagswerke namhaft gemacht werden können, „zumeist starke Werke in größtem Folio, wie sie jetzt mit Ketten und Metallbeschlägen in den Bibliotheken stehen". Höchst schwunghaft betrieb Koburger auch den Handel mit dem Klassiker-Sortiment italienischer Pressen und konkurrierte darin mit der Froben-Lachnerschen Verlagshandlung in Basel, die damit ebenfalls glänzende Geschäfte machte. „Gerade zu dieser Stunde," schrieb einmal ein Baseler Gelehrter einem Freunde, „läßt Wolfgang Lachner, der Schwiegervater unseres Froben, aus Venedig einen ganzen Leiterwagen voll Klassiker von den besten Aldiner Ausgaben kommen. Willst du davon etwas haben, so sage es geschwind, und schicke mir bar Geld. Denn kaum langt eine solche Gallione[1] an, so stehen immer ihrer dreißig für einen da, fragen nur, was kostet's, und katzbalgen sich noch darum."

Neben den Genannten ragt als einer der umsichtigsten und thätig-

---

[1] Galione, Galeone = Handelsschiff.

sten Verlagshändler Franz Birckmann aus Köln hervor, der mehr wie irgend ein anderer den Austausch der litterarischen Erzeugnisse Deutschlands, Frankreichs und der Niederlande vermittelte. Insbesondere mit England unterhielt er einen solch ausgedehnten Verkehr, daß Erasmus im Jahre 1510 aus Canterbury meldete: Birckmann vertreibe seit lange dorthin fast alle Bücher.

Aber nicht bloß in den großen Städten, sondern auch in kleinen Ortschaften entwickelte sich gegen Ende des Jahrhunderts ein überaus reges buchhändlerisches Leben. So führte beispielsweise Johann Rynmann schon in den neunziger Jahren in Öhringen „einen Handel und Gewerbe mit gedruckten Büchern in auswendigen Königreichen und Nationen, auch in niedern und hohen deutschen Landen". Später siedelte derselbe nach Augsburg über und dehnte seine Verlagsthätigkeit über alle Fächer der Wissenschaft aus. Außer ihm werden dort noch zwölf andere Buchhändler aufgeführt.

Aus diesen wenigen Belegen läßt sich ermessen, einen wie großartigen Charakter der deutsche Buchhandel beim Ausgang des Mittelalters angenommen hatte, und mit wie großem Rechte Wimpheling im Jahre 1507 sagen konnte: „Wir Deutsche beherrschen fast den ganzen geistigen Markt des gebildeten Europas." „Was wir aber auf den Markt bringen," fügt er mit patriotischem Selbstgefühl hinzu, „das sind meist edle Erzeugnisse, die nur der Ehre Gottes dienen, dem Heile der Seelen, der Bildung des Volks."

Unter diesen Erzeugnissen stand in Deutschland das heiligste aller Druckwerke, die Bibel, obenan; sie war überhaupt die erste Frucht der neuen Erfindung und beschäftigte mehr wie irgend ein anderes Werk ein Jahrhundert lang die Pressen des Abendlandes. Bis zum Jahre 1500 wurde die Vulgata beinahe hundertmal aufgelegt, und vor der Kirchentrennung erschienen mindestens fünfzehn vollständige Bibeln in hochdeutscher und fünf in niederdeutscher Mundart. Das erste künstlerisch reich ausgestattete Werk aus der Presse Koburgers war die herrliche deutsche Bibel vom Jahre 1483, die Michael Wohlgemuth mit mehr als hundert Holzschnitten versah. Aus derselben Offizin traten bis zum Schluß des Jahrhunderts fünfzehn, aus der Amorbachschen Druckerei in Basel in dem Zeitraum von 1479—1489 neun Bibelausgaben ans Licht.

Nächst der Bibel ließen sich die bedeutenderen Verlagshändler, die damals zu einem großen Teil selbst wissenschaftlich gebildete Männer waren und persönlich an der Spitze großer litterarischer Unternehmungen standen, eine würdige Herausgabe der Kirchenväter und der alten Scholastiker, sowie der Werke der zeitgenössischen Theologen und Philosophen angelegen sein und verwendeten dabei die größte Sorgfalt auf fehlerfreien

Druck, schöne Schrift und gutes Papier. Die aus den Offizinen von Koburger, Amorbach, Froben, Schönsperger, Rynmann und anderen hervorgegangenen Werke können hierfür zum Beweise dienen. Viele Folianten aus den ersten Jahrzehnten der neuen Erfindung sind noch bis heute unvergleichliche typographische Meisterwerke geblieben und an Schönheit und Pracht nicht mehr erreicht worden. Auch verschafften die Buchhändler der bildenden Kunst vielfache Förderung, indem sie die Bücher, namentlich die Titelblätter, mit Holzschnitten versehen ließen. Zum Ruhm fast sämtlicher großen Verleger damaliger Zeit muß gesagt werden, daß sie ihr Geschäft nicht um materiellen Gewinn, sondern aus ernster Liebe zur Wahrheit und Wissenschaft betrieben und mit redlichem Eifer und bedeutenden Opfern ihre Kunst ausbildeten.

Nächst der kirchlichen Wissenschaft und Litteratur widmete die neue Kunst auch den alten Klassikern ihre Dienste. Außer manchen schon genannten Druckern erwarben sich hierfür Männer wie der gelehrte Gottfried Hittorp von Köln und die Brüder Leonhard und Lukas Alantsee von Wien unsterbliche Verdienste.

Für das Volk erschienen, meist von Geistlichen angefertigt, Gebetbücher, Erbauungsschriften, Sammlungen von geistlichen und weltlichen Liedern, Volksbücher, Totenzettel, Wandkalender und dergleichen, aber auch Werke natur- und arzneiwissenschaftlichen Inhalts in großer Zahl.

Der noch gegenwärtig vorhandene Vorrat an deutschen Schriften aus dem 15. Jahrhundert giebt von dem damaligen Bildungsstande der Nation eine durchaus günstige Vorstellung und zeigt, wie sehr das Volk in allen Klassen ans Lesen gewöhnt war.

Natürlich wurden diejenigen Werke durch den Druck am meisten vervielfältigt, welche den reichsten Absatz in Aussicht stellten und denen man die weiteste Verbreitung verschaffen wollte. Man kann also aus dem Maße der Vervielfältigung sicher schließen auf die Bedeutung und den Wert, der einem Werke für die Zeitgenossen beigelegt wurde, und andererseits den Einfluß einer Schrift leicht nach deren Vervielfältigung berechnen. Daher ist es für die Kenntnis und Beurteilung jener Zeit keine gleichgültige Thatsache, daß die Bibel in mehr als hundert Ausgaben erschien, daß ferner zum Beispiel ein theologisches Werk des Johann Heynlin von Stein vom Jahre 1488—1500 in zwanzig, daß die pädagogischen Schriften von Jakob Wimpheling binnen etwa 25 Jahren in dreißig verschiedenen Ausgaben gedruckt wurden, daß das goldene Buch „von der Nachfolge Christi" bis zum Jahre 1500 in mehreren Sprachen nicht weniger als 59 Ausgaben erlebte. Von einer Sammlung deutscher Sprichwörter sind noch jetzt zehn Ausgaben vorhanden.

Belehrend ist hierbei noch die Beantwortung der Frage, in wieviel

Exemplaren wohl die einzelnen Ausgaben erschienen sein mögen. Es läßt sich diese Frage annähernd lösen, wenn man weiß, daß an zwei Stellen in Wimphelings Schriften die Stärke der Auflage auf tausend Exemplare angegeben wird.

Bei Erbauungsbüchern und andern Werken religiösen Inhalts wird man ohne Zweifel noch eine größere Zahl von Exemplaren annehmen können, wie denn auch andere Schriften berühmter Männer, die ein großes Publikum fanden, in größerer Auflage erschienen.

Unzählig viele Druckwerke aus dem 15. Jahrhundert sind teils in den späteren religiösen Kämpfen und in den Bürgerkriegen verloren gegangen, teils bis in unser Jahrhundert herein unbeachtet gelassen und verschleudert worden. Dennoch kann man die Zahl der noch jetzt vorhandenen aus der Zeit bis zum Jahre 1500 auf mehr als 30000, von welchen sehr viele drei bis vier und noch mehr Foliobände stark, ansetzen und hieraus einen Rückschluß machen auf die geistige Arbeit und Energie jener Zeit.

Johannes Janssen.

Kehr in dir ein.

Kehr in dir ein,
Sonst kann der Herr nicht Einkehr nehmen,
Du mußt zu Hause sein.

Dann pocht er an
Und spricht bei wohlverschloss'ner Pforte,
Wodurch die Welt nicht kann.

Sieh, deine Pfort'
Läßt nur von innen sich verschließen,
Bleibt offen, wenn du fort.

Dann droht Gefahr;
Das Haus ist frei, viel drin zu rauben,
Es schleicht der Diebe Schar.

Drum sei bedacht,
Dir ihn zum Hüter zu bestellen,
Der treulich für dich wacht!

Gehst du nur aus,
Soweit es Pflicht und Not erheischen,
So hütet er das Haus.

Und kehrst du heim,
Wird dich, den Wirt, dein Gast bewirten
Mit edlem Honigseim.

Bring ihm getrost,
Was du da draußen dir erbeutet,
Er selbst dir zugelost.

Die Trennung nur
Macht ja die Welt zur argen, bösen,
Auslöschend Gottes Spur.

Doch wer die Welt
In ihm beschaut, versteht, ergreifet,
Hat alles wohl bestellt.

Was draußen dir
Zum offenkundigen Schaden wäre,
Wird dir zum Frommen hier.

All was du liebst
Und kannst und weißt und was besitzest,
Sorg, daß du's ihm nur giebst!

Was dir zum Heil,
Das weiht er dann mit seinem Hauche,
Nun wird es erst dein Teil.

Nur was nutzlos,
Wird sanft von ihm zur Thür' gewiesen,
Der Schaden ist nicht groß.

Kehr bei dir ein,
Bald wird der Herr auch Einkehr nehmen
Und du wirst fröhlich sein.

Emilie Ringseis.

Verdrießlichkeit.

Unaufgelegtheit heißt der abscheuliche Dämon, der unter dem ästhetischen Titel „Stimmung" sich Platz und Stimme in der Gesellschaft zu erschleichen gewußt hat. Man hat allerdings Stimmungen; aber wehe dem, den die Stimmungen haben! Der Traurigkeit kann sich kein Mensch erwehren, der Verdrießlichkeit jeder. In der Traurigkeit liegt noch ein gewisser Zauber, eine Poesie; die Verdrießlichkeit ist alles Zaubers bar, sie ist die eigentliche Prosa des Lebens, die Schwester der Langenweile und der Trägheit, dieser langsam tötenden Giftmischerinnen. Man darf sie mit Recht eine Sünde wider den Heiligen Geist im Menschen nennen. Fragen wir nach der Quelle ihres Giftes, so deutet die Beobachtung des täglichen Lebens zuerst auf die Gewohnheit, die „Amme des Menschen" und seiner Laster hin. Wären wir von Kindheit an gewohnt, nie zu rasten, sondern jede Stunde, die nach ernsteren Thätigkeiten übrigbleibt, auf heitere zu verwenden, bis uns der sanfte, dringende Schlaf zu gesunden Träumen genötigt, — wir würden nie unaufgelegt sein. Wären wir von Kindheit an gewohnt, die holden Morgenstunden nicht zu verschlafen, — wir würden jene mürrische Indolenz nicht kennen, die meistens die Folge der unangenehmen Empfindung ist, mit der wir beim Erwachen darüber erschrecken, daß es schon so spät ist. Wären wir von Kindheit an gewohnt, unsere Umgebung zu einer freundlichen Ordnung zu gestalten, so würde auch

unser Inneres diese Ordnung durch eine harmonische Stimmung der Seele abspiegeln. In einem aufgeräumten Zimmer ist auch die Seele aufgeräumt. Die Hauptsache aber in der Kunst, sich vor übler Laune zu wahren, liegt in der Erkenntnis und richtigen Behandlung der Momente. Der Mensch kann nicht immer zu allem aufgelegt sein, aber er ist immer zu etwas aufgelegt. Dieses thue er und begnüge sich mit der Einsicht, daß der Wechsel nun einmal unter dem Monde Gesetz ist.

„Hast in der bösen Stund geruht,
Ist dir die gute doppelt gut,“

sagt der Dichter. Einsamkeit macht verdrossen und, nach Plato, eigensinnig. Umgang mit der Welt macht auch verdrossen, mag auch wohl eigensinnig machen; ein angemessener Wechsel von beiden wird unverdrossen, heiter und innerlich gesund machen. Religion aber, wahre Erkenntnis der Liebe, die uns auf jedem Schritte begleitet und trägt, wird uns am gewissesten vor übler Laune bewahren. Ein für alles Gute dankbar offenes Gemüt wird auch das Schlimme leichter tragen. Und wenn ein Sterblicher so unselig wäre, die üble Laune als Mitgift eines verstimmten Organismus auf diese dunkle Erde gebracht zu haben, so betrachte er sich nicht, wie es meist der Fall ist, als weise, sondern als krank. Er thue alles, um seiner herben Qual ledig zu werden, und verschmähe die bittersten Arzneien nicht.

Ernst Freih. v. Feuchtersleben.

Wohnt Gott in mir, so bin ich stark.

Wohnt Gott in mir, so bin ich stark
Und kann der Welt nicht unterliegen,
Denn seine Kraft durchströmt mein Mark,
Und wie er will, so muß sich's fügen;
Die Welt kann dem nicht widersteh'n,
Der sie heißt werden und vergeh'n.

Wohnt Gott in mir, so bin ich kühn,
Mein Leben ruht in ihm verborgen,
Und in Gefahr bau' ich auf ihn,
Und werf' auf ihn all meine Sorgen.
Sein Arm mein Schild, sein Wort mein Schwert,
Wo ist ein Held gleich mir bewehrt?

Wohnt Gott in mir, so bin ich frei
Und werde keinem Joch mich beugen,
Und werde ohne Furcht und Scheu
Freimütig für die Wahrheit zeugen;
Bleib' ich doch frei, ob man mich legt
In Kerker und in Ketten schlägt.

Wohnt Gott in mir, so bin ich reich
Und darf vor keinem Mangel beben:
Denn wer ist meinem Herren gleich,
Dem alle Welten untergeben?

Von Segen träufet jeder Pfad,
Den ich auf sein Geheiß betrat.

Wohnt Gott in mir, so bin ich froh,
In meinem Herzen wohnet Frieden;
Und ob der Erde Lust mich floh
Und ihre Freuden mich gemieden:
Ich trag' in mir mein Glück und Heil,
Gott selber ist mein Freudenteil.

Julius Sturm.

Annette Freie von Droste-Hülshoff.

Annette Elisabeth von Droste wurde auf dem Stammhaus der Droste zu Hülshoff, einer altertümlichen, inmitten eines weiten Besitzes liegenden Burg Westfalens, am 12. Januar 1798 als zweites Kind ihrer Eltern geboren. Ihr Vater war der Freiherr Klemens August von Droste zu Hülshoff, der 1826 starb; ihre Mutter gehörte dem Paderborner Freiherrngeschlechte von Haxthausen an und war eine Schwester des als Reisender und Publizist berühmten Geheimrats Baron August von Haxthausen. Erheischte ihre schwächliche Gesundheit eine überaus sorgsame Pflege, so gebot die ganz ungewöhnliche Lebhaftigkeit des Kindes eine nicht minder strenge Erziehung, die von der Mutter mit ängstlicher Wachsamkeit geleitet wurde. „Jene Lebhaftigkeit," erzählt Levin Schücking, „war so groß, daß die kleine Annette, wenn sie irgend ein Buch vor sich, oder wenn sie irgend ein Bild in Händen hatte, in dessen Anblick sie sich versenkte, in die höchste Bewegung geraten, Selbstgespräche beginnen und, die Welt um sich her vergessend, wie eine Verzückte alle Symptome der unglaublichsten Aufregung an den Tag legen konnte."

Das junge Mädchen empfing einen gründlichen Unterricht, der über den normalen Umkreis weiblicher Wissenswürdigkeiten hinausging. Sie nahm nämlich an den Lehrstunden ihrer Brüder teil und schloß sich auch von den strengern Schulgegenständen, als Mathematik und Latein, nicht aus. Das letztere kam ihr später bei ihren antiquarischen und naturhistorischen Sammlungen, denen sie mit Fleiß und Liebe nachging, angenehm zu statten. Ein großer künstlerischer Fond steckte in diesem jugendlichen Geiste. Ihre poetische Anlage trat schon frühzeitig hervor, aber nicht minder entwickelte sich in dem reichbegabten Mädchen ein namhaftes musikalisches Talent, das später nicht bloß durch schönen Gesangsvortrag, sondern auch durch Kompositionen (von alten Minneliedern und Volksweisen) sich hervorthat, denen von Kennern ein bedeutender Gehalt zuerkannt wird; auch im Zeichnen leistete sie mehr als Gewöhnliches. Ein kurzer Verkehr mit der großen Welt, in die sie um das Jahr 1816 eintrat, und kleinere Reisen gaben ihrer Jugendbildung den klärenden

Abschluß. In Münster verkehrte sie mit den Stolberg und andern hervorragenden Persönlichkeiten; längere Zeit lebte sie bei Verwandten am Rhein, in Köln und in Bonn, woselbst sie mit einem Kreis schöngeistiger Berühmtheiten in lebhafte Berührung kam. Namentlich aber war es das Haus des preußischen kommandierenden Generals von Thielemann (zuerst in Münster, dann in Koblenz), wo sie sich besonders angezogen fühlte. Mit der Gemahlin des Generals, einer geist- und gemütvollen Dame, die später katholisch wurde, war Annette von Droste in ein warmes Freundschaftsverhältnis getreten.

Die ernste Richtung ihres Wesens hatte sich schon in früher Jugend geltend gemacht, und bald wendete sie sich aus dem verflüchtigenden Weltleben, wie sie es draußen kennen gelernt hatte, wieder mit verstärkter Liebe nach der grünen Einsamkeit ihres Landsitzes und den schlichten heimischen Sitten zurück. Die längere Zeit ihres Lebens verbrachte sie auf dem Witwensitz ihrer Mutter, auf dem idyllischen, zwischen Wallhecken und Kämpen versteckten Rittergut Rüschhaus bei Münster. Zurückhaltend gegen die Huldigungen der Männerwelt, lenkte sie dort ihre Neigungen ganz auf ernste geistige Gegenstände. Sie war eifrige Sammlerin in naturwissenschaftlichen Dingen; Pflanzen und Käfer beschäftigten ihren Forschertrieb, ihr eigentliches Steckenpferd aber war Mineralogie. Auf ihren einsamen Streifzügen sah man sie gewöhnlich mit dem mineralogischen Hammer in der Hand durch die Heide wandern, um „der Erde steinerne Weisheit aufzusuchen“. Eine Auswahl großer Bergkrystalle, Erze, Metallstufen, sowie kostbare Muscheln, Polypen, Seesterne und Korallen waren in Glasschränken aufbewahrt. Eine andere Liebhaberei war die Numismatik; befreundete Personen konnten es als einen Beweis besondern Wohlwollens betrachten, wenn das kunstsinnige Fräulein die große Schublade des Tisches offen zog und da einen geheimen Schatz von prächtigen alten Gold- und Silbermünzen und Medaillen, vorzüglichen Gemmen, auch merkwürdige altertümliche Taschenuhren in getriebenen Goldgehäusen vor den bewundernden Besuchern auseinanderlegte. Sie besaß Humor genug, in den eigenen Gedichten über sich selbst und ihre Steckenpferde munter zu scherzen.

Es war ein schmuckloser Wohnplatz, wo Annette von Droste dieses umfriedete Stillleben führte. Ein Freund beschreibt denselben mit anmutigen Strichen: „Über eine mittelalterliche Zugbrücke schritt man in den stillen großen Garten, wo bemooste Statuen Wache zu halten schienen; geheimnisvoll schatteten die dunklen Taxuswände, und die blühenden Sträuche wuchsen zwanglos und ungepflegt mit wilden Blumen um die Wette. An der Freitreppe wucherte Gras und Unkraut zum Zeichen, daß selten ein menschlicher Fuß sie betrat.

Beklommen stieg man hinauf. Hohe Flügelthüren führten in einen altertümlichen Bildersaal. Dort wehte noch der Weihrauch der Hauskapelle, welche hinter dem braunen Tafelwerk der Hauptwand verborgen war, und erhöhte die feierliche Stimmung der Eintretenden. An den Wänden hingen Gemälde, welche für den Kunstsinn der Besitzerin zeugten. In niedrigen Glasschränken waren ihre Sammlungen von Steinen, Muscheln, Münzen Elfenbeinschnitzereien, kurz ein ganzes, kleines Museum von Seltenheiten aufgestellt. Ein fremder Besuch lernte nur diesen Empfangsaal kennen, für Vertraute aber wurde das eigentliche Wohnzimmer der Dichterin geöffnet. Es war merkwürdig charakteristisch; sie nannte es selbst ihr Schneckenhäuschen. Klein, schmal, niedrig, lag es im Entresol wie ein Versteck, an dem man auf der breiten Treppe ahnungslos vorüberging, wenn man nicht in seine Geheimnisse eingeweiht war. Vier kleine Fenster öffneten sich nach dem Waldrevier; es war die Westseite, und die Dichterin liebte es besonders, allabendlich den Sonnenuntergang durch die Bäume schimmern zu sehen. Die Schwalben nisteten an den Fenstern und flogen im Zimmer frei umher, als gehörte es zu ihrem Neste. Eine Reihe von Bildnissen hing an den Wänden, lauter befreundete Gesichter. Seltsam und lieb schaute zwischen den vornehmen feinen Leuten ein altes Mütterchen in Bauerntracht hervor. Es war die Amme der Dichterin, die sie besonders wert hielt. Das brave Original, eine achtungswerte Ehefrau aus dem Dorfe, wurde von ihr mit kindlicher Liebe verpflegt bis zum Tode. Ein winzig kleiner Flügel, noch aus der Kindheit der Klaviatur stammend, der wegen seines leisen Harfentons sich besonders zur Begleitung des Gesanges eignete und deshalb von der Dichterin sehr geliebt wurde, stand neben einem großen häßlichen Sopha und einem unpolierten Tisch; auf demselben befanden sich mehrere Porzellanschalen mit frischgepflückten Feldblumen und Heidekräutern."

Inmitten dieser wunderlichen Herrlichkeiten wohnte das kunstsinnige Edelfräulein, mondenlang oft eingesponnen wie eine Einsiedlerin, von Zeit zu Zeit von nachbarlichen Freunden heimgesucht. Als Levin Schücking sie zum erstenmal dort sah, war die Dichterin etwa 32 Jahre alt, eine kleine, fein gebaute Gestalt mit merkwürdig großen wasserblauen Augen. Er giebt von ihr folgende Beschreibung: „Ihr Äußeres machte einen eigentümlichen Eindruck. Diese wie ganz durchgeistigte, leicht dahinschwebende, bis zur Unkörperlichkeit zarte Gestalt hatte etwas Fremdartiges, Elfenhaftes; sie war wie ein Gebilde aus einem Märchen. Die auffallend breite, hohe und ausgebildete Stirne war umgeben mit einer ungewöhnlich reichen Fülle hellblonden Haares, das zu einer hohen Krone aufgewunden auf dem Scheitel befestigt war. Die Nase war lang, fein und scharf geschnitten. Auffallend schön war der zierliche Mund mit den beim

Sprechen von Anmut umlagerten Lippen. Der ganze Kopf aber war zumeist etwas vorgebeugt, als ob es der zarten Gestalt schwer werde, ihn zu tragen; oder wegen der Gewohnheit, ihr kurzsichtiges Auge ganz dicht auf die Gegenstände zu senken. Zuweilen aber hob sich dieser Kopf, um ganz aufrecht den zu fixieren, der vor ihr stand, und namentlich dann, wenn sie eine humoristische Bemerkung oder einen Scherz machte; dann hob sich lächelnd ihr Haupt, und wenn sie neckte, lag dabei auf ihrem Gesichte etwas von einem vergnügten Selbstbewußtsein, von einem harmlosen Übermut, der aus dem ganz außergewöhnlich großen, trotz seiner Gutmütigkeit so scharf blickenden hellblauen Auge leuchtete."

Hier auf dem ländlichen Edelsitze erschwang sich die Muse Annettens zur vollen Höhe und Reife. Diese Muse hatte einst in jungen Jahren sehr kindlich begonnen: mit keinem geringern Gegenstand als mit der Besingung eines Hähnchens. Die Dichterin erzählt es scherzhaft selbst in einem spätern Liede, „Das erste Gedicht" überschrieben, das sich unter den letzten Gaben findet. Sie hatte nämlich als Kind es besonders geliebt, stundenlang das alte Gemäuer mit dem Zinnenbau zu umstreichen, mit schauerndem Mut in unbesuchte geheimnisvolle Räume zu dringen und auf Entdeckungen und Abenteuer auszugehen. Eines Tages nun schlich sie den schwer verpönten Gang über die Wendelstiege des finstern Turmes hinauf, die unterm Tritte bog, kletterte bis hoch zum Hahnenbalken empor unter der Wetterfahne und verbarg dort unter des Daches Sparren „ein heimlich Ding". Und dieses heimliche Ding, das Enkel sollten finden, wenn einst der Turm zerbrach, das etwas sollte künden, was ihr am Herzen lag:

Es war, ich irre nicht,
In Goldpapier geschlagen
Mein allererst Gedicht!
Mein Lied vom Hähnchen, was ich
So still gemacht, bei Seit'
Mich so geschämt, und das ich
Der Ewigkeit geweiht!

Bald wuchsen dieser kindlichen Muse die Schwingen und sie machte sich an größere erzählende Gedichte. Das erste hieß „Walther", eine romantische Ritter-Epopöe im Stil von Ernst Schulze's „Bezauberter Rose", aber ungleich plastischer, frei von jeder Verschwommenheit und von vollkommen tadelloser Form. Was sie überhaupt von dichterischen Vorbildern jener Zeit kennen lernte, hatte keinen dauernden Einfluß auf die Entwicklung ihres Talents, da dieselben ihrem kernhaften Wesen zu fremd waren und ihrem plastischen Trieb nicht zum Durchbruch verhelfen konnten.

Bedeutender war der Einfluß der deutschen Romantiker und unter den englischen Dichtern namentlich Walter Scott, Washington Irving und Lord Byron. Davon zeugten die zwei folgenden epischen Dichtungen: „Das Hospiz auf dem St. Bernhard", großartig in den Naturschilderungen, und „Des Arztes Vermächtnis", ein virtuos ausgeführtes psychologisches Nachtbild. Hier zeigt sich bereits eine Seite ihres Talents in hohem Grade wirksam: die außerordentliche Kraft lebendiger Darstellung, jene feine genaue Malerei im Detail mit der ergreifenden Naturwahrheit im ganzen und großen. Am sinnfälligsten traten diese Eigenschaften an einem dritten größern Gedichte hervor: „Die Schlacht am Loener Bruch". Es ist darin jene meisterliche Waffenthat geschildert, wodurch Tilly den wüsten und räuberischen Parteigänger Herzog Christian von Braunschweig und Administrator von Halberstadt, nachdem er den ausweichenden Gegner mit tagelangem Nachsetzen endlich zum Stehen gezwungen, in einer zweistündigen Schlacht am 6. August 1623 entscheidend aufs Haupt schlug und seine barbarischen Scharen vernichtete. Dieser Schlag geschah bekanntlich bei Stadtloen auf der großen Heide, dem „Bruch", also auf dem heimischen Boden der Dichterin, und sie hat ein Gemälde daraus geschaffen, so kühn, so flammig und so scharf umrissen, daß es sich unzerstörlich mit leibhaftigen Gestalten der Einbildungskraft des Lesers einprägt. Damit war die westfälische Dichterin zur vollen Selbständigkeit erwachsen.

Die drei erzählenden Gedichte, verbunden mit einigen lyrischen Erstlingen, kamen im Jahre 1837, jedoch ohne den Namen der Dichterin, zu Münster in Druck. Sie hatte nie an die Öffentlichkeit gedacht; bei ihrem poetischen Schaffen war sie einem unmittelbaren innern Drange gefolgt, und der Schriftstellerruhm war nicht ihr Ehrgeiz. Aber die Aufforderungen ihrer Freunde lauteten so dringend, daß sie sich endlich bestimmen ließ, die Dichtungen in die Welt hinauszugeben. Sie fanden jedoch damals nicht die gebührende Beachtung, und es dauerte noch eine geraume Zeit, bis die dichterischen Schöpfungen Annettens von Droste in einer größern Sammlung, die bei Cotta herauskam, die Aufmerksamkeit und die Bewunderung der deutschen Welt auf sich zogen.

Der Aufenthalt der dichterischen Einsiedlerin auf Rüschhaus wurde noch stiller und einsamer, als im Jahre 1834 ihre ältere Schwester sich mit dem Reichsfreiherrn von Laßberg zu Eppishausen vermählt hatte und auch die Mutter dadurch zu häufigern und längern Reisen nach dem Kanton Thurgau veranlaßt wurde. So kam es, daß Annette oft ganz allein in ihrem „Schneckenhäuschen" blieb. Die Einsamkeit war ihr lieb geworden und die heimische Oase der fruchtbare Boden, auf dem die Erzeugnisse ihrer Muße am glücklichsten gediehen.

Mit den Jahren wurde ihre Gestalt beleibter und es zeigten sich von Zeit zu Zeit beunruhigende Symptome eines Herzleidens. Wirkte dieser Zustand hemmend auf ihre Produktion, so blieb sie gleichwohl immer in heiterer Stimmung und behielt eine lebendige Teilnahme für alles, was um sie her vorging. Sie besaß ein unendlich wohlwollendes Gemüt, und wenn irgendwo ein Kummer zu lindern war, da fehlte ihr Beistand selten. Hier half sie einem armen Studenten sein Fortkommen sichern, dort hörte sie die Klage eines armen Taglöhners an, dem die Kuh verunglückt und dem sie zu einer neuen verhalf. Jüngeren Freunden war sie zeitlebens eine mütterliche Beraterin, überall emsig mit der That bereit; den bevorzugten unter ihren Freundinnen hat sie in ihren Gedichten sinnige Denkmale gesetzt. Ihre Briefe waren so eigentümlich wie ihre Gedichte; sie hatte die seltsamste Handschrift, überaus zierlich und überaus winzig.

Berühmt war ihr wunderbares Erzählertalent, wofür ihr alle Dialekte, dazu ein Schatz von Sagen und ergötzlichen Zügen aus dem Volksleben zu Gebot standen, und wenn vertraute Besuche auf Rüschhaus eintrafen, die immer einen dankbaren Willkomm fanden, so erfreute die Dichterin sie gewöhnlich mit ihren besten Geschichten launiger und phantastischer Art. Dieses Erzählertalent war so populär geworden, daß es die Kinder des Dorfes sogar sich zu nutze machten. In den Nachmittagsstunden wagten sich wohl dann und wann etliche dreiste Flachsköpfe unter ihr Fenster und riefen herzhaft: „Frölen, vertellen!“ Das Fräulein ging gutmütig darauf ein und trug von ihrem Fenster herab dem kleinen Auditorium die besten Märchen und moralischen Kindergeschichten im vollkommenen westfälischen Plattdeutsch vor.

In dieser Zeit entstand ein namhafter Teil jener religiösen Gedichte, welche nach dem Tode der Dichterin als ein eigener Lieder-Cyklus unter dem Sammeltitel „Das geistliche Jahr“ an die Öffentlichkeit kamen. Tiefe Religiosität war die Grundlage ihrer ganzen Denk- und Handlungsweise, und diese Gedichte sind aus einem glühenden Glaubensgefühl herausgeschöpft. Die hinreißende Innigkeit des gläubigen Vertrauens, der erhabene Schwung ihrer Intuitionen, die farbenprächtige Klarheit der biblischen Bilder, der erschütternde Ernst ihrer prophetischen Mahnstimme lassen den Umfang dieser seltenen poetischen Schöpferkraft und die Glut einer glaubensbedürftigen, das Kreuz umklammernden Seele ermessen. Die katholische Kirche ist damit um einen köstlichen Schatz geistlicher Lieder bereichert worden.

Die letzten Jahre ihres Lebens brachte Annette von Droste meist auf dem Schlosse von Meersburg am Bodensee zu. Dort auf der altertümlichen Burg, dessen Hauptturm von der Sage noch als ein Werk

Dagoberts I. bezeichnet wird, hatte sich der Schwager der Dichterin, der berühmte Freiherr Joseph von Laßberg, angesiedelt und die verödeten Räume mit den Schätzen kostbarer mittelalterlicher Pergamenthandschriften und Incunabeln ausgefüllt. Schloß Meersburg war die Dichter- und Gelehrtenherberge jener Tage. Hierher also zog Annette von Droste, um ihre wankende Gesundheit durch die frische Alpenluft zu stärken, und der Aufenthalt bekam ihr immer wohl. Sie pflegte auch dort, woselbst sie ein rundes Turmzimmer bewohnte, dieselbe ruhige Zurückgezogenheit, wie in der westfälischen Heimat, und ließ sich nur durch besonders willkommene Besuche herauslocken, wenn Männer wie Görres, Uhland, Just. Kerner u. a. Einkehr nahmen. Sie fühlte sich wieder mächtiger zum poetischen Schaffen angeregt und schrieb an den Ufern des Schwäbischen Meeres eine gute Anzahl ihrer schönsten Gedichte. Das beträchtliche Honorar, welches sie für die Herausgabe derselben von der Cottaschen Buchhandlung erhielt, verwendete sie zum Ankauf eines kleinen in der Nähe von Meersburg gelegenen Weingartens, der die Aussicht über den See und auf die Alpen bot. Nach diesem kleinen Eigen waren ihre täglichen, ärztlich gebotenen Spaziergänge gerichtet, und mit aufmerksamer Freude folgte sie dem Wachstum und Gedeihen ihrer Reben.

Im Sommer 1847 hatte sie noch einmal Westfalen besucht, zum letztenmale. Als sie im Herbste aus der Heimat wieder nach Meersburg zurückkam, war ihr Zustand bedenklich geworden; ihr Atem wurde beklommener und im Frühling 1848, den 24. Mai, setzte ein Herzschlag ihrem Leben ein schnelles Ende. Sie hatte wohl einst gewünscht, in der geliebten Heimat zu sterben und zu ruhen; aber auch der schwäbische Aufenthalt war ihr lieb geworden. Auf dem Friedhof zu Meersburg steht ihr Sarg in einer gotischen Kapelle, ein hoch und schön gelegener Erdenfleck, dessen erhebenden Ausblick sie in ihren Liedern so herrlich besungen.

Franz Binder.

In der Frühe.

Noch dunkel ist's, und Morgen doch,
In Saat und Ästen träumt es noch,
Die Lerche schlummert in der Flur,
Noch singt sie nicht, sie dichtet nur.

Das ist, o Seele, deine Zeit,
Nun thu dich auf und mach dich weit,
Daß wenn der Tag dich überfällt,
Du schon umschlossen deine Welt.

Joh. Georg Fischer.

Jugendleben.

1.

Ministrantenwesen.

Noch erinnere ich mich, wie ich in meiner Knabenzeit eine große Sehnsucht nach dem Altardienst als Ministrant in mir getragen habe. Es war aber darin mehr Eitelkeit als Frömmigkeit, mag sein, daß es auch Eitelkeit ganz allein war. An Sonn- und Festtagen bekamen die Ministrantenknaben scharlachrote Talare, weiße Roketen mit Spitzen und einem blauseidenen goldbordierten Kragen. Das lockte außerordentlich. Über die Ministranten war in der Pfarre zu St. Lorenz außer dem Kirchendiener noch ein Knabe bestellt, der sich des Ehrentitels „der Kirchenbub" par excellence erfreute. Bei diesem stellte ich die bescheidene Anfrage, ob ich nicht auch einmal beim Segen mit aufwarten dürfte. Es kostete dem „Kirchenbuben" einiges Nachsinnen, wie es wenigstens sein besonders gravitätisches Gesicht besagte, bis er mich zur von ihm zu erteilenden Würde für fähig hielt. Es war der Nachmittag vor einem hohen Feste, als ich und die andern drei Ministranten vor dem Segen im Hofe des Pfarrhauses vor der Sakristei unter Kastanienbäumen standen — schon angezogen mit unsern glänzenden Ornaten, und ich mir ein Wesen aus einer höhern Welt dünkte, wenn ich mich ansah. Wir gingen natürlich darauf aus, von den vorübergehenden Leuten mit Hochachtung und von der Jugend mit einem gewissen Neid um unsere kostbaren Anzüge betrachtet zu werden. Da kam der Herr Katechet meiner Schule auf die Sakristei losgeschritten, um den Segen abzuhalten, und ich freute mich schon heimlich über die Lobsprüche, welche er mir erteilen wird, wenn er mich in der erlauchten Gesellschaft der andern Herren Kirchenbuben in dem Altargewand erblickt. Schon war ich auf den Moment gefaßt, wo er im Vorbeigehen mir die Hand, wie zum Segen meines frommen Beginnens, auf den Kopf halten und ungefähr sagen wird: „Ah, das ist schön von dir, daß du dich auch beim Altare gebrauchen lassest; gieb ja acht, daß du keinen Fehler machst, lerne nur bald auch das Ministrieren bei der Messe und mach deine Sache recht erbaulich." Diese und ähnliche Worte hatte meine phantastische Eitelkeit dem Katecheten in den Mund gelegt; ach, er hätte dieselben aus meinem freudigen Gesicht herablesen können, wenn er ein Menschen- oder mindestens ein Bubenkenner gewesen wäre. Wie fiel ich aber aus allen meinen Himmeln, als er auf mich zuschritt und mir sagte: „So? bist du auch unter diesen Hallunken?" — Es gebärdeten sich nämlich diese Jungen, die viele Zeit in der Sakristei herumlungerten und ihre Spiele auch auf den Kirchturm und den Hof des Pfarrhauses

ausdehnten, oft sehr lärmend und ungezogen, und der Herr Vikar, dessen Wohnzimmer in den Hof ging, mochte von ihnen schon öfter gestört worden sein. Er war daher mit seinem Unmut über diese höchst geräuschvolle und alarmsüchtige Menschenklasse ganz in seinem Recht — wie tief aber war mir wieder Unrecht geschehen! Wie entwürdigt war auf einmal das ganze Ministrantenwesen, und wie getäuscht ich! denn ich meinte, doch wenigstens für mein angehabtes Gewand eine größere Achtung in Anspruch nehmen zu dürfen. Dieser Tadel konnte mich aber nicht abhalten, öfter in der Sakristei zu erscheinen, beim Altare zu dienen, und auch, um das Vergnügen des Läutens zu genießen, den Kirchturm zu besteigen. In den Wiener Vorstädten haben, besonders wenn Feste sind, an denen alle Glocken geläutet werden, einige Glöckner nichts zu thun, als die Menge der andringenden Buben, die sich sämtlich aus dem Läuten das allergrößte Vergnügen machen, mit Gewalt von der Turmstiege abzuwehren, und unter ihnen eine Auswahl der glücklichen zu treffen, welche zugelassen werden. Als ich das erste Mal den Turm bei einem „Zusammenläuten" (so wurde das Läuten sämtlicher Glocken mit Einem Worte genannt) bestieg, mußte ich dem Oberkirchenbuben zwei Äpfel und drei dünne Armenseelenkerzlein spendieren. Es war die erste Simonie, deren ich mich eines kirchlichen Amtes wegen schuldig machte — und ich weiß mich, Gott sei Dank, seither auf keine zweite zu besinnen. Über den Turm und Kirchenboden mit ihren finstern, unheimlichen Partieen bildete sich ein ganzer Sagenkreis — und wer zum erstenmal den Turm bestieg, wurde aufmerksam gemacht, daß er sich auf der finstern Stiege fest anhalte und ja vor dem „Beserlweib" nicht fürchte. Mehrere Kirchenbuben wollten es gesehen haben — und schon mein Vater (in derselben Pfarre geboren und getauft) wußte von dieser Tradition. Das Beserlweib wurde geschildert als ein kleiner Kobold in Gestalt eines alten Weibes mit einem kleinen Besen in der Hand. Wenn die Jungen über die finstere Stiege gingen, pflegte das Lärmschlagen gewöhnlich aufzuhören, und die gefürchtete Passage wurde in aller Stille durchwandert. Die traditionelle Angst ging so weit, daß sich ein Knabe allein gar nicht ins Glockenhaus hinaufzusteigen getraute, es mußten immer wenigstens ihrer zwei sein. Jede der sieben Glocken besaß einen eigenen Namen, aber nicht jenen von dem Heiligen, dessen Bildnis im Basrelief auf der Außenseite angebracht und zu dessen Ehre sie geweiht war; sondern eigens erfundene: z. B. die Große (auch Pummer genannt), die Obere, die Zwölfer, die Meß u. s. w. Die Gespräche auf dem Turme waren ganz dem Turmleben und -treiben entnommen. Wer schon die meisten Türme in den umliegenden Vorstädten bestiegen und ringsum Gastrollen im Läuten gegeben, der wurde angestaunt und ihm die Palme zuerkannt. Im großen Ansehen bei den eifrigen

Läutern stand der „Schustermichel“ (die große Glocke in der Kirche der Vorstadt „Mariahilf“ — gestiftet von einem Schuster, der Michael hieß); wer den Schwengel in dem Schustermichel auffangen konnte, wenn das Läuten zu Ende war, der durfte auf seine Kraft und Kunstfertigkeit sich schon etwas zu gute thun. Bei einem regelrechten und tadellosen Geläute mußte nämlich ein Knabe den Schwengel fangen, sich von ihm in die Höhe heben lassen, und dabei die unangenehme Berührung der Stirne oder des Gesichtes mit dem Glockenrande zu vermeiden suchen; und das so lange und so oft, als die Glocke sich noch hin und her schwingt. Jedes nachträgliche Anschlagen des Schwengels an die Glocke wird als ein höchst tadelnswerter, schonungslos zu rügender Kunstfehler angesehen und in der Turmsprache „ein Paunzer“ genannt. „Was war das heute?“ pflegte der Kirchendiener zu sagen, wenn nach derartigen Verstößen die Jungen in die Sakristei polterten, „was war das heute? ich hab’ schon wieder einige Paunzer gehört.“ Was war das aber auch für ein unbeschreibliches Vergnügen bei einem „Zusammenläuten“! Dies mächtige Vibrieren der Schallwellen, das bis ins Herz drang, dieses Hin- und Herfahren der Glockenhelme, dieses Ächzen der Glockengerüste, dieses Auf- und Niedertauchen der läutenden Jungen, dieses Geschrei, wenn einer dem andern etwas sagen und sich durch den ungeheuern Lärm mit der schwachen vox humana verständlich machen wollte — dieser gewaltsame Sturm auf Ohren und Augen: lauter Erscheinungen, deren Herrlichkeiten eben nur von einem Knaben verstanden und gewürdigt werden!

2.

Heilige Grab- und Krippenvorstellungen.

Wer auf dem Lande oder in einer kleinen Stadt geboren und erzogen ist — wo schon vor dem letzten Hause oder vor dem Stadtpförtlein „Gegend“ anfängt, der hat gar keinen Begriff von der Sehnsucht eines Wiener Knaben nach Wald und Flur, Berg und Thal, Fels und Gestein. In der Karwoche werden in den Kirchen Wiens Vorstellungen des heiligen Grabes aufgerichtet. Mich interessierten nur jene, wo (plastisch aus Holz) Felsen und Gesträuch die Grabesstätte umgaben. Heilige Grabvorstellungen, welche im römischen Stil gebaute Hallen zeigten, waren mir höchlich zuwider; — und eine felsenzerklüftete Gegend hat, was den großartigen tragischen Eindruck anbelangt, immer vor jedem Bauwerk etwas voraus.

Auch in meinem väterlichen Hause wurde ein heiliges Grab in der Karwoche aufgerichtet. Es bestand in acht Scenen, welche perspektivisch eine hinter die andere gestellt wurden und die verschiedenen Leidensstationen

zeigten — im Hintergrund war der Kalvarienberg. Die Scenen, auf welchen Hügel oder Felsen vorkommen, waren mit Spießglanz bestreut. Dieses heilige Grab soll schon der Urgroßvater aus Franken mitgebracht haben — es wurde in der Familie als das älteste Erbstück hoch in Ehren gehalten und ging wie ein heiliges, wenn auch ärmliches Fideikommiß auf den ältesten Sohn über. Es trug auch der Kinderwelt seine Zinsen an Freude und Rührung jegliches Jahr, wenn Ostern kam. Wie freute ich mich, wenn die Riesenschachtel, in der es das Jahr über eingeschlossen war, am Morgen des Gründonnerstages geöffnet wurde und die Herrichtung begann! Unser Garten lieferte gelbe Veilchenstöcke und Aurikeln; die wurden massenhaft auf einen großen langen Tisch um das Grab gestellt und Lämpchen dabei angezündet, die Fenstervorhänge herabgelassen. Es schien uns dieses Zimmer so ehrwürdig wie eine heilige Kapelle. Und wenn am Karsamstag die Scenen verändert wurden, der Hintergrund einen goldenen Strahlenschein bildete und vorn das holzgeschnitzte Bildnis des Auferstandenen mit einer aus roter Seide und Goldfransen und niedlichen Goldquästlein gemachten Siegesfahne sich zeigte, so war es mir sehr traurig zu Mute — denn da zog Ostern ja bald wieder vorbei, und ich hätte gewünscht, es solle immerfort dauern. Ich betrachte seitdem Aurikeln mit ihrem wunderlieblichen Duft bis auf den heutigen Tag als ehrwürdige geweihte Blumen, und so oft ich solche zu sehen bekomme, denke ich mit Rührung an meine Kinderzeit — und meine Freude am heiligen Grabe.

Ebenso regten mich Krippenvorstellungen an, mit ihren kleinen Felsen aus Baumrinden, die auch mit Spießglanz bestreut werden und zwischen denen natürliches Moos gelegt wird; besonders erquickten mich jene, wo lebendiges Wasser in kleinen Bassins sein Spiel trieb, oder als kleine Wasserfälle über Felsen plätscherte, dann in niedlichen Bächlein hinfloß und kleine Mühlen (in Kaffeeschalengröße) lustig herumtrieb. In der Mechitaristenkirche (Vorstadt St. Ulrich) gab es ein solches „Krippel" mit vielen großen schuhhohen Figuren und vielem lebendigen Wasser; da starrten Hunderte von Schuljungen am heiligen Abend und an den folgenden Abenden der Christwoche in das künstliche Bethlehem, welches sich bei magischer Beleuchtung wunderlieb ausnahm. Was für eine Aufmerksamkeit wurde da den heiligen drei Königen geschenkt, die in einer gewissen steifen Zurückhaltung des Oberleibes mit ihren pathetischen Bedienten, Mohren und Kamelen über den Berg herabkamen, mit glitzernden Turbanen und sonstiger orientalischer Pracht — und die vielen Hirten mit ihren Geschenken, im Hintergrund Joseph und Maria und das strahlenumglänzte Jesuskind! Seit der hl. Franziskus Assisi die erste Krippe baute, wie vielen Millionen reiner Kinderseelen wurde

da seit 600 Jahren durch die plastische Vorstellung der Begebenheit zu Bethlehem unaussprechlicher Jubel ins Herz gegossen!

3.

Eindruck der ersten Reisen. Freuden des Landlebens.

Wenn die Eltern mich auf eine Landpartie mitnahmen, und ich die Eindrücke von Wald und Flur und Bächlein durcheinander mit mir nach Hause trug, weinte ich danach nicht selten in der Schule, da dünkte mir alles so öde, traurig und so bestaubt und werktagmäßig, ich wäre am liebsten immer draußen im Grünen in der freien Natur gewesen. Ein wahres Aufjubeln des Herzens aber empfand ich, wenn mich alljährlich die Mutter zu ihren Eltern nach Nieder-Fladnitz mitnahm, einem Dorf bei Znaym und Rötz, ungefähr zwölf Meilen von Wien im Waldviertel an der Grenze von Mähren gelegen. Dort verlebte ich die seligsten Tage, es war das Eldorado meiner Kindheit, und der Leser wird es mir nicht für übel halten, wenn ich ihn auf einen kleinen Besuch nach Fladnitz mitnehme.

Mein Großvater mütterlicherseits war ein Hauer[1]; die Sache ließe sich in Anbetracht seines großen Hauswesens ein klein wenig firnissen, man könnte sagen: „ein Wirtschaftsbesitzer", oder „ein Ökonom"; es ist aber nicht abzusehen, wem durch solches Sprachzierwerk ein Nutzen erwachsen soll, darum möge es auch unterbleiben. An der Thüre seines Pferdestalles befand sich ein Holzschnitt mit Adam ackernd und Eva spinnend, und unten standen die den Bauer tröstenden und erhebenden Worte:

„Als Adam ackert' und Eva spann,
Wo war da Burger und Edelmann!"

Übrigens war das Bild samt der poetischen Beigabe nicht umsonst an die Stallthüre genagelt; das stolze, selbstgefühlige Reimwerk sollte mehr eine Herzensstärkung für die Knechte sein, denn der Großvater selbst hatte seine weichen Hände bis zum letzten Atemzuge bewahrt, wie mir meine Mutter öfter und nicht ganz ohne Prätension erzählte — er selbst hatte sich nie mit der Arbeit der Hände befaßt, sondern nur Kommando geführt. Nach dem Taufbuch der Pfarre Rötz hieß sein Vater Lukas Stetter und war Hauer und Bürger in der Altstadt zu Rötz. — Doch zur beabsichtigten Reise.

Damals in den zwanziger Jahren gab es noch keine Dampfkräfte in Österreich und die Beförderungsmittel waren ebenso langsam als müh-

[1] Bauern, die mehr Weingärten als Äcker besitzen, werden in Niederösterreich Hauer genannt.

sam. Der Großvater ließ uns gewöhnlich mit seinem Wagen abholen, und wir traten zu Mittag die Reise an. Selbst die staubigen Auen außer den Donaubrücken und das langweilige unübersehbare Marchfeld dünkten mir ein Vorhof des Paradieses. Nachtlager wurde zu Stockerau oder Hollabrunn gemacht, je nachdem die Pferde noch bei Kräften waren. Wie schmeckte mir im Gasthof alles gut — und wenn es noch so schlecht war, und der Safran- und Rostbratengeruch, der sich von der Küche durch das ganze Haus zog, erquickte mein Herz; die poetische Stimmung, in der ich mich befand, wußte alles zu erheben, zu verklären. Was für ein Schauer durchrieselte mich, wenn Irrlichter auf sumpfigem Boden neben der Straße ihren eigentümlichen Spaziergang hielten, die mir dargestellt wurden als die sogenannten „feurigen Männer" und die, wie der Kutscher sagte, sich oft hinten an den Wagen anhängen, so daß dieser gar nicht mehr von den Pferden erzogen werden könne. Vor Häusern und Gebäuden hatte ich durchaus keinen Respekt, das war mir natürlich was Alltägliches, aber wenn ich so aufs Land hinaus kam, wie standen mir da die Natur mit all ihren großartigen Erscheinungen und die Menschen in ihrer Urwüchsigkeit geheimnisvoll zauberhaft und imponierend gegenüber! Als es am frühen Morgen bei grauendem Tag wieder weiter ging, erschienen mir die Dörfer, welche wir passierten, wie magische Bilder in einer Zimmerreise durchs Glas angeschaut. Alles war so still; die Bäume vor den Häusern mit vom Staub eingepuderten Birnen dicht behängt, weckten in mir den Gedanken: wie glücklich diese Bauersleute sind! und ich hätte gern die Geschichte eines jeden Hauses gewußt, dessen Bewohner in tiefem Schlaf versunken waren, oder vielleicht schon bei ihrer Feldarbeit sich befanden. Nur von krähenden Hähnen und bellenden Hunden war die sonst in aller Stille auftauchende Morgenröte begrüßt.

Und so ging's fort. Von der Prager Heerstraße abseits fing die Romantik an, ein langer Hohlweg, dann Rötz, ferner der tannige und fichtige Mannhartsberg, und endlich Hoffern, die Filiale, und ganz endlich Nieder-Fladnitz in einem weiten Kranz von Wäldern, die sich wieder in einigen Fischteichen spiegeln am Waldessaum. Den Wagen hatte die Großmutter wartend und wahrscheinlich schon hundertmal vergebens durch ein schiefes Fensterlein lugend endlich erspäht; und ehe der Fuhrmann noch von seinem Sitze sprang, hörte man auch schon das schwere Hausthor knarren, es öffnete zum Willkomm weit seine grünen Flügel.

Was für Freude und lauter und stiller Jubel! Die Großmutter weinte, als sie ihre Tochter sah, und der dicke große Großvater lächelte behaglich und wunderte sich, wie ich seit einem Jahre schon wieder gewachsen, und versuchte mit mir allerhand Späße zu machen; und die Großmutter hatte

so viel zu fragen und die Mutter so viel zu beantworten, als würde ein Frag- und Antwortspiel geschwind herabgelesen. Auf mein Gemüt aber machten die Begrüßungsceremonien und das Aufwallen von Mutterliebe und Kindesliebe keinen starken Eindruck. Mein Beruf zog mich auf andere Bahnen. Vor allem warf ich durch die Gitterstäbe einer Fensteröffnung einen Blick der Sehnsucht in die Geschirrkammer, dort wurde das Pferdegeschirr und das Sattelzeug aufbewahrt; es fand sich aber auch anderes Gerät, das mir besonders in die Augen stach, nämlich alte Reiterpistolen und einige verrostete Flinten. Was wachten da in der Geschwindigkeit für Pläne auf, um dieser Waffen habhaft zu werden und mit selbigen auf freiem Felde die Luft mit Knall und Pulverdampf zu erfüllen nach „Willkür"! Dann begrüßte ich meinen alten Freund, den scheckigen großen Haushund, der mich mit Hunde-Freundschaftsversicherungen überschüttete; dann eilte ich in den Garten zu einigen Bäumen mit Dukatenbirnen, welche zu Wien während der Schulzeit oft als Gegenstand meines sinnigen Nachdenkens und meiner unnennbaren Sehnsucht aushelfen mußten, weil mir sonst beim acht Stunden langen täglichen Banksitzen die Geduld gerissen wäre. Dann ging's wieder zurück ins Haus; da wollte die Großmutter mit mir erst sprechen, aber meine Zeit war gemessen; ich konnte ihr keine Minute schenken, denn es gab noch so viel zu thun, ehe die Nacht hereinkam; ich holte mir den Schlüssel zum „Kletzenböndl", d. h. zu jener abgeschlossenen Abteilung des Dachbodens, in welchem die gedörrten Birnen (Kletzen, in Bayern und Schwaben: Hutzeln), Pflaumen, Äpfel, Kirschen aufbewahrt wurden. Da versenkte ich die Hände in die Tiefen der Fässer und Säcke, die ringsum aufgepflanzt standen; und der Duft des Zuckerstoffes aus dem verschiedenen Fruchtwerk durchzog wie ein wohltönender Accordgeruch den ganzen Dachboden. Waren die Taschen gehörig angefüllt, und die Gänse, Enten und Hühner im Hof einigemal herumgejagt und der Hund von der Kette losgelassen, daß er mir in meinen tyrannischen Gelüsten Bundesgenosse sei, dann entsann ich mich, als der Abend hereinbrach, auch meines mir für heute noch obliegenden kirchlichen Berufes. Ich eilte in das naheliegende Schulhaus und ersuchte den Schulmeister, er möge mich mitnehmen zum Gebetläuten (Ave Maria); da wandelte ich nun selig an seiner Seite, und schickte er als Stellvertreter sein Söhnlein mit, so war es mir um der Kurzweil willen noch lieber, und der Klang der Kirchenschlüssel tönte wie Musik in den Ohren. Hatte ich nun durch die ehernen Glockenzungen die andächtigen Bewohner von Fladnitz ans Gebet gemahnt — und war der letzte Schlag des Armenseelenglöckleins nach dem Läuten der Aveglocke hinausgeklungen und vom Waldesrand über die Wasserflächen der Teiche wiedergekehrt, so wurde mir traurig zu Mute. Schon war der

Zauberbecher des ersten Tages bis auf die Neige geleert. — Im Kinderherzen liegt eine tiefe Wehmut über dahingeschwundene Freuden, wie ein Todesengel nistet sich die Nacht mit ihren schwarzen Flügeln ins Gemüt ein, und was ist es anders, als der halbbewußte Schmerz über irdische Vergänglichkeit und die halbbewußte Sehnsucht nach einem dauernden Zustande von Glück und Seligkeit, wenn selbst schon die Augen des Kindes beim Hereinbrechen der Dämmerung nach einem fröhlich und in freudiger Aufregung verlebten Tage sich mit Thränen füllen, die dem dahingeschwundenen Tage ein Lebewohl für die Ewigkeit nachzurufen scheinen, denn er kehrt nimmer, nimmer wieder.

Beim Abendessen kamen Qualen zum Tagesschluß. Die Großmutter rannte Sturm mit Suppe, — zurückgeschlagen; mit Gesottenem und Gebratenem — es half alles nichts, nur schwarzes Landbrot mit Butter und Honig wollte ich haben, ich mußte meinem Vorhaben getreu bleiben, auf das hatte ich mich ja auch schon so oft gefreut in den öden Schulstunden zu Wien. Dann ging's zum Himmelbette. Was war das für ein Kolosseum von einem Bett! Es hätte können als ein Modell der Festung Belgrad hergezeigt werden. Die Müdigkeit arbeitete an den Augendeckeln, und hätte die Mutter mich nicht das Abendgebet laut hersagen lassen, das Söhnlein würde sich für diesmal sicher Dispens dafür erteilt haben. Die Kindheit ist eine Alchimistin der Poesie, ihr wird alles unter der Hand zu Gold — sie weiß überall einen dichterischen Zauber zu finden oder hineinzulegen.

Wenn am Morgen die Menge ungeduldiger Bewohner verschiedener Schweinkoben an die Magd, welcher die Fütterung oblag, ihre Kollektivbittschrift einreichten, wenn sie bald Solo, bald Duett, bald alle miteinander und durcheinander vom Diskant des Spanferkels bis zum durchgebildeten Baß des alten „Saubären" (mit welchem gewaltigen Wort in jener Gegend das Tierindividuum bezeichnet wird, was feiner gebildete Deutsche das Schweinemännchen heißen) ihren Gefühlen musikalischen Ausdruck zu verleihen suchten, so ergötzte mich dieser Lärm derartig, daß ich mich geradeswegs zu den Konzertsälen hinbegab, aus denen es heraustönte: und wenn die Sänger beim Herannahen der Magd mit dem sogenannten „Schweintrank" ihre verschiedenen Rüssel über die Holzplanken ihrer kleinen Höfe legten und aus allen Fugen ihrer Ställe herausbohrten, und in schnellerem Tempo und mit gehobenerem Geschrei von ihrem aufrichtigen Verlangen und ihrer seelenvollen Stimmung Kunde gaben, so war damals mein Vergnügen an Gesang und Mimik gewiß nicht geringer, als das eines Musikfreundes an einer Produktion in der komischen Oper zu Paris.

Wie anregend wirkte auf mich der Wald mit seinen Fichten und

Föhren und mit dem traurigen Windessausen durch die schwarzen wie zur Abwehr gesenkten Fähnlein des Nadelholzes; und mit seinen laut aufschreienden Vögeln und seinen summenden und brummenden Käfern, und mit den scheuen Rehen und den kecken Hirschen; mit seinen Felsenschluchten und brausenden Gewässern! Ich nahm mir vor, alles das Gesehene meinen Mitschülern zu Wien zu erzählen; und wenn ich zu meinen Residenzfreunden kam, so mangelten mir oft die Worte für meine empfindsamen Erinnerungen, ich mußte die sämtlichen Waldgefühle zum größern Teil wie einen verworrenen Knäuel in mir tragen, bis ich in der Folge so glücklich war, einen Unterricht in beschreibender Poesie zu bekommen, wonach ich die gordischen Sentimentsknäuel entwirren und in langklaftrigen Liedern jeden noch so dünnen Gefühlsfaden auf der zierlichen Spulenmaschine des Metrums hinausspinnen konnte zum Verbrauch in der großen Baumwollwaren-Niederlage der feinfühligen poetischen Leserwelt.

Sebastian Brunner.

Morgengang.

Ein warmer Frühlingsregen
Fiel heimlich über Nacht,
Da sind auf allen Wegen
Die Knospen aufgewacht.

Aus frisch erschloss'ner Blüte
Lacht rings der Morgentau:
Still sinnend im Gemüte,
Schreit' ich durch Wald und Au'.

Noch gestern starr in Träumen
Die Welt des Frühlings lag,
Und schien aus Wolkensäumen
So golden doch der Tag!

Die still ihr Haupt versteckte
Bei lichter Sonnenpracht,
Die scheue Knospe weckte
Ein Regen über Nacht. —

O Mensch, schau hin und klage
Fortan im Unglück nicht!
Du siehst: was wären Tage
Voll lauter Sonnenlicht? —

Damit zu reichem Segen
Der Frühlingskeim erwacht,
Giebt ihm der Himmel Regen,
Giebt ihm der Himmel Nacht.

Und daß zu voller Schöne
Erblüh' des Menschen Herz,
Schickt uns ein Gott die Thräne,
Schickt uns ein Gott den Schmerz. —

So sinnend im Gemüte,
Schreit' ich durch Wald und Au';
Aus frisch erschloss'ner Blüte
Lacht rings der Morgentau.

Ein warmer Frühlingsregen
Fiel heimlich über Nacht,
Da sind auf allen Wegen
Die Knospen aufgewacht.

Ernst Scherenberg.

Eine lappländische Hauptstadt.

Widrige Winde hatten uns aus dem Nördlichen Eismeer längs der Murmanski-Küste wieder in das Weiße Meer zurückgetrieben. Es war dunstig kalte Atmosphäre, und man mochte die Südostküste Lapplands selbst von den Wogen aus ihrem Stoffe nach kaum für Land anerkennen, denn sie erschien als ein fahlgrünlicher, mit bläulichen und torffarbigen Streifen durchronnener und versogener Schwamm, der wüstenhaft als Niveau des Meeres verlief.

Unmittelbar im nördlichen Polarkreis, gegenüber der Leuchtturmsinsel Sosnowez, am Flüßchen Sosnowka, haben die Lappen einen ihrer ständigen Sammelplätze, Loparskoje Selenije. Wir warfen daher vor der Insel Anker und fuhren mit dem Kahn ans Land.

Nicht so völlig reizlos zeigte sich die Küste, als sie noch aus einer Viertelstunde Entfernung beurteilt werden durfte. Trotz der vermeinten Deutlichkeit stellten sich zwar die Torfstreifen als ein schlimmes Geklipp dar, welches die Masten von Schiffen weit überragte; der fahlgrünliche und bläuliche Schwamm aber wuchs zu einem reich mit Blumen durchwucherten Sumpfgestrüpp auf, welches als dicke Decke bis zum Flutbereich über die Felsen hing.

Es war eben Sonntag, als wir uns den Weg zur lappländischen Hauptstadt bahnten, und zwar durch wirkliche Gebüsche von blauen, hellroten und weißen Glockenblumen, hochgelben Königskerzen und rosafarbenen Federnelken.

Die Stadtherrlichkeit konnte allerdings eine solche genannt werden im Vergleich zu dem erdhöhligen Landleben dieses Volkes, denn man befand sich wenigstens in einer, wenn auch straßenlosen Ansiedelung. Bald schien darin, wie man zu sagen pflegt, nicht alles mit rechten Dingen zuzugehen, da wir uns öfter einander ansehen mußten, um uns zu vergewissern, daß wir nicht träumten, daß uns nicht irgend ein böser Zauber nach Liliput versetzt und zum Zusammenschrumpfen verurteilt habe.

Eine böse Küste, an welcher man sich durch Blumen hinarbeiten mußte, die über einem hinauswuchsen wie über Kinder, das war schon

beinahe seltsam, aber nun sah man über Dächer von Hütten hinaus, die mit Renntiergeweihen behäuft und begiebelt waren und den Meisen- oder Sprehenkästen [1] glichen. Sie standen, etwa 40 an der Zahl, einige Fuß über der Erde auf Wurzelstöcken, und eine kleine Leiter führte zur einzigen Öffnung eines jeden Käfigs, der von einem kleinen Spitzhündchen bewacht wurde. Die meisten Thüren standen offen und schienen bei erstem Hinblicken von zinnoberrot geputzten Puppen eingenommen. Diese waren aber sehr lebendige Lappenweiblein, welche in grellbunten Kattunkleidern in den dunkeln Stuben saßen. Von den vorspringenden Dachgesimsen und den Geweihgiebeln hingen Fischgarne wie Gardinen herab und spannten sich an hohen Gestellen galerieartig von einem Hüttchen zum andern, so daß diese teilweise wie in Netzgebüschen versteckt lagen. An den Wänden hingen bündelweise rostbraune Fellchen, weiß und schwärzlich gefleckt und gesprenkelt, welche dem kurzgeschwänzten, etwa fünf Zoll langen nordischen Lemming, Lemmus norvegicus [2], angehörten. Die Lappen nennen diese Thiere Polosastija Mischi und erzählten, daß dieselben im vorigen Herbst bei ihren Wanderungen das ganze Revier in unermeßlichen Scharen bedeckt hätten, sie seien sehr bissig und gäben einen bellenden Ton von sich.

Das tolle Horngeschnörkel auf den Dächern, die geduckten Weiblein in ihrem hochroten und großgeblümten Sonntagsstaat, in welchem sie völlig eingebauscht staken, aus welchem sie aber mit kleinen schrägliegenden Äuglein recht lebendig umherguckten, gewährten eine so spaßhafte Scenerie, daß man allen Ernstes geneigt war, sie für einen Scherz zu halten, besonders wenn die Figürchen neugierig nach den Fremdlingen die Netzportieren zurückstreiften, ihren Putz emsig zurechtzupften oder durch hastiges Nicken die hohe schwere Kattunhaube, welche oft zurückfiel, zu balancieren suchten. Während sie sich so auf ihrem Sitz hurtig einander ablösten, damit eine jede die sonderbaren fremden Menschen draußen zu sehen bekäme, glaubten wir fast an Polichinellkästen vorüberzugehen. Allein zwischen diesen Kästen hin fiel der Blick auf das weite Meer und auf die Boote, welche steil gegen die Flut anschaukelten, so daß auch das Leben dieser kleinen Leute rasch genug wieder als ein sehr ernsthaftes gewürdigt werden konnte.

Es hatte sich inzwischen eine Menge angesammelt, die uns im Ort hin und her schob, bis wir in das vornehmste der Stelzenhäuschen eingeladen wurden, welches sogar den Luxus einiger Glasscheiben als Fenster zeigte. Der Schwarm des winzigen Volkes drängte uns förmlich in das Thürloch hinein.

---

[1] Sprehe = Stahr. [2] Norwegische Ratte.

Im Innern fanden wir die Dame des Hauses erhöht auf einem Pelztaburet über dem mit unterschlagenen Beinen hockenden Gatten sitzen. Sie trug eine buntgeblümte bauschige Kattunrobe und eine aus rotem Tuchstoff gefertigte hohe Haube, nach Art der Bischofsmützen anlaufend und mit Goldborten und Perlenstickereien geziert. Mit beinahe überlappländischer Grazie präsentierte sie uns den Thee, und es war dabei nicht nötig, daß wir das Milchkännchen vorübergehen ließen, aus Sorge, es möge Thran darin sein, denn es wurde gar keins herumgereicht. Die Täßchen waren übrigens von Porzellan und dazu vornehm klein. Der winzige Knirpsgemahl rauchte seine Papiros, die mit geschnittenen Machorkablättern und gedörrten Wachholdernadeln gestopft war, und während eines Pelzhandels, welcher alsbald in Gang kam, erhob er sich zuweilen und zog dabei die Achseln in die Höhe, indem er sich mit seinem Messer im Gürtel ganz groß bedünkte. Warum sollte er auch nicht? Ist er doch nicht allein Besitzer von Renntierherden und Booten, sondern auch von einem Winterpalais und einer Sklavin, die eben nur den abendländischen Ehrentitel Gattin auf ihrem wilden, morgenländisch nördlichen Pelzthron führt.

Obschon nun die Bewohner dieses Ortes durch den Umgang mit der Mannschaft zuweilen vor ihm ankernder Schiffe gewisse Sitten angenommen hatten, so ließ sich doch dem Frieden im Hause nicht unbedingt trauen. Die Gesellschaft im Zimmer mehrte sich teils von bloß Neugierigen, teils von solchen, die allerlei, und zwar sehr zuversichtlich zum Verkaufe anboten, dergestalt, daß es ratsam schien, der Aufdringlichkeit etwas zu wehren.

Die Lappländer an den Küsten verstehen ziemlich gut russisch. Eingehandelt wurden von ihnen Renntier- und Seehundsfelle, sowie verschiedene Dinge, welche sie daraus fertigen; ferner Handschuhe, Mützen, Pelzstiefel, außerdem einige Hermelin- und Marderpelze.

Als wir uns wieder einschifften, waren die kleinen Residenzbewohner zwar zahlreich versammelt, aber äußerst verstimmt und unwillig, daß es ihnen nicht gelungen war, ihren Industriesinn zu genügendem Vorteil an uns zu erproben.

Herm. u. Karl Aubel.

Der Rosenstrauch bei Hildesheim.

Bei Hildesheim im nahen Tann
Am frühen Tag die Jagd begann,
Fort über Stock und über Dorn
Den flücht'gen Renner treibt der Sporn.
Doch schneller flieht das Wild einher,
Verfolgt von Kaiser Ludwigs Speer.

Und jetzt — was hemmt der Rosse Lauf,
Was stutzt der Knappen Troß zu Hauf?
Verloren ward im raschen Flug
Ein Kleinod, das der Kaiser trug.
Ein Kreuzlein war's von hoher Art,
Das fromm und treu er stets bewahrt,
Denn mit des Goldes hellem Schein
Schloß es ein heilig Wunder ein.
Und traurig mit der Diener Troß
Lenkt jener um sein schnelles Roß
Und folgt der Spur von Hufes Schlag,
Ob er sein Kleinod finden mag.
Im Winter war's, von Schnee und Eis
Erglänzte rings die Fläche weiß,
Am Baum vom Abendgold umsäumt,
Des Himmels zarte Blüte träumt.
Da sieh! umgrenzt von weißem Rand
Ragt grün empor ein Stücklein Land,
In seiner Mitt' in Frühlingspracht
Ein Strauch voll frischer Rosen lacht,
Und schön von ihrem Schmuck umrankt
Am Strauch des Kaisers Kreuzlein schwankt.
Der aber neigt sich demutsreich,
Vom Zweige löst er es zugleich,
Drückt dankend es an seine Brust,
Der Himmelsfügung sich bewußt.
Und bei des nächsten Morgens Schein
Stellt Meister und Gesell sich ein,
Beschieden durch des Kaisers Wort;
Der weiset sie zum Walde fort:
„Dort, wo im tiefen, dunkeln Grund
„Der Herr that seine Allmacht kund,
„Wo aus dem Schnee die Rose schaut,
„Ein schmuckes Kirchlein mir erbaut,
„Das mit der Hülle fest aus Stein
„Die Wunderblume schließe ein."
Und nach des klugen Meisters Wink
Regt sich die Arbeit frisch und flink,
Im Walde bricht der Pfeiler Bahn,
Der starke Turm steigt himmelan,
Und eh' die erste Lerche singt,
Ein frommes Lied durchs Kirchlein klingt.
Und am Altare treu gepflegt,
Der Strauch stets neue Blüte hegt,
Getrieben von des Wunders Kraft
Erstarkt das schwache Reis zum Schaft
Und breitet durch das ganze Haus
Die Blütenarme liebend aus.
Der harte Stoff will Blume sein,
In Blüten sprosset das Gestein.
Schon ist das Dach, der Turm, die Wand
Umschlungen von der Rosen Band,
Und ganz vom Frühlingsschmuck umwebt
Der Turm sein Kreuz zum Himmel hebt.

Vincenz v. Ehrhart.

Verfertigung der Shawls von Kaschmir.

Werfen wir einen Blick auf die auch in Europa so berühmten und teuer bezahlten Shawls von Kaschmir. In der Stadt Kaschmir befinden sich 16 000 Webstühle. Eine Werkstätte enthält mehrere Stühle, und Baron Hügel, der diese Stätte besuchte, fand die Arbeiter sehr gedrängt beisammensitzen; an sieben Stühlen arbeiteten sechzehn Menschen, die dabei den Kopf im Takte wiegten, und die Hände mit erstaunenswerter Schnelligkeit bewegten. An einem großen Shawl kann eine Werkstätte wohl über ein Jahr zubringen, während eine andere an geringerer Ware wohl sechs bis acht Stück in derselben Zeit zu liefern im stande ist. Von den buntesten und besten Shawls machen drei Leute in einem Tag nicht einen Viertelzoll fertig. Shawls, die viele Figuren haben, werden in besonderen Abteilungen in verschiedenen Werkstätten gemacht, doch sind diese einzelnen Stücke nicht alle gleich groß. An einem Stuhle arbeiten zwei bis vier Personen. Das Webeschiff ist lang, schmal und schwer; allein es ist nicht das einzige Werkzeug für diese Arbeit, denn bunte Muster werden mit hölzernen Nadeln gearbeitet, deren jede Fäden einer besondern Farbe enthält. Für jeden Shawl ist ein Aufseher vorhanden, der den Arbeitern Anleitung giebt. Dieser hat das Muster auf Papier gezeichnet vor sich und giebt darauf Farben, Fäden und Figuren an. Bei der Arbeit ist die rauhe oder linke Seite des Gewebes nach oben gerichtet. Im Winter arbeiten die Weber in ungeheizten Zimmern, damit der Rauch und Staub dem Stoffe keinen Schaden thun könne.

Die Shawlweberei selbst ist mit großen Schwierigkeiten und besonderer Mühe verbunden. Ehe es zum Weben selbst kommt, bedarf es noch mancher Hand. Der erste in der Reihe der mit diesen Manufakturzweige Beschäftigten, der Geist der Arbeit, möchte man sagen, ist derjenige, welcher die Entwürfe zu den Shawls macht; solche Männer sind nur wenige in Kaschmir, und es sind Leute von besonderer Befähigung. Das Geschäft dieser Männer ist, daß sie den Entwurf zu den Shawls machen und die Muster und deren Zusammenstellung bestimmen, je nach dem herrschenden Geschmack. Die von ihnen entworfene Skizze gelangt nun in die Hände der Musterzeichner, welche in schwarzer Tusche alle die kleinen, unzähligen Blümchen und Blätter, Schlingungen und Linien genau ausführen. Von da geht das Muster an den Maler, der dasselbe in Farben setzt. Jetzt wird es dem Rechner übergeben; sein Geschäft ist, die Zahl der Fäden von dieser oder jener Farbe zu bestimmen, welche nötig sind, um das Gewebe dem Bilde gleichzustellen: eine höchst schwierige Aufgabe, der nur sehr wenige Personen gewachsen sind. Zur Zeit des Aufenthaltes unseres Berichterstatters in Kaschmir lebten nur zwei Männer daselbst, welche die

großen vorzüglichen Shawls berechnen konnten. Aus ihren Händen gehen für die Hand des Arbeiters Zettel hervor, auf denen querüber ein Durchschuß gedacht ist und die Farben für den Durchschuß der verschiedenen Aufzugsfäden angegeben sind, was man, wenn man sich eine Kanevasstickerei vorstellt, sich am leichtesten würde versinnlichen können, indem man sich die verschiedenen Farben und Zahlen der längslaufenden Fäden zwischen je zwei Querfäden dächte, wie sie nacheinander folgen.

Die Kaschmirshawls sind überaus dauerhaft, sowohl was den Stoff als was die Farbe betrifft. Sie verlieren durch den Gebrauch in einigen Jahren durchaus nicht, sondern sie gewinnen vielmehr dadurch an äußerem Ansehen, Glanz und Geschmeidigkeit. Dieser Umstand bleibt nicht ohne Wirkung auf ihren eingebildeten Wert. Ein neuer Shawl ist der teuerste und wird je nach dem Gebrauche im Preise geringer. Obschon, wie gesagt, die Shawls durch die Benutzung an Ansehen gewinnen, so erhöht dies dennoch ihren Preis nicht; ein gewaschener Shawl hat weniger Wert. Reiche Hindus tragen daher nur ungewaschene neue Shawls.

Gustav Klemm.

Christliche Lebensregel.

1. Zwei Leitsterne auf seiner Lebensbahn hat der Mensch: Wahrheit und Liebe. Sie zeigen die Richtung des ganzen Lebens, geben also auch Maß für den Umgang. — 2. Wie Licht und Wärme Ausfluß sind desselben Sonnenstrahles, so auch Wahrheit und Liebe desselben Wesens, und sie dürfen nie getrennt werden im Leben. Wahrheit ohne Liebe wäre Licht ohne Wärme; diese ohne jene Glut ohne Hut. — 3. Also sei wahr in deinem Benehmen, aber es durchdringe dich jenes christliche Wohlwollen, welches in jedem Menschen seinen zur ewigen Verklärung berufenen Mitbruder erkennt. — 4. Folglich gilt auch hier die große Regel des Christentums: Was du willst, daß man dir thu', das thue auch einem andern rc. — doch im höhern vernünftigen Sinne. — 5. Über das „Wie und Was“ im geselligen Verkehre oder über den Ausdruck der wahren und wohlwollenden Gesinnung in den einzelnen Momenten entscheidet die eingeführte Sitte, der Ort, Stand, Geschlecht rc. — 6. Es ist Pflicht der christlichen Nächstenliebe, sofern es ohne Hintansetzung höherer Pflichten geschehen kann und soweit es nötig ist, die gesellschaftlichen Pflichten zu erfüllen, welche Stand und Stellung in der Welt auflegen. — 7. Geschieht dieses im bezeichneten Sinne, so ist das ein gutes Werk. — 8. Der heilige Augustin sagt: „Liebe und dann thue, was du willst.“ Wie er dieses in Bezug auf Gott ausgesprochen, so dürfte man das Wort auch in Beziehung auf den Umgang anwenden. Die Liebe adelt auch die gesellige Freude, den Scherz u. s. w. — 9. Die

Liebe sucht in allen Dingen Gott und liebt auch im Nächsten Gott. Es wäre Verrat an dem Höchsten, der Schlechtigkeit, Niederträchtigkeit und Heuchelei gegenüber nicht — sofern man irgendwie dazu Veranlassung hat — den ganzen Ernst der Mißbilligung zu zeigen. — 10. Fehler und Gebrechen, welche nicht aus verdorbenen Herzen stammen, verdienen Milde und Nachsicht, und sie zu beweisen, ohne Gefahr, den Thoren thörichter zu machen, ist ebenso schöne als christliche Tugend. — Zusammengefaßt: Dein Benehmen sei Ausdruck innerer Wahrhaftigkeit und wohlwollender Güte, in den Formen, welche die gesellschaftlichen Verhältnisse vorschreiben. Alles aber durchwehe der Hauch der göttlichen Liebe.

Jodok Stülz.

Quelle sprudelt aus dem Fels.

Quelle sprudelt aus dem Fels,
Spendet gern die Gabe
Jedem, der auf heißem Gang
Seufzt nach frischer Labe.

Und so sei auch vielen du
Eine Labequelle;
Laß den Armen hilflos nie
Zieh'n von deiner Schwelle!

Spende, wo du spenden kannst,
Tröste und erquicke;
Durch Beglücken trägst du bei
Zu dem eignen Glücke!

Friedr. Beck.

König Ludwig I. von Bayern in Rom.

Die begeisterte Liebe zur ewigen Stadt, die den Jüngling seit der ersten Romfahrt erfüllte, drängte auch den Mann, den Greis immer wieder, jene ehrwürdige Stätte aufzusuchen.

„Ziehest mich heimatlich an, fesselst mich ewig an dich!"

Schon während seiner Regierung konnte er sich den Genuß eines wiederholten Besuches nicht versagen. „Mich zu erholen," schreibt er (20. Februar 1829) von Rom aus an Heydeck, „bin ich seit einigen Tagen hier, der ich zuweilen meine Ketten ablege und lebe." Seitdem er vom Thron herabgestiegen war, suchte er fast jedes Jahr sein römisches Besitztum, die Villa Malta, auf. Unter Italiens sonnigem Himmel lebte er neu auf; nicht minder wie das milde Klima trug die heitere Sorglosigkeit und Ungebundenheit, die ihm hier vergönnt war, dazu bei, seine Gesundheit zu kräftigen. „Es ist wahre Lebensluft, die man hier atmet," schreibt er an Schenk (18. April 1838) von der Insel Ischia aus, „ja! hier lebt man, Freund sind sich Natur und Mensch unter dem

südlichen Himmel, sie sind vereint, feindlich getrennt aber den bei weitem größten Teil des Jahres bei uns." Selbst in der Heimat wollte er nicht die Erinnerung an sein geliebtes Italien missen. Ein Gemach neben seinem Wohnzimmer enthielt nur Gemälde von Catel, Rottmann, Bürkel u. a., welche anmutige Gegenden oder Scenen aus dem fröhlichen Volkstreiben Italiens darstellten.

Nur wenige Vertraute pflegten ihn zu begleiten. Graf Karl Seinsheim, Graf Pocci, ein Adjutant, ein Sekretär, ein Leibarzt und einer der besonders bevorzugten Künstler, Dillis oder Gärtner oder Heinrich Heß, bildeten gewöhnlich sein kleines Gefolge. Einer seiner Sekretäre, Fahrmbacher, zeichnete Erinnerungen von den Reisen, die er in des Königs Begleitung machte, auf; seine Mitteilungen liegen vornehmlich unserer Darstellung zu Grunde.

In Innsbruck wurde gewöhnlich zuerst Halt gemacht. Der König wohnte dort in einem bescheidenen Gasthause, dessen Eigentümer zur Zeit des Tiroler Aufstandes gefährdete bayerische Soldaten versteckt und dadurch gerettet hatte. Venedig, Verona, Padua wurden abwechselnd besucht. Längern Aufenthalt pflegte dann der König im schönen Florenz zu nehmen, wo ja Donatellos, Brunelleschis, Michelangelos Meisterwerke immer wieder zu neuer Betrachtung und Bewunderung anregten.

In den ersten Jahren nach seiner Thronbesteigung weilte der König wiederholt einige Wochen auf der Villa Colombella bei Perugia, wo ihm der Gatte seiner geistvollen Freundin, Marchese Florenzi, gastliches Asyl bot. Von diesem myrtenumschatteten Landhause aus wurden dann Ausflüge nach dem ehrwürdigen Perugia oder nach der romantischen Einsiedelei auf dem Monte Corona oder nach Assisi unternommen. Sonntags kamen der Bischof von Perugia und andere Notabeln der Stadt; hierher kamen auch Klenze, Schwanthaler, Eberhard und andere Künstler, die auf der Reise nach Rom begriffen waren. Es waren fröhliche Tage, nichts erinnerte an die Etikette eines Hofes. Der König war ein eifriger Spaziergänger. Wenn sich morgens seine Begleiter erhoben, kehrte er schon von einem Spaziergange in der Morgenkühle zurück. Bei der Tafel setzten sich alle, wie es eben kam, zu Tische. Der König war ein Freund des Risotto, gute Fische lieferte der nahe Trasimener See, selbstgezogene Weine die umliegenden Rebenhügel. Nur die Ankunft des Kuriers aus München brachte von Zeit zu Zeit ein lärmendes Intermezzo in die stille Zurückgezogenheit. Der König war selbst immer der erste, der die Treppen herabsprang und mit beiden Armen die Briefe in Empfang nahm, die ihn über das Wohlbefinden der Seinigen beruhigten und von den Vorkommnissen in der Heimat in Kenntnis setzten.

Der Hauptmagnet blieb aber Rom.

Durch Wagner wurde auch ein anspruchsloses Haus auf dem Monte Pincio, die sogenannte Villa Malta [1], für den König erworben, der sich nicht wenig darauf zu gut that, durch diesen Besitz civis romanus geworden zu sein.

Es ist ein liebliches heimliches Plätzchen, der Giardino di Malta, eine deutschromantische Einsiedelei mitten im geräuschvollen Gewühl des städtischen Lebens. Von dem Türmchen der Villa bietet sich die entzückendste Fernsicht über die Kuppeln und Giebel Roms hinweg bis an das Meer, dessen Schimmer an hellen Tagen herüberleuchtet. Geschmackvolle Ausmalung der Gemächer ist ihr einziger Prunk, die Geräte sind mehr als einfach. König Max ließ einmal, um den Vater zu überraschen, eine prächtige Einrichtung in die Villa schaffen. Ludwig kam nach Rom — und am zweiten Tage war wieder der alte Hausrat in seine Rechte eingesetzt. Auch im umfangreichen Garten durften keine Änderungen vorgenommen werden. Blumen und Sträucher wuchsen in schrankenloser Freiheit auf, hier wuchert Schilf aus einem wasserlosen Marmorbrunnen, dort wächst eine Aloe auf halbzerbröckeltem korinthischen Kapitäl, inmitten ragt eine stolze Palme, welche der König selbst aus dem Orient mitbrachte und hierher verpflanzte, eine der schönsten in der Tiberstadt. Im Erdgeschoß, das von den Akazien des Gartens freundlich beschattet wird, wurden Ateliers für Wagner und andere Künstler eingerichtet.

Ludwig ernannte 1840 Wagner zum Dank für seine treuen Dienste zum Konservator aller Kunstsammlungen in Bayern. Da aber der Künstler sich durch diese Stellung gezwungen sah, in München Aufenthalt zu nehmen und sein geliebtes Rom zu verlassen, war er über die Ehrenbezeugung seines Königs ganz untröstlich. Er glaubte jedoch den König durch eine Weigerung zu kränken und wandte sich deshalb an Staatsrat Maurer um Rat. Maurer legte dem König offen den Sachverhalt dar und die offizielle Ernennung unterblieb. Als Wagner bald darauf zum Könige gerufen wurde, folgte er nicht ohne Besorgnis dieser Einladung, der König aber schüttelte ihm die Hand und rief lachend: „Begreife es, begreife es! Sind lieber in Rom! Hätt' es an Ihrer Stelle ebenso gemacht!" Wagner war eben eine echte Künstlernatur, dem jede „Stellung" an und für sich schon lästig war.

Dieses freie Künstlerleben in Rom hatte keinen wärmern Freund als den König selbst. Im Giardino di Malta gingen Maler und Bildhauer ein und aus wie zu Hause und kamen nur noch zahlreicher, wenn

[1] Im Dezember 1872 erwarb der russische Graf v. Lobrinski die Villa um 500 000 Franken.

der König selbst seine schmucklosen Zimmerchen bezogen hatte. Es war ein förmlicher Künstlerhof dort aufgeschlagen.

In den Morgenstunden, die der Arbeit gehörten, blieb Ludwig mit seinem Sekretär allein. Er war dabei in heiterster Stimmung und konnte sich freuen, wenn bei reiner Luft die anstrengende Arbeit ihm keinerlei Beschwerde gab. Manchmal sagte er: „Arbeit ist für mich Genuß." Nach der Tafel aber pflegte er nicht mehr im Kabinet zu arbeiten. Zur Tafel waren täglich ein paar Künstler geladen und auch abends gab es kleine Gesellschaften in der Lorbeerlaube des Gartens. Thorwaldsen, Reinhard, Koch, Riedel, Wittmer waren tägliche Gäste. Da wurde gesungen und getrunken, und der König, der selbst immer mäßig blieb, sah es um so lieber, wenn seine Gäste dem Saft von Velletri wacker zusprachen. Zur Benützung für die deutschen Künstler in Rom stiftete er auch eine kleine Bibliothek; er bestimmte dafür die Klassiker, einige historische Werke, auch eine Heiligengeschichte und die bekanntesten kunsthistorischen Schriften.

Ludwig war mehr als ein Gönner, er war ein Freund der römischen Künstler. Als die Bilder des alternden Koch keine Käufer mehr fanden, wies ihm der König einen Ehrensold an, ebenso dem Maler Reinhard. Nie verließ er Rom, ohne aus den Studios[1] Riedels, Dorners, Wittmers, Freys und andern einige treffliche Gemälde erworben zu haben. Wenn während seiner Abwesenheit ein beliebtes Mitglied der Künstlergenossenschaft gestorben war, — und er sah ja fast alle Bekannte seiner Jugendzeit vor sich in das Grab gehen, — so besuchte er sofort nach seiner Wiederkehr das Grab des geschiedenen Freundes.

In der Stadt, wo die Hofhaltung des Papstes und der Kardinäle den größten Pomp entfaltete, wandelte der König von Bayern täglich wie ein Privatmann zu Fuß durch die Straßen, verweilte stundenlang in den Museen und in der Bibliothek, suchte den einen Tag das fröhliche Treiben in einer Osteria auf und am nächsten die majestätischen Ruinen der alten Roma.

Namentlich liebte der König ein Plätzchen eine halbe Stunde von der Porta del Popolo entfernt, wo hart an dem Tiber ein Sauerbrunnen aus der Erde quillt und wo sich die wundervollste Aussicht auf die von dem Tiber in vielen Krümmungen durchzogene Campagna und auf das Sabinergebirge und den frei ragenden Monte Soracte bietet. Dort steht in Marmor eingegraben die deutsche Inschrift: „Ludwig, Bayerns Kronprinz, ließ diese Bänke und Bäume 1821 setzen." Die

---

[1] Studio = Künstlerwerkstatt.

Platanen und Ulmen sind seitdem zu prächtiger Höhe gediehen und bieten täglich vielen römischen Familien Schatten, die hier ihren sauren Brunnen trinken. Auch sonst erinnern manche Denkmale Roms an seinen königlichen Bürger. Durch den Bildhauer Wolf ließ er 1857 eine kolossale Marmorbüste Winckelmanns anfertigen, die in der Villa Albani aufgestellt wurde. Die Enthüllung fand in festlicher Weise in seiner Gegenwart statt; es beteiligten sich wohl hundert Künstler und Kunstfreunde. Der König selbst sprach zuerst einige Worte: „Was Winckelmann geleistet, schildern zu wollen, wäre überflüssig. Sein Wirken ist bekannt. Haben Spätere gleich die Wissenschaft der Kunst, welcher er sein Leben geweiht, ausgebildet, bleibt ihm doch das große Verdienst, den Grund dazu gelegt zu haben. Keine Stelle dürfte aber seinem Denkmal sich besser eignen, wie diese Villa, wo er so gerne verweilte, er, der von Rom aus die Welt belehrte!" Nachdem auch von anderen die Bedeutung des Moments hervorgehoben war, pflanzte Ludwig hinter dem Monumente einen Lorbeerbaum, dessen Zweige es einst umschatten sollen. Auch eine Büste Thorwaldsens wurde auf Ludwigs Befehl vor dem Palazzo Tomati aufgestellt, wo der große Künstler einst gewohnt hatte. Große Aufmerksamkeit wendete der König den Ausgrabungsarbeiten zu, für deren Förderung er auch beträchtliche Summen beisteuerte. So oft er nach Rom kam, suchte er die Katakomben, die Via Appia und andere Stätten auf, wo eben gegraben wurde. Der päpstliche Kommissär Visconti war dabei sein Cicerone.

Die dankbaren Künstler ließen ihren Mäcen nie aus Rom ziehen, ohne ihm zu Ehren eines ihrer Feste zu veranstalten, die nur an den Münchener Künstlerfesten ihresgleichen hatten. Besonders ein Fest im Jahre 1855 rührte den Gefeierten tief, ein Erinnerungsfest, denn vor 50 Jahren hatte der damalige Kurprinz zum erstenmal die ewige Stadt betreten. Wie vor 50 Jahren, so war auch diesmal wieder Graf Karl Seinsheim sein Begleiter. Das Festmahl wurde im Gartenpavillon der Villa Albani abgehalten. Da saß der König unter 60 Künstlern aller Nationen.

Von Rom aus machte Ludwig kleinere und größere Ausflüge. Im Jahre 1829 verweilte er mehrere Tage in Pompeji und erhielt einige eben ausgegrabene Antiken zum Geschenke. Ein wertvolleres Geschenk erbat er sich von seinem königlichen Vetter in Neapel, die Freilassung von zwölf wegen Desertion gefangen gehaltenen Bayern. Auch noch im Jahre 1867 widmete er zwei Tage dem Besuche Pompejis, in dessen Tempeln und Theatern und Thermen er rüstig umherwanderte. „Hier in der antiken Welt bin ich jung und spüre nichts von meinen Jahren!" erwiderte er den um seine Gesundheit besorgten Begleitern. Im Jahre

1832 besuchte er Platen in Neapel und genoß mit ihm das furchtbar schöne Schauspiel einer Eruption des Vesuv. Auch Bajä, Sorrento, Palermo, Messina, Segestä wurden besucht; längeren Aufenthalt nahm der König aus Gesundheitsrücksichten wiederholt auf der Insel Ischia.

Wenn er von Rom Abschied nahm, pflegte er zu Wagner, Schöpf und anderen, die ihm das Geleite gaben, zu sagen: „Ihr habt's gut, ihr könnt immer in Rom bleiben!" Das Jahr 1867 sah ihn zum letztenmal in dieser Stadt. Er lebte diesmal stiller und zurückgezogener als sonst in seiner Villa. Am letzten Nachmittag vor der Abreise besuchte er noch einmal das Vatikanische Museum. „Wahrhaft rührend war es mir da," schrieb ein in Rom weilender Künstler, O. Donner, an den Verfasser, „zu sehen, wie er an diesem Tage von allen Kunstwerken, alten Freunden und guten Genien seiner Jugend förmlich Abschied nahm."

Das römische Volk knüpft an die Fontana Trevi die Sage, wer von ihrem Wasser trinke, werde immer wieder von unwiderstehlicher Sehnsucht nach Rom zurückgezogen werden. Ludwig verließ nie die Stadt, ohne daraus zu trinken und seinen Künstlern dabei ein fröhliches „Auf Wiedersehen!" zuzurufen. Als er im Mai 1867 vor der Abreise aus der Quelle trank, weinte er heftig und schied schweigend von seinen Begleitern.

Karl Heigel.

Von Paris nach Norwegen.

Es ist bekannt welche großartige Verwendung die Luftschiffahrt während des deutsch-französischen Krieges in Paris fand. Fast jede Nacht stieg während der Belagerung ein Ballon auf, der in der Dunkelheit über die deutschen Linien hinausflog und auf einem nicht vom Feinde besetzten Teil des Landes sich mit Tausenden von Depeschen und Briefen niederließ.

Es war am 24. November 15 Minuten vor Mitternacht, als der Ballon „La ville d'Orléans" unter der Leitung des Aeronauten Paul Rolier aufstieg, den ein Offizier der Franktireurs, Namens Deschamps, begleitete, welcher als Kurier der Pariser Regierung Depeschen nach Tours zu überbringen hatte.

Der Ballon erhob sich schnell zu einer Höhe von 800 Metern und trieb, von einem frischen Südost gefaßt, nordwestlich über die Departements Seine und Oise der Somme zu. Als er um Mitternacht zu sinken begann, wurden zwei Säcke Ballast ausgeworfen, so daß man sofort von neuem und mit großer Geschwindigkeit stieg. Es wurde eine Höhe von 1400, später sogar von 2700 Metern erreicht. Tief unten donnerten einzelne Kanonenschüsse von den Truppen der Nordarmee her; aber die

Reisenden, in ihrem Geisterschiffe der Erde entrückt, fühlten nur die erhabenen Schauer des Unermeßlichen. Dann und wann blinkte ein Stern durch die Lücken der Wolken herab, schimmerten einzelne helle Punkte zu ihnen herauf, die Lichter der Städte und Fabriken.

Um $2^1/_2$ früh jedoch, als man sich in der Gegend von Valery-sur-Somme befinden mochte, verschwanden diese tröstlichen Zeichen. Ein undurchdringlicher Nebel umhüllte die Luftschiffer, und blind und willenlos dem Ungefähr dahingegeben, trieben sie weiter durch die Nacht, bis nach einiger Zeit ein seltsames Dröhnen an ihr Ohr schlug. Es war ein eintöniges, bald schwächer, bald stärker anschwellendes Geräusch, ähnlich dem Rollen eines in vollem Laufe befindlichen Dampfzuges. Erklärlich genug, wenn die Reisenden bei dem gänzlichen Unvermögen, sich über Weg und Richtung des Ballons zu vergewissern, auf den Gedanken kamen, sie befänden sich über einer der großen Eisenstraßen Frankreichs. Allein das Geräusch dauerte fort, obwohl Stunde um Stunde verging, und fing an, beunruhigend zu wirken.

Um $6^1/_4$ Uhr morgens gestattete endlich das Tagesgrauen eine erste Fernsicht. Der Horizont hellte sich auf; aber statt der Hügellinien des heimatlichen Bodens dehnt sich fremd und grau, so weit der Blick zu dringen vermag, eine nebelbedeckte Fläche — furchtbare Entdeckung: es ist das Meer, welches unten grollend seine Wogen wälzt, vorwärts und rückwärts der Ocean. Das also war die Ursache jenes dumpfen Getöses in der Nacht gewesen.

Die ganze Gefahr ihrer Lage trat den hilflosen Männern vor die Seele. Jedes Instrumentes zu genauerer Ortsbestimmung beraubt, von Lebensmitteln entblößt, in unzureichender Kleidung, bestürzt und entmutigt, vermochten sie nicht das Mindeste zu thun, um den verhängnisvollen Flug des Ballons nach Norden zu hemmen. Sie hielten sich verloren. In dieser Überzeugung schrieben sie folgende Worte auf einen Zettel: „$6^1/_2$ Uhr morgens, auf offener See, keine Küste weit und breit, Gott sei uns gnädig!" und entschlossen sich, diesen letzten Scheidegruß an die Heimat einer der treuen Brieftauben anzuvertrauen; allein die Dichtigkeit des Nebels, welcher sich zusehends von neuem vermehrte, nötigte sie, auf die Ausführung ihrer Absicht zu verzichten.

Es ist 11 Uhr Vormittags. Der Himmel ist klarer geworden, der Ballon bis auf 1000 Meter gesunken, und tiefer unter ihnen passieren nacheinander nicht weniger als 17 Segel. Aber vergeblich sind alle Signale, alle Notrufe der Luftschiffer; sei es, daß man den Ballon nicht wahrgenommen, oder daß die entsetzliche Schnelligkeit, mit welcher er durch die unendlich scheinenden Wogen der Atmosphäre fortgerissen wird, jeden Versuch einer Hilfe unmöglich macht. Die Unglücklichen senken sich noch

tiefer hinab, um das Fangseil in seiner ganzen Länge von 120 Meter aus dem Nachen heraushängen zu lassen, damit es von einem der vorüberfahrenden Schiffe ergriffen und festgehalten werde: ein Gedanke, der ebenso schnell, wie er gefaßt worden, als unausführbar wieder aufgegeben wird.

Endlich um $11^3/_4$ Uhr kommt von Osten her eine französische Corvette in Sicht. Gott sei Dank, sie löst einen Notschuß; der Ballon ist bemerkt worden. Signale erscheinen an den Rahen[1]; Rolier öffnet das Ventil des Ballons, und letzterer sinkt fast bis zum Meeresspiegel herunter; aber umsonst! Während der kurzen Frist von drei Minuten, welche das Herabsteigen in Anspruch genommen, ist der Ballon so weit fortgetrieben, daß ihn eine Entfernung von acht Kilometer von dem Schiffe trennt.

Dumpfe Verzweiflung bemächtigt sich der Reisenden. Sie müssen wieder hinauf in die eisigen Lüfte, und da ihnen nur noch zwei Ballastsäcke geblieben, so opfern sie einen Sack Privatdepeschen von 60 Kilogramm Gewicht. Der Ballon steigt 3700 Meter hoch. Ein grauer Nebel legt sich gleich einer festen Masse um die Gondel; die Reisenden starren vor Kälte; Haar, Bart und Augenbrauen gleichen Eisklumpen. Die armen Tauben flattern ängstlich im Käfig umher. Einer der Leidensgefährten giebt ihnen seine Decke. Inzwischen bemüht sich Rolier, das Ventil am untern Ballonende, dem bekannten „Anhängsel“, vollständig zu schließen, weil das ausströmende Gas sich zu Krystallen verdichtet und als feiner stechender Schnee in den Nachen herabfällt; auch gelingt es ihm, aber sofort bläht das eingeschlossene Gas den Ballon übermächtig auf, und die schwache Hülle droht unter der ungeheuren Spannung zu bersten. Der „Anhang“ muß mit tausend Mühen wieder geöffnet werden, die Eiskrystalle des Gases dringen stechender und in immer dichteren Massen auf die Schutzlosen ein. Allmählich versiegt diesen der letzte Rest der Kraft und Hoffnung. Der Tod scheint unvermeidlich, und um seine Qualen zu kürzen, beschließen sie, den Ballon zu zersprengen und, mit dem letzten Seufzer nach der Heimat, nach Weib und Kind auf den Lippen, zu sterben. Aber es gelingt ihnen nicht, Feuer anzuzünden; sie sind gezwungen, sich wieder mit dem Ballon zu beschäftigen, der nun mit großer Schnelligkeit hinabsinkt.

Da plötzlich, kaum 30 Meter über der Meeresfläche, bemerken sie den Wipfel einer Tanne, welcher durch den Nebel aus einer dichten Schneehülle hervortaucht. „Land! Land!“ Unmittelbar darauf stößt der Nachen in die Schneemassen; Rolier ist mit einem Sprunge hinaus, der andere aber verwickelt sich in die Ankertaue, und der Ballon, um einen

---

[1] Rah = Segelstange.

so beträchtlichen Teil seines Gewichtes erleichtert, steigt von neuem in die Höhe. Mit schneller Geistesgegenwart packt Rolier das Fangseil, und sich mit seiner ganzen Last anhängend, vermag er den Lauf des Ballons für Sekunden zu verzögern. Deschamps benutzt diese kostbaren Augenblicke. Auch er schwingt sich aus dem Nachen und stürzt von 20 bis 25 Meter Höhe hinunter in den Schnee, — sie sind gerettet! gerettet!

Wer wollte beschreiben, was sich nicht beschreiben läßt: nach der unendlichen Not das unendliche Glück der Gefährten! Sich stumm die Hände drückend, standen sie da, standen wieder auf dem Boden der mütterlichen Erde. Der Ballon freilich und die Tauben schienen verloren zu sein.

Es war am Freitag den 25. November, halb 3 Uhr Nachmittags. 15 Stunden hatten die beiden Männer in einem elenden Weidenkorbe zwischen Leben und Tod geschwebt, und nur ein Wunder hatte das Unabwendbare von ihnen abgewendet. Aber wo befanden sie sich? Wohin sollten sie ihre irren Schritte richten? Welcher Empfang wartete ihrer? Das waren die nächsten Fragen, und freilich waren dieselben nur zu geeignet, ihre dankbare Freude wiederum in die düsterste Sorge zu verkehren. Ohne Lebensmittel, ohne wärmere Kleider — denn selbst ihre Decken hatte der Ballon mit fortgeführt — in einem eisigen Klima, auf unwirtschaftlichen schneebedeckten Bergen, wo jede Spur des Lebens erloschen zu sein schien, sahen sie sich in der That nur anderen und kaum geringeren Schrecken preisgegeben. Sie versuchen von den steilen Höhen herunterzusteigen; hier über Gletscherfelder, dort an Abgründen hinuntergleitend, stürzen sie bald in tiefe Eisspalten, bald sinken sie bis an die Brust in Schneelöcher hinein. Sie forschen nach allen Seiten, sie rufen, sie horchen. Aber nirgends eine Antwort oder ein lebendes Wesen. Nur ein einziges Mal glauben sie in der Ferne eines Wolfes ansichtig geworden zu sein. Endlich, nach langen Täuschungen und Mühen, entdeckt Rolier die Spuren von Schlitten, welche sich nach Süden hinziehen; sie folgen dem glückverheißenden Zeichen und erreichen nach mehrstündiger Wanderung, während ihr Schuhwerk in Fetzen um die erstarrten und blutenden Füße hängt, eine halbverfallene Hütte, deren Eingang von Schneewänden fast völlig versperrt ist. Gerettet zum zweitenmale!

Sie werfen sich auf den Boden der Hütte nieder, sie graben sich in die schützende Schneedecke ein und versuchen zu ruhen. Aber die ungeheure Aufregung läßt sie die Wohlthat des Schlafes nur kümmerlich schmecken; auf Stunden trauriger Lethargie folgen andere eines von Fieberschauern und wilden Träumen unterbrochenen Schlummers, bis endlich der Morgen des neuen Tages die Schiffbrüchigen von ihrem Lager emportreibt.

Es war der dritte Tag nach der Abfahrt, der 26. November. Ein Nordlicht verglühte über den endlosen Schneegefilden; und vom Hunger und Frost gepeinigt, vom Fieber geschüttelt, beginnen die Fremdlinge eine zweite Wanderung. Vier Stunden haben sie sich unter unsäglichen Anstrengungen weitergeschleppt, da — es ist 11 Uhr — stoßen sie einen Freudenschrei aus. Sie erblicken eine Strohhütte, sie stürzen hinein. Die Hütte ist bewohnt und augenblicklich zwar leer, aber von den Bewohnern offenbar erst vor ganz kurzer Zeit verlassen, denn auf dem aus Feldsteinen aufgeschichteten Herde liegen noch einige glimmende Feuerbrände. Große wollene Strümpfe hängen in einem Winkel, und o des Glückes! in einem Topfe befindet sich Milch, in einem andern Kaffee. Was aber die Begierde der Hungrigen am meisten reizt, ist ein großes, mit gekochten und noch warmen Kartoffeln angefülltes Gefäß! Das sind Leckerbissen von Capua! Sie nehmen einige Kartoffeln zu sich, denn seit der Abfahrt von Paris hatten sie fast nichts genossen; ein bescheidener Eingriff in fremdes Eigentum erscheint ihnen unter solchen Umständen verzeihlich, und verzeihlich auch, wenn sie, die noch immer frierenden Glieder zu durchwärmen, die erloschene Flamme von neuem schüren.

Nach Verlauf einer halben Stunde erscheinen plötzlich die Bewohner, zwei in Pelze gehüllte Holzhauer. Sie hatten den Rauch aus ihrer Hütte aufsteigen sehen und sind eilig zurückgekehrt, um nun, starr vor Erstaunen, zwei Fremdlinge vor sich zu erblicken, die auf russische Art, die Arme gegen den Himmel erhoben, grüßen. „Partis de Paris en ballon!“ rufen Rolier und Deschamps wie aus einem Munde; aber weder diese immer wiederholten Worte, noch ihre lebendigen, beredten Erzählungen von der Meerfahrt, von der Landung u. s. w. thun irgend welche Wirkung. Tiefe Kehllaute tönen den Franzosen ebenso unverständlich entgegen, als den Eingebornen das elegante Pariser Französisch. Endlich zeichnet Rolier die Skizze eines Ballons auf ein Stück Papier, und glücklicher als Alexander Dumas, dem man, als er einst in einem Gasthofe das Bild des Champignons zeichnete, einen aufgespannten Regenschirm brachte, werden sie verstanden. Das magische Wort „Paris“ und daneben das Ballonbild entlockte den braven Bauern den Ausruf: „Ballone! Paris!“ und ihre anfängliche Bestürzung verwandelte sich bald in das eifrigste Bemühen, den hungernden und frierenden Gästen zu helfen. Endlich sollte ein glücklicher Augenblick auch noch das letzte Rätsel lösen. Als einer der Holzhauer ein Schächtelchen mit Streichhölzern hervorzieht, erblickt Rolier auf demselben das Wort „Christiania“ und nun mit einemmale wissen die beiden Gefährten, daß sie nicht in Rußland, sondern in Norwegen[1]

[1] Der Ort, wo die Reisenden niedergingen, liegt unter dem 62. Grade nördlicher Breite, im Kirchspiel Silgfjord, und heißt das Liffjeld.

gelandet sind. Nahrung, Wärme und Ruhe beleben bald wieder ihren Mut; mit aller erdenklichen Mimik machen sie den freundlichen Wirten begreiflich, daß sie nach Christiania geführt zu werden wünschen. Die wackeren Leute sind ohne Zaudern bereit, sie nach der 60 geographische Meilen weit entfernten Hauptstadt Norwegens zu geleiten, und es beginnt die dritte Wanderung der Luftschiffer, allerdings unter günstigeren Zeichen, als die früheren. Gastliche Norweger versorgen sie unterwegs mit allem Nötigen; ihre Fahrt nach Christiania, anfangs zu Schlitten bis Drammen, von da mit der Eisenbahn, ward zu einem wahren Triumphzug; denn bald hatte der Telegraph die Wundermär von den aus den Wolken gefallenen Franzosen überallhin verkündigt.

Am 28. November 1870 trafen sie in Christiania ein, wo sie aufs festlichste empfangen wurden. Nach einigen Ruhetagen ließ der französische Konsul seine Landsleute auf einem englischen Dampfer über London nach St. Malo einschiffen, und 14 Tage nach der Abfahrt von Paris kamen dieselben endlich glücklich in Tours an. Auch der Ballon nebst fünf Depeschensäcken und den sechs Brieftauben und allem andern Inhalt war bei Drammen aufgefunden und wohl geborgen worden.

Die Franzosen aber, um ihrer Dankbarkeit gegen so viele Teilnahme und Güte zuvörderst einen persönlichen Ausdruck zu geben, überließen den Ballon dem Museum von Christiania. Er hatte in 15 Stunden eine Strecke von mehr als 180 geographischen Meilen zurückgelegt.

Victor Silberer.

Weihnachtsfeier in Rom.

1.

Dein, o Weihnacht, gedenk' ich in Rom und der nächtlichen Feier
In der Basilika von Santa Maria Maggiore.
Tausende brannten von Kerzen im Prachtbau, Purpurtapeten
Deckten die Wände, der Blick wurde geblendet von Glanz.
Ganz war die Kirche gefüllt, am Eingang lagerte Landvolk
Knieend, und weiß und rot wehten die Schleier der Frau'n.
Priester, am Hochaltar vor den mächtigen Speeren der Kerzen
Waltend im Glanz des Ornats, schienen Verklärte im Licht,
Hehr und lieblich ertönte Musik, der Christenheit süße
Seelenstimme, und blau wallete Weihrauch empor.
Endlich im Baldachine der Pfauenwedel getragen
Wie von unsichtbarer Hand, leuchtend im weißen Talar,
Mit der Tiara bekrönt, hoch über der knieenden Menge
Feierlich hin durch den Dom schwebte der segnende Papst.

2.

Und nun folgte die Feier der übrigen Kirchen der Weltstadt,
Wechselnd mit Meſſ' und Gesang, Predigt und Ceremonie.

Lichthell strahlten Presepi [1], man sah in der Ferne die Landschaft
Nazareth, blaues Gebirg, Palmen in Lüften gewiegt.
Vorn lag strahlenumkränzt in der Krippe der Santo Bambino [2],
Weiß und rosig und hell schimmernd in Zindel und Gold.
Kinder, als Engel geschmückt, auf den Marmoraltar gehoben,
Predigten, knieend am Schluß nach dem Bambino gewandt.
Lebhaft waren die Straßen; das Landvolk, Männer und Weiber,
Zog in Scharen, von fern kenntlich am farbigen Putz.
In die Cafés auch traten sie ein, die Männer mit spitzen
Hüten und silbernem Schmuck, kräftig und sonnengebräunt:
Schwebten in glänzenden Schleiern, in Scharlachmiedern Albanos
Mädchen wie Feen herein, blendend durch Schönheit und Putz.
Lieblich und warm war die Nacht, vorm Madonnabild an der Ecke
Dudelsack und Schalmei spielte der Hirt vom Gebirg.
Und so währte das Fest bis früh zum dämmernden Morgen
Gleichwie ein goldener Traum, der mit dem Tage verschmilzt.

Adolf Doerr.

Handelsverkehr und Gewerbsleben der deutschen Städte im Mittelalter.

Das 10. und 11. Jahrhundert erlauben uns noch keinen deutlichen Einblick in den Handelsverkehr und das Gewerbsleben unserer Städte; nur hie und da dringt eine vereinzelte Kunde durch das dichte Dunkel der Zeitenferne hindurch, aber schon dies wenige reicht hin, uns mit Erstaunen zu erfüllen. Schon im Jahre 949 finden wir einen reichen Mainzer Kaufmann in Konstantinopel. Welche Aussichten gewährt uns diese einfache Notiz! Wir dürfen nicht nur bürgerliche Betriebsamkeit überhaupt vermuten, wir haben schon große Handelsunternehmungen vor uns und hören von Reichtum, der ja immer die Basis stolzen Aufstrebens des Bürgertums ist. Der deutsche Handel der damaligen Zeit war der Hauptsache nach Donau- und Rheinhandel. Die Metropole des Donauhandels war nicht Wien oder Passau, denn beide waren noch unbedeutend, sondern Regensburg. Von Konstantinopel, dem Hauptstapelplatze Europas, gingen die Waren des Orients durch Ungarn die Donau aufwärts bis hierher; die Regensburger Großhändler versandten sie dann weiter nach Westen und Norden. Welche Macht das bewegliche Kapital an solchen Knotenpunkten des Handels schon damals gewann, davon sind mannigfache Spuren vorhanden. Ein Kaufmann von unfreier Geburt ward des Königs Lehnsmann; am Ende seines Lebens besaß er großen Grundbesitz aufwärts und abwärts an der Donau. Ein anderer Kaufmann wird überaus reich genannt; ein Unterthan des Klosters zu St. Emmeran lebt zu Kiew in glänzenden Verhältnissen. Reichtum und lebhafter Verkehr

[1] Presepi = Krippenvorstellungen.
[2] Santo Bambino = Christkind.

wirkten wohlthätig auf die Industrie ein. In Frankreich kannte man keine prächtigeren Gewänder als die zu Regensburg gewirkten, und wir hören von Gerbern und Schustern, die sich bis zum Stande der Freiheit emporringen. Schon in der Mitte des 10. Jahrhunderts finden wir hier eine Lederbank, um welche sich der Lederverkauf bewegt. Auch Fremdenverkehr wird bemerkbar. Neben den Juden, die in ihrem eigenen Quartier zusammenwohnen, zeigen sich Griechen, sicher fehlten auch Italiener nicht. Die Rheinschiffahrt war schon vom Bodensee an nicht unbedeutend. Von Mailand und Como her brachten die Italiener ihre Erzeugnisse auf Saumrossen nach Chur, von da nach Konstanz und Rorschach. Geräumige Schiffe, mit Kajüten und allem Nützlichen und Behaglichen reichlich versehen, fuhren den Rhein hinab nach der norddeutschen Handelsmetropole Köln. Von hier aus ging der Flußhandel allmählich in den Seehandel über und nahm daher einen noch größern Aufschwung. Schon gegen Ende des 10. Jahrhunderts brachten die Kölner auf eigenen Schiffen ihre Waren nach England. Aus dem Rhein fuhren sie in die Waal, dann an Thiel vorbei über die Merwe in die offene See nach London. Nach England brachten sie Wein, Tuch, Getreide, Spezereien und Schmucksachen. Zurück brachten sie Wolle, Teer, Fettwaren, Schweine, Elendshäute, Seehund-, Zobel-, Marder- und Otterfelle und Quecksilber. Auch nach anderen Richtungen hin durchschnitten Kölner Fahrzeuge die See. Sandten doch selbst Klöster Schiffe mit Wein und Getreide nach Seeland und Norwegen. Ein außerordentlich lebhafter Verkehr fand zwischen Köln und den Niederlanden statt; die Städte Namur, Lüttich, Antwerpen, Harderwyk, Thiel, Deventer, Utrecht und Dortrecht vermittelten den Handel zwischen Niederrhein, Maas und Schelde. Was ließe sich nicht noch erzählen von dem Handel und der Schiffahrt, von dem Handwerk und der Kunst jener frühen Zeit! Nur bei dem Wichtigsten dürfen wir verweilen.

Der deutsche Handel war damals noch immer größtenteils Tauschhandel. Wie einträglich aber auch dieser war, lehrt uns folgende Nachricht. Im 11. Jahrhundert verkauften die Bremer Bier an die Friesen. Sie erhielten für eine Tonne einen fetten Ochsen. Daheim kauften sie, die Bremer, für die Haut allein abermals eine Tonne Bier, das Fleisch hatten sie also umsonst. Von solch ansehnlichem Gewinne mußte sich indes der Kaufmann manchen unwillkommenen Abzug gefallen lassen. Denn jede Stadt, durch welche hindurch oder an welcher vorbei die Waren passierten, war zugleich eine Zollstätte, und die Abgabe, welche daselbst meist in Naturalibus entrichtet werden mußte, war nicht gering. Die Kaufleute, die von der Maas herkamen, mußten an der Zollstätte zu Koblenz von jedem Schiffe einen ehernen Kessel, zwei Becken und zwei Maß Wein geben, die von Lüttich außerdem noch zwei Ziegenhäute. Die

Antwerpener zahlten daselbst eine Bockshaut, zwei Maß Wein und einen Käse, die Utrechter zwischen Fastnacht und Ostern 120 Heringe, zu anderer Zeit Salme, Aale und Wein; die von Duisburg, Neuß und Deutz Wachs und Wein u. s. w. War dieser Zoll auch immer der Ladung angepaßt und daher im einzelnen Falle erträglich, so wurde er doch durch die öftere Wiederholung drückend. Von Basel bis Utrecht passierten die Schiffe allein sieben Bischofssitze, und dazu kamen noch die dazwischenliegenden kaiserlichen Hebestätten. Die Könige und Kaiser unterschätzten zu keiner Zeit die Last, welche dem Handel durch diese Zölle auferlegt wurde; sie wußten, daß der daraus erwachsende Verlust größer war als die Wohlthat, welche durch Instandhaltung der Brücken, Fähren und Leinpfade gewährt wurde. Seit alters hatten sie daher begünstigten Städten Zollfreiheit an diesem und jenem Orte gewährt, und diese heilsamen Befreiungen fanden besonders auch unter den sächsischen Königen ihren Fortgang. Der väterlichen Fürsorge des Reichsoberhauptes ist es wesentlich mit zuzuschreiben, daß der Binnenhandel reger wurde. Die Königswege in Sachsen und Franken füllten sich mit Warenzügen, und besonders die Sachsen, die früher so kriegerisch, so städtefeindlich gewesen waren, fingen an, Geschmack an Handel und Gewerbe zu finden. So erfreulich dies alles ist, über eines dürfen wir uns nicht täuschen: alle industriellen Bestrebungen jener Zeit sind immer nur Anfänge, nichts weiter. Kern und Mittelpunkt des gesamten deutschen Lebens, auch des städtischen, ist noch immer der Grundbesitz. Nur wer eigenen Grund und Boden hat, ist wahrhaft frei, darf Anspruch erheben auf rechtlichen Schutz und nimmt teil an den öffentlichen Angelegenheiten; alle übrigen sind unfrei, abhängig, leben in Unsicherheit und Unmündigkeit. Freilich die Besitzverhältnisse haben sich sehr verwickelt. Vom Allod (Stammgut) des edlen Grafen bis zum Zinshäuschen des armen Taglöhners ist eine lange Stufenfolge freier Anteile und belasteten Lehengutes, aber mit schreiender Deutlichkeit drängt sich überall der Satz hervor: nur der freie Grund macht den Mann. In dem ganzen Zeitraume des 10. und 11. Jahrhunderts, ja noch im 12. und 13. wird der Standesname **Bürger** (cives, seit dem 12. Jahrhundert auch burgenses) nur den freien Grundbesitzern zu teil. Ihre Ehren und Rechte teilen sie allein mit den Ministerialen. Die Handwerker und kleineren Kaufleute, die nicht Grundbesitz haben, gehören noch nicht zur Bürgerschaft.

Franz Pfalz.

Hoffnung.

Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Geberden,
Und streut er Eis und Schnee umher,
Es muß doch Frühling werden.

Und drängen die Nebel noch so dicht
Sich vor den Blick der Sonne,
Sie wecket doch mit ihrem Licht
Einmal die Welt zur Wonne.

Blast nur, ihr Stürme, blast mit Macht!
Mir soll darob nicht bangen.
Auf leisen Sohlen über Nacht
Kommt doch der Lenz gegangen.

Da wacht die Erde grünend auf,
Weiß nicht, wie ihr geschehen,
Und lacht in den sonnigen Himmel hinauf
Und möchte vor Lust vergehen.

Sie flicht sich blühende Kränze ins Haar
Und schmückt sich mit Rosen und Ähren,
Und läßt die Brünnlein rieseln klar,
Als wären es Freudenzähren.

Drum still! Und wie es frieren mag,
O Herz, gieb dich zufrieden, —
Es ist ein großer Maientag
Der ganzen Welt beschieden!

Und wenn dir oft auch bangt und graut,
Als sei die Höll' auf Erden,
Nur unverzagt auf Gott vertraut!
Es muß doch Frühling werden.

Emanuel Geibel.

Karls IV. Kaiserkrönung.

Nie war ein künftiger Kaiser mit glänzenderem Gefolge in Rom erschienen als Karl IV., welchen seine erst sechzehnjährige anmutige Gemahlin Anna von Schweidnitz begleitete. Von allen Seiten waren Herren und Ritter zu dem Römerzuge herbeigeeilt, der diesmal nur ein Festzug sein sollte. 15 000 Ritter und Reisige, zu zwei Dritteilen Italiener, die übrigen Deutsche und Böhmen, verherrlichten die Heerfahrt, alle, wie der florentinische Chronist schreibt, gut beritten und mit schönen, aber nicht für den Kampf berechneten Rüstungen und Waffen. Man sah die Herzoge von Bayern, von Braunschweig, von Troppau, von Teschen, von Falkenberg, die Burggrafen von Nürnberg und Magdeburg, die Grafen von Schwarzenberg und Öttingen, namentlich aber zahlreiche Prälaten, von denen mehrere ihre eignen Banner führten, den Erzbischof von Prag, den Patriarchen von Aquileja, die Bischöfe von Augsburg, Olmütz, Speier, Leitomyßl, Zengg, zahlreiche vornehme Hof- und Reichsbeamte. Nach einer Menge Förmlichkeiten, deren durch Dokumente beglaubigte Einzelheiten recht an den Tag legen, welches geschraubte Verhältnis selbst gegenüber einem von dem Willen des Papsttums ganz abhängigen Kaiser zwischen

diesem und der Kurie obwaltete, hatte Innocenz VI. dem Kardinalbischof von Ostia Pierre de Colombier, vormaligen Bischof von Arras, die Vertretung bei der Krönung übertragen. In Pisa war der Kardinal zum Könige gestoßen, mit ihm gen Rom zu ziehen. Bevor sie aber die gedachte Stadt verließen, fand im Dome eine Feierlichkeit statt, welche namentlich auf Karls deutsche Begleiter Eindruck zu machen nicht verfehlt haben kann. Am 22. März las der Kardinallegat eine feierliche Messe zum Gedächtnis Kaiser Heinrichs VII., dessen sterbliche Reste im Chor der schönen Kirche ruhten. Der General des Predigerordens hielt eine Rede zum Lobe des Verstorbenen, dessen Grab über 20 deutsche und italienische Prälaten in Pontifikalkleidung betend umstanden. Von Pisa aus ging sodann der bei Karl befindliche römische Bürger Lello de' Coseci, welchen der König zu seinem Rat und Hofmann ernannt hatte, mit einem Schreiben desselben, worin er den städtischen Behörden seine bevorstehende Ankunft anzeigte, nach Rom ab.

Unmittelbar darauf, am Sonntage der Passionswoche, brachen der König und der Kardinal, jener über Volterra, dieser durch das Elsathal nach Siena auf, während der Bischof von Augsburg Markward von Randeck, als Statthalter für Toscana in Pisa zurückblieb. Von der parteizerrissenen Stadt gerufen, änderte Karl in Siena die Regierung und ließ den Erzbischof von Prag, Arnest von Pardubitz, als Statthalter zurück, mit ihm Giovanni di Vico als Podestà und die Tarlati von Arezzo und andere Herren nebst einer guten Schar Bewaffneter. Am 28. März erfolgte der Aufbruch von Siena. Über San Quirico, Radicofani, Acquapendente, Bolsena ging der Zug nicht immer bequem, sagt der im Gefolge des Kardinals von Ostia befindliche Berichterstatter, so daß man, wie es verständigen Leuten ziemt, Not zur Tugend machte. In Fuligno war Albornoz von des Königs Ankunft in Siena benachrichtigt worden. Dieser hatte ihn eingeladen, der Krönung beizuwohnen; eine Einladung, welcher der Legat ebensowenig Folge leistete, wie der am 10. Februar ihm erteilten päpstlichen Anweisung, sich, falls seine übrigen Geschäfte es gestatteten, nach Rom zu begeben, um im Verein mit dem Kardinal Salbung und Krönung zu vollziehen. Der Papst hatte ihm zugleich anbefohlen, alles für die ungestörte Romfahrt Nötige anzuordnen: diesem Auftrag genügte er, soviel an ihm lag. Wie es aber im Kirchenstaate stand, zeigt der Umstand, daß Viterbo vor dem Könige die Thore schloß; der päpstliche Rektor im Patrimonium weigerte sich, ihn einzulassen, weil er in der unruhigen Stadt Begünstigung der ghibellinischen Faction befürchtete. Während somit der Kardinal von Ostia allein in Viterbo aufgenommen ward, mußten der König und die Seinigen um die Mauern und über Vico nach Sutri ziehen, wo sie am 1. April eintrafen. Am folgenden Morgen wurde

Cesano, ein dem Grafen von Anguillara gehörender Ort in öder Gegend an der Via Cassia, erreicht, wo das Mittagsmahl stattfand. Dann stiegen alle zu Pferde und ritten rasch auf Rom zu. Bei der Kirche der Maddalena, eine Miglie von der Stadt, erwarteten die Repräsentanten der römischen Bürgerschaft den König, aber dieser, der den feierlichen Einzug noch nicht halten wollte, hatte die Heerstraße verlassen. Während der Kardinal durch Porta Viridaria einzog, ritt Karl den Monte Mario hinan, wo ganz Rom vor seinen Blicken ausgebreitet lag, traf unbemerkt durch Porta Pertusa in der Leostadt ein, stieg in der Wohnung der Stiftsherren von St. Peter ab, wo einer derselben, Benedetto Orsini, ihn aufnahm. Gegen Mitternacht stand er auf und trat in die nahe Kirche, wo der Kardinal ihm die Veronika zeigte. Auch die beiden nächsten Tage waren frommen Übungen gewidmet. Den 3. April, den Karfreitag, brachte der König fastend und betend in St. Paul zu. Er ging zu Fuße des heiligen Tages wegen. Am Abende besuchte er den Lateran und S. Maria Maggiore, in beiden Kirchen die Reliquien verehrend, ging dann nach S. Prassede, wo die Säule der Geißlung steht, und übernachtete in dem Kloster. Am nächsten Morgen begab er sich nach den übrigen heiligen Stätten, verehrte in S. Silvestro das Haupt des Täufers und kehrte endlich in die Leostadt zurück, wo er den päpstlichen Palast bezog und, nachdem er Speise zu sich genommen und geruht, alle empfing, die ihn zu sehen wünschten. Hier erschien die Gesandtschaft des römischen Volkes. An der Spitze standen die beiden Senatoren, Niccolo Orsini und Giovanni di Sant' Eustachio, mit den Syndiken, dem aus 63 Mitgliedern bestehenden Rat, den 13 Buonuomini und den Vorstehern der Zünfte. Lello de Coseci hielt die Anrede. In seiner Antwort bewilligte der König, was von ihm verlangt ward, sagte seine Unterstützung zu, dasjenige zu erlangen, was die Stadt von der Kurie wünschte. Ohne Zweifel bezog sich dies auf die stets in Antrag gestellte Rückkehr des Papstes.

So war Ostern, der 5. April, der Krönungstag, herangekommen. In erster Morgenfrühe ließ der König, früherer gewaltsamer Aufläufe eingedenk, die Engelsbrücke und verschiedene Punkte der Leostadt durch seine Reisigen besetzen, zog dann mit ansehnlichem Gefolge hinaus zur Kirche der Maddalena. Beim Sonnenaufgang bliesen die Trompeten, und Karl, in feurig rotem Gewande, ritt langsam auf die Stadt zu. Bei einer kleinen Brücke standen die Syndiken und der Kanzler der Stadt, Niccolò di Montenero, vor denen der König auf das ihm vorgehaltene Evangelienbuch den Eid leistete, Rechte und Freiheiten, Frieden und Sicherheit den Senatoren und dem Volke zu erhalten. Schon drängte sich auf allen Seiten die Menge heran, als der Zug Porta di Castello erreichte.

Am Thore schlug der König die Neffen des Kardinals von Ostia zu Rittern, dann empfingen ihn die Bevollmächtigten der Stadt und das jubelnde Volk. Das Gedränge war so groß, daß man nur mit Mühe durch die Straßen vorwärts gelangte, während rechts und links Karl den Ritterschlag erteilte. Auf dem Platz vor der Basilika, der Cortina, wo es von Bewaffneten und Volk wogte und mancher im Gewühl zu Schaden kam, standen die beiden Senatoren, welche, der eine rechts, der andere links, des Königs Roß bis an die Stufen führten, wo auch er abstieg und mit jenen und den übrigen Stadtbeamten, mit den Herzogen, Markgrafen, Grafen und Baronen sich zur Kirche begab. Oben auf den Stufen empfing der Kardinal in Pontifikalkleidung, von dem Klerus umgeben, mit einer Umarmung den König, der ihm als dem Stellvertreter des Papstes Gold überreichte. Dann traten beide, der König zur Rechten, in die Kirche S. Maria in Turri, vor deren Altar Karl den Krönungseid ablegte und von den Stiftsherren als einer der Ihrigen empfangen ward. Nun begaben sich beide in das Innere der Basilika. Der Jubelruf der versammelten Menge, sagt der Berichterstatter, ertönte so laut, daß man Donnerschläge nicht vernommen haben würde. Darf man dem Florentiner Chronisten Glauben beimessen, so hatte der König eine solche Anordnung getroffen, daß seine das Mittelschiff füllenden Ritter ihn sogleich umgaben, so daß niemand vom Volke etwas von der Ceremonie sah. Diese erfolgte nach gewohntem Ritus. Vor dem Altar des heiligen Mauritius wurden König und Königin gesalbt, dann stiegen sie zur Haupttribüne hinan, wo jener zur Rechten, diese zur Linken Platz nahmen, während der Kardinal den päpstlichen Marmorstuhl einnahm und das Meßgewand anlegte, König und Königin aber mit den kaiserlichen Gewändern bekleidet wurden. Nun begann das Hochamt, dann folgten beider Segnung und Krönung, endlich die Kommunion. Auch in der Kirche fuhr Karl den Ritterschlag zu erteilen fort. Nach der Krönungsmesse kehrten Kaiser und Kaiserin auf den Platz an den Stufen der Basilika zurück, wo der Kardinal sich von ihnen verabschiedete, worauf sie hinuntergehend unter dem Jubelruf des Volkes weiße Zelter bestiegen. Vornehme Bürger führten die Pferde, hielten die Steigbügel, trugen den Thronhimmel; kaum war vorwärts zu kommen, während kaiserliche und römische Beamte Geld unter die Menge warfen und Zahllose sich zum Fußkuß herandrängten. Mittag war vorüber, ehe man den Lateran erreichte. Erst ging der Zug in die Basilika, dann in die Kapelle Sancta Sanctorum, worauf das Festmahl stattfand. Bevor Karl jedoch zu demselben niedersaß, erteilte er den Herren aus dem Hause Colonna vor dem Hochaltar den Ritterschlag. Noch war das Gastmahl nicht vorüber, so mußte der Kaiser aufstehen, denn die Nacht war da und er hatte

versprochen, sie nicht in Rom zuzubringen! So ritt er nach S. Lorenzo fuori le Mura, wo er nach der Verehrung der Reliquien im Kloster übernachtete.

Alfred Reumont.

Die Sonne sank.

Die Sonne sank, der Abend naht
Und stiller wird's auf Straß' und Pfad,
Und süßer Friede, Ruh und Rast
Folgt auf des Tages Sorg' und Last.

Es schweigt der Wald, es schweigt das Thal:
Die Vögel schlafen allzumal,
Sogar die Blume nicket ein
Und schlummert bis zum Tag hinein.

Schon rieselt nieder kühler Tau
Auf Halm und Blatt in Feld und Au',
Im Laube spielet frische Luft,
Und Blüt' und Blume spendet Duft.

Der Abendstern mit güldnem Schein
Blickt in die stille Welt hinein,
Als rief er jedem Herzen zu:
Sei still, sei still und schlaf auch du!

Aug. Heinr. Hoffmann von Fallersleben.

Fahrt durch die Eifel.

Längst hatte ich mich nach dem ehrwürdigen Trier gesehnt; von Koblenz aus wurde denn ein Abstecher hierher beschlossen. Man kann den Weg auf der Mosel oder auf der Poststraße, die am linken Moselufer durchs Gebirge führt, zurücklegen; ich wählte den Eilwagen. Zuerst ging es durch herrliche Feldungen und fruchtbeladene Gärten nach dem bedeutenden Dorfe Metternich, das dem bekannten Hause ursprünglich den Namen gab. Allmählich verliert der Boden den südlich üppigen Charakter, der die Moselgegenden auszeichnet, und nimmt mehr den der Berg- und Waldnatur an. Wir befinden uns in der Eifel, deren ganze südwestliche Abdachung von der Straße durchkreuzt wird. Es ist dies ein weitgedehntes Gebirge, das sich vom Niederrhein herauf zwischen dem linken Rheinufer und der Mosel ausbreitet. Ein eigentliches System von Verzweigung läßt sich darin nicht entdecken, es ist vielmehr ein launiges Labyrinth von Erhöhungen und Kesseln, Hochebenen und gewundenen, tief eingerissenen Thälern, durch die mehrere Bäche der Mosel zuströmen. Zur Unterhaltung würde niemand dies Gebirge besuchen, denn an großartigen Scenerieen u. dgl. ist bei der geringen Höhe (wenig über 2000 Fuß) nicht zu denken; aber dankbar nimmt man den belehrenden Eindruck auf

der Durchreise mit. Der Schiefer und Basalt, aus dem es großenteils besteht, liegt nirgends nackt zu Tage, sondern ist überall mehr oder minder mit Vegetation bekleidet, liegt aber oft so wenig tief, daß die Straße, die nicht tief gegraben ist, oft auf plattem Felsen geht. Der Boden ist, wenigstens auf dieser Seite, großenteils zum Ackerbau tauglich und man trifft große Strecken bebauter Felder, die besonders viel Kartoffeln, Rüben, Sommerhülsenfrüchte, darunter auch den bei uns (in Tirol) nicht gewöhnlichen Reps erzeugen. Fruchtbäume werden gegen die Höhen zu spärlicher, fehlen aber kaum irgendwo ganz, soweit Felder gebaut werden. Alles macht jedoch mehr den Eindruck der Ärmlichkeit, darum ist dies Gebirge auch dünn bewohnt und man begegnet nur wenigen Ortschaften. Diese Eifeldörfer anzusehen war mir besonders interessant, denn obwohl Gebirgsdörfer, haben sie von den unsern doch ein sehr verschiedenes Aussehen. Meistens sind es kleine Häuschen, mit Stroh gedeckt und dicht mit Moos bewachsen, hie und da durch mächtige Eichen oder Buchen beschattet. Die Armut der Bewohner glaubt man aufs Wort, sie ist aber weiter gegen Norden zu noch weit größer. Daneben enthält dies Gebirge aber trefflichen Waldgrund, die schönsten Eichen- und Buchenwälder ziehen sich an der Straße fort und sie sahen heute, vom Regen tropfend und von Nebeln durchzogen, besonders ernsthaft drein. Nadelholz sah ich wohl hie und da künstlich angepflanzt und gut gedeihen, aber es scheint, daß es bisher von selbst nicht auf diesem Boden wuchs. Über Wald und Feld endlich erheben sich dort und da nur spärlich bewachsene Halden und dehnen sich weite Heiden aus, über die ein rauher Wind pfeift, daß uns am 15. August wohlverpackt im Postwagen fror und manche Passagiere an den Stationen nach Schnaps riefen. Hier sah ich dort und da kleine Herden Schafe weiden und wenige Rinder — auch großer Viehreichtum ist hier wohl nicht zu Hause. Es sieht hier alles spät aus; Blumen, die unten längst Samen getragen, standen hier noch halberfroren in Blüte; Lerchen, die unten längst schweigen, verkünden hier oben noch das bißchen Frühling. Das Wunderlichste ist der Zug der Straße durch dies Labyrinth. Bald geht es steil bergauf, bald senkt es sich jäh bergab, bald streicht es oben an der Stirne der Köpfe fort, bald in einem tiefen Thal, nun giebt es eine rasche Wendung, die sogleich wieder rechtsum macht. Schade, daß der Horizont nicht frei war, es hätte gewiß von manchem hohen Punkte weite Aussichten gegeben. So mußte der Blick auf das zunächst Umgebende, vorzüglich in die tiefen Thäler mit ihrem Buschwerk, ihren Bächen und den seltsamen Windungen, genügen. Von Dörfern ist am ansprechendsten Ploch, das eine schöne neugebaute Kirche im edlen romanischen Stile hat. Nicht weit links von der Straße liegt das Städtchen Münstermaifeld, angeblich der Geburtsort des Caligula.

Unterhalb der dritten Poststation Lützerath kreuzt die Straße die berühmte Lützerather Kehr, d. h. ein Thal mit den seltsamsten Windungen. An einem Punkte neben der Straße sieht man die hier durchfließende Üs (oder Ißs) in sieben verschiedenen, ja entgegengesetzten Richtungen. Beim Städtchen Wittlich wird die Gegend weiter und erfreulicher, zugleich hob sich die Wolkendecke und ließ die Berge frei. Hier beginnt der Wein- und Tabaksbau, und die Obstbäume sind wegen ihrer Fülle gestützt. Die mehreren Ortschaften, denen man begegnet, sind nicht so übel gebaut, aber schmutzig. Die Sonne begrüßte uns noch mit einem Scheideblick und allmählich hellte sich der Himmel zu einem schönen kühlen Sommerabend auf. Bei Schweich wurde Roß und Mann über die Mosel gefahren und nun ging es am rechten Ufer lustig weiter. Allmählich ward es dämmerig, stille floß die Mosel unten, jenseits her machten die Hochöfen ein paar feurige Augen aus dem Wald, hier blickte der Mond mit uns springend und verschwindend durch die Bäume und um 9 Uhr war Trier erreicht. Die Fahrt hatte 14 Stunden gedauert.

Alois Meßmer.

Der Sänger im Palast.

Ein Sänger tritt, die Harf im Arme,
Durch das Gewühl des Volks hervor
Und drängt sich aus dem lauten Schwarme
In des Palastes Säulenthor.

Gehöhlt und bleich sind seine Wangen,
Sein Haar durchschlingt ein grüner Kranz,
Sein grau Gewand mit schwarzen Spangen
Paßt seltsam auf des Hauses Glanz.

Der Höfling, wie der Edelknabe,
Mißt scheel die klägliche Gestalt,
Die wie ein Geist, entrückt dem Grabe,
Durch die geschmückten Gänge wallt.

Der Schalksnarr ruft mit kind'scher Posse:
„Ei seht, da kommt Gevatter Tod!
Kein Herz schlägt morgen in dem Schlosse,
Und keine Wang' ist morgen rot!“

Den Sänger macht der Spott nicht wirre,
Er lächelt nur ein einzig Mal
Und schreitet fort, und wird nicht irre,
Die Treppen aufwärts in den Saal.

Dort sitzt der König ernst im Throne
In dunkel purpurnem Gewand,
Auf stolzem Haupt die goldne Krone,
Das blanke Schlachtschwert in der Hand.

Vor ihm gebückt in schweren Banden,
Ein Mann, dem Qual im Antlitz liegt,
Einst Herrscher von gewalt'gen Landen,
Jetzt von des Königs Arm besiegt.

Und rings umher im weiten Kreise
Der Rät' und Richter hohe Schar!
Der Hofmann, Ritter und der Weise
Im Goldwamms, Panzer und Talar.

Da tritt mit sichrem, mut'gem Gange
Der schlichte Sänger vor den Thron:
„Herr, wollest horchen meinem Sange
Und meiner guten Harfe Ton!"

Der König drauf mit finsterm Blicke,
Der flammend schießt nach seinem Feind:
„Ja, singe mir von Falsch und Tücke,
Von Allem, was das Herz versteint.

„Denn eben will ich schwer mich rächen
An dem, der mir mein Land zerstört,
Ein hartes Urteil will ich sprechen,
So hart, wie's nie die Welt gehört."

Der Sänger zu dem König wieder:
„Herr, gern erring' ich deine Gunst,
Doch kenn' ich keine harten Lieder,
Der Sang ist eine milde Kunst.

„Auch sing' ich nicht vor dieser Menge,
Mein Lied gehört für dich allein;
Entfliehen lass' uns dem Gedränge,
Dann mag ich gern dir willig sein."

Da hebt der König sich vom Throne,
Er öffnet leis ein still Gemach,
Er winkt dem schlichten Liedersohne,
Der folgt ihm rasch und freudig nach.

„Was gönnt der Herr so hohe Rechte
Dem überkecken Liedermann,
Der nie das Schwert hob im Gefechte,
Der nie im ernsten Rate sann?

„Gilt mehr ein Lied, als ein Gerichte,
Der Harfner mehr ihm als der Rat;
Nun dann, so wähl' er solche Wichte
Und bleibe ohne Rat und That."

So murrt's die Reihen auf und nieder,
Der Saal erdröhnt von dem Gebraus;
Da öffnet sich die Thüre wieder:
Der König tritt bewegt heraus.

Zu seinem Feind mit nassen Blicken
Tritt er in stiller Heiterkeit,
Er löst die Hände ihm vom Rücken,
Die von den Fesseln er befreit.

„Zieh heim!“ so ruft er, „zieh in Frieden,
Und denk an dieses Mannes Sang!
Und geht's dir einst noch wohl hienieden,
So denk an dieser Harfe Klang.“

Dann bricht er aus der goldnen Krone
Die größte Perle flugs heraus:
„Nimm hin, o Sänger, dies zum Lohne,
Und kehr einst wieder in mein Haus.

„Die Perle sei ein Bild der Thräne,
Der Thräne, die mir heut' entfloß,
Als sich der Wohllaut deiner Töne
So lindernd mir ins Herz ergoß.“

Und zu des milden Königs Füßen
Stürzt dankend der befreite Feind,
Der Sänger neigt mit freud'gem Grüßen
Sich vor dem König, geht und weint.

Und staunend seh'n ihn Alle scheiden
Und blicken ihm voll Ehrfurcht nach,
Der Höfling selbst muß ihn beneiden,
Der so den Sinn des Königs brach.

Der Schalksnarr kann nun nimmer scherzen,
Er beugt sich vor der Gramgestalt,
Er steht mit reuerfülltem Herzen
Und ehrt des Liedes Hochgewalt.

Der Sänger aber eilt von hinnen,
Schon steht er wieder vor dem Haus,
Mit seiner Perl' und frohen Sinnen
Zieht er ins weite Land hinaus.

Karl Egon von Ebert.

Brautwerbung und Hochzeitsgebräuche im Münsterlande.

An den Eheschlüssen hat frühere Neigung nur selten teil, Verwandte und achtbare Freunde empfehlen ihre Lieblinge einander und das Fürwort des Geachtetsten giebt in der Regel den Ausschlag, — so kommt es, daß manches Ehepaar sich vor der Kopulation kaum einmal gesehen hat. — Daß unter diesen Umständen die möglichst große Anzahl der Anträge noch ehrenvoller und für den Ruf entscheidender ist als anderwärts, begreift sich, und wir selbst wohnten der Trauung eines wahren Kleinodes von Brautpaaren bei, wo der Bräutigam unter achtundzwanzig, die Braut unter zweiunddreißig gewählt hatte. Trotz der vorläufigen Ver-

handlungen ist jedoch selbst der Glänzendste hier seines Erfolgs nicht sicher, da die Ehrbarkeit ein bestimmtes Eingehen auf die Anträge des Brautwerbers verbietet, und jetzt beginnt die Aufgabe des Freiers. — Er tritt an einem Nachmittag in das Haus der Gesuchten, und zwar jedesmal unter dem Vorwande, seine Pfeife anzuzünden, — die Hausfrau setzt ihm einen Stuhl und scharrt schweigend die Glut auf, dann knüpft sie ein gleichgültiges Gespräch an vom Wetter, den Kornfrüchten ꝛc. und nimmt unterdessen eine Pfanne vom Gesimse, die sie sorgfältig scheuert und über die Kohlen hängt. — Jetzt ist der entscheidende Augenblick gekommen. — Sieht der Freier die Vorbereitungen zu einem Pfannenkuchen, so zieht er seine dicke, silberne Uhr hervor und behauptet, sich nicht länger aufhalten zu können; werden aber Speckschnitzel und Eier in die Pfanne gelegt, so rückt er kühnlich mit seinem Antrage heraus, die jungen Leute wechseln „die Treue", nämlich ein paar alter Schaumünzen, und der Handel ist geschlossen.

Einige Tage vor der Hochzeit macht der Gastbitter mit ellenlangem Spruche seine Runde, oft meilenweit, da hier, wie bei den Schotten, das verwandte Blut bis in das entfernteste Glied, und bis zum Ärmsten hinab, geachtet wird. Nächst diesem dürfen vor allem die sogenannten Nachbarn nicht übergangen werden, drei oder vier Familien nämlich, die vielleicht eine halbe Meile entfernt wohnen, aber in uralten Gemeinderegistern, aus den Zeiten einer noch viel sparsamern Bevölkerung, als „Nachbarn" verzeichnet stehen und, gleich Prinzen vom Geblüte vor den nähern Seitenverbindungen, so auch ihre Rechte und Verpflichtungen vor den vielleicht erst seit ein paarhundert Jahren Näherwohnenden wahren. Am Tage vor der Hochzeit findet der „Gabenabend" statt, eine freundliche Sitte, um den jungen Anfängern über die schwerste Zeit wegzuhelfen. Abends, wenn es schon stark dämmert, tritt eine Magd nach der andern ins Haus, setzt mit den Worten: „Gruß von unserer Frau", einen mit weißem Tuche verdeckten Korb auf den Tisch und entfernt sich sofort; dieser enthält die Gabe: Eier, Butter, Geflügel, Schinken — je nach den Kräften eines jeden — und die Geschenke fallen oft, wenn das Brautpaar unbemittelt ist, so reichlich aus, daß dieses um den nächsten Wintervorrat nicht sorgen darf. Eine liebenswürdige, das Volk bezeichnende Höflichkeit des Herzens verbietet die Überbringung der Gabe durch ein Familienmitglied; wer keine Magd hat, schickt ein fremdes Kind. Am Hochzeitsmorgen, etwa um acht, besteigt die Braut den mit einer weißen goldflunkernden Fahne geschmückten Wagen, der ihre Ausstattung enthält; sie sitzt allein zwischen ihren Schätzen, im besten Staate, aber ohne besonderes Abzeichen, und weint aufs jämmerlichste; auch die auf dem folgenden Wagen gruppierten Brautjungfern und Nachbarinnen

beobachten eine ernste, verschämte Haltung, während die auf dicken Ackergäulen nebenher trollenden Bursche durch Hutschwenken und hier und dort ein schwerfälliges Juchhei ihre Lustigkeit auszudrücken suchen, und zuweilen eine alte, blindgeladene Flinte knallen lassen. Erst vor der Pfarrkirche findet sich der Bräutigam mit seinem Gefolge ein, besteigt aber nach der Trauung nicht den Wagen der Braut, sondern trabt als einziger Fußgänger nebenher, bis zur Thüre seines Hauses, wo die junge Frau von der Schwiegermutter empfangen und mit einem: „Gott segne deinen Aus- und Eingang" feierlich über die Schwelle geleitet wird. Lebt die Mutter nicht mehr, so vertritt der Pfarrer ihre Stelle, oder, wenn er zufällig gegenwärtig ist, der Gutsherr, was für eine sehr glückliche Vorbedeutung gehalten wird, die den Neuvermählten und ihren Nachkommen den ungestörten Genuß des Hofes sichert, nach dem Spruche: „Wen die Herrschaft einleitet, den leitet sie nicht wieder hinaus." Während dieser Ceremonie schlüpft der Bräutigam in seine Kammer und erscheint alsbald im Kamisol, Zipfelmütze und Küchenschürze. In diesem Aufzuge muß er an seinem Ehrentage den Gästen aufwarten, nimmt auch keinen Teil am Hochzeitsmahle, sondern steht, mit dem Teller unterm Arme, hinter der Braut, die ihrerseits keinen Finger rührt und sich wie eine Prinzessin bedienen läßt. Nach Tische beginnen auf der Tenne die althergebrachten Tänze: „der halbe Mond", „der Schustertanz", „hinten im Garten" — manche mit den anmutigsten Verschlingungen. Das Orchester besteht aus einer oder zwei Geigen und einer invaliden Baßgeige, die der Schweinehirt oder Pferdeknecht aus dem Stegreif streicht. Ist das Publikum sehr musikliebend, so kommen noch wohl ein paar Topfdeckel hinzu und eine Kornschwinge, die abwechselnd von den Gästen mit einem Spane aus Leibeskräften wider den Strich gekratzt wird. Nimmt man hierzu das Gebrüll und Kettengeklirr des Viehes, das erschrocken an seinen Ständen stampft, so wird man zugeben, daß die unerschütterliche Gravität der Tänzer mindestens nicht dem Mangel an aufregendem Geräusche zuzuschreiben ist. Hier und dort läßt wohl ein Bursche ein Juchhei los, was aber so einsam klingt, wie ein Eulenschrei in einer Sturmnacht. Bier wird mäßig getrunken, Branntwein noch mäßiger, aber siedender Kaffee „zur Abkühlung" in ganzen Strömen, und mindestens sieben blanke Zinnkessel sind in steter Bewegung. Zwischen den Tänzen verschwindet die Braut von Zeit zu Zeit und kehrt allemal in einem andern Anzuge zurück, soviel ihr derer zu Gebote stehen, vom Traustaate an bis zum gewöhnlichen Sonntagsputze, in dem sie sich noch stattlich genug ausnimmt, in der damastenen Kappe mit breiter Goldtresse, dem schweren Seidenhalstuche und einem so imposanten Körperumfange, als ihn mindestens vier Tuchröcke übereinander hervorbringen

können. Sobald die Hängeuhr in der Küche Mitternacht geschlagen hat, sieht man die Frauen sich von ihren Bänken erheben und miteinander flüstern; gleichzeitig drängt sich das junge Volk zusammen, nimmt die Braut in seine Mitte und beginnt einen äußerst künstlichen Schneckentanz, dessen Zweck ist, in raschem Durcheinanderwimmeln immer eine vierfache Mauer um die Braut zu erhalten, denn jetzt gilt's den Kampf zwischen Ehe und Jungfrauschaft. Sowie die Frauen anrücken, wird der Tanz lebhafter, die Verschlingungen bunter, die Frauen suchen von allen Seiten in den Kreis zu dringen, die Junggesellen durch verschobene Paare sie wegzudrängen; die Parteien erhitzen sich, immer rascher wirbelt die Musik, immer enger zieht sich die Spirallinie, Arme und Kniee werden zu Hilfe genommen, die Bursche glühen wie Öfen, die ehrwürdigen Matronen triefen von Schweiß, und man hat Beispiele, daß die Sonne über dem unentschiedenen Kampfe aufgegangen ist; endlich hat eine Veteranin, die schon einige und zwanzig Bräute in den Ehestand gezerrt hat, ihre Beute gepackt: plötzlich verstummt die Musik, der Kreis stäubt auseinander und alles strömt den Siegerinnen und der weinenden Braut nach, die jetzt zum letztenmale umgekleidet und mit Anlegung der fraulichen Stirnbinde symbolisch von ihrem Mädchentum geschieden wird, ein Ehrendienst, was den (sogenannten) Nachbarinnen zusteht, dem sich aber jede anwesende Ehefrau, die Gattin des Gutsherrn nicht ausgenommen, durch irgend eine kleine Dienstleistung, Darreichung einer Nadel oder eines Bandes, anschließt. Dann erscheint die Braut noch einmal in reinlicher Hauskleidung und Hemdärmeln, gleichsam eine bezwungene und fortan zum Dienen willige Brunhildis, greift aber dennoch nach ihres Mannes bereitliegendem Hute und setzt ihn auf; die Frauen thun desgleichen, und zwar jede den Hut ihres eigenen Mannes, den er ihr selbst ehrerbietig reicht, und eine stattliche Frauenmenuett beschließt die Feier und giebt zugleich die Vorbedeutung eines ehrenhaften, fleißigen, friedlichen Ehestandes, in dem die Frau aber nie vergißt, daß sie am Hochzeitstage ihres Mannes Hut getragen. Noch bleibt den Gästen, bevor sie sich zerstreuen, eine seltsame Aufgabe, — der Bräutigam ist nämlich während der Menuette unsichtbar geworden, — er hat sich versteckt, offenbar aus Furcht vor der behuteten Braut, und das ganze Haus wird umgekehrt, ihn zu suchen; man schaut in und unter die Betten, raschelt im Stroh und Heu umher, durchstöbert sogar den Garten, bis endlich jemand in einem Winkel von altem Gerümpel die Quaste seiner Zipfelmütze oder ein Endchen der Küchenschürze entdeckt, wo er dann sofort gefaßt, und mit gleicher Gewalt und viel weniger Anstand als seine schöne Hälfte der Brautkammer zugeschleppt wird.

Annette Freie von Droste-Hülshoff.

Ein Samariter.

Ist noch ein Rest von Lieb' in dir,
O geize nicht und gieb ihn her;
Die reiche, menschenvolle Welt
Ist ja der Liebe gar so leer.

Auf Märkten biete sie nicht feil
Und in Paläste trag sie nicht;
Doch tritt dereinst an deinen Weg
Ein still verhärmtes Angesicht,

Dem sprich: Bedarfst du meines Öls?
Zeig deine Wunde; hier mein Krug! —
Und in der Herberg' pfleg' ich dein,
Wenn diese Gabe nicht genug.

Ob Dank, ob Undank dir vergilt: —
Du ziehe stillen Gangs davon;
Daß du ein Menschenleid gestillt,
Das sei dein Dank, das nimm als Lohn.

Und was dein Krüglein noch enthält
An Liebe, senk es nicht ins Meer;
Die reiche, menschenvolle Welt
Ist ja der Liebe gar so leer.

Georg Scheurlin.

Monte Cassino.

Wandert man von Gaeta in gerader Linie durch die Halbinsel zum Adriatischen Meere, so stößt man schon nach einigen Stunden auf den altehrwürdigen Festungsberg der Wissenschaft, auf Monte Cassino. Wer hat nicht schon öfter, wenn er den Bildungsgang der europäischen Völker überschaute, den Benediktinern gedankt, diesen großen Kolonisten in rohen Ländern, den Waldsiedlern, Städtegründern, Völkerlehrern! St. Gallen, Reichenau, Weißenburg, Fulda, Hersfeld, Corvey und wie viele andere Benediktiner-Hochschulen bloß in Deutschland, — eine lange strahlende Kette im langen Dunkel vom siebenten bis zwölften Jahrhundert. Hier aber, auf Monte Cassino, wurde der erste Baum gepflanzt, dessen Samen und Ableger sich durch alle europäischen Länder verbreiteten, überall Wurzel schlugen, überall reiche Früchte brachten.

Auf der weitschauenden Berghöhe stand vor 1300 Jahren ein Apollotempel, umrauscht vom ehrwürdigen Haine. Dort hielt sich noch ein letztes Häuflein römischen oder griechischen Volkes, das sich vor dem ringsum aufblühenden Christentum geflüchtet hatte, um auf dieser einsamen Höhe die alten Götter zu verehren. Der Berg war hoch entlegen, der Ort von uralters her im Andenken der Menschen geweiht: deshalb

ließen die Christen, welche unten wohnten, den Apollo stehen auf seiner Höhe und kümmerten sich nicht um ihn, es sei denn, daß noch einer im alten Aberglauben nächtlich hinaufstieg, um wunderkräftige Arzneien und Zaubersprüche zu holen. Der hl. Benedikt aber stieg am hellen Tage hinauf in der Kraft des christlichen Geistes und Wissens, umgeben von seinen Jüngern, und er predigte so lange und so kräftig, bis die Apolloverehrer sich vor dem Kreuze Christi beugten, oder mit aufgehobenen Händen der Götter Rache anrufend sich verloren in den umliegenden Schluchten. Benedikt sammelte nun all seine Genossen und gründete in dieser schönen Bergwildnis ihr gemeinschaftliches Leben nach strenger Regel, ein Leben voll Gebet und Gesang und Betrachtung, aber auch voll stätiger Arbeit in Seelsorge, in Studien und Lehren, mit Hacke und Webstuhl. Arbeit, wohlthätige Arbeit jeglicher Art, — das war das Rätsel, welches diesem Orden eine so große und so edle Weltwirkung gab.

Bald erblühte Monte Cassino zu einem Lieblingssitze aller höhern Bildung. Welcher Geschichtsforscher hätte nicht von den Urkundenschätzen des dortigen Archivs gehört! Monte Cassino wurde die Zeitwarte, auf welcher jedes fortziehende Jahrzehnt seine Schriftstücke, jedes Jahrhundert seine Briefe an das folgende niederlegte. Welcher Jurist kennt nicht die Formelbücher, jene ältesten Zeugen der Vermählung zwischen deutscher und römischer Rechtsanschauung! Von der Rechtsschule auf Monte Cassino nahmen sie ihren Weg nach England, Frankreich und über die Alpen. Schon öfter machten wir die Bemerkung, daß Unteritalien eine Stätte war, wo die Völker des Mittelmeers in Krieg und Frieden zusammenstießen. So flossen auch vor des hl. Benedikts hoher Klosterstadt die treibenden Stücke zusammen von römisch-griechischer, byzantinisch-orientalischer, sarazenisch-afrikanischer Kultur, und nicht selten war es hier die Geisteskraft aus germanischer Wurzel, welche die Stücke in eins faßte und nutzbar machte. Daß Benevent sich zum langobardischen Fürstensitz erhob, reich an Schätzen, Festglanz und vornehmen und gebildeten Männern, dies kam auch dem benachbarten Monte Cassino zu gute. War Benevent die Residenz, war Monte Cassino die Universität. Nach ihrem Muster suchte man in allen Ländern Schulen anzulegen. Nicht selten holte man auch die ersten Bücher dafür von Monte Cassino. Denn die Hochschule war zugleich ein großer Bücherverlag, und die langobardischen und fränkischen Ritter, wenn sie dort in den hohen Büchersaal traten, wurden sehr kleinlaut vor den Wissensgeheimnissen, die zweifellos in so vielen Büchern aufgestapelt lagen. Nun mußte der Kunstfleiß der Benediktiner auch in Miniaturmalerei glänzen, in feinen Lederstoffen zu Bücherdeckeln, in schmuckreichen Reliquienkästchen, im Bereiten vom Pergament, Kirchengewändern, Arzneistoffen und noch vielem andern.

Als die deutschen Kaiser nach Italien kamen, stellten sie die weltberühmte Abtei unter ihren unmittelbaren Schutz, und so oft auch die Könige in Unteritalien wechselten, so blieb es doch für die meisten Herkommen, Monte Cassino in Ehren zu halten. Fort und fort mehrte sich sein Schatz an Gütern und Vorrechten. In den letzten Jahrhunderten erhielt die Abtei auch wieder ähnliche Besucher wie damals, als der Berg unter Apollos Schutze stand. Die Mönche sollten Balsame aus dem heiligen Lande haben; zahllose Kranke pilgerten herbei, mit ihnen auch gebildete und wohlhabende Männer, welchen das angenehme Wohnen auf dieser Höhe gefiel, in kerngesunder Luft, bei herrlicher Aussicht und unter gastlichen Männern höherer Bildung, wie die Benediktiner es waren. An Wissenschaft, insbesondere an hohem Verdienst in Geschichtsforschung, ist Monte Cassino auch in der neuesten Zeit nicht arm geworden. Als die langobardischen Könige zuerst herankamen, mußten die Mönche vor der Wut und Zerstörung fliehen. Fast anderthalbhundert Jahre blieb der Berg einsam: dann bezogen die Benediktiner doch ihr Cassino wieder.

Monte Cassino bildet noch immer eine kleine Stadt für sich allein. Man sieht auf den ersten Blick, ihrer Bürger Thätigkeit umfaßte vielerlei, was zur Wohlfahrt und Veredlung der Menschen diente. Soviel neugeweißte Gebäude und Säle man sieht, überall blickt doch noch uraltes historisches Gemäuer durch, überall wittert eine Luft, die erfüllt ist von Erinnerungen aus einer langen Kette von Jahrhunderten. Der Geschichtsforscher findet nirgends ein schöneres kleines Paradies. Denn über den Köstlichkeiten alter Pergamente glänzt das lichte Himmelblau, und kommt er heraus aus den hohen luftigen Büchersälen, so strömt ihm erquickend die reine und würzige Luft entgegen. Immer neu aber und anregend und großartig ist die Aussicht. Wohin man blickt, in die Tiefe und auf die umringenden Berge, überall haften historische Andenken. Da unten zu den Füßen des Benediktinerberges, in San Germano, schloß Kaiser Friedrich II. seinen Frieden mit dem Papste: aber hinter jenen Bergen ziehen die Thäler, wo der letzte Hohenstaufe, der letzte Anjou, der letzte Aragonier, ein Habsburg, ein Murat und ein Bourbon das Königreich verlor. Mit wieviel Blut sind die alten Heeresstraßen zum Südreiche schon getränkt! Wie oft, wie unersättlich wälzte sich Raub und Kriegswut über diese Länder und riß die Blüten nieder vor der Ernte!

Franz v. Löher.

Bis übers Jahr.

Rasch ist die Spanne Zeit vergangen,
Ein neuer Abschnitt bricht heran,
Da schauen wir mit Lust und Bangen,
Auf die zurückgelegte Bahn.

Noch einmal zieht an uns vorüber
Der Freuden und der Leiden Schar,
Und ängstlich klopft das Herz darüber:
Wo sind wir wohl bis übers Jahr?

Will uns das Glück aufs neu' beschenken?
Erfahren wir des Lebens Not?
Ruft uns vielleicht, noch eh' wir's denken,
Von unsern Lieben fort der Tod?
Vernichtet uns des Unglücks Toben,
Was uns auf Erden teuer war?
Was werden alles wir erproben
An Lust und Leid bis übers Jahr?

O laßt in gläubigem Vertrauen
Uns künft'gem Los entgegengeh'n;
Kommt auch die Nacht mit ihrem Grauen,
Die Sonne läßt am Tag sich seh'n.
Er, der dem Frühling seine Blüten
Und Wonnen sendet immerdar,
Er wird auch fürder uns behüten
Und unser Haus bis übers Jahr.

F. X. Seidl.

Miguel de Cervantes Saavedra.

Das Geschlecht, aus welchem der große spanische Dichter Miguel de Cervantes stammte, gehörte ursprünglich der Provinz Galizien an, in welcher zu Santiago de Compostella Spaniens Schutzheiliger, der Apostel Jakobus, im Grabe ruhen soll. Die ältesten Häupter dieses Geschlechtes waren verwandt mit den Königen von Leon und glänzten in dem großen, jahrhundertlangen Kampf um Wiedergewinnung der heimatlichen Erde gegen die Mauren. Während des Mittelalters verbreitete sich die Familie durch ganz Spanien, und Gonzalo de Cervantes, Stifter der Linie, welcher unser Dichter angehört, that sich insbesondere bei der Erstürmung von Sevilla durch König Ferdinand den Heiligen hervor. Einer seiner Nachkommen vermählte sich mit einer Tochter des Hauses Saavedra, aus welchem Grund dann viele Mitglieder der Familie Cervantes diesen Namen dem ihrigen hinzugefügt haben. Selbst in Mexiko und andern Teilen Amerikas breiteten sich Zweige dieser Familie aus. Der kastilische Zweig derselben scheint übrigens gerade um den Anfang des 16. Jahrhunderts, als die spanische Monarchie auf dem Höhepunkte ihres politischen Glanzes sich befand, einigermaßen gesunken zu sein. Wenigstens lebten unseres Dichters Eltern, Rodrigo de Cervantes und Doña Leonor de Cortinas, welche sich im Jahre 1540 vermählten, in beschränkten Verhältnissen zu Alcalá, der damals so berühmten, jetzt ziemlich unbedeutenden frühern Universitätsstadt in der Nähe von Madrid.

Hier wurde Miguel, als jüngstes der vier Kinder seiner Eltern, an einem der Anfangstage des Monats Oktober im Jahre 1547 geboren.

Er empfing seine früheste Erziehung jedenfalls an seinem damals so glänzenden und blühenden Geburtsorte. Wir haben aber aus seiner Jugendzeit nur sehr spärliche Andeutungen darüber, daß er großes Vergnügen an den dramatischen Darstellungen des Lope de Rueda, eines Hauptgründers der spanischen Nationalbühne, gefunden, daß er in frühester Jugend schon Verse geschrieben, und daß er unaufhörlich alles Mögliche gelesen habe, was irgendwie in seine Hände fiel, selbst Fetzen bedruckten Papiers, die er auf den Straßen fand.

Es ist zwar nicht mit voller Gewißheit ausgemacht, aber aus einer Reihe von Gründen und nach vielen Stellen in den Werken des Cervantes höchst wahrscheinlich, daß er, trotz der Armut seiner Eltern, zwei Jahre auf der Universität zu Salamanca studiert habe. Gewiß ist aber, daß der akademische Lehrer Juan Lope de Hoyos, welcher damals einen bedeutenden Namen hatte, den noch nicht 22 Jahre alten Cervantes durch ein öffentliches Zeichen seiner Wertschätzung geehrt hat. Dieser Gelehrte erhielt nämlich im Jahre 1569 den Auftrag, einen Band Gedichte auf den Tod der Königin Elisabeth von Valois, Gemahlin Philipps II., herauszugeben, und ließ in dieser Sammlung unter andern Beiträgen von einigen seiner bevorzugten Schüler sechs kleine Gedichte des Cervantes mit abdrucken, den er bei dieser Gelegenheit seinen „teuren und vielgeliebten Schüler“ nennt. Von dieser Zeit an scheint Cervantes die Beschäftigung mit der Poesie nicht mehr aufgegeben zu haben, allein seine Jugendarbeiten sind uns nicht erhalten geblieben.

Im Jahre 1570 finden wir unsern Dichter in Rom und zwar im Hause und Dienste des päpstlichen Legaten Julio Aquaviva, welcher im Jahre 1568 an den spanischen Hof gesendet worden und bald darauf nach Italien zurückgekehrt war. Arme aber strebsame Jünglinge suchten um jene Zeit durch Annahme solcher untergeordneten Stellungen sich eine Laufbahn zu begründen, und für den Cervantes hatte dieses Verhältnis jedenfalls den Erfolg, daß er Barcelona und Rom kennen lernte, von welchen Städten er später in seinen besten Werken mit so glänzenden Worten und geistvollen Bildern gesprochen hat.

Allein nach kurzer Zeit scheint der Stolz des Spaniers und Edelmanns ihm die zweideutige Stellung als Kämmerling eines Prälaten entleidet zu haben, zumal in jener Zeit, wo die Welt voll Aufforderungen zu Abenteuern und kriegerischem Ruhme war. Er wurde Soldat, ging unter die spanischen Truppen in dem, damals bekanntlich mit Spanien vereinigten Königreich Neapel, und begab sich im Jahre 1571 nach Messina, dem Sammelplatze der großen Flotte, welche unter der Führung

von Don Juan d'Austria, dem Sohne Karls V., im Dienste der „Heiligen Liga“ zum Kampf gegen die Türken unter Segel gehen sollte. Cervantes trat als gemeiner Soldat in die Kompanie eines Hauptmanns Diego de Urbino, wie er denn noch kurze Zeit vor seinem Tode in dem Roman „Persiles und Sigismunda“ immer noch der Überzeugung ist: „daß es keine besseren Kriegsleute giebt, als diejenigen, welche aus dem Reiche der Wissenschaft in die Gefilde des Krieges versetzt werden, und daß niemals ein Gelehrter Soldat geworden ist, der nicht ein guter und tapferer gewesen wäre“.

Von solchen Gesinnungen erfüllt, focht Cervantes am 7. Oktober 1571 in der großen Seeschlacht bei Lepanto, welche zuerst dem weitern Vordringen der Türken gegen Westeuropa Schranken setzte. Cervantes hat diesen ruhmvollsten Tag seines Lebens nie vergessen. Er lag am Morgen des Schlachttages am Fieber krank, allein nichts konnte ihn abhalten, für Vaterland und Christentum zu kämpfen. Die Galeere „Marquesa“, auf welcher er diente, that mitten im dichtesten Kampfe Wunder der Tapferkeit, und Cervantes ward von drei Kugeln getroffen; zwei Brustwunden gelang es in der Folge zu heilen, eine dritte beraubte ihn von dieser Zeit an des Gebrauches der zerschmetterten linken Hand und des ganzen linken Armes. Der Oberfeldherr selbst belobte und belohnte die hervorragende Tapferkeit des Soldaten Cervantes. Er wurde nun zunächst mit andern Verwundeten in das Militärspital von Messina gebracht, allein schon im Jahre 1572 machte er wieder den Feldzug nach der Levante und den Sturm auf Navarino mit, welche Ereignisse er später in der „Novelle des Gefangenen“ im ersten Teile des Don Quijote so lebensvoll geschildert hat. Feldzüge in Afrika, Sicilien und Genua füllen die nächstfolgenden Lebensjahre des Cervantes aus, und endlich nahm er im Jahre 1575 seine Entlassung. Mit Empfehlungsbriefen an den König Philipp II. von Don Juan und von dessen Unterbefehlshaber, dem Herzog von Sesa, versehen, schiffte sich Cervantes mit seinem Bruder Rodrigo nach Spanien ein: allein am 26. September geriet die Galeere, welche die beiden Brüder trug und den stolzen Namen „die Sonne“ führte, unter ein algierisches Raubgeschwader, ward nach tapferem Widerstande gekapert und als Beute nach Algier geführt. Und nun, während einer fünfjährigen bittersten Schule von Leiden und Drangsalen jeder Art, reifte und stählte Cervantes jenen bewunderungswürdigen Geist und Mannesmut, der ihm nachher das herrliche Wort eingegeben hat, die größte Sünde sei die Verzweiflung. Weit entfernt, durch die Qualen einer grausamen Gefangenschaft gebrochen zu werden, hob sich diese Heldenseele immer höher unter dem drückenden Joche, das von dem Erdenleben auf seinen Körper gezwängt wurde. Nacheinander diente er mehreren grausamen Gebietern als Sklave, teils abgefallenen Christen, teils dem Dey selbst, von welchem er namentlich mit

großer Strenge behandelt ward, weil er einem frühern Herrn entwichen war, und sich durch mehrmals wiederholte Befreiungsversuche seiner selbst und seiner Mitgefangenen in dem ganzen Raubstaat ebenso furchtbar als berühmt gemacht hatte. Es grenzt an das wahrhaft Unglaubliche, was er alles in dieser jammervollen Prüfungszeit immer und immer wieder unternommen hat. Einmal wollte er nach Oran entkommen, mußte aber umkehren, weil sein Führer ihn verließ. Später verbarg er eine Anzahl Mitgefangener in einer Höhle am Meeresstrand, wo er dieselben unter beständiger Lebensgefahr Wochen hindurch mit Lebensmitteln versah, bis er endlich verraten ward. Und dann vermochte weder Mißhandlung noch Todesgefahr ihn von der beharrlichen Erklärung abzubringen, daß er allein den Fluchtversuch angestiftet und alle übrigen verleitet habe. Doch wir können und wollen hier nicht alle die Heldenthaten des einsam duldenden Sklaven verfolgen. Es kam so weit, daß er den Plan entwarf zu einem Aufstand aller der vielen tausend Christensklaven in Algier, welche sich der Stadt und des Landes bemächtigen und beide dem König von Spanien übergeben sollten. Das Unternehmen war so angelegt, daß fast gleichzeitige Schriftsteller erklären, das Gelingen desselben sei höchst wahrscheinlich gewesen. Allein auch dieser Plan ward verraten, und der Dey von Algier mußte schließlich erklären: „nur solange der verkrüppelte Spanier wohl verwahrt sei, könne er selber seiner Sklaven, seiner Flotte und seiner ganzen Hauptstadt sicher sein".

Einen Teil dieses Marterlebens hat uns Cervantes in der Novelle vom Gefangenen geschildert; dort sagt er selbst, ein Soldat Saavedra habe in Algier um seiner Freiheit willen Dinge gethan, von welchen die dortigen Einwohner jahrelang sprechen werden, und hebt hervor, daß er trotz der größten Todesgefahren nie einen Stockstreich erhalten habe. Und in der That hatte er mindestens viermal den Tod des Pfählens oder Verbrennens unmittelbar vor Augen; einmal lag schon der Strick um seinen Hals und vergeblich hofften seine Dränger, durch Todesgefahr die Namen der Mitschuldigen dem Munde eines Mannes zu entreißen, der als Christ und Spanier sich auch im tiefsten Elend weit erhaben fühlte über alle Schrecken.

Am 19. September 1580 wurde Cervantes aus der Sklaverei befreit. Schon drei Jahre vorher war sein Bruder Rodrigo durch die äußersten Opfer der ohnedies armen Familie ausgelöst worden. Auch das letzte, was nach dem Tode des Vaters Mutter und Schwester gaben, reichte nicht hin, um den Vielgeprüften zu erlösen, sondern es bedurfte zu diesem Zwecke der thätigen Beihilfe christlicher Liebe. Um jene Zeit leisteten nämlich die Trinitariermönche oder Redemptoristen, welche teils einzeln, teils in kleinen Gesellschaften eigens zum Zwecke der Auslösung gefangener

Christen nach Afrika gingen, Unglaubliches in selbstsuchtloser Aufopferung für ihren edlen Zweck. Cervantes hat ihnen in der Novelle „Die Spanierin in England“ ein schönes Denkmal errichtet, und sie haben es um ihn verdient. Denn nur ihren Bemühungen gelang es, teils durch Anleihen, welche sie für ihn aufbrachten, teils durch flehentliche Bitten beim Dey, die Freilassung des Cervantes zu erlangen, als er eben im Begriffe war, mit seinem Herrn nach Konstantinopel eingeschifft zu werden.

Als sich Cervantes nach der Rückkehr in seiner Heimat umsah, war er arm, ungekannt, verlassen, wie nur je. Von neuem trat er als gemeiner Soldat in sein früheres Regiment, zog mit diesem in das damals mit Spanien vereinigte Portugal und kämpfte auch auf den Azorischen Inseln. Diese Feldzüge fallen in die Jahre 1581—1583, und in der letzten Zeit dieser Periode hat er sein erstes größeres Werk, den Schäferroman „Galatea“, geschrieben. Man bringt dieses Werk in Verbindung mit dem Verhältnis zu einer Dame, mit welcher sich Cervantes gegen Ende des Jahres 1584 vermählt hat. Die kastilische Ortschaft Esquivias war die Heimat seiner Gattin, und dieses Städtchen wird von Cervantes in seinen Novellen wiederholt erwähnt.

Von jetzt an hat Cervantes mit seinem treuen Weibe unter Nahrungssorgen, Entbehrungen, Verkennung und Zurücksetzung jeder Art 30 Jahre lang gelebt, und nachdem er gestorben war, ging der einzige Wunsch seiner Witwe dahin, im Grab an seiner Seite zu ruhen. Der Glaube an Gott, die Liebe zu den Menschen und die Hoffnung auf ein besseres Jenseits blieben unerschütterlich in der reinen Seele unseres Dichters; darum hat ihn auch seine Frau und Leidensgefährtin so geliebt. An den wenigen Stellen seiner Werke, wo er sich als halber Satiriker aufthut, meint man eher das Lächeln eines schalkhaften Kindes zu sehen, als den bittern Schmerz eines tief getäuschten Mannes, eines von seinem Jahrhundert verkannten Genies.

Cervantes betrat die dornenvolle Laufbahn eines Schriftstellers, der um sein Brot schreibt. Damals hatte die spanische Nationalbühne ihre rasche und glänzende Entwicklung begonnen; die Begeisterung des Volkes für das Theater war allgemein, und Cervantes dichtete, vielleicht nur zu rasch, 20 bis 30 Schauspiele. Sie sollen günstig aufgenommen worden sein, allein was uns davon erhalten ist, nämlich die zwei Stücke: „Das Leben in Algier“, aus den Sklavenschicksalen des Dichters selbst entnommen, und „Numantia“, eine Darstellung des Heldenkampfs und Untergangs der altspanischen Stadt dieses Namens in den Römerkriegen, das läßt uns bei aller Anerkennung einzelner großer Schönheiten nicht verkennen, daß Cervantes ein dramatisches Genie nicht war. In dieser Zeit seines Lebens kam Cervantes, teilweise im Zusammenhang mit seiner

dramatischen Beschäftigung, vielfach nach Madrid, wo das Theater am hoffnungsvollsten aufblühte, und hier scheint er auch in nähere Berührung gekommen zu sein mit mancherlei litterarischen Gesellschaften und Vereinen.

Der Soldat, welcher bei Lepanto verstümmelt worden war, der vielgepeinigte Sklave von Algier, der langjährige Kämpfer in allen Feldzügen seines Königs sollte außer der neugegründeten eigenen Familie noch eine gänzlich arme Schwester erhalten, und sein Beruf als Schauspieldichter vermochte das alles nicht zu leisten. Zudem war um jene Zeit der große Dramatiker Lope de Vega aufgetreten, ein Genius, welchen der vor ihm in diesem Fach zurücktretende Cervantes selbst an einer Stelle in allem Ernst „ein Wunder der Natur" nennt; kurz, Cervantes sah sich genötigt, als er schon über vierzig Jahre alt war, um des täglichen Brotes willen nach einer wesentlich andern Art von Existenz zu greifen. Im Jahre 1588, als eben die Armada gegen England ausgerüstet wurde, erhielt er eine Stelle in Sevilla als Untergebener eines gewissen Antonio de Guevara. Nun war er, mindestens zehn Jahre lang, zuerst ein untergeordneter Proviantkommissär, und später eine Art von Kommissionär im Sinne unserer Tage. Er hatte während dieser Zeit wenig genug, aber er und die Seinigen hatten zu essen. — Seine Novellen sind alle, oder fast alle, wenigstens ihrem Stoff und Grundwesen nach, in der andalusischen Lebensperiode des Dichters entstanden.

Während seines Aufenthaltes in Sevilla hat Cervantes auch einen Versuch gemacht, durch Erlangung eines Amtes in Amerika seinen mißlichen Glücksumständen aufzuhelfen. Er übergab dem König eine Darstellung seiner Lebensgeschichte, namentlich seiner Dienste und Leiden in den verschiedenen Feldzügen und seines Sklavenlebens in Algier. Diese Eingabe nebst Beilagen befindet sich jetzt noch im „indischen Archiv" in der prächtigen alten Börse von Sevilla, welche dem Dom gegenüber liegt. Allein auch diese Bemühung des Cervantes war vergeblich. Was, außer dem beständigen dichterischen Studium von Land und Leuten, dem Aufenthalte des Cervantes in Andalusien Wert und höhere Weihe gab, das war sein Umgang mit den Dichtern und Malern Sevillas; denn auf dem Gebiete dieser beiden Künste leuchtete damals die herrliche Stadt ganz Spanien voran. Im übrigen verfolgte Cervantes sein Unstern auch hier, denn daß er bei einem poetischen Wettkampf zum Lobe des heiligen Hyacinth einmal im Jahre 1595 drei silberne Löffel gewann, wird man ihm wohl nicht als ein gar zu großes Glück anrechnen wollen. Wohl aber verbitterte eine Kränkung schlimmster Art die spätere Zeit dieses andalusischen Aufenthalts. Cervantes hatte nämlich einen kleinen Posten von eingetriebenen Geldern einem sevillanischen Kaufmann anvertraut; statt denselben auftragsgemäß einzuzahlen, unterschlug sie derselbe

und verschwand. Cervantes war nicht im stande, aus eigenen Mitteln die kleine Summe zu ersetzen; er wurde wegen Veruntreuung öffentlicher Gelder gefangen gesetzt, erst nach dreimonatlicher Einsperrung wieder freigelassen, und erst volle elf Jahre später war er im stande, die unbedeutende Schuld an die Staatskasse zu zahlen.

Von 1598—1602 fehlt es uns eigentlich vollständig an Nachrichten über unsern Dichter. Nach einer allgemeinen Überlieferung, welche sich auf in der Mancha erhaltene Volksmeinung sowie auf die von Cervantes in seinen Schriften bewiesene genaue Kenntnis dieser Provinz gründet, soll er im Auftrag des Großpriors des Malteserordens des letztern Einkünfte in der Mancha eingetrieben haben, und bei diesem Geschäfte von den zahlungsunlustigen Schuldnern in das Gefängnis zu Argamasilla geworfen worden sein, aus welchem er den nach seiner eigenen Erklärung in einem Gefängnis angefangenen Don Quijote stammen läßt; jedenfalls entstand der berühmte Roman um diese Zeit. Im Jahre 1603 kam Cervantes nach Valladolid, an den Hof Philipps III., aber auch dieser letzte Versuch, die Großen der Erde zu einer Verbesserung seiner Lebensverhältnisse zu vermögen, war erfolglos. Cervantes hatte sogar das Mißgeschick, bei dieser Gelegenheit infolge eines nächtlichen Gefechtes spanischer Hofleute, wobei ein Fremder nahe bei dem Hause des Cervantes getötet ward, nochmals ganz unschuldig ins Gefängnis zu kommen.

Von jetzt an werden die äußerlichen Thatsachen im Leben des Cervantes selten, aber seine Dichterleistungen groß. Je mehr sein Leib dem Grabe zugeht, desto mehr wächst sein Geist der Unsterblichkeit entgegen.

Im Jahre 1605 erschien der erste Teil des Don Quijote. Im Jahre 1606 zog Cervantes wieder nach Madrid und widmete hier die letzten zehn Jahre seines Lebens ausschließlich schriftstellerischer Thätigkeit. Im allgemeinen blieb er arm und unbeachtet; doch scheinen der Erfolg des Don Quijote, sowie einige Unterstützungen zweier Großen, des Erzbischofs von Toledo und des Grafen von Lemos, seine Verhältnisse in einem gewissen Grad erträglich gemacht zu haben. Im Jahre 1609 trat er in die Bruderschaft zum heiligen Sakrament, welcher auch Lope de Vega und andere berühmte Dichter jener Zeit angehörten.

Im Jahre 1613 ließ er seine „Novellas ejemplares“ (Musternovellen) in einem Bande drucken. Im Jahre 1614 erschien seine „Reise zum Parnaß“, eine litteratur geschichtliche Satire, welche jedenfalls für unsere Zeit keinen großen Wert mehr hat, nebst einer Zugabe, in welcher der Dichter seine Leistungen auf dem Gebiete des Dramas verteidigt. Im Jahre 1615 gab er, abgesehen von den 20 bis 30 früher gedichteten, weitere acht Schauspiele und neun Zwischenspiele heraus, von welchen im allgemeinen das schon weiter oben Gesagte gilt; er ließ sie drucken,

weil keine Bühne sie ihm abnahm. Die Zwischenspiele, kleine Scenen voll Humor und Volksleben, sind jedenfalls des Cervantes beste dramatische Arbeit. Noch im gleichen Jahr 1615 erschien der zweite Teil des Don Quijote, in dessen Zueignung an den Grafen von Lemos bereits von der schwer erschütterten Gesundheit des Dichters und von seinen Ahnungen baldigen Todes die Rede ist. Gleichwohl dichtete er noch mit ungeschwächter Geisteskraft seinen Roman „Persiles und Sigismunda", welchem er selbst den Vorzug vor seinen andern Werken gab, während die Nachwelt anders gerichtet hat. Im Frühjahr 1616 ging er zu einer kurzen Erholung nach Esquivias, der Heimat seiner Frau, mußte aber im April nach Madrid zurückkehren, weil sein Zustand sich sehr verschlimmert hatte. Dann schrieb er noch die Vorrede zum „Persiles", in welcher erzählt ist, auf der Rückreise des Dichters nach Madrid habe ein Student der Heilkunde ihn eingeholt und ihm guten Rat erteilt über die Wassersucht, an der Cervantes litt; allein er habe ihm erwidert, daß sein Puls ihn schon gewarnt habe; er dürfe nur noch bis nächsten Sonntag leben. Und der unverwüstlich Heitere schließt diese Vorrede zum letzten seiner Werke mit den Worten: „So lebet denn wohl, ihr Scherze, lebe wohl, lustige Laune, lebet wohl, heitere Freunde, denn ich fühle, daß ich sterben muß, und habe keinen andern Wunsch, als euch glücklich in jener Welt wieder zu sehen." Einige Tage nachher schrieb er noch die Zueignung seines Werkes an den Grafen Lemos, und am 23. April 1616 starb er, 68 Jahre alt, als frommer Katholik und im ungetrübtesten Besitze seiner Geisteskräfte, in den Armen seiner treuen Frau.

In der Vorrede zu seinen Novellen schildert Cervantes sein eigenes Porträt. „Der Mann", sagt er, „welchen ihr hier sehet mit dem Adlergesichte, mit dem kastanienbraunen Haar, mit der freien und heitern Stirn, den fröhlichen Augen, der gebogenen, aber wohl proportionierten Nase, mit dem Silberbart, der vor weniger als 20 Jahren noch ein Goldbart war, mit dem großen Schnurrbart, dem kleinen Munde und den unansehnlichen Zähnen, deren er nur sechs in üblem Zustand befindliche und durch Lücken voneinander getrennte besitzt; dieser Mann, weder groß noch klein, sondern mittelmäßig von Wuchs, von Gesichtsfarbe lebhaft, und mehr hell als braun, etwas eingebogen mit den Schultern und nicht sehr rasch auf den Füßen; dieser Mann, sage ich, stellt den Verfasser der Galatea und des Don Quijote aus der Mancha vor."

Reinhold Baumstark.

Mozart als Tausendkünstler.

Mozart war ein Musikus,
Extraordinarius!
Dieses weiß man überall
Auf dem ganzen Erdenball.

Mozart war indes dabei
Außerdem noch allerlei;
Was er noch gewesen sei,
Sagt euch meine Litanei.
Mozart war ein Tischlermeister!
Fremd war ihm zwar Leim und Kleister,
Aber Fugen konnt' er machen,
Daß davon die Wände krachen.
Mozart war ein Drechslermeister!
Und dazu ein vielgereister;
Denn bei ihm ist bis aufs Und
Ohne Ausnahm' alles rund.
Mozart war ein Schlossermeister!
Diesen meinen Spruch beweist er,
Weil er, ohne sich zu zwingen,
Leicht mit Schlüsseln um konnt' springen.
Mozart war ein Schmiedemeister!
Zwar nicht Stahl noch Eisen schweißt er;
Doch wie mancher Notenknopf
Traf den Nagel auf den Kopf!
Mozart war ein Klempnermeister!
Doch als solcher Geizhals heißt er,
Denn er ging — wer schilt ihn drum?
Mit dem Blech sehr spärlich um.
Instrumentenmacher gar
Mozart auch wie keiner war!
Hat ein anderer existiert,
Der Zauberflöten fabriziert?
Mozart war auch Diplomate!
Und dies in sehr hohem Grade;
Noten von ihm ausgestellt,
Gelten in der ganzen Welt.
Als Friseur bleibt, wie mich däucht,
Mozart gleichfalls unerreicht;
Einen Titus, wie der seine,
Bracht' noch keiner auf die Beine.
Totengräber excellent
War Mozart auch am End'!
Ein Leichentuch, wie's Requiem,
Wer wär' nicht froh, wenn er's bekäm'?
Und nun möcht' ich Sie noch fragen,
Nach dem, was ich vorgetragen,
Ob nicht Mozart ganz und gar
Echter Tausendkünstler war!

Aug. Müller.

Venedig.

Venedig, den 3. Oktober 1851.

Da wäre ich endlich in diesem Stein gewordenen Märchen, dieser zauberhaften Stadt angelangt, die mit keiner andern verglichen werden kann und von keiner andern an Reiz übertroffen. Strenge deine Phantasie an, wie du willst, zum Wunderbarsten und Abenteuerlichsten, Venedig wird

es überbieten! Vor mir liegt der Hafen mit bewimpelten Schiffen und schlanken Barken, der Gesang der Gondoliere tönt zu mir herauf, marmorne Kuppeln tauchen silberweiß wie Schwäne aus der dunkeln Flut, die schwarze Gondel gleitet geräuschlos unter meinem Fenster vorbei, schwarzäugige Frauengestalten schäkern auf dem Balkon, melodisch klingen ihre Stimmen in mein Ohr und doch möcht' ich mich oft fragen, ob all das nicht ein schöner Traum sei, und fürchte mich fast, plötzlich daraus zu erwachen!

Schnell hatten wir ausgepackt und waren eingerichtet, der Regen hatte auch aufgehört und der Mond zeigte sich eben zuerst am dunkeln Himmel, als wir aus den engen Straßen heraus auf den glänzend erleuchteten Markusplatz traten. Das Zauberhafte dieses Anblicks ist nicht zu schildern, du glaubst ins Feenreich versetzt zu sein, eine jener Erzählungen aus Tausend und einer Nacht mit ihrer üppigen orientalischen Phantasie plötzlich vor dir verwirklicht zu sehen, der Bau, der dir entgegenglänzt, ist einer jener Paläste aus Smaragd und Demant mit goldenem Dache.

Es ist St. Markus, auf dessen Zinnen und Türmen jene marmorne Blumenwelt übermütig hervorsproßt, die Säulen umrankt und die Kapitäle mit ihren Rosen umspinnt. Hinter ihm tritt dir der Dogenpalast entgegen, noch wunderbarer, noch mehr aller Voraussetzungen spottend und sie hinter sich zurücklassend durch seine Kühnheit und Größe. Ich hatte beide Gebäude so oft gemalt gesehen, und vortrefflich, aber nie, fand ich, hatte die Abbildung auch nur einen kleinen Teil jenes übermächtigen Eindrucks wiedergegeben, den in der Natur diese Bauwerke machen.

Vor mir lag das Meer im grünen Mondglanz ruhig wie ein schlafend Kind, der Schiffe dunkle Masten übereinander getürmt wie Haufen Ungeheuer, hie und da schießt eine Gondel durch die spiegelglatte See und ihr Ruderschlag scheint tausend Funken aus der Tiefe hervorzusprühen.

Die Inseln zeigen von ihren Kirchen und Palästen nur die Silhouette von blauem Dunst umflossen, ein breiter Lichtstrom trennt sie von uns, der zitternd über die Woge hingleitet, ein feuchter Glanz zieht durch die ganze Luft. Blickst du dann wieder auf die Piazetta, so wirkt der Kontrast zwischen diesem Bilde der Ruhe und der flammenstrahlenden Piazetta mit ihrem ungeheuern Reichtum an architektonischen Formen doppelt magisch und blendend; die Welt hat keine zweite Scene der Art aufzuweisen!

Weiter auf dem Markusplatz wogt es schau- und genußlustig durch die Arkaden der beiden Prokuratieen, Musik aller Art läßt sich hören,

Hunderte von Gasflammen beleuchten die bunte, glänzende Menge, die sich auf den Marmorplatten des Platzes herumtreibt, mit ihrem roten Licht, ihr Glanz spiegelt sich an den Säulenbündeln der Kirche; das gleist und blitzt und glänzt an den kostbaren vielfarbigen Marmorsäulen, dem Mosaik der untern Hälfte, während die weißen Kuppeln, die Filigranarbeit der Türmchen und Zacken der obern im sanften, kühlen Mondlicht weich und traumhaft verschwimmt!

Wir gingen alle wie berauscht herum unter den langen Säulenhallen auf dem breiten Platz und konnten des Staunens, der Bewunderung kein Ende finden. Himmlische Wirkung der Kunst, die entzückt und erhebt, wenn die Spuren aller übrigen menschlichen Thätigkeit längst verweht sind! Venedigs Größe ist in Staub gesunken, seiner Helden, seiner Staatsmänner Arbeit ist vernichtet bis auf die letzte Spur, aber seiner Baumeister, seiner Maler Werke beherrschen heute noch mit ihrem Glanze die Welt, machen das Entzücken des Gebildeten, geben Anstoß, Regel und Gesetz für tausend Schöpfungen neuerer Zeit. O, diese Werke des schaffenden Genius sind größere Thaten und haben mächtigere Wirkung, als alle gewonnenen Schlachten über sterbliche Menschen auf blutigem Felde, denn sie sind gewonnene Schlachten des unsterblichen Geistes!

Friedr. Pecht.

Eisenbahn und immer Eisenbahn.

Sie schirrten tote Rosse auf
Aus wildem Elementsgespann,
Ihr Leib ist Erz und Dampf der Schnauf,
Und Feu'r der Sporn und Sturm der Lauf;
Das Leben hängt als Schweif sich an
Mit Ketten, Riegeln und Verschluß,
Daß es dem Tode folgen muß.

Mit Totenschnelle geht es fort,
Kein Schwager knallt hinein,
Kein Wegesgruß, kein schelmisch Wort,
Kein Posthorn weckt den müden Ort
Und klingt zum Traume ein.

O Eisenbahn, was bist du kommen,
Hast unser Posthorn uns genommen!

Sonst blühte uns wohl noch einmal
Ein Blümchen auf dem Wege,
Und wechselnd schlug der weiche Pfad
Sich über Auen, Berg und Thal;
Die Herde teilte traulich unsre Stege
Und spielte sorglos um das Rad,
Es lauscht' das Reh im nahen Laubgehege,
Es sang der Baum, die stille Saat.

Ihr Hufschlag wirft die Blumen aus dem Wege,
Ihr Atem stößt den Vogel aus dem Flug,
Jedwedes Leben scheucht der schnelle Leichenzug.
Kein Weg ist leer und hart genug;
Noch Eisen unterm Eisenrade,
Sind ehern ihre kalten Pfade,
Wie das Gesetz der Not:
Abweichen — Tod.

O Eisenbahn, was bist du kommen,
Hast unsre Wege uns genommen!

Hin jagt das Roß durch Erdennacht,
Zieht unter dem Bette der Wogen fort,
Hat zu den Wolken sich aufgemacht;
Und jagen wir hier, und jagen wir dort,
Wir haben nicht Tiefen, wir haben nicht Höhen,
Ins Flache, ins Flache muß alles vergehen.
Die Felder, sie fliegen, die Bäume, der See,
Die Farben verschwimmen in Massen des Lichts,
Es schreien die Pfade, es zittert die Höh',
Wir sehen alles und sehen doch nichts.
Kaum hat das Auge die Fernen erflogen,
Die grauen Türme im dämmernden Thal,
Zu den Bergen, den blauen, die Sehnsucht gezogen,
Sind wir hinter Bergen und Türmen zumal.
Und eh' wir es ahnen, da liegt es uns offen
Und nahe, was unsern Träumen so weit,
Wir können nichts hinter den Bergen mehr hoffen!
Verloren der Wahn an die Wirklichkeit.

O Eisenbahn, was bist du gekommen,
Hast Wandrers Sehnen uns genommen!

Dort schattet der Wald, hier grüßet ein Dach,
Hier hab' ich verkehrt und dort wohl geruht,
Die alten Plätze schau'n traurig mir nach,
Daß tief in der Seele es weh mir thut.

Wir können nicht rasten, wir können nicht weilen,
Die andern wollen, wir müssen eilen,
Aus Gewühl heraus, in Gewühl hinein,
Und das Gewühl saust mit uns hin;
Wähnen wir einem entronnen zu sein,
Sind wir im andern nur drin.

O Eisenbahn, was bist du kommen,
Hast Wandrers Ruhe uns genommen!

Die Stunde pfeift, in Massen schiebt man sich hinein,
Die Stunde pfeift, in Massen schiebt man sich hinaus;
Humor, der alte Reis'kumpan, steigt nicht mehr ein
Und nicht als Lieb' und Freundschaft wieder aus.

Man hat mitsammen nicht geweint, gelacht,
Nicht Not, nicht Glück, kein' Lust, kein Leid
Hat enger Herz an Herz gebracht:
Zu Lieb' und Freundschaft war ja keine Zeit.
Und kehren heim wir auch von weit hinaus,
Es ist nicht mehr der alte Gruß:
Wir bringen keine Wunder mehr ins Haus,
Wie's kam, so's jedem kommen muß.
Gedruckt ist's längst, schon alles wissen wir,
In Uniform geht Glück und Unglück hier.
Um ihre Ferne kamen Stadt und Lande,
Um ihre stille Hoheit Wüste, Meer,
Die ganze Erde unterm Eisenbande
Um die Unendlichkeit von grauen Tagen her.
Zusammen eng geschmiedet wird der Raum,
Gebrochen seine Rechte an die Zeit;
Die Wirklichkeit, sie wird zum Traum,
Und unser Traum stirbt an der Wirklichkeit.

O Eisenbahn, was bist du kommen,
Hast unsre Erde uns genommen!

Christ. Friedr. Scherenberg.

Schwarzhannes, der lustige Bettelmann.

1.

Im Armenhause der Gemeinde Schoppernau lebte Schwarzhannes, der lustige Bettelmann. Dieser war der Eulenspiegel der ganzen Gegend; er kannte die Verhältnisse und Launen eines jeden, und ohne einen lustigen Einfall von ihm gehört und belacht zu haben, ging keiner von ihm, er mochte ihn im Sonntaghäß auf dem Kirchenweg oder mit dem Bettelsack auf dem Rücken vor den Hausthüren antreffen. Allemal wußte der Hannes einen Wurf zu thun und traf dabei immer an den rechten Ort.

Als des Sennen Vater sein neues Haus gebaut hatte, sagte der Hannes zu ihm: er hätte das Haus mit dem hintern Teil hart an den Berg neben dem Dorf bauen sollen, dann hätt' er nicht mehr fürchten müssen, daß ihm das Hauswesen hintersich gehen thäte.

Der Hannes hatte aber nicht etwa bloß ein paar Dutzend solcher Späße auswendig gelernt, sondern es war grad, als ob er's immer aus den Ärmeln schütteln könne.

Wenn er beim Betteln zu einem Weibe sagte, er überkomme in vielen Häusern ein ganzes Pfund Schmalz, so wollte sie natürlich auch nicht die Schlechteste sein im Geben, und gab ihm gleichfalls ein Pfund. Darauf versicherte er: sie sei doch unter allen im Dorf weitaus die Beste. Die andern gäben ihm so wenig, daß man es ohne Brille fast nicht sehen könne, und ebendarum überkomme er nur in vielen Häusern

ein Pfund! Das Weib mußte so herzlich lachen als Hannes, und sie sagte dann, sie gönne es ihm von Herzen, wenn ihm das noch bei mehreren gerate, der Spaß sei schon ein Pfund Schmalz wert!

Der Schwarzhannes ging nun in ein anderes Haus. Da fand er niemand in der Stube; er machte sich daher in den Stall, und da war man gerade am Melken. „Was ist's," sagte er, „gilt's einen Pfennig, ich trink' da den ganzen Kübel voll Milch sauber aus?"

„Ja, gelt, Hannes, du wolltest mir's machen, wie da der Nachbäuerin? Du thätest trinken, bis d' g'nug hättest, und dann thätest sagen: ‚Ich hab' verspielt; aber die Milch, wo ich trunken hab', ist schon einen Pfennig wert. Der Nachbäuerin hast's auch so g'macht, aber du wirst mir dasmal nicht g'schit! Es wär' mir nicht wegen der Milch, aber wegen dem Auslachen wär's mir. Wenn du Milch willst, so nimm nur da den Kübel und gang damit in die Stube; das Brot ist im Kasten neben der Thür, das kannst selb nehmen, und dann essen und trinken, bis du g'nug hast, ich gönn' es dir von Herzen. Aber z' g'schit wirst mir das mal nicht!"

Der Hannes ging, wie man ihn geheißen hatte, in die Stube und ließ sich's prächtig schmecken. Neben sich auf dem Tisch sah er einen Sechsbätzig (Vierundzwanziger) liegen, er rührte ihn aber nicht an, und als er genug gegessen und getrunken hatte, kam er wieder in den Stall und sagte: „So, jetzt hab' ich scharmant gessen und trunken; aber Dank, wähn' ich, sei ich dir keinen dafür schuldig, denn ich habe dir einen Sechsbätzig auf dem Tisch liegen lassen." Das Weib sagte, das brauche es nicht, den Sechsbätzig solle er nur mitnehmen! Sie dachte nicht mehr daran, daß sie selbst ihn am Morgen auf den Tisch gelegt habe, und daß er diesen habe liegen lassen. Schwarzhannes bedankte sich recht schön und ging fröhlich seines Weges. Später brachte er dann dem Weib den Sechsbätzig wieder, denn er war bei all seinen Sprüngen doch eine grundehrliche Haut, und sagte, es sei ihm nicht um das Geld gewesen, sondern bloß, daß er ihr z' g'schit werde. Das Weib aber entgegnete lachend: er solle das Geld jetzt nur behalten, es sei ihr ganz recht geschehen.

So verdiente sich der Schwarzhannes sein Brot, denn zum Arbeiten hatte er nie eine rechte Lust, er meinte immer, das müßige Umherschweifen sei etwas viel Schöneres. Aber er war bei jung und alt beliebt, was sonst eigentlich bei keinem Müßiggänger der Fall ist, und von ihm und seinen Sprüngen erzählte man noch lang nach seinem Tod.

2.

Der Wirt von Bezau erzählt:

„Am besten hat es Schwarzhannes einmal da bei mir in der Stube

einem tiroler Kitzefellhändler gemacht. Ich habe mich fast zu tot lachen müssen. Da in der Stube am Tisch ist der Händler gesessen und hat ein Gläsle Schnaps trunken, die Kitzefelle hat er alle auf der Bank vor der Hausthür liegen gehabt. Nun ist auch der Schwarzhannes kommen, hat sich neben ihn gesetzt, und die beiden sind so ins Reden kommen, wie das in den Wirtshäusern geht. Zuletzt hat der Tiroler den Hannes gefragt, ob er keine Kitzefelle zu verkaufen habe? Der Hannes sagte ganz still, als ob ich es nicht hören sollte: er hätte schon Felle, aber lauter gestohlene, und die werde er wohl nicht kaufen mögen? Der Tiroler sagte: ‚ihm sei das olloweil grod glaich‘. Da ging der Hannes hinaus und holte ein Dutzend von den Fellen herein, die der Tiroler vor der Thüre hatte liegen lassen, und gab sie ihm zu kaufen. Aber dabei sagte er immer: gestohlen habe er sie, das bekenne er offen, und wenn der Tiroler nichts Gestohlenes kaufen wolle, so soll er sie nur nicht nehmen. Doch dem Tiroler war das, wie er selbst gesagt hatte, „grod glaich“. Es sehe es ihnen kein Mensch an, sagte er lachend, während er dem Hannes das Geld gab. Dieser machte sich damit aus dem Staub, so schnell er konnte; der Tiroler aber ging mit den Fellen hinaus, um sie zu den übrigen zu legen und — Höllischar Taifol! erst jetzt merkte er, daß der Hannes ihm selbst die Felle gestohlen habe. Er wußte sich nun nicht zu raten und nicht zu helfen. Machen konnte er gegen den Dieb schwerlich etwas, denn der hatte es ja unumwunden bekannt, daß es gestohlene Ware sei; doch wollte er jedenfalls dem Hannes nach. Da sagte ich zu ihm: ‚Ich thät' jetzt grad dableiben und warten. Der Hannes wird schon wieder kommen; er will dich gewiß nicht ums Geld bringen, sondern hat bloß einen Spaß machen wollen.‘ Und richtig! als Hannes das ganze Dorf ausgebettelt hatte, kam er wieder und sagte: ihm gehe 's beim Betteln so gut, daß er nicht nötig habe, zu stehlen, und wenn die tiroler Händler auch schlecht genug wären, daß sie Gestohlenes kaufen, so hätten doch die wälder Bettler, gottlob! nichts Gestohlenes zu verkaufen. Mit diesen Worten zählte er dem erstaunten Tiroler sein Geld auf den Tisch, und ging dann lachend davon.

Franz Mich. Felder.

Das Bergkreuz.

Herrlich thront es in den Lüften,
Wo der Aar nur zieht die Kreise
Und des Himmels Wolken grüßen
Im Vorüberziehen leise.

Tief im Felsen eingewurzelt
Prangt es als ein Siegeszeichen,

Wo sich beide, Erd' und Himmel,
Nachbarlich die Hände reichen.

Mag der Sturm im ärgsten Toben
Auch entfesseln alle Bande,
Bald doch blickt es freundlich wieder
Nieder auf die weiten Lande.

Und viel hundert Augen schauen
Fromm vertrauend zu der Höhe,
Schöpfen Trost und schöpfen Hoffnung
Für so vieles Erdenwehe!

Denn ob auch der Fels verwittre,
Ob die Berge einst vergehen —
Ewig wird das Siegeszeichen,
Ewig wird das Kreuz bestehen!

Joh. Bapt. Vogl.

Geisterfreunde.

Auch mußt du dir gestorb'ne Freunde wählen,
Lebendig in der Geister Reich,
Auf sie ist immer sicherlich zu zählen,
Zu Dienste sind sie immer gleich.
Entfloh'n des Körpers Hast,
Stört ihre Nähe nicht durch irdische Eigenschaft.

Was sie im Worte, im Gesang,
Was sie in schöner That
Gethan, erfülle dich mit edlen Eifers Drang!
Du findest Licht und weisen Rat,
Und Trost auf deinen Gang,
Wenn dich der irdische Freund allein gelassen hat.
Liebling' und Freunde wähl' aus alten Zeiten,
Bleib ihnen treu, die treulich dich begleiten.

Johannes Schrott.

Die Girandola [1].

Ehedem stieg die Girandola am Tage nach der Beleuchtung des Sankt Peter vom Mausoleum des Hadrian auf, jetzt aber vom Monte Pincio, über der Piazza del Popolo, gegen welche die Fassade dieses herrlichen Spaziergangs gekehrt ist. Man sagt, daß sie auf dem hohen Kastell einen weit prächtigern Anblick gewährt habe, und das ist wohl glaublich, weil sie von dort aus gleichsam über die Stadt selbst sich erhob. Indes macht die Girandola auch auf dem Monte Pincio immer eine über alles Vorstellen zauberische Wirkung.

Sobald der Kanonenschuß vom Kastell das Zeichen giebt, donnern

[1] Feuerwerk in Rom.

die Kanonenschläge auf dem Pincio, und es schießt rauschend und sausend, wie eine vulkanische Eruption, unvermutet und gewaltsam der Feuerstrom der Girandola hinter der Fassade des Spaziergangs hervor. Eine Riesengarbe oder eine ungeheure Palmenkrone sprühenden Feuers fliegt, von der Erde gleichsam ausgestoßen, zischend und knallend auf, breitet sich fächerartig über den Himmel aus und scheint ihn halb bedecken zu wollen. Das geblendete Auge hat nicht Zeit, in diesem Strahlenphänomen das Spiel der Einzelheiten zu verfolgen; die ganze erhabene Erscheinung rauscht nun schon zu Häupten des Betrachtenden, der am Obelisk der Piazza del Popolo steht, und indem sie sich auflöst, scheint der Himmel in Myriaden Sterne zerfahrend herniederzuregnen. Es ist kaum ein Betrachten zu nennen, es ist eine urplötzliche Flammenvision, welche dahinfährt und in kürzester Zeit verschwindet; die Erinnerung hält sie nur wie die Magie einer Traumerscheinung fest.

Die Girandola ist verschwunden — der Nachthimmel glänzt wieder von Sternen tief und klar, und die Dampfwolke wallt langsam über die Porta del Popolo. Nun beginnen einzelne Stoß- und Knallraketen hinter den Bäumen des Pincio aufzuplatzen, lichtlos und gleichsam nur als geisterhafte Ankündigungen neuer Erscheinungen. Eine knallt hinter einer der marmornen Sphinxe, welche am Eingange des Monte Pincio liegen, und indem bei diesen heftigen Schlägen einzelne Blitze aus dem Dampfgewölk aufzucken, erscheint die dunkel und geheimnisvoll hingelagerte Sphinx wie ein dämonisches Wesen, das aus der Tiefe heraufbeschworen ist. Bengalisches Feuer zündet jetzt die Fassade einer gotischen Kirche oder eines Tempels an, welcher nun mit erleuchteten Konturen, als ein Zauberpalast feenhaft über den schwarzen Pinien des Pincio schwebt. Der Tempel verlischt nach und nach; dann fliegen Raketen, Leuchtkugeln, zauberische Sterne in blauem, rotem und weißem Lichte sonder Aufhören empor und zerplatzen zum Sternregen. Ohne Ende zischen die Feuerschlangen in den Lüften und erhellen den Platz, und in dem Wiederschein all dieser sausenden Lichter steht der Obelisk des Sesostris, einst in dem fernen Heliopolis der Sonne geweiht, fremd und seltsam und zeigt die Hieroglyphen seiner wunderlichen Bilderschrift. Es ist ein ganz trefflicher chaldäischer und nekromantischer[1] Apparat für die Magie dieser Feuererscheinungen, welche die Sphinxe und der Obelisk hergeben, und aus den durchglühten Dampfwolken ragen, zauberisch beleuchtet und märchenhaft phantastisch, die Pinien und die Cypressen und die bunten und bizarren Figuren des Pincio, die Säulen mit den Schiffsschnäbeln, die melancholischen dacischen Kriegssklaven mit den phrygischen Mützen, die

[1] Nekromant = Schwarzkünstler.

speerhaltende Roma und so viele andere im Lichtnebel hervorschimmernde Marmorfiguren. Nun ist die Roma ganz von Raketen umrauscht und von Kanonenschlägen umdonnert, und ganz übergossen mit einer purpurnen Flammenglut, ein schönes Bild des ewigen Rom, welches unter allen Kämpfen der Geschichte in seiner Majestät sich behauptet hat, von der ersten Eroberung durch die barbarischen Gallier bis auf die jüngste durch ihre Nachkommen.

Ein neuer überraschender Zauber — Feuerkaskaden ergießen sich von den Seiten der Fassade den Monte Pincio hinunter: es sind rauschende, phosphoreszierende Wellen, es ist das wirkliche Getön eines Wasserfalls, es sind die Kaskaden von Tivoli — wie prächtig und wie natürlich! Auch sie sind erloschen; doch enden nimmer die Sternraketen, welche angenehm unterhalten und das Auge beschäftigen, und nun folgen wieder Feuerräder, Sprühlichter, Garben; das saust, zischt, knallt, knattert, züngelt, raschelt — die ganze Atmosphäre ist in feurigen Dampf gehüllt, und die Geister des Elements scheinen als Tausende von Feuerkoboldeu, als geflügelte Lichtdrachen, Feuereidechsen, Feuerfliegen, Leuchtkäfer, Feuerschlangen den tollsten Hexenkarneval in den Lüften zu halten, oder auf feurigen Besen durch den Himmel zu fahren. Nun wieder Stille und Nacht. Auch die Fassade der gotischen Kirche ist mit all ihren bunten Lichtarabesken ganz erloschen. Jetzt steigen neue sonderbare Wesen aus den feenhaft schwankenden Pinien und Cypressen, Lorbeer- und Blumengebüschen des Monte Pincio auf — es sind leuchtende Geschöpfe, die sich langsam erheben, es sind Fische, die allmählich aufschweben und über die Porta del Popolo den Sternen zuziehen. Diese wunderlichen Luftballons, in denen Lichter brennen, steigen zu dreien, zu fünfen, einzeln, gruppenweise aus dem Gebüsch auf und schweben nun in verschiedenen Richtungen fort, einige hoch, daß sie Sternen gleichen, andere träg und niedrig; so durchschwimmen sie das smaragdene Luftreich. Hier und da hascht ein Luftgeist einen Fisch und trägt ihn in die Weite; hier wieder fängt einer Feuer und verlodert in den Lüften. Auch diese Erscheinung geht vorüber — die letzte Salve von Kanonenschlägen donnert hinter der Roma, eine kleinere, letzte Girandola von Raketen — ein Kanonenschuß, und alles ist erloschen.

Ferd. Gregorovius.

Das taube Mütterlein.

Wer öffnet leise Schloß und Thür?
Wer schleicht ins Haus herein?
Es ist der Sohn, der wiederkehrt
Zum tauben Mütterlein.

Er tritt herein! Sie hört ihn nicht,
Sie saß am Herd und spann;
Da tritt er grüßend vor sie hin,
Und spricht sie: Mutter! an.

Und wie er spricht, so blickt sie auf,
Und — wundervoll Geschick —
Sie ist nicht taub dem milden Wort,
Sie hört ihn mit dem Blick!

Sie thut die Arme weit ihm auf,
Und er drückt sich hinein,
Da hörte seines Herzens Schlag
Das taube Mütterlein.

Und wie sie nun beim Sohne sitzt,
So selig, so verklärt, —
Ich wette, daß taub Mütterlein
Die Englein singen hört.

Friedr. Halm (Eligius Franz Jos. Freih. v. Münch-Bellinghausen).

Goldkörner.

Ach, daß so manche irren und wähnen,
Gott verlange nur Seufzer und Thränen!
Ist es uns allen ein Labsal nicht,
Seh'n wir ein offenes, frohes Gesicht?
Sollten dem gütigen Vater allein
Trübe Gesichter lieber sein?

Heinr. Baumhauer.

Führt dich das Leben auch auf rauhem Wege,
Sei doch getrost und dulde ruhig aus.
Das Ende kommt doch einstens, wenn auch träge,
Und mit dem End' Vollendung dir ins Haus;
Den rohen Demant kann nur Rauhes schleifen,
Und so wie er, sollst du zum Glanze reifen.

Joh. Friedr. Böhmer.

Hast du gethan einen thörichten Schritt,
So thu zurück ihn schnelle;
Du machst ihn nimmer gut damit,
Daß du behauptest die Stelle.

Emanuel Geibel.

Alt wirst du nicht durch Menschenkunst,
Ein graues Haupt ist Himmelsgunst;
Doch jung an Herz und Geist zu bleiben,
Die schöne Kunst magst du betreiben.

Friedr. Güll.

Die Blätter des Herbstes fallen vom Baume, aber eine treue Seele vergißt nicht, was ihr durchs Leben geholfen hat. Beda Weber.

Mancherlei für Jung und Alt ein Buch für Schule und Haus ; eine Sammlung von Lesestücken aus deutschen Dichtern und Schriftstellern der neueren und neuesten Zeit mit besonderer Berücksichtigung der reiferen Jugend höherer Bildung

Freiburg im Breisgau ; München [u.a.] 1884